This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

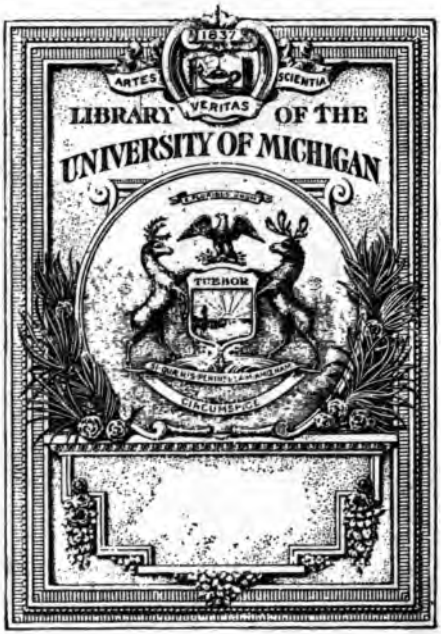
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

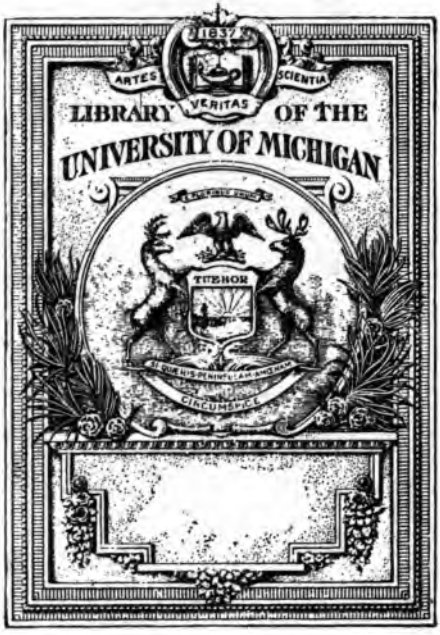
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

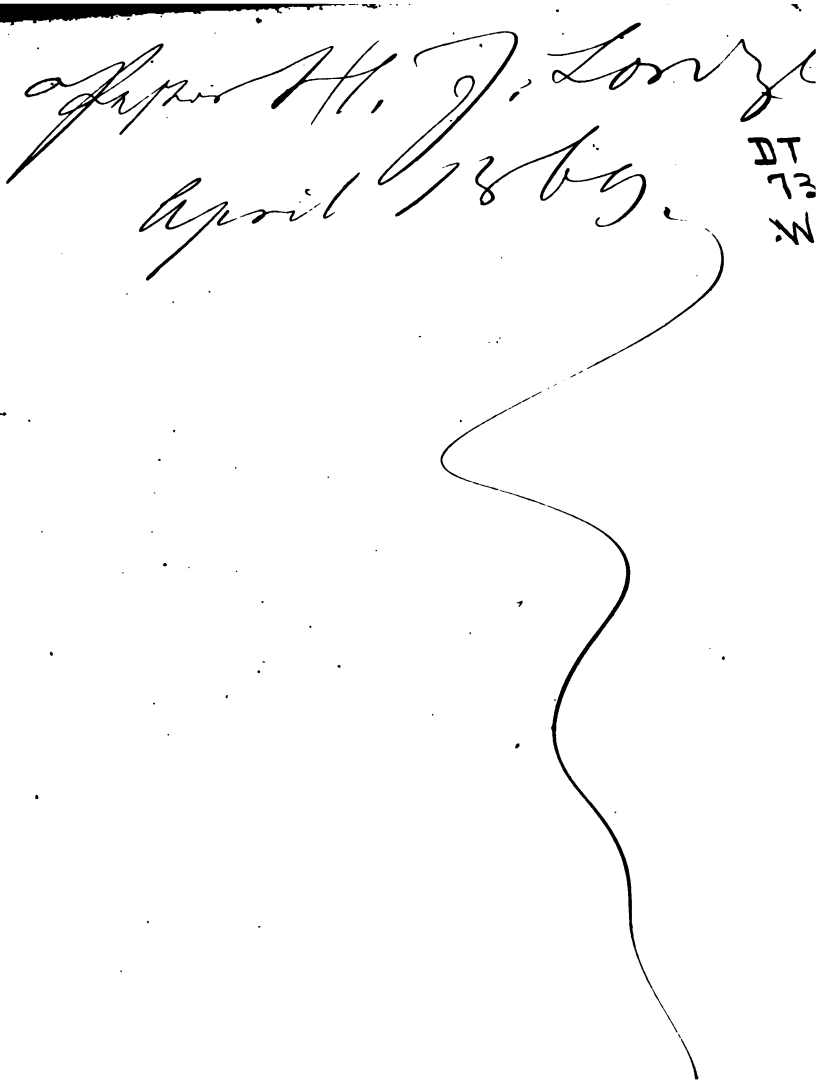
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

BUHR A
a39015 01812996


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TIBI HOC
CIRCUMSPICE

DT
73
.W



# Ein Reise-Jahr in Süd-Afrika.

## Ausführliches Tagebuch

über eine

in den Jahren 1866 und 1867 ausgeführte

**Inspectionsreise**

durch die

**Missions-Stationen der Berliner Missions-Gesellschaft**

von

Hermann Theodor 1818-1894

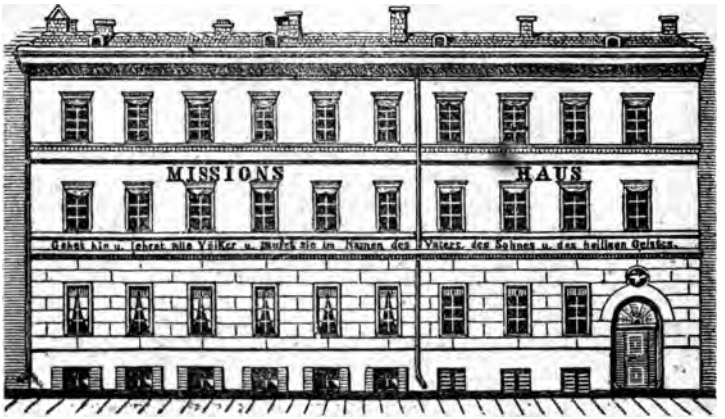
**Dr. Wangemann,**

Missions-Director.

Mit vielen Illustrationen.

**Der Gesammt-Ertrag ist für die Mission bestimmt.**

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen ist vorbehalten.




Berlin, 1868.

Verlag des Missionshauses in Berlin, Sebastiansstraße Nr. 25.

Im Buchhandel zu beziehen durch J. A. Wohlgemuth's Verlagsbuchhandlung.

Posthumus
Librarian
4-28-1923

# Erste Abtheilung.

---

# Reise durch das Missionsgebiet
der
# Cap-Colonie.

422940

# I.

## Ankunft in Africa.

Capstadt, den 17. September 1866.

Eine Landung in der Tafelbai ist für jeden Reisenden ein wichtig Ding, denn Mancher schon ist dicht davor gewesen, und nicht hineingekommen. — Nach vierzigtägigem Harren aber Land zu sehen, und noch dazu solch schönes Stück Land, wie die Umgebungen der Tafelbai, das ist auch ein Eindruck, den man erleben muß, um ihn zu verstehen.

Der Wind war endlich günstig geworden, und als ich früh 5 Uhr im Morgengrauen meine nie heimisch gewordene Cabine verließ und vom Hinterdeck aus über das Bugspriet schaute, da standen vorn schon zwei oder drei dunkle Figuren und sahen aus, wie von dem leicht erhellten Morgenhimmel die grauen Gestalten der südafrikanischen Vorgebirge sich abhoben, langgestreckte, zackichte kühne, drohende Linien. Der frische Wind blies jede Minute stärker aus dem gefürchteten Südosten. Wird er uns den Eingang in die Bai verwehren? Die Passagiere und die Schiffsmannschaften entdeckten die verschiedenen Leuchtfeuer, die sich meinem geschwächten Auge noch entzogen. Die Felsgebilde des Ufers aber verschoben sich so in einander, daß selbst der Capitain den Tafelberg nicht herausfand, und erst nach einiger Zeit den mächtigen, höchsten Felsblock grade vor uns, richtig als den Felshüter der Bai und der Capstadt anerkannte. Inzwischen röthete sich der Osten, die Felslinien wurden mit jeder Minute der Annäherung schärfer gezackt, und als die Sonne ihre ersten Strahlen auf die höchsten Spitzen warf, waren wir bereits so weit herangenaht, daß wir die einzelnen Vertiefungen deutlich unterscheiden konnten. Quer vor dem Tafelberg lagerte sich ein liegender Löwe, ein ungeheurer, langgestreckter, grünlich scheinender Berg, dessen äußerster Ausläufer zur Linken den Namen Greenpoint führt. Er trägt auf seinem Rücken ein Signalhäuschen nebst Stangen, mittelst deren den Bewohnern der Capstadt auf der andern Seite sofort unsere Ankunft bekannt gemacht wurde. Zur Rechten Lauft

dieſer Berg in ein Felſenhaupt aus, welches „Löwenkopf" heißt. Die äußerſte Spitze zur Linken bezeichnet ein Leuchtthurm, in deſſen Nähe allzeit Ueberreſte von geſtrandeten Schiffen gefunden werden. Je näher wir der Bai kamen, deſto heller leuchteten die grauen, von der Sonne vergoldeten gigantiſchen Felsgeſtaltungen des Tafelberges. Es war prachtvoll; der glühendrothe Morgenhimmel hatte unter ſich das tief dunkelblaue Meer mit den ſchneeweißen Schaumwellen und den blendenden Segeln eines einſamen Fiſcherboots oder den vorüber flimmernden Schwingen eines ſchnellen Albatros oder einer Captaube oder anderer zahlreichen Vögel; und vor uns, faſt wie eine Mauer der ruhende Löwe mit dem goldigen Grün ſeiner Abhänge und der Bergkrone des Vorgebirges, welches ſich rechts und links vom Tafelberge in unabſehbare Ferne verliert. Ein Kanonenſchuß aus einem der vielen Landhäuſer am Greenpoint, dann bald darauf das Breakwater paſſirt, und nun lag im Halbkreis, vom Keſſelgebirge umgeben, die Capſtadt vor uns, teraſſenförmig ſich aufthürmend auf die Ausläufer der drei Bergkuppen, der Teufelsſpitze zur Linken, des breit hingeſtreckten Tafelberges in der Mitte und des Löwenkopfs zur Rechten. — Nun fiel auch unſererſeits ein Schuß; die Boote kamen heran, die Anker raſſelten hinab. Der Wind hatte ſich inzwiſchen faſt ganz gelegt. Je näher wir der Stadt gekommen waren, deſto feſtlicher wurde die Umgebung; die Delphine hatten uns in dichteſter Nähe des Schiffes das Geleit gegeben, und wir ſahen deutlich, wie ſie ihren Kopf hoben, ihren Rücken mit der großen Floſſe emporhielten und dann, den Schwanz nach oben, in die Tiefe tauchten, aber nicht, wie man wohl annimmt, ſich überſtürzten. Dazu kam das Geleit der vielen Waſſervögel und endlich die Schaar der Boote, deren ich einige zwanzig zählte. Unter ihnen wurde eines mir vom alten Reiſegefährten Lawton kenntlich gemacht. Es brachte unſern lieben Agenten Schwabe und mit ihm unſern Bruder Schmidt aus Amalienſtein, der mich bei meinem Betreten des afrikaniſchen Bodens zu begrüßen gekommen war. Es währte aber noch länger als eine Stunde, bevor wir das Schiff verlaſſen konnten; die Sachen ſollten herausgeholt werden, und das Gedränge von Beſuchenden, Rudersleuten, Packknechten ꝛc. auf dem Schiffe mehrte ſich. Ich ſaß mit den beiden Freunden auf dem Deck und ſkizzirte dieſe Scene; hier die Stadt mit ihren mancherlei Kirchen, Befeſtigungen, Bollwerken und Hafenanlagen, unter denen das Breakwater ein bereits über 1600 Fuß in das Meer hineingeführter, unten einige hundert Fuß breiter Felsdamm, ſelbſt den Capſtürmen rieſig trotzt. Darüber hin folgte die baumreiche Region der Landhäuſer, und über Alles hinwegragend, der oben faſt eine grade Linie bildende Tafelberg mit ſeinen ſenkrechten Felswänden und die in zackigen Ab-

sätzen abfallende Teufelsspitze und der graziöse Löwenkopf, welcher, ähnlich wie der Lilienstein auf Bergesunterlage sich erhebend, selbst in seinem Felsen die Gestalt eines ruhenden Löwen zeigt, sobald man etwas mehr von der rechten Seite ihn anschaut.

Da das Auspacken der Sachen am Bord doch zu lange uns aufhielt, so ging ich nach etwa einer Stunde mit den beiden Freunden sofort an Land. Die schwarzen Ruderknechte zogen mächtig an, so daß wir im Umsehen das Ufer erreichten. Zehn bis zwanzig Dienstarbeiter erboten sich an der Pfahlbrücke, meinen Koffer zu tragen, theils schlaue Culis, theils gelbe Malaien, mit spitzem, sonnenschirmartigen Hut, theils plumpe Chinesen, theils Muhamedaner, am rothen Kopftuch kenntlich, theils Christen, theils Heiden, ein Gemisch aller Farben und Gesichtsbildungen mit krausem oder schlichten, aber allzeit schwarzem Haar, glänzenden Augen und Zähnen, jedoch allermeist sehr roher Gesichtsbildung.

Wir gingen durch die breiten, chaussirten, staubigen Straßen. Die Häuser sind meistens ein- oder zweistöckig, gewöhnlich mit flachem Dach; nicht allzuviel Leben, wenig Equipagen, meist nur Droschken auf zwei Rädern; die Stille unterbrochen durch Fischträger, die ihr „Hottentot, tot—tot" riefen (das ist der Name eines beliebten Fisches). Wir gingen über den Exercierplatz, auf welchem eine Heerde Ochsen mitten durch die Abtheilungen der exercirenden Rothröcke ihren Weg nahm, und gelangten nach wenigen Minuten in das kleine einstöckige Haus unseres Schwabe, dessen über 12 Fuß hohe Zimmer aus der schwülen Tageshitze heraus eine angenehme Kühlung uns gewährten. Es war ein unbeschreibliches Gefühl, nun wieder festes Land unter den Füßen zu haben und dazu das Bewußtsein, daß nun alle Unannehmlichkeiten der Seereise, wenigstens für eine Zeit lang, im Rücken liegen sollten.

## II.

### Capstadt und Umgegend.

Nachdem den Tag über gepackt und erzählt worden war, kam gegen Abend Pastor Paris ius, uns aufzusuchen; wir gingen mit ihm. Es war ein köstlicher Abend, überall das freilich nur die beiden Monate September und October dauernde frische Frühlingsgrün auf den Plätzen und unter den riesigen Eichbäumen und an den Abhängen des kleinen, vom Tafelberg herabrinnenden Bergwassers. Dazu der südliche Pflanzenwuchs, hier und dort in den Gärten Orangen, Granaten, Feigen, an den Hecken die

riesige Aloe mit ihrem 15—20 Fuß hohen Stengel, und die Kalla als Unkraut zu Hunderten wuchernd.

Parisius wohnt neben seiner deutsch-lutherischen Kirche; er versieht, ein geborner Hannoveraner, diese Gemeinde, welche von der holländisch-lutherischen erst seit einer kleinen Anzahl von Jahren losgelöst, in den Besitz einer herrenlos gewordenen, neu erbauten Kirche gekommen war. Die kleine Gemeinde hat den guten Ruf, daß viel ernste und opferfreudige Glieder in ihr sind; sie hat die Kirche für 3500 Pfd. Sterl. gekauft aus den Händen eines Herrn Morgenroth, dem dieselbe, als dem Hauptgläubiger bei der Auflösung der früheren separirten Gemeinde, als Eigenthum zugefallen war. Die Gemeinde hat die Kaufsumme bis auf 1000 Pfd. Sterl. bereits abgezahlt, erhält ihren eigenen Prediger und ist ein gutes Salz in der zum großen Theil materialistischen Capstadt.

Es war tief ergreifend, wie die Ankunft eines Bruders aus der Heimath unsern Parisius innerlich anfaßte. Ich war dort bald wie im Bruderhause.

Dienstag, den 18. September. Die Sitte der Capstadt bringt es mit sich, daß der aus Europa ankommende Fremde den Antrittsbesuch nicht macht, sondern von denen, die ihn sehen wollen, entgegennimmt. Die Tagesblätter bringen daher allzeit die Listen der angekommenen Fremden. So begrüßten mich denn an diesem Morgen jener oben erwähnte Herr Morgenroth und Dr. Bleek, der Bibliothekar. Letzterer ist der Sohn des theolog. Professors, und er beschäftigt sich besonders eingehend mit wissenschaftlicher Bearbeitung der südafrikanischen Sprachen. Er ist ein Mann, der mit seinem ermattenden Augenlicht, mit seinem vollen, nicht ganz beherrschten Haar, mit seinem sinnenden Grübeln bald den deutschen Gelehrten erkennen ließ. Er vertritt dazu die antiorthodoxe Richtung, und wird als Freund und Organ des bekannten Colenso bezeichnet. Nach ihm kamen noch verschiedene andere Besucher.

Nachdem am Vormittag die reichlich eingelaufenen Briefe der afrikanischen Brüder nebst einigen Berichten gelesen waren, wurde für den Nachmittag ein Ausflug nach Wynberg beschlossen, etwa sieben (englische) Meilen von der Stadt entfernt. Der Lord-Bischof Gray hatte gleich am Tage meiner Ankunft in freundlichem Schreiben mich zum Diner eingeladen, und Herr Morgenroth hatte ebenfalls zu seiner Campagne in der Nähe uns genöthigt. An der Station Wynberg erwartete er uns in einem Cab, auf welchem ich meinen Sitz neben dem Mohrenkutscher einnahm, um die paradiesisch schöne Gegend besser beschauen zu können.

In Folge des letzthin reichlich gefallenen Regens hatte sich das Land mit seinem schönsten Frühlingsgrün bekleidet, welches nicht nur in kleinen Wäldchen und reich mit den mannigfachsten

südlichen Gewächsen geschmückten Gärten prangte, sondern auch die langhingestreckte Felskette des Tafelberges bis zur Hälfte der Höhe mit Busch- und Laubwerk bekleidet hatte.

Gerade das Wynberg-Thal ist sehr fruchtbar, schattig und schön, und daher von den reichen Capenaren mit Landhäusern besäet; es sollen an 10,000 Leute dort draußen wohnen. Ihr Verkehr mit der Capstadt wird in neun täglichen Zügen durch eine Eisenbahn unterhalten.

In der Villa des Herrn Morgenroth überraschte mich die große Einfachheit der Einrichtung. Dieser ernst-christliche Mann war durch Adoption in Besitz eines großen Vermögens gekommen, mittelst dessen er viel Gutes für die Ausbreitung des Reiches Gottes thut; viele Missionare wissen dies zu rühmen. Er selbst ist einfach und schlicht geblieben, so daß er in den Gottesdiensten, welche Parisius alle drei Wochen in einer Capelle in Wynberg abhält, Küsterdienste gern verrichtet. In seinem Garten fand ich mancherlei fremdländische Gewächse, von denen ich gern manches Blatt getrocknet hätte. Herr Morgenroth erbot sich freundlich, dies für mich zu thun, und durch Schwabe's Vermittlung nach Europa zu senden. Zwiebelgewächse aller Art, die man zu Hause nur in Töpfen findet, wucherten wild, so daß sie selbst aus den Steigen hervorwuchsen; zahlreiche Orchideen überraschten mich durch die mannigfachste Form und Farbe.

## III.

### Bischopscourt.

Nachdem wir den Caffee eingenommen hatten, begleitete Herr Morgenroth uns auf einem halbstündigen Spaziergange nach Bishopscourt, dem Sitze des Lord-Bischofs Gray. Auch dieser Weg bot des Bemerkenswerthen manches dar. Der Silberbaum, ein nur in Süd-Afrika und auch hier fast nur in der Nähe des Caps gefundener Baum, trägt silberglänzende, lanzettförmige Blätter, deren Zähigkeit es gestattet, selbst ungetrocknet, sie als Lesezeichen zu gebrauchen. Der Suikerbosch ist ein euphorbienartig mit schönen Blätterbüscheln wachsender und fast wie die Königin der Nacht blühender straucheshoher Baum, aus dessen Blüthen ein sehr angenehm schmeckender Honig träufelt. Dazu fanden sich myrthenähnliche Sträucher aller Art, Aloe, die verschiedensten Arten Erica, eine Fülle von Knollengewächsen und von Sträuchern mit Schmetterlingsblüthen. Das Alles wucherte üppig auf grünen Hügeln, welche in ein schmales Thal abfielen,

an dessen anderer Seite die Rückwand des Tafelberges in langgestreckter Linie sich hinzog. Ich wurde vielfach an das Hirschberger Thal erinnert, nur daß es hier in der Umgebung der Capstadt weder Stadt noch Dorf giebt, sondern nur einzelne, bisweilen in Gruppen neben einander gebaute Landhäuser, und daß die Felswände des Tafelberges steiler und pitoresker abfallen, als die des Riesengebirges. Die Vegetation war so üppig, die Hecken so bunt von Blumen und Blättern, die Kletterrose stieg 20—30 Fuß hoch in die Eichen hinein, sie mit ihren großen Blumen schmückend, die Orangen strahlten so golden aus dem tief dunklen, saftigen Laub hervor, die Früchte überall von weißen Blüthen begleitet. Dazu warf die Abendsonne über das Alles einen so zauberhaften Glanz, daß wir die Aufforderung des Bischofs, noch einen Spaziergang mit ihm zu machen, gern annahmen, obwohl das Tageslicht bald erlosch.

Um sieben Uhr versammelten sich die Gäste zum Diner. Außer uns war Bischof Cotteril, General-Superintendent Dale und Archidiakonus Thomas aus Rondebosch zugegen. Der Ton in der Gesellschaft war englisch-aristokratisch, belebt und fein. Auch die Frau des Bischofs arbeitet ernst und eifrig mit, und sie betheiligt sich auch mit ihrem bedeutenden Vermögen an mancher Unternehmung für den Bau der Reiches Gottes. Für unsere Hungernden in Amalienstein hatte sie 10 Pfd. Sterl. geschickt, und jetzt eben baute sie an einer schönen Kirche in gothischem Styl. Bischof Gray war sehr entgegenkommend. Er entfaltete eine ungewöhnlich umfassende Kenntniß der Missionszustände, die er auf weiten Reisen persönlich kennen gelernt hatte; er konnte mir daher auch für meine Reise manchen guten Rath ertheilen.

Nach Tisch kehrten die Damen allein in den Salon zurück, während die Herren näher an einander rückten, um beim Glase Wein noch eingehendere Gespräche fortzuführen.

Nach dem Thee wurden wir in unsere Schlafzimmer geführt, die luxuriös ausgestattet waren mit zweischläfrigem Bett, Badeanstalt, fünf Handtüchern über einen Ständer, ausgesuchter Lectüre und sonstigem Comfort.

Mittwoch, den 19. September, machte ich bereits ½6 Uhr mit Bruder Schmidt einen mehrstündigen Spaziergang durch den Garten. Wir folgten zuerst dem Lauf eines Flüßchens, dann stiegen wir auf die Hügel, wo die Myrthen nnd Aloes und die Kalla als Unkraut wucherten, und die Pfirsiche fast wild wuchsen, und die ganze Natur uns in üppiger Fülle entgegen lachte. Bruder Schmidt sah dabei immer auf den grünen Pflanzenwuchs, insonderheit auf die kräftig aufwachsenden kleinen Fichtenwäldchen und Eichengruppen, während mein Auge über die Wipfel hinweg

die Felsen oder das ferne Meer aufsuchte. Bei meinen ferneren Reisen durch Afrika habe ich es gelernt, daß den Afrikaner ein Fichtenwald mehr entzücken kann, als die schönste kühne Felsgruppe. Die Vegetation des Wynberg-Thals ist allerdings auch einzig in ihrer Art in dem dürren Afrika. — Um ½9 Uhr versammelte sich die Hausgenossenschaft in einem zur Haus-Capelle eingerichteten Zimmer zur Morgenandacht, die nach englischer Weise aus dem Gebetbuch gehalten wurde; dann gab es noch ein Stündchen traulichen Gespräches. Der Bischoff wünschte sehr eifrig, daß das ganze Missionswerk in der Capkolonie in Einheit vollzogen würde. Freilich leuchtete ziemlich deutlich die Meinung durch, daß alle bischöflich sein sollten, so daß mir unwillkürlich das Wort jenes Mannes in das Gedächtniß kam, der da sagte: „Wie leicht ließen sich doch alle verschiedenen Meinungen vereinigen, wenn nur alle so denken wollten, wie ich." —

Um 10 Uhr gingen wir mit dem Archidiakonus zur Eisenbahnstation, während die beiden Bischöfe nach der Capstadt ritten. In dem Archidiakonus lernte ich einen feinen, scharf denkenden Mann von guter theologischer Bildung schätzen; er ist ebenfalls ziemlich hochkirchlich, ohne daß er dabei aufgehört hätte, evangelisch zu sein. Es hat mir sehr leid gethan, daß die Kürze der mir verbleibenden Zeit mir nicht gestattete, von seiner Einladung, daß ich einen Tag bei ihm in Rondebosch zubringen, und seine Missionsarbeit unter den Heiden auch kennen lernen möchte, Gebrauch machen zu können. Auf dem Wege zur Station sahen wir die halbfertige schöne gothische Kirche, zu welcher die Frau des Bischofs die Zeichnung und den größten Theil der Baugelder geliefert hat.

## IV.

### Fernere Besuche in der Capstadt.

In der Mittagstunde suchte ich in der Capstadt den Superintendent-General des Unterrichtswesens Dr. Dale in seinem Bureau auf. Derselbe ist ein ungemein wohlwollender, entgegenkommender Mann, welcher mich in das gesammte Unterrichtswesen der Capcolonie einen tiefen Blick thun ließ. Die englische Regierung will nicht, wie die preußische, das Volk bevormunden durch staatsmäßige Verpflichtung der Eltern zur Erziehung ihrer Kinder, sondern erachtet, daß die Erziehung der Kinder Aufgabe der dabei verantwortlichen Eltern selbst sei. Die Regierung will daher nur die betreffenden Bemühungen der Eltern ihrerseits

unterstützen und anregen. Sie ertheilt Rath zur Gründung neuer Schulen und gewährt, wo eine Schulsozietät sich bildet, ebensoviel Geldunterstützung, als die betreffenden aufbringen, bis zu einer gewißen Summe; für einklassige Elementarschulen 25 Pfd. Sterl. für mehrklassige bis zu 75 Pfd. Sterl., für gehobenere Schulen bis zu 200 Pfd. Sterl. jährlich. Außerdem hat sie zu billigerer Beschaffung von Lehrmitteln aller Art ein Depot eröffnet, in welchem alle Gegenstände zu der Hälfte des Ladenpreises bezogen werden können. Im Anfang hatte man das Prinzip verfolgt, für die von der Regierung unterstützten Schulen den Lehrplan genau vorzuschreiben. Da man aber hierbei auf mannigfachen Widerspruch stieß, (indem die betreffenden Schulen lieber der Unterstützung entsagten, als sich in ihrer freien Entwicklung gebunden sehen wollten), so ist dies Prinzip aufgegeben und der Superintendent-General begnügt sich mit der Aufrechterhaltung gewisser Grundlinien im Unterricht, und in der Disciplin, z. B. daß alle Kinder englisch lernen müßen, daß sie statt Mittwochs und Sonnabends Nachmittags den ganzen Sonnabend frei haben, daß sie bestimmte Ferienordung beobachten ꝛc. Im Uebrigen läßt er jede Schule gewähren, und gestattet unter andern auch den früher durch Nivellierungs-Ideen ausgeschlossenen Religionsunterricht, so daß gegenwärtig nicht wenige Schulen die Gouvernementsunterstützung angenommen haben. Wir empfangen dieselbe auch für Amalienstein und Ladysmith und Anhalt-Schmidt. — Intressant was das von Dr. Dale eingerichtete Schul-Museum, in welchem allerlei Lehr- und Lernmittel der verschiedensten Art ausgestellt sind, als Altanten, Globen, Lehrbücher, Schreibebücher, mathematische Körper, Wandbilder, Rechenmaschinen, naturgeschichtliche Sammlungen, ꝛc. so daß durchreisende Pastoren und Schullehrer hier durch die Anschauung sofort in den Stand gesetzt werden, dasjenige auszuwählen, was ihnen für ihre Schulzwecke angemessen zu sein dünkt. Dr. Dale lud uns auch ein, auf seinem Landsitz ihn zu besuchen, welche Einladung anzunehmen, leider ebenfalls die Kürze der Zeit uns nicht gestattete. — Den Abend dieses Tages brachten wir wieder im heimischen Familienkreise des lieben Parisius zu.

## V.

### Robben-Island.

Donnerstag, den 20. September, morgens gegen 10 Uhr, bestiegen wir ein kleines von der Regierung unterhaltenes Dampfschiff zu einer Fahrt nach Robben-Island. Herr Schwabe

hatte uns Freibillets verschafft. Die Fahrt war sehr schön. Bei frischem Süd-Ost schaukelte das Schiff ganz artig. Wir konnten nicht ganz heran an die Insel, der sie umgebenden Felsenriffe halber. Ein Boot kam uns daher entgegen, und wurde so weit auf das Land gezogen, bis eine Anzahl von Leuten (Irrsinnige) aus der Insel uns entgegenkamen und die Herren auf dem Rücken, die Damen auf Tragsesseln an das Ufer trugen.

Robben-Island, eine flache, sandige, kleine Insel, von allen Seiten mit Brandung und Riffen umgeben, ist Bergeort und Sammelplatz von Elend der mannigfachsten Art. Es giebt dort ein Spital für Unheilbare, eine Anstalt für Wahnsinnige, ein Siechenhaus für Aussätzige, und außerdem werden noch etliche gefangene Kafferfürsten als Sträflinge festgehalten. Von letzteren sind, nachdem die meisten entlassen wurden, nur noch Makomo, Xoxo und Seyolo übrig. Diesem Elend gegenüber wirkt gegen die Krankheiten ein Arzt, gegen die Klippen ein Leuchtthurm, gegen das sittliche Elend ein Missionar nebst Schule und Kirche auf der Insel. Wir suchten den Missionar, Bruder Küster aus der Brüdergemeinde auf, der mit der geistlichen Pflege dieser Armen betraut ist. Er und seine Frau sind aus einer gesegneten Missionsthätigkeit heraus um des Herrn willen in diese doppelt und dreifach dürre und abgeschnittene Wüste gegangen, woselbst sie wöchentlich nur ein- oder zweimal Verbindung mit dem Lande haben, und woselbst nur jetzt in der Frühlingszeit doch ein wenig Grün dem dürren Sande entsprießt, und woselbst der Verkehr mit den Wahnsinnigen, wie Bruder Küster schmerzlich bemerkte, auf die Dauer fast aufreibend ist. Seine Stellung ist um so schwerer, als der früher zum Behuf des Unterrichts angestellte Schulmeister abgegangen ist, ohne seither Ersatz gefunden zu haben. Der Einzige, mit dem er verkehren kann, ist der Arzt, der wie ein kleiner Selbstherrscher schaltet. Ob die Missionsstation dauernd in den Händen der Herrnhuter Brüder bleiben wird, ist dahingestellt, da, wie es scheint, die Episcopalen beabsichtigen, auch dieses Werk in ihre Hand zu nehmen. Wir gingen mit Bruder Küster durch die Insel, von welcher aus, je dürrer sie selbst ist, desto schöner die Aussicht auf die Capstadt mit ihren Bergen sich abhebt. —

Bruder Küster führte uns durch all dies Elend. Ich versuchte mit den armen Aussätzigen, meist Schwarzen, zu reden, die Meisten verstanden Holländisch oder Englisch. Die Weiber weinten, die Männer waren verlegen. Wie staunte ich aber, als ich inmitten dieser Schwarzen Unglücklichen, deren Einer die Hand, der Andere die Nase, der Dritte etliche Finger bereits verloren hatte, während Alle wußten, daß ein gleiches Loos sie früher oder später treffen würde, doch den leichten Weltsinn in Gestalt

von Spielkarten, einer Geige an der Wand, und zweier großer Krinolinen wiederfand. Letztere hatten sie, da sie dergleichen doch nicht geliefert bekommen, mit ihren verkrüppelten Gliedmaßen aus Holzstäben sich selbst mühsam zurecht gemacht, um doch nicht minder fashionabel zu erscheinen, als andere Leute. Freilich sorgt der Doktor-Gouverneur auch für zeitgemäße Unterhaltung; er hat in dem von ihm in Angriff genommenen neuen Prachtbau für die Kranken einen bereits fertigen Saal zum Theater umgestaltet; das Beamtenpersonal hat gespielt und die Blödsinigen und Kranken haben das Publikum abgegeben; die Bänke für die Zuschauer waren der Kirche entnommen, und als wir letztere besichtigten, noch nicht zurückgebracht. — Auf einem Spaziergang durch die Insel begegneten wir Xoxo, einem fast sieben Fuß hohen Kafferhäuptling. Bruder Küster dolmetschte. Er bat mich, ich solle seinem Sohn auf Sönneblum sagen, daß er ihn bald besuchen möchte. Dann bat er ferner, ich möchte mich bei dem Gouverneur um seine Freilassung verwenden, er werde nie gesund werden, als in der Luft seines Vaterlandes; dabei liefen ihm die Thränen über die Backen. Die andern Häuptlinge, die doch dasselbe gethan haben, als er, seien bereits entlassen, und er müsse immer noch von der Gemeinschaft seiner Familie ausgeschlossen, auf dieser wüsten Insel leben. Im Grunde habe er auch das Verbrechen gar nicht begangen, um dessentwillen er verurtheilt worden sei; die Pferde seien ohne sein Wissen auf seinen Kraal gebracht, und der eigentliche Dieb sei entwichen. Schließlich bat er um ein wenig Tabak, und sah sein Gespräch gewiß als verloren an, da ihm Küster deutlich machte, ich rauche gar nicht.

Als wir gegen 4 Uhr zur Abfahrt uns am Ufer sammelten, hatte sich der Süd-Ost zu ziemlicher Stärke erhoben, und die Einschiffung war nicht ohne komische Scenen. Die Wellen brandeten ziemlich stark, und nicht selten geschah es, daß einer der Schwarzen Irren, auf deren Rücken die Herren durch die Brandung in's Boot ritten, auf einer Klippe ausglitt, und seinen Reiter bis an die Knie eintauchte. Einer der Reiter hatte sich besonders hervorgethan, und auf dem Rücken seines schwarzen Trägers die Bewegungen des Sporneinsetzens und mit der Peitsche Antreibens zur Ergötzung der Zuschauer nachgeahmt, bis er ihnen schließlich eine noch größere Ergötzung bereitete, als der Schwarze, sei es mit Absicht oder unwillkürlich, ihn bis zum halben Leib eintauchte. — Endlich waren wir alle im kleinen Boot; es war hohe Zeit, denn die Brandung stieg mit jeder Minute, und nicht ohne Herzklopfen der Männer, Aufschreien der Frauen und Jammern der Kinder kamen wir durch die Fluthwellen zu unserem Dampfschiff. Das Boot stampfte gewaltig und nur durch Wahrnehmung des Augenblickes konnten wir das Fahrzeug erklimmen. Es handelte

ſich bei einem Auftauchen des Boots um halbe Zollbreite, ſo hätte ich meinen großen Zehen eingebüßt, der zwiſchen den Rand des auftauchenden Boots und einer Leiſte des Dampfſchiffes geklemmt wurde. Endlich legte das Dampfboot ab, aber kaum waren wir fünf Minuten gefahren, und hatten die Verbindung mit dem Lande verloren, da gab es eine neue Gefahr. Das ganze Schiff erbebte von einem zwar leichten, aber doch merklich erſchütternden Stoß. — Die Schiffsleute wurden bleich und liefen durcheinander; der eine holte das Senkblei, um es auszuwerfen. Nach einer halben Minute folgte ein zweiter Stoß, das Schiff ſtreifte über den Felſen, wir waren mitten in den Klippen. Schon ſchien es, als ſäßen wir feſt, aber die höher ſteigenden Wellen hoben uns ab. Das Senkblei zeigte uns, daß das Waſſer tiefer wurde; trotzdem erlitten wir wirklich noch einen dritten Stoß, bis wir endlich aus der gefahrvollen Lage errettet waren. Einen halben Fuß weniger Waſſer, — ſo hätten uns die Wellen nicht von der Klippe gehoben, und dann war der Schiffbruch unvermeidlich, und die Ausſicht auf Rettung ſehr gering. — Der Herr hat gnädig geholfen. Zwar wagte der Capitain bei dem höher gehenden Wellenſchlag nicht in den Hafen einzulaufen, aber ein bereits fertiges Bohlwerk nahm als Nothhafen unſer Schifflein, zwanzig Minuten von der Stadt entfernt, auf.

Nachdem wir einen prachtvollen Sonnenuntergang erlebt hatten, betraten wir dankbaren Herzens das Ufer, und erreichten mit eingebrochener Nacht das gaſtliche Haus unſerer lieben Schwabes. —

## VI.

### Der Tafelberg.

Freitag, den 21. September, frühmorgens zwiſchen fünf und ſechs Uhr, ſtand ich mit Bruder Schmidt in Zweifel und Berathung. Der Wind wehte noch aus Süd-Oſt und in ſolchem Falle ereignet es ſich bisweilen, daß die Nebel ſich auf dem Tafelberge lagern, wie ein Tiſchtuch (table-cloath Tafeltuch nennt es der Engländer) die Felswand herabhangen und den Bergſteiger in Dunkel und eiſige Kälte hüllen, aus welcher der Rückweg manchem mißlungen iſt. Herr Schwabe gab endlich den Ausſchlag, daß nach ſeiner Meinung für heute nichts zu befürchten ſei. — So waren wir denn gleich nach 6 Uhr auf dem Wege.

Die Morgenſonne beleuchtete die Felſen in wunderbarer Schönheit. Wir gingen leichten Fußes über die grünen Matten,

fanden auf Viertel-Höhe ein einsames Plätzchen, woselbst wir uns und unser Vorhaben dem Schutz des Herrn befehlen konnten, und nun ging es fröhlich und frisch hinauf. Alle die Zonen, in die das Besteigen eines höheren Berges den Wanderer führt, machten wir auch hier durch; nur daß die prächtigen Eich- und Buchwälder am Fuß des Berges fehlten, und anstatt dessen niederes Gebüsch und Haidekraut, ab und zu ein Fichtenwäldchen, mit ihrem grünen Schmuck den Frühling verkündigten. Die Blumen prangten unten in ihren herrlichen Farben, weiter hinauf kamen kleine Baumgruppen, dann ging es über die Felszacken, einen Grat entlang, bei einem kleinen Wasserfall vorbei, in eine schaurig steile Kluft, deren Felswände fast senkrecht starrten. Ein Pavian, der mit seinem Geschrei seine Genossen warnte, und ab und zu ein zirpendes Singvöglein war der einzige Laut in dieser Stille.

Nachdem zwischen den steilen Felsklippen uns der schmale Pfad über Steingeröll und Felszacken steil hinan, bis zur Höhe geführt hatte,enthüllte sich oben eine majestätische Fernsicht. Trotz der heute etwas trüben Luft sahen wir nach allen Seiten hin Vorgebirge in das Meer sich absenken und mit ihren zackigen, graziösen Häuptern weite Baien einschließen. Die Capstadt lag zu unseren Füßen aufgebaut, wie eine Stadt, die Kinder aus der Schachtel zusammengestellt haben. Der mächtige Breakwater-Damm war ein schmaler Fußsteg, die gewaltigen Dreimaster kleine Boote; Robben-Island sahen wir rings vom Meer umflossen, und von weißem Brandungsschaum umsäumt. Der Berg selbst ist oben eine Fläche, in welcher Felsgestein und sumpfiger Boden wechseln, auf dem Fels selbst aber hat überall sich das Wasser gesammelt. Da wir dem Süd-Ost immer noch nicht so recht trauten, zumal da er am fernen Meereshorizont Wolken zusammenbraute, so begaben wir uns bereits nach halbstündigem Aufenthalt sofort auf den Rückweg, um der Gefahr der Wolkenumhüllung zu entgehen.

Etwa auf halber Höhe trafen wir einen Platz, der an malerischer Schönheit alles bisher in Afrika gesehene hinter sich ließ. Eine silberhelle Quelle bricht aus dunklem, saftigen, reichen Gebüsch hervor; ein mächtiger Myrthenbaum überschattet viele mannigfach blühende Sträucher, die in einer Schönheit, wie sie nur die von Menschenhand unberührte Natur erzeugen kann, sich malerisch gruppirten, das kleine Wasserfleckchen vor der Quelle war mit blühenden, schönblättrigen Wasserpflanzen aller Art umgeben. Ueber dies in sich abgeschlossene wunderliebliche Bild hinaus, ragte der Höhe des Berges folgend, ein Wäldchen von Silberbäumen, über dieses hin andere, weidenartige Bäume, dann das immer spärlicher werdende Gesträuch der Bergabhänge, und über alles hinweg, die steilen, jähen Felsabhänge des Tafelbergs.

Einige Fuß tiefer hatten wir auf der sogenannten platten Klippe

ein ähnliches bunt belebtes Bild. Der Blick öffnet sich durch die Thalschlucht auf die Stadt und die Bai; das Wasser hat sich zu einem kleinen Becken gesammelt, dessen unterer Abhang ganz platte Felsklippen bilden. Hier kommen die Waschweiber zusammen, schwarze, braune und weiße, um die Wäsche zu spülen, zu deren Trocknung und Bleichung die platten Klippen treffliche Gelegenheit bieten. Ein anderes, nicht minder anziehendes Bild gewährt etwas tiefer unten ein kleiner ganz von Bäumen zu einer kleinen Waldeinsamkeit eingeschlossener Wasserfall. Weiter nach unten dem Laufe des Bächleins entlang, begegneten wir überall den Wäscherinnen, die, eine lange Kette bildend, das Wasser des Bergströmleins schließlich in trübes Seifenwasser verwandeln. Man hat aus diesem Grunde oberhalb der platten Klippe eine Wasserleitung angelegt, welche drei Teiche speisend, mittelst Röhren die ganze Stadt mit frischem Bergwasser versieht. —

Bald nach 1 Uhr überraschten wir unseren Schwabe beim Mittagessen. —

Nachmittags machte ich Sr. Excellenz dem Gouverneur Wodehouse meine Aufwartung. Eine silberne Mauerkelle mit maurerischen Emblemen und Inschrift lag auf dem Tisch. Der Gouverneur war freundlich, entgegenkommend und versprach, auf die Interessen der Missionsgesellschaft in Amalienstein und in Britisch Kafferland ein wohlwollendes Auge zu haben. Die neuen Verhältnisse in Kafferland konnte ich ihm nur in allgemeinen Zügen vortragen, und behielt mir vor, von Kafferland aus selbst an ihn meine speciellen Anträge zu stellen. Er versprach die möglichste Unterstützung, obgleich er freilich hinzufügte, daß ihm gegenwärtig die Hände durch die Kammern gebunden seien, ohne deren Bewilligung kein Stücklein Regierungsland fortgegeben werden dürfe. An die sämmtlichen Civil-Behörden der Colonie gab er mir einen generellen Empfehlungsbrief mit, welcher die Weisung enthielt, mich vorkommenden Falls zu den Zwecken meiner Reise nach Kräften zu unterstützen. Späterhin verabfolgte er mir auf meine schriftliche Bitte ein Exemplar der sämmtlichen Blaubücher der Colonie, mittelst deren ich mich namentlich über die Statistik der kirchlichen und Schulverhältnisse der Colonie leicht eingehend orientiren konnte. Am Abend suchte ich den Superintendenten der Londoner Missionsgesellschaft, Mr. Thomson, auf und erhielt über die allgemeinen Verhältnisse des Landes und der Mission, sowie über die beste Weise, meine Reise einzurichten, manchen schätzbaren Wink.

# VII.

## Ausflug nach Stellenboſch, Sarepta und Paarl.

Sonnabend, den 22. September, brachte uns die Eiſenbahn in 3 Stunden nach dem 50 (engl.) Meilen entfernten Dorfe Paarl. Der Weg führte zunächſt durch dürre, dürre Felder, welche indeß jetzt im Frühling nach anhaltendem Regen ebenfalls mit Sträuchern und ſchönen Blumen reich geſchmückt waren. Lieblich hob ſich aus der eintönigen Fläche der Ort Stellenboſch ab, ein großes Dorf von 3000 Einwohnern, deſſen weiße Häuſerreihen von mächtigen Eichenalleen faſt ganz bedeckt ſind. Der ſpitze Thurm der reformirten Kirche überragt beide und giebt dem unter dem Schutz eines mächtigen Felſens ſich lang hinſtreckenden Ort ein freundliches Anſehen. — Dazu gewähren die grünen Saatflächen, die namentlich an den Abhängen der Hügel wie ein neuer Fleck auf altem Kleide die Einförmigkeit der Buſchlandſchaft durchbrechen, einen freundlichen Anblick, als wären ſie Vorbote und Unterpfand für eine noch bevorſtehende allgemeine Cultur. — Weiterhin findet man ſogar kleine Wäldchen von Pappeln, Eichen ꝛc., den Stolz des Afrikaners. — All dieſe grüne Herrlichkeit war freilich nur die Folge davon, daß der den Ort durchſtrömende Bach waſſerreicher iſt, als die meiſten in der Colonie, alſo die Möglichkeit einer Bebauung größerer Strecken darbietet.

Beſonders ergiebig iſt aber in dieſen Gegenden der Weinbau; man findet oft Flächen von vielen Morgen, beſtanden mit ganz niedrigen, kaum einen Fuß hohen Weinſtöcken, die krüppelhaft ausſehen, aber gute Reben tragen. Sie werden bisweilen 80—100 Jahr alt, bevor man ſie durch neue erſetzt. In den letzten Jahren hat die Traubenkrankheit mächtig verwüſtet, und nicht wenig zu der ſeit einiger Zeit ſtark zunehmenden Verarmung des Landes beigetragen.

Gegen 20 miles weiter führte uns der Schienenſtrang in einer Stunde nach der Paarl, einem breiten, fruchtbaren, reich bewäſſerten Gebirgsthal, deſſen Name Paarl (Perle) zwiefach gedeutet wird, entweder als „Perle des Landes", oder nach den perlenartig glänzenden zwei ſehr hohen, rundlich platten Granitklippen, welche auf angeſchwemmtem Lande ruhend, den Berg oberhalb des Orts krönen, allen Theorien der Geologen gegenüber ein ungelöſtes Räthſel. Sehr elegante, ſchöne Gebäude, alljährlich geweißt, nicht ſelten mit Spiegelglasfenſtern, Comfort in den Zimmern und ſchöne Gartenanlagen draußen, bezeugen, daß die Paarl für die Co-

lonie etwa das ist, was die Danziger-Niederung oder der Oderbruch für Preußen. Dieser Reichthum des Landes ist denn auch für die Mission ausgebeutet, indem die Londoner Gesellschaft, nachdem sie auf dieser ihrer Station den Zeitpunkt für gekommen erachtete, der Gemeinde überließ, für ihre kirchlichen Bedürfnisse in Zukunft selbstständig zu sorgen. Der farbigen Gemeinde blieb freilich noch die Auskunft, sich an die reformirte Gemeinde anzuschließen; aber ihr Selbstständigkeitsbewußtsein war bereits in dem Maaße gestärkt worden, daß sie es vorzog, selbst ein Kirchensystem zu gründen. Sie kauften daher ein Bauergut, richteten das Wohnhaus zum Pastorat ein, gestalteten die alte, frühere Kirche zu einem sehr geräumigen, hellen, schönen Schulhaus um, und erbauten sich eine viel größere, neue Kirche, die an Würde und Sauberkeit und Geräumigkeit die Mehrzahl der pommerschen Landkirchen hinter sich lassen würde. Seitdem bringt die Gemeinde das Gehalt für den Schulmeister, das für den Pastor (mit 130 Pfd. Sterl.) und die sämmtlichen Kosten der kirchlichen Zwecke aus eigenen Mitteln auf. Es mögen etwa 300 stimmfähige Mitglieder sein, was auf eine Seelenzahl von 1200 Getauften schließen läßt. Die innere Kraft der Gemeinde erhält dadurch einen starken Beweis, daß auch Weiße nicht verschmähen, derselben sich anzuschließen, und daß 3 Filialstationen in der Nähe, Achter-Paarl, Kl. Drakenstein und Dal Josaphat, mit in den Verband getreten sind. Der frühere Rheinische Missionar Kolbe ist Pastor der Gemeinde; er hält in der alten Kirche der Hülfsmissionsgesellschaft einen Wochengottesdienst, der vornämlich von weißen Bewohnern des Ortes besucht wird, weil diese ihrer Mehrzahl nach doch immer noch nicht gern zu einer farbigen Gemeinde hinzutreten. — Der Ort Paarl ist auf diese Weise sehr reich an Kirchen; drei des Bruder Kolbe (die eine zum Schulhaus umgestaltet), eine der reformirten Gemeinde und eine der englisch-bischöflichen Kirche. Der reformirte Pastor van der Lingen unterhält ein Privat-Gymnasium mit etwa 50—60 Schülern; er soll Tüchtiges leisten, aber zur Erhaltung des Gymnasii auch nicht unbedeutende Zuschüsse aus seinem Privatvermögen zu machen genöthigt sein. Leider gestattete mir die Kürze der Zeit nicht, ihn aufzusuchen.

Einen wunderlichen Contrast zu dem Reichthum des Orts bildete das Lokal zur ersten Klasse einer gelehrten Vorschule, die ein Privater zu eröffnen gedenkt. Dies Lokal war nämlich ein Stall, oder weniger als das, ein Wagenschuppen mit weiter Doppelthür, ohne Fenster, auf das roheste mit alten baufälligen Tischen besetzt. Bruder Kolbe zeigte uns das Lokal als Curiosum. Aber bald darauf las ich das von dem Unternehmer veröffentliche Programm der nächstens zu eröffnenden Anstalt, in welcher durch zwei

# VII.

## Ausflug nach Stellenboſch, Sarepta und Paarl.

Sonnabend, den 22. September, brachte uns die Eiſenbahn in 3 Stunden nach dem 50 (engl.) Meilen entfernten Dorfe Paarl. Der Weg führte zunächſt durch dürre, dürre Felder, welche indeß jetzt im Frühling nach anhaltendem Regen ebenfalls mit Sträuchern und ſchönen Blumen reich geſchmückt waren. Lieblich hob ſich aus der eintönigen Fläche der Ort Stellenboſch ab, ein großes Dorf von 3000 Einwohnern, deſſen weiße Häuſerreihen von mächtigen Eichenalleen faſt ganz bedeckt ſind. Der ſpitze Thurm der reformirten Kirche überragt beide und giebt dem unter dem Schutz eines mächtigen Felſens ſich lang hinſtreckenden Ort ein freundliches Anſehen. — Dazu gewähren die grünen Saatflächen, die namentlich an den Abhängen der Hügel wie ein neuer Fleck auf altem Kleide die Einförmigkeit der Buſchlandſchaft durchbrechen, einen freundlichen Anblick, als wären ſie Vorbote und Unterpfand für eine noch bevorſtehende allgemeine Cultur. — Weiterhin findet man ſogar kleine Wäldchen von Pappeln, Eichen ꝛc., den Stolz des Afrikaners. — All dieſe grüne Herrlichkeit war freilich nur die Folge davon, daß der den Ort durchſtrömende Bach waſſerreicher iſt, als die meiſten in der Colonie, alſo die Möglichkeit einer Bebauung größerer Strecken darbietet.

Beſonders ergiebig iſt aber in dieſen Gegenden der Weinbau; man findet oft Flächen von vielen Morgen, beſtanden mit ganz niedrigen, kaum einen Fuß hohen Weinſtöcken, die krüppelhaft ausſehen, aber gute Reben tragen. Sie werden bisweilen 80—100 Jahr alt, bevor man ſie durch neue erſetzt. In den letzten Jahren hat die Traubenkrankheit mächtig verwüſtet, und nicht wenig zu der ſeit einiger Zeit ſtark zunehmenden Verarmung des Landes beigetragen.

Gegen 20 miles weiter führte uns der Schienenſtrang in einer Stunde nach der Paarl, einem breiten, fruchtbaren, reich bewäſſerten Gebirgsthal, deſſen Name Paarl (Perle) zwiefach gedeutet wird, entweder als „Perle des Landes“, oder nach den perlenartig glänzenden zwei ſehr hohen, rundlich platten Granitklippen, welche auf angeſchwemmtem Lande ruhend, den Berg oberhalb des Orts krönen, allen Theorien der Geologen gegenüber ein ungelöſtes Räthſel. Sehr elegante, ſchöne Gebäude, alljährlich geweißt, nicht ſelten mit Spiegelglasfenſtern, Comfort in den Zimmern und *ſchöne Gartenanlagen* draußen, bezeugen, daß die Paarl für die Co-

lonie etwa das ist, was die Danziger-Niederung oder der Oderbruch für Preußen. Dieser Reichthum des Landes ist denn auch für die Mission ausgebeutet, indem die Londoner Gesellschaft, nachdem sie auf dieser ihrer Station den Zeitpunkt für gekommen erachtete, der Gemeinde überließ, für ihre kirchlichen Bedürfnisse in Zukunft selbstständig zu sorgen. Der farbigen Gemeinde blieb freilich noch die Auskunft, sich an die reformirte Gemeinde anzuschließen; aber ihr Selbstständigkeitsbewußtsein war bereits in dem Maaße gestärkt worden, daß sie es vorzog, selbst ein Kirchensystem zu gründen. Sie kauften daher ein Bauergut, richteten das Wohnhaus zum Pastorat ein, gestalteten die alte, frühere Kirche zu einem sehr geräumigen, hellen, schönen Schulhaus um, und erbauten sich eine viel größere, neue Kirche, die an Würde und Sauberkeit und Geräumigkeit die Mehrzahl der pommerschen Landkirchen hinter sich lassen würde. Seitdem bringt die Gemeinde das Gehalt für den Schulmeister, das für den Pastor (mit 130 Pfd. Sterl.) und die sämmtlichen Kosten der kirchlichen Zwecke aus eigenen Mitteln auf. Es mögen etwa 300 stimmfähige Mitglieder sein, was auf eine Seelenzahl von 1200 Getauften schließen läßt. Die innere Kraft der Gemeinde erhält dadurch einen starken Beweis, daß auch Weiße nicht verschmähen, derselben sich anzuschließen, und daß 3 Filialstationen in der Nähe, Achter-Paarl, Kl. Drakenstein und Dal Josaphat, mit in den Verband getreten sind. Der frühere Rheinische Missionar Kolbe ist Pastor der Gemeinde; er hält in der alten Kirche der Hülfsmissionsgesellschaft einen Wochengottesdienst, der vornämlich von weißen Bewohnern des Ortes besucht wird, weil diese ihrer Mehrzahl nach doch immer noch nicht gern zu einer farbigen Gemeinde hinzutreten. — Der Ort Paarl ist auf diese Weise sehr reich an Kirchen; drei des Bruder Kolbe (die eine zum Schulhaus umgestaltet), eine der reformirten Gemeinde und eine der englisch-bischöflichen Kirche. Der reformirte Pastor van der Lingen unterhält ein Privat-Gymnasium mit etwa 50—60 Schülern; er soll Tüchtiges leisten, aber zur Erhaltung des Gymnasii auch nicht unbedeutende Zuschüsse aus seinem Privatvermögen zu machen genöthigt sein. Leider gestattete mir die Kürze der Zeit nicht, ihn aufzusuchen.

Einen wunderlichen Contrast zu dem Reichthum des Orts bildete das Lokal zur ersten Klasse einer gelehrten Vorschule, die ein Privater zu eröffnen gedenkt. Dies Lokal war nämlich ein Stall, oder weniger als das, ein Wagenschuppen mit weiter Doppelthür, ohne Fenster, auf das roheste mit alten baufälligen Tischen besetzt. Bruder Kolbe zeigte uns das Lokal als Curiosum. Aber bald darauf las ich das von dem Unternehmer veröffentliche Programm der nächstens zu eröffnenden Anstalt, in welcher durch zwei

Lehrer die Bildung der Söhne etwa bis zum Lesen des Cornel ꝛc. gefördert werden soll. Merkwürdig sind auch die kirchlichen Gestaltungen der völlig independenten mit keiner anderen Gemeinde kirchlich zusammenhangenden Gemeinde des Bruder Kolbe. An der Spitze derselben steht nämlich ein Presbyterium, dessen Glied auch der Pastor ist. Dieses kann aber nur die laufenden Geschäfte besorgen, und muß zu allen wichtigeren Angelegenheiten (z. B. bei der Frage des Eintritts eines neuen Gemeindegliedes) die Gesammtgemeinde zusammenberufen. Der Pastor also kann einen Heiden unterrichten und taufen auf eigene Hand, aber nicht den Getauften zum heiligen Abendmahl zulassen, bevor die Gesammtgemeinde ihre Zustimmung gegeben hat. Letzteres geschieht nach vorhergehender, ernster Berathung, bei welcher jeder Einzelne in der Gemeinde seinen Widerspruch geltend machen kann, auf Vorschlag und Zeugniß einzelner Glieder. —

Es würde durchaus falsch sein, nach dem Vorgange von einzelnen, in reicher Gegend gelegenen Orten wie Stellenbosch, Paarl, Worcester, auch an andere Stationen die Anforderung zu stellen, die Kosten der Kirchenerhaltung völlig selbst zu bestreiten. In der Paarl nämlich kann jeder Farbiger sein noch so kleines Grundstück hoch ausnutzen, oder wenn er bei den Bauern auf Arbeit geht, leicht seine 3—5 Schilling pro Tag verdienen, während in anderen Gegenden, z. B. Amalienstein, das Tagelohn durchschnittlich kaum auf einen halben Schilling pro Tag kommt. — In der letzten Zeit freilich hat die Wohlhabenheit der Paarl auch bereits bedeutend abgenommen; die Eisenbahn hat die erhofften Vortheile nicht gebracht, die Produktion des Weines hat durch die Rebenkrankheit bedeutend abgenommen, und die Verkaufspreise sind bei der auf den mehrjährigen Schwindel in der Handelswelt folgenden Ernüchterung der letzten Jahre bedeutend gesunken, so daß die Klagen über schlechte Zeiten zunehmen. — Trotzdem gewährte ein Blick in das weite, reich gesegnete Thal von einer von uns erstiegenen Anhöhe herab einen sehr lieblichen Anblick, und einen Beweis, daß Gottes segnende Hand hier sehr freigebig gewesen ist.

Abends 4 Uhr fuhren wir nach Stellenbosch zurück, woselbst uns der rheinische Bruder Terlinden mit seinem Fuhrwerk am Bahnhof erwartete, und uns in sein Haus einholte, das er mit der brüderlichsten Herzlichkeit als unser eigenes anzusehen uns aufforderte. Dasselbe ist groß und geräumig, und comfortabel eingerichtet, wie ein herrschaftliches Haus. Er hat es von seiner wohlhabenden Frau geerbt. Nun findet der liebe Bruder seine Freude darin, allen durchreisenden christlichen Freunden die herzlichste Gastlichkeit zu erweisen. In seinem Garten zog besonders ein schöner großer Camelienbaum meine Aufmerksamkeit auf sich. An seiner Zweige einen hing ein Zweiglein der Pflanze, die die

Bauern Kannitdot nennen. Wenn man von derſelben ein Zweiglein abbricht und an einem Faden in freier Luft aufhängt, wächſt dieſelbe fröhlich weiter und blüht und treibt weitere Ableger in der Luft. Dieſe blühte gerade mit einer ſehr lieblichen Blüthe.

Bald nach unſerer Ankunft kamen die Brüder Alheit, Lückhof und Hahn, ſowie der Superintendent Ritter, um uns zu begrüßen, und wir wurden ſehr bald warm in dem herzlichen Bruderkreiſe. Da außer den Genannten ein ſehr wackerer und ſtrebſamer reformirter Prediger, Netling, im Orte iſt, dazu zwei Profeſſoren des theologiſchen Seminarii, Murray und Hofmeyer und außerdem die Lehrer des Gymnaſii, ſo fehlt es in dieſem, etwa 3000 Seelen zählenden Dorf nicht an Gelegenheit zu reichem theologiſchen und geiſtlichen Verkehr. — Auf dem großen Platz vor Terlindens Wohnung ſteht zur Rechten die ſehr geräumige Miſſionskirche, ihr gegenüber die engliſch-biſchöfliche; etwas ferner die lutheriſche, von Pariſius erbaute, die aber ſeit einigen Jahren unbenutzt geblieben iſt, und nach der anderen Seite hin die ſehr geräumige, geſchmackvoll ausgeführte reformirte Kirche des Paſtor Netling — vier Kirchen in Einem Dorf. —

Sonntag, den 23. September, wohnte ich dem erſten Gottesdienſt in einer Miſſionskirche bei. Die Kirche war ſehr gut angefüllt, mit etwa 800 Beſuchern, meiſt Farbigen und wenigen Weißen; aber auch die Farbigen ſchattirten immer mehr nach der weißen Farbe hin. Es war mir überaus erquicklich, die alten deutſchen Kernlieder, wenn auch nur in holländiſcher Ueberſetzung, ſo doch nach den alten, lieben Melodien, aus dem Munde der geweſenen Heiden ſo lieblich und wohlklingend ſingen zu hören, wie ſelten in einer europäiſchen Gemeinde; dazu dieſe andächtigen, theilnehmenden Geſichter, dieſe gefüllte Kirche, aus der nicht leicht ein einziges Gemeindeglied zurückbleibt. — Mir wurde doch ſo wunderbar warm um's Herz, obgleich ich auch für die abgeleſenen Gebete und Predigt des anglikaniſchen Gottesdienſtes der letzten ſechs Sonntage herzlich dankbar bleiben konnte. Der Altardienſt des Bruder Terlinden beſtand außer dem längeren, auf alle Gebiete kirchlichen Lebens ſich beziehenden Gebete, aus der Vorleſung der zehn Gebote des Glaubens und des Vaterunſers nebſt eingelegten, von der Gemeinde geſungenen Liederverſen. Das Ganze war nicht gerade liturgiſch korrekt geordnet, aber doch innerlich ſehr erfriſchend. Die Predigt des Bruder Terlinden über Pſalm 51, 19, war ſchlicht und aus der Erfahrung heraus gewachſen. — Nachmittags predigte Bruder Schmidt über die Epiſtel Epheſer 4 ernſt, wohl ſtudirt, praktiſch, den Bedürfniſſen der Gemeinde entſprechend, auf den Text tief und geſchickt eingehend, mir ſehr lieb und erbaulich. Abends 7½ Uhr hielt ich vor der gedrängt vollen Kirche eine Anſprache über 2. Cor. 13, 11—13.

welche Br. Alheit sehr geschickt dolmetschte, da ich mich noch nicht getraute, öffentlich holländisch zu sprechen. — Dem Herrn sei Lob und Preis, der mir gestattete, zum ersten Mal in einer Heidengemeinde seinen heiligen Namen zu bekennen. —

Montag, den 24. September, fuhren wir früh mit Bruder Terlinden zu dem etwa drei deutsche Meilen entfernten Sarepta, einer rheinischen Missionsstation mitten in den dürren Sanddünen. Der Weg war prächtig. Fast die ganze Zeit über klang in meiner Seele das Wort: „Schauet die Lilien auf dem Felde an, wie sie wachsen; Salomo in seiner Herrlichkeit ist nicht bekleidet gewesen, als derselben eines." Immer neue, immer schönere Blumen forderten uns auf, die Karre anzuhalten, auf welcher ich meinen Sitz neben dem Kutscher genommen hatte; und im Umsehen war ein Strauß gepflückt, so reich, so schön, wie ihn jemals ein Gärtner aus seinem Treibhaus zusammengestellt hat. Und all diese Herrlichkeit wuchs in der Wildniß, in welcher hier ein langbeiniger Sekretär im bunten Gefieder, dem Storch ähnlich, aber mit gekrümmtem Schnabel, — den Farbigen ein heiliger Vogel — gravitätisch einherschritt, die Schlange aufsuchend, die er demnächst zu würgen gedachte —, dort über einem kleinen Wasserteich an schwanker Baumruthe eine Anzahl Finken ihr schwebendes Nest sicher aufgebaut hatten, dort an einem Bergabhang ein einsamer Hottentotte sein rohes Lehmhäuschen errichtet und daneben der Wildniß ein kleines Gärtchen abgerungen hatte. Weiterhin folgte eine Strecke dürren Sandes, begrenzt von einer Reihe 15 Fuß hoher Sanddünen, an deren Längenausdehnung sich ein schmaler, etwas fruchtbarerer Streifen hinzieht; dieser letztere, welcher wiederum einer Anzahl einsamer Hottentottenfamilien Gelegenheit bietet, ihre Gärten dichter neben einander zu legen, ist das Feld der Missionsstation Sarepta. — Da sah es freilich sehr ärmlich aus. Die Häuser der Farbigen, sehr niedrige Hütten, das Haus des Missionars eine ebenso niedrige Hütte, die Kirche nur wenig sich von den übrigen Gebäuden auszeichnend. Nur die schönen Bäume rings um die Häuser her, die Goldweiden und die Cypressen, machten uns aufmerksam, wohin wir unseren Blick aus der Ferne zu richten hätten. Dazu war die nächste Umgebung dürrer, tiefer Flugsand, der nicht ahnen ließ, wie fruchtbar die schmale Bodenstrecke unter den Dünen ist.

Noch nicht lange ist es her, da hat in der ganzen Gegend ein einziges kleines Hottentottenhäuslein gestanden, mit 2—3 kleinen Zimmern; darin wohnte eine farbige Wittwe, die, nachdem sie zum Glauben gekommen war, ihr Haus zum Versammlungsort für die in der Umgegend zerstreut wohnenden Farbigen darbot, so daß Missionar Esselen aus Stellenbosch hier einer kleinen Anzahl von ihnen *einen regelmäßigen* Gottesdienst hielt. Damals betete die arme

Schwarze vielfach, der Herr möchte geben, daß in dieser Wüste eine eigene Kirche erbaut werde und ein eigener Missionar wohnen möchte. Das Gebet war nach Menschen Gedanken durchaus thöricht; wer sollte in dieser Einöde wohnen wollen? aber vor Gottes Augen war es angenehm und erhört. Denn nicht lange, so baute Bruder Esselen dort wirklich eine Kirche und wiederum nach einigen Jahren, als die Wittwe starb, kaufte Bruder Terlinden, Esselen's Nachfolger, das Haus der Wittwe und richtete es zur Missionarswohnung ein; das Grundstück der Wittwe wurde, in kleine Parzellen getheilt, an Farbige ausgegeben, gegen eine Miethe von jährlich 36 Schilling; dieselben bauten sich ihre kleinen Lehmhäuser an; das Gouvernement gewährte als grant ein Weidefeld für die Stationsbewohner, und so entstand vor einigen Jahren die Station Sarepta, mitten in einer Sandwüste durch das Gebet einer gewesenen Heidin.

Auf ihr arbeitet gegenwärtig frisch und fröhlich im Herrn der Missionar Rath, derselbe, welcher in der Wallfischbai vor seinen eigenen Augen seine Frau mit zwei Kindern ertrinken und zwei andere Kinder in seinen Armen von den kalten Wellen erstarren sah und selbst nur wie durch ein Wunder dem Schiffbruch entgangen ist. Seine jetzige Gemeinde besteht bereits aus einigen Hundert Getauften und seine Wirksamkeit erstreckt sich auch in weitere Ferne hinaus auf die Bauernplätze und die dort wohnenden Farbigen. Seine Missionarswohnung ist das durch die Gebete jener frommen Wittwe geheiligte kleine Hottentottenhüttchen, an dessen sechs Fuß hoher Decke er, wie er bemerkte, sich doch noch nie den Kopf gestoßen habe. Also erbaut der HErr seine heiligen Wohnungen in der Wüste. — Unweit des Hauses steht nun auch ein Schulhaus, in welchem ein farbiger Schulmeister (mit 75 Pfd. Sterl. Gehalt) angestellt, zum mindesten dasselbe leistet, was vor 25 Jahren in Europa in den besseren Dorfschulen geleistet wurde. Ich hatte meine große Freude, die Kinder dort versammelt zu sehen. Sie hatten sich einen ziemlichen Schatz von Bibelsprüchen angeeignet, konnten die vornehmlichsten biblischen Geschichten ziemlich geläufig erzählen, lasen Englisch und Holländisch ziemlich fertig, die Reiferen rechneten kleine Regeldetriexempel (freilich nur auf der Tafel, denn das Kopfrechnen will durchaus nicht in den Kopf dieser Farbigen, der eine selbständige Denkarkeit nicht leicht übernimmt); nur die Handschriften waren minder fest und sauber, als ich sie in andern Schulen später gefunden habe. Rührend war es mir zu sehen, wie auch kleine zweijährige Kinder mit in die Schule gebracht worden waren, und theils still an der Erde hockten, theils von ihren älteren Geschwistern auf dem Arme getragen wurden. Ein neunjähriges Mädchen, das zum Lesen aufgefordert wurde, hatte in dem einen Arm ihr Brüderchen, in der andern Hand

ihre Fibel, aus der sie las. — Am Abend suchte ich in Stellenbosch den reformirten Prediger Nethling auf, einen von den vier Moderatoren, in deren Hand die Oberleitung von Zoar ruht. Derselbe sprach unumwunden seine Meinung dahin aus, daß es besser sei, wenn Zoar wieder an Amalienstein käme, seine drei Collegen seien mit ihm einerlei Meinung und wenn ich ebenso dächte, so handele es sich nur um den besten Modus der Wiedervereinigung. Das Missionsfeld sei groß genug, daß sie anderweitig Arbeit fänden, dazu könnten sie vom Gouvernement einen grant auf das Feld nicht definitiv erhalten, ohne einen solchen aber lohne es sich nicht für sie, gerade diese Station besonders festzuhalten; die geschichtlichen Verhältnisse, sowie die Nähe der Stationen machten es unnatürlich, die Scheidung aufrecht zu erhalten ꝛc.

Wenn der Herr Gnade giebt, so ist der Zeitpunkt vielleicht nicht fern, daß wir Zoar wiederbekommen! Möchte es ihm gefallen, diese immer noch nicht ausgenarbte Wunde also zu heilen.

Dienstag, den 25. September, gingen wir abermals zu Nethling, der uns gern seine neu erbaute, schöne Kirche zeigen wollte. In derselben ist besonders eine aus massivem Mahagoniholz geschnitzte Kanzel von künstlerischem Werth. Der Baumeister und Künstler, ein deutscher Handwerker (Namens Heger, wenn ich nicht irre), war zugegen und stieg mit uns auf den Thurm, dessen Balkenwerk besonders sinnreich construirt ist. Dann besuchte ich das Gymnasium, welches, obgleich nur drei Klassen mit drei Lehrern umfassend, dennoch durch die Länge der in den Klassen zuzubringenden Zeit schließlich seine Schüler bis in die schweren Classiker und im Ganzen zur Absolvirung des den Gymnasien in Europa gesteckten Ziels führt.

Das theologische Seminar hatte gerade Ferien; ich konnte daher nur die auch die Anfänge einer Bibliothek in sich fassenden schönen Lehrräume besuchen. Bruder Nethling berichtete mir, daß alle theologischen Hauptfächer durch die beiden Professoren in einer Gründlichkeit behandelt würden, daß in dieser Anstalt ein Ersatz für die Universitätsbildung dargeboten sei. Die beiden Professoren scheinen nach Allem, was ich hörte, lebendige, frische Kräfte zu sein. Die rheinische Missionsgesellschaft hat in Stellenbosch auch noch Erziehungsanstalten für Missionarskinder (Knaben und Mädchen) errichtet, welche den Eltern das Weggeben ihrer Kinder nach Europa ersparen sollen. Ich besuchte das Mädcheninstitut, in welchem außer zehn Missionarstöchtern noch fünfzehn Kostgängerinnen und fünfzehn Tagesschülerinnen waren.

Sehr vortheilhaft präsentirte sich mir die vierklassige Missionsschule, die von fünfhundert farbigen Kindern besucht wird, von welchen gegenwärtig zweihundertfünfzig täglich zum Unterricht *kommen, weil* der Hunger und die Noth viele zurückhält, und der

Besuch durchaus freiwillig ist. Die Eltern bezahlen das Schulgeld gern, manche mehr, als den geforderten Satz. Die Kinder waren im Alter von zwei bis drei Jahren ab gekommen, und grade die Klasse der Kleinen zeigte viel Lust und Leben und Frische beim Unterricht. Der Gesang der Kinder wurde mehrstimmig, sehr rein und mit lieblicher Stimme ausgeführt. Ueberrascht und tief ergriffen wurde ich, als die farbigen Kinder, zum Theil noch ungetaufte Heiden, mir bei meinem Weggehen in deutscher Sprache das: „Zieh in Frieden deine Pfade" nachsangen.

Zum Abendzuge begleiteten mich sämmtliche Brüder, unter ihnen auch Superintendent Ritter, welcher mir über seine Besuchsreise zu den Namaqua und die äußerliche Gestaltung der von ihm besuchten Stationen, über Gehaltsverhältnisse ꝛc., brüderlich und freundlich Auskunft ertheilt hatte, zum Bahnzuge, mittelst dessen wir mit einbrechender Dunkelheit die Capstadt wieder erreichten. Die Stunden des Abends benutzte ich dazu, um von meinen Dampfschiff-Reisegefährten, dem alten Lawton und dem jungen, frischen Cartwright, sowie von Henry Smith Abschied zu nehmen.

## VIII.

### Noch ein Tag in der Capstadt.

Mittwoch, den 26. September, folgte ich mit Bruder Schmidt einer Einladung des Londoner Missions-Superintendenten Thomson zum Frühstück. Wir gingen dann mit einander nach Sonneblum, einer früheren Farm, die von dem Bischof Gray angekauft und zu einer Bildungsschule für junge Kaffern umgestaltet ist. Ich fand dort neunzehn junge Kaffern, zumeist Söhne von Häuptlingen (Umhala, Sandili, Xoxo) ꝛc., auch drei Mädchen. Die jungen Leute waren zum Theil neun Jahre aus ihrer Heimath, sie lernten Latein, Arithmetik, Geographie ꝛc., und wurden von dem Lehrer Ellis als begabte Jünglinge bezeichnet, mit deren sittlicher Haltung er sehr zufrieden sei. Auch die Mädchen machten einen guten Eindruck; eine derselben war bereits zur Lehrerin ausgebildet. Die Jünglinge werden nur je einen halben Tag lang mit Lernen beschäftigt, den andern halben Tag werden sie in Handarbeiten, wie Schuhmacherei, Tischlerei, Schneiderei ꝛc. unterwiesen. Die großen Räume der früheren Farm gewährten nicht nur für Schlaf-, Wohn- und Lehrzimmer, sondern auch für eine Kapelle mit farbigen Glasfenstern und von den jungen Kaffern sehr zierlich gothisch geschnitzten Bänken, mehr als aus-

reichenden Raum. Die praktischen Engländer haben mit richtigem Takt es herausgefunden, daß man die Kaffern ganz aus ihrer Umgebung heraus in ein fern gelegenes Land versetzen muß, wenn man sie civilisiren will. Freilich gegen die eine Gefahr, daß nämlich solche junge Leute, aus der freien Natur in das geschlossene Lehrzimmer versetzt, leicht schwindsüchtig werden, hatten sie auch kein Mittel. Wir sahen in einem Wohnzimmer einen solchen schwarzen Jüngling, mit mildem, frommen Angesicht, dem aber der Tod auf der Stirn geschrieben stand. Die übrigen machten einen frischen Eindruck und schienen nicht unbegabt zu sein; sie behaupteten auch, sich auf der Anstalt wohl und heimisch zu fühlen. Weiter besuchten wir die vierklassige Missionsschule von Thomson, in welcher zur Ersparung von Lehrkräften die lankasterſche Methode angewandt wurde. In dem großen Lehrzimmer werden auch Gottesdienste für Farbige gehalten, und von ihnen recht zahlreich besucht.

Weiter führte uns Thomson zu Adam Kock, dem bekannten Griqua-Häuptling aus Nomansland, dem Sohn des alten Adam Kock, welcher uns das Grundstück Bethanien geschenkt hat. Er war etwas finster und griesgrämig, wurde aber im Laufe des Gesprächs ziemlich freundlich; er hatte sichtlich zuerst geglaubt, daß ich, weil ich mich bei ihm hatte anmelden lassen, etwas Wichtiges von ihm wolle. Er schien mit den Missionaren der englischen Gesellschaft ebensowenig zufrieden zu sein, als sie mit ihm, versicherte, daß er für die geistliche Pflege seines Volkes lebhaft besorgt sei, und sich, wenn die Londoner ihm nicht bald einen neuen Missionar sendeten, an eine andere Missionsgesellschaft wenden werde. Er wußte um die verschiedenen Missionsunternehmungen im freien Kafferland gut Bescheid, gab mir Rathschläge, wie ich reisen müßte, falls ich durch Frei-Kafferland nach Natal ginge, und lud mich ein, ihn in seinem Lande zu besuchen, da ich nur eine Tagereise weit von ihm vorbeikäme.

Auf der Bibliothek sah ich in dem naturhistorischen Museum, welches in dem Bibliothekgebäude aufgestellt ist, fast alle Thiere Süd-Afrikas.

Von hier aus verließ mich Thomson, nachdem er einem alten Geistlichen (ich glaube Dr. Adamson) mich mit der Bitte übergeben hatte, mich in den an die Bibliothek anstoßenden botanischen Garten zu führen. Da er mich dem Garten-Inspector Dr. Mac-Gibson vorstellte, benutzte ich diese neue Bekanntschaft, um Sämereien zu erbitten, die ich unterwegs an die Brüder austheilen könnte. Ich erhielt am Abend an 150 Packete von Saamen für Holz-Anlagen, Gemüse, Blumen ꝛc., die den Brüdern hoffentlich willkommen sein werden. Der botanische Garten selbst war für mich sehr interessant, weil er mir alle südafrikanischen Gewächse, in sehr vollkommen

ausgebildeten Exemplaren in großer Reichhaltigkeit zeigte. — Am Nachmittag gingen wir bei dem weit ausgedehnten mohamedanischen Kirchhof vorbei (dessen zerfallene Gräber einen sehr tristen Eindruck machten) nach dem Leuchtthurm und dem Felsenriff-Ufer, an welchem noch die Trümmer des im vorigen Jahre gestrandeten „Athens" und anderer Schiffe zu Tage lagen. Der Athens war gerade einen Tag, bevor fünf unserer neuausgesandten Brüder ihn besteigen wollten, mit Mann und Maus untergegangen. Auf dem Rückweg besuchten wir die colossalen Arbeiten des Breakwater, zu welchem ungeheure Docks mittelst Dampfmaschienen aus dem Felsen 40 Fuß tief herausgesprengt wurden, während die also gewonnenen Felsblöcke auf einer Eisenbahn in den bereits 1600 Fuß langen Damm transportirt werden, durch welchen den Schiffen ein Schutz gegen den verherenden Nord-West gewährt werden soll.

Am Abend gab es einen schweren Abschied von den lieben Parisius, namentlich war die Frau sehr bewegt und weinte. Ein sechszehnjähriges einsames Leben in Afrika ist wohl eine schwere Lebensführung.

## IX.

### Reise nach Gnadenthal.

Donnerstag, den 27. September, begleitete uns der alte liebe Schwabe nach der Eisenbahn, denn unser Weg ging nun vorwärts gen Gnadenthal. — Auf dem Bahnhaf gab es eine spaßhafte Scene; eine ächt afrikanische Bauernfamilie kehrte, sichtlich von ihrem ersten Ausflug nach dem Cap, wieder heim. Diese hochstämmigen, gewaltigen Gestalten, diese polternde, kreischende, Stentorstimme von Mann und Weib, die mit den Eisenbahnbeamten wie mit Sclaven sprachen, diese Ur-Roheit erregte allgemeines Aufsehen und Gelächter. Auf der Station Erst-Revier, bis wohin uns unser freundlicher Herr Morgenroth begleitet hatte, verließen wir die Bahn, um den Passagier-Karren nach Caledon zu besteigen. —

Der zweirädrige Passagierkarren trägt auf Druckfedern einen Wagenkasten mit drei Sitzbänken, welche, obschon eigentlich nur für zwei Personen berechnet, doch ihrer drei aufzunehmen bestimmt sind. Außerdem sind Koffer und Reisetaschen der Passagiere noch zwischen deren Beinen unterzubringen, soweit der Platz unter dem Sitz nicht ausreicht. Hieraus mag man entnehmen, welchen Grad von Comfort solche Compressionsmaschine darbietet. Wir waren glücklicher Weise nur unser sieben auf dem Karren, und eben so glück-

licher Weiſe hatte eine Dame ihr ſämmtliches Gepäck vergeſſen, ſo daß nur auf einer der 3 Bänke drei Perſonen ſaßen. Die lebhafteſte Imagination hätte aber auch ſchwerlich noch den Platz für eine achte Perſon, oder für einen einzigen neuen Reiſeſack ausfindig gemacht. Und dieſe „Paſſagierkarre" gilt noch für ein ganz acceptables Improvement, und für eine Bequemlichkeit, die man ſehr füglich genießen kann, um die unerſchwinglich theuren Preiſe des Privat-Fuhrwerks zu erſparen. Mit leidlichem Humor fügte ſich jeder von uns ſieben Unglücklichen in das Unvermeidliche, und hielt trotz Lähmung, Erſtarrung und drohendem Krampf geduldig Arme und Beine in der nach dem Einſteigen eingenommenen Poſition, bis die nächſte Station ihnen auf eine Zeit lang Gelegenheit zu freierer Bewegung verſchaffte. In Sommerſet-Weſt war der erſte dieſer glücklichen Ruhepunkte. Bald ſtand das Frühſtück auf dem Tiſche; der Poſtillon wartete, bis wir ſatt waren. Ich probirte meinen Revolver und traf glücklich einen Baum auf 15 Schritt Entfernung. Dann ging es ſchnell vorwärts, zuerſt durch die Ebene, dann einen hohen Paß hinauf, von deſſen Steigung und Gipfel wir einen ſchönen Rückblick hatten auf die Ebene und hinaus in die Vorgebirge und in die blauen Baien (Simonsbai und Tafelbai) die von ihnen eingeſchloſſen werden. Da, wo die Straße oben in das Land hinein umwendet, nahm ich nicht ohne Bewegung Abſchied von den drei liebgewonnenen Bergen der Capſtadt, und bald befand ich mich auf einer weiten dürren ſteinigen faſt unfruchtbaren Hochfläche, welche nur nach der Landſeite zu ſich ſanft ein wenig abdachte. Aber auch dieſe Fläche hat man ſich nicht als eine Ebene zu denken, ſondern es iſt wellenförmiges Felsterrain, aus welchem theils kahle Felsklippen mit Steingeröll aufſteigen, theils hier und da, wo eine der ſeltenen Quellen rieſelt, ein Bauerhof auftaucht. Bisweilen kann man ſtundenlang fahren, ehe man ein bewohntes Haus oder ein weidendes Stück Vieh antrifft. Dieſe Parthieen des Felsgerölles aber ſind die eigentlichen Waideplätze; ſie ſind mit Rhenoſterbüſchen beſtanden, die meiſt zum Brennholz allein verwendbar ſind. Aber zwiſchen dieſem Geſträuch finden ſich ganz zerſtreut hier und da eßbare Kräuter, die das Vieh ſucht, obſchon auf einer Quadratmeile oft kaum für 50—60 Haupt genug ſich findet. Urbar machen und bebauen aber läßt ſich das Land nur an den Stellen, wo die fleißige Hand des Bauern das Felsgerölle entfernt hat, und wo zugleich Quellwaſſer genug iſt, um den fertig gemachten Acker zu bewäſſern. Der afrikaniſche Boden unterſcheidet ſich von dem europäiſchen gemeinhin ſo, daß während in Europa je tiefer man gräbt, deſto naſſer es wird, in Africa hingegen das Land bei tieferem Graben immer nur dürrer wird. Deshalb müſſen in der Regel alle Pflanzen künſtlich bewäſſert werden,

und der Werth des Landes bemißt sich nicht nach der Morgenzahl, sondern nach der Quantität des vorhandenen Wassers und der Möglichkeit, es auf das Land zur Berieselung zu leiten.

Auf unserer heutigen Hochfläche waren nun fast keine Quellen, darum dürrer wüstenhafter Tod weit hinaus. Von den Bauerplätzen waren einige recht schön bestellt, und der Bildungsstand ihres Bewohners war der Regel nach schon von außen zu erkennen, je nachdem er sein Haus geweißt hat, oder es in gelben halb verfallenden Lehmmauern stehen läßt. In den eigentlichen Flußthälern steigt die Vegetation oft zu üppiger Fülle; das Palmit, eine Art Schilf, welches palmartig wächst, und eine Fülle von blühenden und grünenden Kräutern und Sträuchern zieht sich durch ganze Thäler hin; besonders auch findet man die Kalla blühend, die man hier zu Lande mit dem prosaischen Namen der Schweineblätter benennt, weil sie Futter für Schweine ist.

Unser Weg führte uns bisweilen die gewundenen Linien eines Thals entlang, bald hunderte von Fußen hinauf und hinab, bald durch Kloofe an schwindelnden Abgründen vorbei. Unser Kutscher hieb nach afrikanischer Weise auf die Pferde gerade bei den steilsten Bergen am schärfsten ein, so daß die armen Thiere, deren ihrer zwei die ganze Last zu ziehen hatten, oft ganze Strecken steilen Weges in Carriere zu machen hatten. Dies verhinderte sie aber nicht daran, daß sie nach einer Station von 3 Stunden oder 4 deutschen Meilen am Ende noch durchzugehen versuchten. Für solchen Postdienst werden freilich auch allzeit die härtesten und unbändigsten Thiere ausgesucht, deren Wildheit bei den steilen Abhängen den Reisenden nicht selten in Schrecken setzt.

Endlich kamen wir bei der Mittagsstation an, einem durch hohe Eichen und Blaugummi-Bäume gekennzeichneten Platz. Der schwarze Postillion hatte sofort in mir den alten Schulmonarchen ausgewittert, denn er forderte mich auf, seinen Neffen, der eben bei den Pferden beschäftigt war, zu examiniren, um mich selbst zu überzeugen, daß er für den Pferdedienst zu Schade sei und sicherlich besser als Schulmeister verwerthet werden könne.

Die Sonne war bereits untergegangen, als wir nach einer Fahrt von 75 (engl.) Meilen das Dorf Caledon erreichten. Wir kehrten in einem Hotel ein, dessen Eleganz ich kaum durch irgend ein Hotel in einer Hauptstadt Europas übertroffen gesehen habe. Große, hohe, reich tapezierte Zimmer, in dem Schlafzimmer ein zweischläfriges Bett mit Vorhängen, aller mögliche Comfort ringsum; in dem anstoßenden Logirzimmer ein Pianino und auf dem Tische ausgesuchte Lektüre in Goldschnitt; und andere Unterhaltungsgegenstände. Dabei waren die Speisen gut, und im Ganzen war es nicht eben theuer.

# X.

## Gnadenthal und Beröa.

Freitag, den 28. September, fuhren wir nach Gnadenthal, etwa drei Meilen weit auf einem kleinen zweirädrigen Karren, wiederum durch ſolch wellenförmiges Terrain. Der Morgen war ſchön, und wir freuten uns über den Vogelgeſang. Es iſt nämlich durchaus eine Fabel, daß in Afrika die Vögel nicht ſingen ſollen. Die Lerche, der Ortelan, Wachteln, Turteltauben, die Finken allerlei Art (ſchwarze und ſchwarzgelbe und ſchwarzrothe) haben uns vielfach mit ihren Stimmen erfreut. Freilich im Ganzen herrſcht im afrikaniſchen Vogelgeſang der Rythmus vor. Der Kukuk ſingt in einer Quart aufwärts, die Fröſche quaken wie ein metallen Gefäß. Kurz vor Gnadenthal fanden wir etwas außerordentliches; wir durften das Flüßchen nicht durchfahren, ſondern konnten es auf einer hohen Balkenbrücke paſſiren, welche übrigens gerade nur für einen Wagen breit genug war. Nachdem wir dieſe überfahren hatten, kam uns ein Fuhrwerk entgegen. Es waren die gnadenthalſchen Brüder Roſer und Hickel, die ſich mit der Karre aufgemacht hatten, uns einzuholen. Sie hatten gefürchtet, wir möchten vielleicht in Caledon kein Fuhrwerk finden. Das war eine Freude, von beiden Seiten, und wie im Triumph fuhren wir auf der Gnadenthaler Karre in's Dorf. Bald waren alle Brüder verſammelt auf dem ſchattigen Platz zwiſchen ihren Wohnungen, auf welchen die dicht an einander ſtehenden ſchönen Eichen es vergeſſen machten, daß wir in Afrika waren.

Die Herrenhuter haben ſieben Brüder mit der Arbeit in Gnadenthal betraut. Bruder Bechler iſt Superintendent für ſämmtliche afrikaniſche Stationen, Bruder Bauer der Stationsvorſteher, Bruder Ballein der Vorſteher, und Bruder Hickel der Gehülfe beim Schulweſen, Bruder Roſer der Arzt, Bruder Miertſching der Kaufmann, Bruder Klinghardt der Müller. Alle hatten die Diakonenweihe und dürfen daher predigen und die Sacramente verwalten, obgleich mit der regelmäßigen Verwaltung der letztern nur diejenigen Brüder betraut ſind, welche auch die Predigerweihe empfangen haben. Etliche haben ihre Ordination von Herrnhut aus ſchriftlich empfangen. Denn da nur ein Biſchof ordiniren darf, ſo ſendet er die Ordination ſchriftlich hinaus und ein Presbyter verrichtet dieſelbe im Namen und Stellvertretung des Biſchofs. Die Häuſer der Brüder ſtehen alle auf dem von Eichen beſchatteten Platz in der Nähe der *alten Kirche;* in der Mite der gemeinſame Speiſeſaal. Die Woh-

nungen sind fast alle ungemein einfach und beschränkt. Die Brüder bilden alle eine gemeinsame Familie, und beziehen kein Gehalt, sondern bestreiten ihre Bedürfnisse aus dem gemeinsamen Seckel der Gemeinde. An die Wohnungen der Missionare schließen sich in einiger Entfernung, dem Laufe eines Flüßchens folgend, theils reihenweise, theils einzelnstehend die Wohnungen der Farbigen mit ihren Gärten an; letztere haben jedoch nicht allzeit dicht an das Haus gelegt werden können, sondern erstrecken sich, da die Zahl der Farbigen bereits 3500 beträgt, bis eine viertel Stunde weit außerhalb des Dorfes. Die Häuser sind meistens aus Luftsteinen gemauert, oder es sind zusammenhangende massive Lehmwände, manche sauber, manche roh. Oberhalb des Dorfes erhebt sich der 4000 Fuß hohe Gnadenthaler Berg, ein Felsblock mit ziemlich reichen Wasserquellen, deren eine aus der schaurig romantischen Paviankloof hervor kommt.

Da Gnadenthal eine der ältesten Missionsstationen ist, so besitzt es schöne Gärten, deren Pfirsich- und Birnbäume so eben in voller Blüthe standen. In der Mitte des Missionsgartens steht der berühmte geschichtliche Birnbaum, oder vielmehr ein neuer Wurzelauswuchs von demselben. Der Stolz des Platzes aber ist ein Wäldchen von Eichen, Fichten und Blugum, in welchem man wohl eine Viertelstunde weit spazieren kann, ein in dem baumlosen Africa höchst seltener Genuß. Ueberhaupt kann man in diesem lieblichen Oertlein sich recht heimisch fühlen.

Das ganze Land, 5000 Morgen 600 Quadratruthen, ist ein grant der Regierung, das heißt der Mission nicht zum Eigenthum, sondern zur Benutzung für die Zwecke der Mission überwiesen. Nur die Grundstücke, auf denen die Häuser, Aecker und Gärten der Missionare angelegt sind, bleiben unveräußerbares Eigenthum der Mission. Die Bewohner sind fast alle getauft; nur etwa hundertfünfundzwanzig Catechumenen und außerdem an hundertfünfzig Personen sind ungetauft. Sie sind ihrer Abkunft nach Bastarde, Mischlinge von Hottentotten, Mosambikern, Freisclaven, Malaien; reines, farbiges Blut ist so selten, daß dem von Paris aus ergangenen Ersuchen, „einige Exemplare von Hottentotten unverfälschter Race" zur allgemeinen Ausstellung zu übersenden, aus dem Grunde nicht hat entsprochen werden können, weil die vor zwei Jahren verstorbenen beiden letzten reinen Hottentotten nur noch in der Photographie existiren. Die Farbe der früheren Heiden wechselt in allen Schattierungen, doch so daß sie von Generation zu Generation weißer wird; etliche können gar nicht von den Europäern unterschieden werden. Viel trägt zu dieser Bleichung der Farbe die Unsittlichkeit bei, viel aber auch die civilisirte Lebensweise; — von der bei den Negern charakterischen schwarzen Farbe unter den Nägeln habe ich keine Spur entdecken können. Insgemein sind

die Farbigen ſtolz auf helle Hautfarbe, und auf Baſtardblut, ſo daß das Wort „ihr ſeid nicht Baſtarde, ſondern Kinder“ für ſie unanwendbar in der Predigt iſt. Ihre Sprache iſt ein verdorbenes Holländiſch, welches, ſeitdem ſie auch die engliſche Sprache in der Schule erlernen müſſen, mit engliſchen Brocken gemiſcht iſt. Ihr ſittlicher Zuſtand iſt, obgleich namentlich in einzelnen Seelen, die den Herrn aufrichtig ſuchen und mit Wort und Wandel bekennen, der heilige Geiſt ſichtlich ſein Werk hat, doch kaum zu der Höhe gelangt, die man auch in deutſchen Ländern findet. Lüge und Sünde gegen das ſechſte Gebot ſind beſonders tief eingewurzelt; letztere in dem Maße, daß die Anſchauungen und Geſpräche der Kinder, die bereits früh von ihren Eltern ſchrankenloſe Schamloſigkeit zu ſehen und zu hören gewohnt ſind, über die Maßen ſchmutzig ſind; die Brüder wagen deshalb ihre Kinder, namentlich ihre Töchter im Alter von 8—10 Jahren, faſt gar nicht mehr in Berührung mit den Farbigen zu belaſſen, und erklären durch die Bank, ſo ſchwer ihnen die Trennung würde, ſo entſchieden ſeien ſie dafür, die Kinder in dieſem Alter zu ihrer Erziehung nach Europa zu ſenden. Denn Alt und Jung ſpricht von Geſchlechtsverhältniſſen mit derſelben Gleichgültigkeit, wie vom Eſſen und Trinken, und es bleibt nicht beim Sprechen. Die rohen Wehmütter bezeichnen ihre Arbeit mit dem Wort, daß ſie „Pavianchen fangen“ wollen.

Sämmtliches ackerbare Land längs der Waſſerläufe iſt in Erben getheilt, größere oder kleinere, je nachdem ein ſterbender Vater ſeine einzelnen Kinder noch bedacht hat. Für dies Land bezahlen die Einwohner einen Schilling pro Kopf, wovon die Brüder den an die Regierung zu zahlenden Canon, ſowie die ſonſtigen Abgaben entrichten. Für die Beſtreitung der Abgaben für Kirchen- und Schulzwecke haben ſie bisher 7 Pence pro Kopf vom achtzehnten Jahre ab gezahlt; künftig ſoll dieſer Beitrag auf ſechs Schilling erhöht werden, wozu die Farbigen ſich auch bereit erklärt haben. Wer ſich der Zahlung dieſes Beitrages entzieht, wird als ein ſolcher angeſehen, der ſich ſtillſchweigend ſelbſt aus der Gemeinde ausgeſchloſſen hat, alſo an ihren Gnadenmitteln nicht Theil nimmt. Einer der Brüder hat dies einem Farbigen mit dem Bilde klar gemacht, daß, wenn an einer Uhr der Weiſer ſtill ſteht, an dem Werke Etwas verdorben ſein muß, daß alſo, wenn Einer gar nichts zur geiſtlichen Verſorgung der Station thun will, ſicherlich er krank ſein müſſe. In der Regel aber zahlen ſie gern ihre Beiträge, ſo viel ſie können, freilich zumeiſt mehr aus ſklaviſcher Furcht, Gewohnheit und Gehorſam; von wirklicher innerer Erkenntlichkeit und Dankbarkeit wiſſen ſie wenig. Auch ihre Dankbarkeit gegen den Herrn iſt durchſchnittlich gering; viel feſter halten ſie an ihren geheimen

Zauberſünden, bis zu deren Ausrottung noch Generationen dahinſterben werden.

Freitag Nachmittag machten wir mit ſämmtlichen Brüdern eine Partie in die kaum eine halbe Stunde entfernte Pavianskloof. Zwei Zöglinge aus der Gehülfenanſtalt trugen ein Brett, welches ſie hier und da über das Wäſſerlein legten. Wir folgten dem Lauf des letzteren bis an die Stelle, wo es aus der immer enger werdenden Felſenſchlucht ſich herauspreſſen mußte. Die pittoresken Felswände, die zum Theil faſt überhängen, der üppige Wuchs der Myrthen, Farrnkräuter, Aloe, Kallahs (von den Engländern Pigslily, von den Holländern Farkenbladen genannt) und anderer ſüdländiſcher Gewächſe, das plätſchernde Wäſſerlein, die glattgewaſchenen Klippen, das Alles mit einander bot ein überaus maleriſches Bild. Auf einer der Klippen hatten die beiden ſchwarzen Jünglinge Thee gekocht, der uns zu trefflicher gemüthlicher Unterhaltung trefflich mundete. Der ſchönſte Punkt war der, wo das Flüßchen, in einer Wendung aus der Felsſchlucht hervorbrechend, zuvor einen kleinen Teich bildet, in welchem die ganze Umgebung ſich ſpiegelt, und an deſſen Ufern die mannigfachſten Farrenkräuter unberührt in jungfräulicher Schönheit prangen. Wie faſt verſchwenderiſch reich hat der Herr die Erde ausgeſchmückt! Als wir, auf der glatten Klippe ſitzend, der heimiſchen Lieben gedachten, als ich dann von dem Kriege, von Bismarck ꝛc. erzählen mußte, und als dann auch die Herzen gegen einander warm wurden und aufthauten, wurde ich, wie ſo manchmal in Gnadenthal, an das Pſalmwort erinnert: „Wie fein und lieblich iſt es, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen.“ — Auch der Abend verſammelte wiederum Alle mit Einſchluß der Schweſtern. Begierig lauſchte man auf die neuen Nachrichten aus Europa; nur dem alten, lieben, ehrlichen, weichen Bruder Miertſching, dem Nordpol-Fahrer, wurde des Erzählens vom Kriege zu viel; er ging fort und meinte am anderen Tage in ſeiner lieblichen, ſanften Weiſe, der Krieg ſei unter allen Umſtänden etwas Schreckliches; man hätte lieber von Dingen ſprechen ſollen, die unmittelbar den Aufbau des Reiches Gottes betreffen. — Er hat Recht, und wir wollen daher hier lieber die Geſchichte vom Birnbaum in Gnadenthal mittheilen.

# XI.

## Der Birnbaum in Gnadenthal.

Im Jahre 1737 kam ein einsamer Wanderer in dies Thal, welches damahls den Namen Pavianskloof, Affenthal führte. Es war Georg Schmidt, ein Handwerker, den die Liebe Jesu aus Vaterland und Freundschaft getrieben hatte, um den armen Hottentotten das Evangelium zu bringen. Als er in der Capstadt anlandete, rümpfte man die Nase über den Sonderling oder verlachte den Schwärmer. Er aber ging in die Pavianskloof, pflanzte dort einen Birnbaum und baute daneben ein Häuschen. Die Hottentotten aber, die von dem weißen Mann hörten, der ihr Freund sei, sammelten sich um den Birnbaum, und nahmen das Wort von dem Heil in Jesu an mit Freuden. Fünf Jahre gingen ins Land, da trug der Birnbaum seine süßen Früchte, und das Wort Gottes trug auch seine Frucht, die fünf ersten Hottentotten wurden getauft.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Schreckenskunde durch die umwohnenden Bauern, welche sofort aufhörten zu spotten und begannen zu lästern; denn der Gedanke, daß auch Hottentotten gleich dem weißen Manne sollten getauft werden und das heilige Abendmahl genießen, war ihnen entsetzlich. Alle möglichen Hindernisse legten sie nun dem armen Schmidt in den Weg, und verklagten ihn endlich auch bei der holländischen Regierung, so daß nach abermals zwei Jahren, während welcher Zeit die Zahl der Getauften auf 47 stieg, er nach Europa mußte zu seiner Verantwortung. Weinend nahm er Abschied von seiner lieben Gemeinde. Er hoffte, bald wieder bei ihr zu sein, aber die Bosheit und Ränke der Feinde gewannen die Oberhand. Noch ein und vierzig Jahre lebte Schmidt in Europa, seine Hottentotten blieben verwaist, zerstreuten sich — und bald schien die letzte Spur der Wirksamkeit Schmidts erloschen. Nur der Birnbaum trug seine Früchte, und das holländische neue Testament Schmidts wurde von einem Farbigen wie ein Heiligthum gehalten.

Schon war der treue Sendbote zu seinen Heilande entschlafen, da versammelte ein alter Hottentott in der Nähe von Gnadenthal seine Kinder um sich herum und sprach zu ihnen: Ihr seid Hottentotten, und von den Menschen werdet ihr verachtet; aber ich sehe in meinem Herzen, daß Gott wiederum Lehrer senden wird aus fernem Lande; ich bin alt, meine Augen werden sie nicht sehen; aber ihr seid jung, ihr werdet sie sehen. Wenn sie dann

kommen, dann gehet zu ihnen und folget ihnen! Das war im Anfange der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Um dieselbe Zeit hatte zu Bertelsdorf ein weißer Vater seine Kinder ebenfalls um sich versammelt. Es war der greise Bischof Spangenberg, der zum letzten Mal in seinem Leben bei der Aeltestenconferenz der Brüdergemeinde den Vorsitz führte, und dabei mit aller Innigkeit die Brüder ermahnte: Laßt Africa nicht los! — Ob wohl ein Zusammenhang gewesen sein mag zwischen dem Gebet des alten Hottentotten und dem Testament des alten Bischofs? —

Es war Weihnachten im Jahre 1792; da zogen drei Weise vom Abendlande hinaus nach Africa, drei Brüder aus Herrnhut, um das Christkindlein zu suchen, dem Georg Schmidt in den Herzen der Hottentotten eine Wiege bereitet hatte. Nach langem Zureden hatte die holländische Regierung die Erlaubniß gegeben, und die Drei landeten am Cap, und sie kamen nach der Pavianskloof, und fanden den Birnbaum in voller Blüthe und einige Reste von Schmidt's Häuslein.

Wie sie so saßen, kam ein altes, farbiges Mütterchen an, der letzte Ueberrest von Georg Schmidt's Gemeinde, — und brachte in Lumpen eingehüllt ihr Heiligthum, Schmidt's zurückgelassenes holländisches Neues Testament. Von jetzt ab begann in der Pavianskloof ein neues Leben und Regen. Von allen Seiten strömten die Farbigen herbei, von denen bereits nach 8 Jahren ihrer 1234 auf dem Platze wohnten, der vierte Theil von ihnen Getaufte. Als das Capland englisch wurde, 1806, da schenkte die englische Regierung ein großes Stück Land. Andere Brüder aus Herrenhut kamen nach, und bald klang in Gnadenthal Hammer und Axt neben der Predigt des Evangelii; Garten reihte sich an Garten, und die Hottentotten fanden Gelegenheit, sich an ihren holländischen Peinigern mit feurigen Kohlen zu rächen.

Es kam nämlich ein Prediger in das Land, dessen Predigten weit hinausschallten, so daß die Farbigen sich bald zu Tausenden einfanden. Sie bauten eine große Kirche, zu der sie 200,000 Ziegelsteine selbst gestrichen und gebrannt hatten, und in der 1500 Personen Platz fanden. Aber als nun Halbeck's mächtige Weckstimme auch die Weißen umher wach zu rufen begann, da reichte der Raum dieser Kirche bei Weitem nicht aus. Und wenn nun die Weißen kamen, schalten sie nicht mehr auf die Farbigen, sondern baten sie: „Kinder, ihr habt es ja alle Tage, so gönnt es uns doch heute, daß wir's auch heute einmal hören können." Das gesegnete Thal aber hieß fortan nicht mehr das Affenthal, sondern Gnadenthal.

Der Gnadenthaler Birnbaum aber hat hundert Jahre gestanden nach Schmidt's Weggange. Im Jahre 1843 hat ihn der

Wind umgeweht; aber aus seiner Wurzel ist ein Schößling aufgesproßt, der wiederum ein großer Baum geworden ist und noch jetzt mit Blatt, Blüthe und Frucht Zeugniß giebt von dem Glauben des Mannes, der ihn und Gottes Wort zuerst in diese Wildniß und unter die Hottentotten gebracht hat.

---

## XII.

### Gnadenthal und Beröa.

Sonnabend, 29. Sept., gingen wir nach der Morgenandacht zunächst in die Kirche, woselbst Bruder Hickel mit seinem Chor sehr schön eingeübte vierstimmige Gesangstücke vortrug. Unter den Stimmen waren sehr liebliche; auch sangen sie ziemlich rein. Schöner noch und überraschender war uns der Klang der Posaunen gewesen in diesem fernen Afrika. Wir waren am frühen Morgen auf einen nahegelegenen Hügel gestiegen, von dem aus man den Ort in schönem Bilde übersieht; Bruder Roser war uns gefolgt, um uns zu orientiren. Da erscholl mit Sonnenaufgang Posaunenton von unten herauf; die schwarzen Zöglinge des Erziehungsinstituts der Nationalgehülfen bliesen unsere alten Choräle an der Stelle, die nach ihren Urbewohnern anfänglich den Namen „Pavianskloof" empfangen hatte. Ich besuchte diese Schulanstalt im Laufe des Vormittags. Sie hat, während früher 24, gegenwärtig nur noch 8 Schüler, da die allgemeine Noth in Südafrika die Reihen sehr gelichtet hat. Die Jünglinge werden aus allen farbigen Stämmen Südafrika's aufgenommen, fünf von ihnen unentgeltlich; gegenwärtig waren von diesen fünf drei der rheinischen Missionsgesellschaft und zwei den Herrenhutern angehörig. Zumeist sind sie Kinder von bereits getauften Eltern; einige aber sind noch im Heidenthum aufgewachsen und erst später getauft. Sie sollen in Gnadenthal zu National-Schullehrern herangebildet werden. Wenn ich den Vergleich ziehe zwischen diesem Gnadenthaler Institut und dem in Sonneblum besuchten, so war zunächst augenfällig, daß die Kaffern in Sonneblum vielmehr den Eindruck von Intelligenz machten, während in der Haltung dieser Hottentotten (ein etwas schwärzerer Damra war unter der Zahl) sich eine gewisse geistige Schlaffheit bekundete. Freilich kam es auch vor, daß ein zuerst scheinbar stumpf und theilnahmlos dasitzender Junge hernach richtige und treffende Antworten gab.

Ich wohnte dem Unterricht bei in der biblischen Geschichte, der christlichen Heilslehre, der Weltgeschichte (Wilhelm Tell), allge-

meinen und bibliſchen Geographie; überall machten die Jungen denſelben Eindruck, daß ſie nämlich als gehorſame Schüler lernten, ohne wirklich inneren brennenden Eifer. Die Schreibehefte waren zum Theil recht ſauber und zeigten ſchöne Handſchriften; auch die Zeichnungen waren wohl ausgeführt. Leſen konnten ſie holländiſch und engliſch in genügender Fertigkeit; dagegen beim Rechnen, namentlich beim Kopfrechnen, ſchien es ihnen ſchwer, ſelbſtſtändig denkend ſich in Größenverhältniſſe hineinzufinden; die ſchriftlichen Ausarbeitungen beſchränkten ſich auf Wiedergeben von zuvor geleſenen oder durchgeſprochenen Briefen, Beſchreibungen ꝛc.

In Bezug auf Betragen und Strebſamkeit gaben ihnen die Lehrer gutes Lob. In den Freiſtunden werden ſie mit Buchbinderei und Buchdruckerei beſchäftigt, und Einzelne haben es ſchon zu rechter Fertigkeit gebracht. Sie druckten eine Anzahl Bilder mir zum Andenken. Auch ſpielen ſie Piano und Orgel in den Freiſtunden und bearbeiten ein Jeder ſein kleines Gärtchen.

Im Laufe des Vormittags war Bruder Marx aus Beröa, einer dreiviertel Meilen entfernten Nebenſtation, herübergekommen, um uns abzuholen. Die erſt ſeit etwa Jahresfriſt neu angelegte Station nimmt ein fruchtbares Thal ein, deſſen ziemlich bedeutender Waſſerlauf ein Aufblühen erwarten läßt. Bisher haben ſich 80 Getaufte dort verſammelt; es werden bald mehr kommen, da in Gnadenthal bereits alle Plätze beſetzt ſind. Die neue Kirche und das Schulhaus ſind geräumig, einfach und ſchön. Bruder Marx war auch im Uebrigen mit der Entwickelung der Station wohlzufrieden. In ſeinem Garten grünte und wucherte alles trefflich, ich ſah dort zum erſten Mal eine Paſſionsblume mit eßbarer Frucht, und Haferſtauden mit 15 Halmen aus einem einzigen Korn. Späterhin erzählte mir Bruder Meyer, daß er aus Einem Getreidekorn einmal 112 Halme hervorgewachſen geſehen habe.

Die Abendandacht hielt heute in Gnadenthal einer der beiden farbigen Schulmeiſter; er betete aus dem Herzen heraus mit ſolcher Innigkeit, daß ich keinen Unterſchied zwiſchen ihm und einem Weißen wahrnahm. Schön iſt die ſchmuckloſe Einfachheit der geräumigen Kirche, ſowie der wirklich erbauliche Geſang der Farbigen, welche die angegebenen Lieder auswendig wußten. — Die ſpäten Abendſtunden brachten wir wieder unter trauten Geſprächen bei Bruder Ballein zu. —

Sonntag, den 30. September, wohnte ich in der Kirche dem Unterricht der erwachſenen Taufcandidaten bei, welchen Bruder Miertſching in eben ſo treuherziger als eingehender Weiſe ertheilte. Um 9 Uhr wurde zuerſt der Gebetsgottesdienſt gehalten, eine in einzelne Abtheilungen zerlegte Litanei mit eingelegtem

Gemeindegesang. Der letzte klang wiederum sehr voll und schön; die Gemeinde hatte sich auch ziemlich zahlreich versammelt, obgleich bei der gegenwärtigen Armuth viele mit sehr geflickten Kleidern, von denen manche aus fünfzehnerlei Stoffe zusammengesetzt waren. Aber dieselben waren doch geflickt und zusammenhängend. Nach einer viertelstündigen Pause begann der Predigtgottesdienst. Ich predigte in deutscher Sprache über das Evangelium des Sonntags (18. p. trin.). Die meisten Farbigen verstanden, wie man mir sagte, die deutsche Sprache so weit, daß sie der Predigt folgen konnten, und die Brüder wünschten so sehr, einmal wieder eine deutsche Predigt zu hören; der eine hatte dieses seit 15 Jahren entbehren müssen. Aber obgleich ich manchen Gesichtern unter den Farbigen ansah, daß sie mich verstanden, so thaten mir doch die anderen leid, denen ich ansah, daß sie nichts von der Predigt hatten. So faßte ich denn in Gottes Namen mir so viel Muth, zum Schluß noch einige Worte in holländischer Sprache an die Farbigen zu richten. Dieselben kamen nach dem Gottesdienst zahlreich, um sich zu bedanken. Unter den Dankenden fand sich doch auch manche fromme Seele ein, an deren gläubigem Bekenntniß ich mich recht erquicken konnte; manche hatten tief in des Satan's Netzen gelegen und waren von ganzer Seele dafür dankbar, daß sie daraus durch des Herrn Gnade errettet seien.

Am Nachmittag fand, weil es ein fünfter Sonntag im Monat war, diesmal kein besonderer Gottesdienst statt, und die Brüder waren recht erfreut, auf diese Weise noch ein Paar Stündchen mehr für unser trautes Zusammensein zu gewinnen. Wir saßen auf dem Gottesacker unter den schönen frühlingsgrünen Eichen mit allen Schwestern im Kreise. Während wir Kaffee tranken und erzählten, bliesen die Zöglinge des Instituts in der Nähe vierstimmige Choräle auf ihren Posaunen. Die Brüder theilten mit freimüthiger Aufrichtigkeit ihre Leiden und Freuden aus dem Missionsleben mit. Sie klagten über die Größe der Einwohnerzahl auf der Station, welche eine geregelte Einwirkung durch Zucht und Seelsorge so sehr erschwere; sie getrösteten sich der wirklich gründlichen Herzensbekehrung Einzelner gegenüber der Langsamkeit in den Fortschritten der vom alten heidnischen Sauerteig doch leider noch vielfach durchsäuerten großen Masse der Getauften; sie waren überzeugt, daß noch Generationen vergehen müßten, bevor das Evangelium die Masse wirklich durchdrungen haben werde. Lüge und Ehebruch sind leider noch sehr im Schwange, wogegen theils durch die natürliche Anlage, theils durch die Gewöhnung aus der Sclavenzeit her Unbescheidenheit und Ungehorsam selten vorkommen. Die Brüder wollten bemerkt haben, daß während durch die Verbastardung die ersten Generationen der Bastarde körperlich und geistig kräftiger waren, als

die Hottentotten, in letzter Zeit ein bedeutendes Sinken der körperlichen und der geistigen Kräfte in der farbigen Bevölkerung sich zeige, eine Beobachtung, die zu allgemein in Südafrika gemacht wird, als daß man sie in Gnadenthal allein durch den speciellen Umstand erklären konnte, daß die Familien, als einmal zu Gnadenthal gehörend, vornämlich unter einander heirathen. Außerdem aber bemerkten sie, daß ein entschiedenes Abnehmen der dunklen Hautfarbe Folge der civilisirten Lebensweise sei; manche habe ich gefunden, die völlig dem Europäer gleichen. Was die Aeußerlichkeiten betrifft, so ist nur die Mühle und der Winkel (Kaufladen) einträglich; die Schmiede und Stellmacherei stehen zur Zeit fast ganz still und werden nur für die Zwecke der Mission noch benutzt, nicht als Ausbildungsanstalt für die Farbigen. Nur die Fabrikation der Winzermesser zur Zeit der Weinlese wirft noch einen einigermaßen erheblichen Gewinn ab.

Am Abend des Tages hielt Bruder Schmidt auf holländisch eine treffliche Predigt über die Losung des Tages.

Montag, den 1. October, hielt Bruder Bauer mit den erwachsenen Gemeindegliedern eine allgemeine Besprechung in der Kirche über bestimmte Punkte des christlichen Lebens. Es mochten etwa 40 Personen erschienen sein. Sie sprachen sich offen und frei aus und Bruder Bauer wußte auch auf geschickte anregende Weise einzelne besonders wichtige Hauptpunkte des christlichen Gemeindelebens den Leuten ans Herz zu legen. — Nach dieser Besprechung hatte er in seiner Wohnung auf meinen Wunsch die weiblichen farbigen Helferinnen der Gemeinde zusammenberufen, damit ich mit ihnen über Fragen des inneren geistlichen Lebens eine Besprechung halten könne; ich fand namentlich zwei recht gefördert; sie konnten von ganzem Herzen die Gnade des Herrn preisen, die ihnen aus ihrem Sünderleben heraus Rettung gebracht habe. Nach dem Zeugniß des Bruder Bauer sind sie auch in der Gemeinde, namentlich an Krankenbetten sehr thätig, und haben bereits manche Seele zur Buße ernst ermahnt. Auch unter den Diaconen waren einzelne, die das Gepräge der Arbeit des heiligen Geistes trugen. Ergreifend war es mir, als beide, sowohl die Helferinnen als die Diaconen, nach beendigtem Gespräch einen Segensvers anstimmten, den sie mir als Antwort auf meine an sie gerichteten Worte singen wollten. —

Die Gemeindeschule fand ich schwach besucht. Zwei eingeborene Lehrer arbeiteten an der Schule, der eine (seit 36 Jahren) an der Kleinkinderschule, der andere an der Schule der Größeren, die in 3 Knaben- und 3 Mädchenklassen zerfällt. Dem Lehrer zur Seite stehen bei dieser Arbeit zwei Eya's (Frauen), die 3 oder 6 Pfd. Sterl. per annum für ihre Mühe beziehen, je nachdem sie nur den Vormittag oder den ganzen Tag unterrichten.

— In einer Sonntagsschule traf ich ganz bejahrte Schüler und Schülerinnen, Greisinnen, die auch gern lesen lernen wollten, um die heilige Schrift doch auch daheim lesen zu können, — und die sich nicht scheuten, neben ganz jungen, zwanzigjährigen Leuten und Kindern auf der Schulbank zu sitzen. Diese Selbstdemüthigung hängt freilich auch mit der Characterlosigkeit und Unselbstständigkeit der Farbigen zusammen, in denen ein eigentliches Ehrgefühl selten ausgebildet ist, und auf deren momentane Regungen und Stimmungen nicht allzu viel Verlaß ist.

Am Nachmittag besuchte ich Bruder Miertsching, den Nordpol-Fahrer, der als Dolmetscher mitgegangen war, als Capitän Roß die Spuren der Franklin'schen Expedition aufsuchte. Er ist ein weicher, tief innerlicher Mann, den man erst nöthigen muß, etwas aus sich heraus zu kommen. Aber was er von seiner Nordpolreise erzählt, war zum Theil haarsträubend. Er hat diese seine Erlebnisse in einem höchst interessanten Tagebuche durch den Druck veröffentlicht. — Mir wurde dieser theure Bruder sehr lieb.

## XIII.

### Worcester.

Dienstag, den 2. October, schickten uns die Brüder mit ihrer Karre 5 Stunden (6 Meilen) weit nach Villiersdorp. Es regnete und war unangenehm. In dem Bauerhofe Ezelsjagd erfuhren wir zuerst die Gastfreundschaft der Bauern. Unsere Pferde standen im Stall und wir wurden mit warmer Milch und Butterbrod bewirthet, ohne etwas dafür bezahlen zu müssen. In Villiersdorp fanden wir frisches Fuhrwerk vor, welches Bruder Eßelen aus Worcester uns entgegengeschickt hatte; wir legten die 6 Meilen in 6 Stunden zurück, und passirten Abends ohne Gefahr den „Breedrevier" (breiten Fluß) mit dem letzten Abendlicht: Bruder Eßelen empfing uns mit offenen Armen und nassen Augen; sein Heimweh war erweckt durch einen Gast, der direct von Europa gekommen war, und frisch von der Heimath erzählen konnte. — Wir aber waren hoch erfreut, aus den soeben angekommenen neuesten Zeitungen zu ersehen, daß die Gefahr eines Kriegs mit Frankreich glücklich vorüber sei.

Mittwoch', den 3. October, führte uns Bruder Eßelen in seine sehr geräumige, schöne, luftige, helle Kirche, welche mit ihrem Glockenthurm und ihren 1200 Sitzplätzen er durchaus aus Beiträgen seiner farbigen Missionsgemeinde erbaut hatte. Ebenso

hatte er ein Schulhaus erbaut, deſſen Zimmer an 13 Fuß hoch, ſehr licht und luftig waren und ſo ſauber, wie ſie in Europa nicht überall in Gymnaſien gefunden werden. Die Fußböden mit Oelfarbe geſtrichen, die Wände auf Menſchenhöhe auch mit Oelfarbe geſtrichen, darüber hinaus nicht nur geweißt, ſondern auch mit farbigen Strichen geſchmackvoll verziert. Alle Lehr- und Lernmittel in ſauberſter Ordnung, die Wände bedeckt mit Wandtafeln, Charten und Bildern. Das Alles hatte eine Heidengemeinde aus eigenen Mitteln beſchafft; und dieſelbe bringt außerdem das ganze Gehalt des Paſtors, der Lehrer und die Koſten des Gottesdienſtes auf. Demnächſt, ſobald ihre noch von dem neueſten Kirchenbau herſtammenden Schulden gedeckt ſein werden, gedenkt ſie den Kirchthurm, in welchem ſchöne große Gußſtahlglocken hangen, höher zu bauen. Das alles hat freilich nur durch zwei Mittel geſchehen können; durch die günſtige Lage der Stadt Worceſter, deren Einwohner den Farbigen Gelegenheit bietet, ihre Dienſte mit engliſchen Preiſen bezahlt zu erhalten, — und die Perſönlichkeit des Bruder Eßelen, der beſonders die Gabe dazu hat, die Gemeinde in Zucht zu halten und zu gemeinſamen Beiträgen zu ermuntern. Auch der Geiſt in der Schule zeugte von guter Zucht. Auf keiner einzigen der nach Zeller'ſchen Maßen ſehr geräumig eingerichteten Subſellien fand ſich auch nur ein einziger Dintenfleck, nirgends fand ich während des ganzen Vormittags, den ich in der Schule zubrachte, eine einzige Spur von Unaufmerkſamkeit oder Schlaffheit; ſondern alles ging ſeinen beſtimmten geordneten Gang, — ohne — einen einzigen Schulmeiſter. Nämlich Bruder Eßelen ſelbſt leitet die Schule und hat an der erſten Klaſſe derſelben ſeine eigene Tochter, an den zwei folgenden zwei Lehrerinnen angeſtellt, denen einzelne helfende Schülerinnen zur Seite gegeben ſind. Die Leiſtungen der Schule entſprachen der äußeren Erſcheinnng ſo vollſtändig, die Kleinen waren ſo geweckt und eifrig, die Großen ſo wohl disciplinirt und ſo tüchtig in allen Elementarkenntniſſen, daß ſich die Worceſterſche Heidenſchule unbedenklich in Pommern als eine Muſterſchule hinſtellen würde. — Am meiſten erfreut war ich über die Pietät, mit welcher Bruder Eßelen trotzdem, daß er dieſe Gemeinde ſo ſelbſtändig gemacht hat, daß er von ſeiner Geſellſchaft gar keine Unterſtützung mehr erhält, dennoch an ſeinen Vorgeſetzten in Europa hängt und auf das Strengſte ſein ganzes Wirken nach ihren Vorſchriften regelt. —

Nach dem Beſuch der Schule führte Bruder Eßelen mich in das Stadthaus, in welchem ein offfcielles Leſezimmer Jedermann die Gelegenheit darbietet, in Mußeſtunden die Zeitungen und gute Bücher zu leſen.

Nachmittags fuhren wir zu einem alten Kranken, einem Baptiſten, der im Sterben liegend, Eßelen's Seelſorge nachgeſucht

[illegible]

## [illegible]

[illegible]

## Station

[illegible] Schmidt, [illegible] [illegible] [illegible]

Stämme früher oder später sicherlich verschwinden würden, in dem Maße, als die Civilisation fortschreite.

Wir setzten unsern Spaziergang durch die Gärten fort in's Feld bis zu einer nahen wilden, schaurigen Felskloof im Gebirge, welche meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Nachdem wir dieselbe erreicht hatten, erzählte Zahn ganz wie von ungefähr, daß diese Kloof die Tigerkloof heiße, weil in derselben noch heute Tiger hausen; es sei auch gar nicht unmöglich, daß wir heute dem Tiger begegneten; derselbe sei erst neulich bis zu dem Missionshofe gekommen, und habe sich ein Lamm geholt. Ich muß nun gestehen, daß, so interessant es mir sonst gewesen wäre, einen Tiger wild zu sehen, ich unter den obwaltenden Umständen es doch vorzog, meinen Spaziergang nicht tiefer in die Kloof hinein auszudehnen, obgleich Zahn das für durchaus unbedenklich erklärte, da der Tiger gewöhnlich dem Menschen aus dem Wege gehe. —

## XV.

### Der holländische Bauer in der Cap-Colonie.

Unser Gespräch drehte sich heute und bei anderen Gelegenheiten um das Charakterbild eines Bauern. Der holländische Bauer ist durchweg sehr entschieden orthodox reformirt; er kann sich für die Wahrheit der Beschlüsse der Dortrechter Synode ereifern, hält Abends und Morgens regelmäßig seine Andachten, der seine ganze Familie, auch wohl mit Einschluß der Schwarzen, beiwohnt, er gestattet auch, daß der Schwarze unterrichtet wird — nur nicht, daß er getauft wird, oder, wenn noch nicht getauft, Zeugnisse eines erwachten christlichen Lebens giebt. Will der farbige Knecht etwa die Ansprüche erheben, um seiner Andacht willen Sonntags zur Kirche, oder einmal zum Abendmahl zu gehen, so wird nur selten ein Bauernbaas gefunden, der solchen unverschämten Kerl nicht sofort entließe. Mehrere Missionare haben mir bekräftigt, daß sie wenigstens keinen Bauer kennten (auch die nicht, die mit Begeisterung Bunyan's Reisen lesen und wiederlesen), der anders dächte. — Späterhin erfuhr ich mehr: Der Bauer, wäre er auch noch so wohlgesinnt, ist fern davon, seine Pflicht, daß er auch für das Seelenheil der Schwarzen sorgen müsse, sich recht zum Bewußtsein zu bringen. Daß ein Schwarzer auch Anrecht auf Bruderliebe habe, ist der Mehrzahl ein verwunderlicher Gedanke, ja nicht selten findet man auch heute noch Bauern, die einen Farbigen, dieses zwarte schepsel, wie sie ihn nennen,

kaum für einen Menſchen achten. Ein Bauer wurde von einem Miſſionar darauf eingeredet, daß er einen Menſchen erſchoſſen habe. „Ach nein," Mynheer, war die Antwort, „davor bewahre mich Gott, daß ich ſolche Sünde gethan haben ſollte." „Aber haſt Du nicht neulich erſt Deinen Knecht erſchoſſen?" — Ach, dieſe Schepſels meint Mynheer? Ja Schepſels habe ich ſchon viele getödtet." —

Ein anderer fragte den Miſſionar Salzmann ganz im Ernſt: „Glaubt Mynheer Salzmann denn wirklich, daß die Schepſels auch Menſchen ſind?" Dieſer antwortete: „Glaubſt Du es denn etwa nicht? Wie würdeſt Du ſonſt ſammt Deinem Sohne mit dieſen Schepſels Kinder in die Welt ſetzen?" worauf der Bauer verſtummte. — Der Bauer hat überhaupt zumeiſt wenig aufgeklärte Begriffe und fühlt ſelbſt, daß er einen niedrigen Grad von Bildung hat. In manchen Gegenden, ſelbſt wo der Miſſionar, dieſer Zendeling, verhaßt iſt, rechnet der Bauer es ſich doch zu großer Ehre an, von dem Zendeling einen Beſuch zu erhalten, und giebt ſeine Erkenntlichkeit und ſeine angeerbte Ehrfurcht vor Gottes Wort dadurch kund, daß er dieſem Diener des Evangelii hernach ein Geſchenk von Orangen, oder von Fleiſch oder Wein ſendet. Daſſelbe thut er auch, wenn er einmal einen Sendling beſucht hat. Dem Sendling gegenüber iſt der alte Bauer, und wenn er auch 20,000 Pfd. Sterl. in Vermögen hätte, doch allezeit nur der Baas, während der Sendling der Mynheer iſt. Und der Sendling thut wohl daran, dies Verhältniß aufrecht zu erhalten, weil ſonſt er dem Bauer gegenüber eine ſchwere Stellung einnehmen würde. Kommt der Sendling zum Bauer zur Nacht, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß derſelbe die Hausandacht übernimmt, und wo möglich eine Predigt hält, zu welcher dann alle Nachbaren hinzugerufen werden. — Ein guter Zug beim Bauer iſt die Gaſtfreundſchaft. Kommt ein Fremder mitten in der Nacht zu einem Bauerplatz, ſo wird ihm vielleicht mit Brummen aufgemacht, aber nöthigen Falls gäbe der Wirth hernach auch wohl ſein eigenes Bett her, um den Gaſt nicht zurückzuweiſen. Der Grund zu dieſer Gaſtlichkeit iſt einestheils die durch angeborene Gutherzigkeit, durch Bedürfniß und Gegenſeitigkeit gefeſtigte Landesſitte, anderntheils aber auch die Furcht vor übler Nachrede und dem Vorwurf der Onbeſchafdheid (Mangel an guter Sitte). Es giebt kaum einen Vorwurf, der in den Augen des Bauern ſchwerer wiegt, als der der Onbeſchafdheid. Kehrt man zur Frühſtückszeit oder zur Zeit einer Mahlzeit ein, ſo erfordert es die gute Sitte, daß die Frau ſofort die Mahlzeit bereitet. Eine Schale Kaffee und ein Butterbrod iſt das geringſte, was ſie anbietet; man hat mir aber auch ſchon außerdem Eier, Fleiſch, Wein und Kuchen, Roſinen und Orangen vorgeſetzt. Nur das Pferdefutter, was man etwa kaufen

muß, läßt ſich der Bauer bezahlen und nicht ſelten zu recht hohen Preiſen. Bruder Schmidt kam zur Zeit der Pockenepidemie zu einem alten onbeſchafden Bauer. Derſelbe empfing ihn mit den Worten: Das ſind Teufelskerls, die zur Zeit ſolcher Siekde (Krankheit) im Laŭde herumreiſen. Als nun Bruder Schmidt fortging, rief er ihm nach: blyf mar hier. Nein, ſagte Schmidt, wo der Duivel wohnt, da wohne ich nicht. Noch einmal mußte er die Vorwürfe des Bauern hören, aber dabei die ernſte Bitte, doch die Nacht dazubleiben. Bruder Schmidt ſagte, nein, mit dem Duivel habe ich nichts zu ſchaffen, ich gehe weiter. Da war der Mann ganz verblüfft; daß es ihm ſo ſchlecht gehen würde, hatte er nicht erwartet. Wir begegneten demſelben alten Bauer unterwegs; er gab uns Grüße an ſeine Frau mit, und dieſe bereitete uns das oben erwähnte reiche Frühſtück. Beſonders zugänglich iſt der Bauer, wenn man im Geſpräch auf ſeine Intereſſen freundlich eingeht; das nennt er mooi praten (ſchön reden), und mit mooi praten kann man ſelbſt von dem onbeſchafdeſten Bauer Alles erlangen. Ein Bauer hat ein Pferd, das er nicht verkaufen will, der Fremde weiß mooi zu praten, und nach kurzer Zeit hat er das Pferd. Der Bauer ärgert ſich; ſeine Frau macht ihm Vorwürfe; ſeine einzige Antwort und Entſchuldigung iſt, daß er ſagt: Was wollte ich machen, der Kerl hat mooi gepradt; und dieſer Grund leuchtet ſelbſt der Bauerfrau völlig ein. — Ein guter Zug von Gutmüthigkeit des Bauern iſt, daß er nie die letzten Apfelſinen abpflückt, ſondern alle Zeit eine Anzahl am Baume hängen läßt, ja wohl mit dem Zweig die letzten abbricht, um ſie im Keller aufzubewahren — damit, wenn irgend Jemand krank iſt, er ihn damit laben könne, — und wäre der Kranke auch nur ein Hottentott, er bekommt dieſe aufgeſparte Frucht. — Dagegen in allen Verkehrsverhältniſſen iſt der Bauer unbarmherzig gegen den Schwarzen. Iſt er nicht gerade durch Ueberfluß von Arbeit gezwungen, auch höhere Löhne zu zahlen, ſo muß der arme Hottentott für ſein Tagelohn die Speiſe beim Bauer kaufen, welche ſein Weib und Kind verzehren, und für dieſe weiß der Bauer die Preiſe ſo zu ſtellen, daß nach 2monatlicher Arbeit der arme Schwarze oft auch nicht einen Schilling mit nach Hauſe bringt. — Die Miſſionsinſtitute, in denen dem Farbigen eine Art Heimath bereitet wird, indem ſie ſich ein Häuschen bauen und ein Gärtchen beſtellen können, ſind für die Bauern, die auf dieſe Weiſe Arbeiter erhalten, eigentlich eine Wohlthat; trotzdem aber ſchimpfen ſie auf den Sendling, daß er den Schepſels die Meinung beibringt, daß ſie auch Menſchen ſind. Bezahlte Schreier und Zeitungsſchreiber und Schmarotzer wiſſen den Bauer dann in dieſer Meinung zu beſtärken und den Haß gegen den Sendling zu vermehren, der da, wo der tägliche Verkehr ihn zu heben

begonnen, bisweilen mit neuen Flammen ausbricht in Folge solcher perfider Zeitungsartikel. In diesem Jahre haben die Bauern eines Distrikts einen Schwätzer nur darum zum Parlamentsmitgliede erwählt, weil er so brav auf die Sendlinge schimpfen konnte. —

In diese alte gemüthliche Bauernsitte ist nun als ein fremdes Element die englische Weise hineingekommen, mit ihrem Anspruche auf Bildung, und auf Civilisation der Zeitungen. Da beginnt nun eine neue Zeit sich Bahn zu brechen, die leider auch vieles von der alten guten Sitte hinwegreißt. Bereits verliert sich hier und da die Gastlichkeit, und die Scheu vor der geheiligten Sitte, und das Festhalten am alten Bekenntniß; selbst offener Unglaube macht sich bisweilen schamlos geltend; der Liberalismus will die Kirche nicht mehr aus öffentlichen Mitteln unterstützt wissen, vielleicht bald auch die Schule nicht mehr. Zu dieser geistigen Dürre gesellt sich eine fortlaufende Verarmung der Kolonie. Von den Haupterwerbsquellen, Schafzucht und Weinbau, hat der letztere durch die Traubenkrankheit und niedrigen Preise sehr gelitten, während die colonialen Preise für alle Gewerbsgegenstände zu einer unerschwinglichen Höhe emporgeschraubt sind. Einen Sattel, der in England 5 Pfd. Sterl. kostet, muß man am Cap mit 10 Pfd. Sterl. bezahlen. Das Nutzholz ist so theuer, daß dem Bruder Schmidt das bloße Material zu einem nicht sehr großen, von ihm selbst gefertigten Schreibtisch 50 Thaler (100 Capsche Thaler) kostet; die Möbel bezieht man aus Amerika billiger, als sie der capsche Tischler, der seinem Gesellen 5 Schilling täglich Lohn geben muß, liefern kann. Fast alles Nutzholz wird aus Amerika herübergebracht. Dazu kommt, daß das bereits sehr spärliche Wasser im Lande mit jedem Jahre merklich abnimmt, so daß z. B. Flüsse, die vor 30 Jahren noch liefen, jetzt trocken liegen. Aber ohne künstliche Bewässerung wächst in Afrika nichts. Dazu kommt der Rückschlag auf den Schwindel, der vor einigen Jahren die Preise aller Landgüter enorm in die Höhe getrieben hatte. Das Alles macht, daß im Caplande jetzt schlechte Zeit ist, und daß die Bankerotte sich häufen. — Das Parlament will nicht einmal zur Vollendung der im Planum selbst durch eine enge Gebirgskloof mit vielen Kosten bereits fertig gemachten Eisenbahn von Wellington nach Worcester die Gelder bewilligen, — weil die Eisenbahn nicht nur nicht rentirt, sondern auch viele Anlieger arm gemacht hat.

# XVI.

## Tulbagh und Saron. Rückkehr nach Worceſter.

Freitag, den 5. October, fuhren wir von Steinthal nach Saron. In Tulbagh ſtiegen wir aus. Das alte, ganz einfache Miſſionarshaus iſt gegenwärtig Hinterhaus des Schulgebäudes. Auf der geweißten Wand ſahen wir noch ein Paar Engelsköpfe, die ein früherer Miſſionar zum Troſt für ſeine ſchwermüthige und geiſteskranke Frau hingemalt hatte. Dieſe Bilder, ſowie auf der dem Fenſter gegenüberliegenden Stallwand die Anſicht einer belebten Straße mit hohen Häuſern, die ſie von ihrem Nähtiſch aus anſehen mußte, um ihre ſchweren Gedanken zu zerſtreuen, hatte der ſpätere weißende Pinſel verſchont. Die Kirche iſt groß und geräumig; ſie hat keine Decke, ſondern zeigt oben die Dachſparren. Das iſt kein Schade. Das Ganze iſt viel luftiger. Auch eine kleine Orgel beſitzt die Kirche. Am Ende des Dachs wohnt der alte Neſtor der Miſſionare, Namens Ary Voß, ein 96jähriger Greis, welcher 1805 von Europa herausgekommen war.

Das Land um Tulbagh wird wohl das Blumenland genannt von der Fülle und Schönheit der Blumen, die auf ſeinem Felde zwiſchen den Carroo-Büſchen wachſen. Auch wir fanden noch einen großen Reichthum von gelben, weißen, Orange- und Purpur-Zwiebelgewächſen. Weiterhin überſchritten wir den bereits fertigen Eiſenbahndamm, deſſen Vollendung in den jetzigen traurigen Zeiten der Capcolonie wohl lange auf ſich warten laſſen wird. Am jenſeitigen Gebirge ſahen wir einen andern Damm, der ſich ſchon von weitem als gelber Streif an dem Fuß der grauen Felsberge gekennzeichnet hatte. Mittelſt deſſelben hatte der ſpeculative Bauer eine Quelle und Felskloof abgedämmt, und ein ungeheures Waſſerreſervoir gewonnen, aus welchem er Waſſer genug zu bekommen hofft für ein am Fuß des Berges anzulegendes Dorf.

Die tulbagher Kloof, durch welche außer der Eiſenbahn auch ein neu angelegter ſchöner Weg führt, iſt ſchön grün und bewachſen. Sie beweiſt, wie es doch leicht möglich wäre, die afrikaniſchen Berge wenigſtens in den Gebirgen zu bewalden, und dadurch dem Lande mehr Feuchtigkeit zuzuführen, während es gegenwärtig von Jahr zu Jahr waſſerärmer und dadurch dem Zuſtande einer Wüſte näher geführt wird. Aber dieſe thörichten Leute, die nur auf den Augenblick ſehen, ſtecken von Zeit zu Zeit das ganze jung aufwachſende Holz der Vorberge in Brand, um auf dieſe Weiſe doch für die nächſten Monate eine durch Aſche gedüngte Weide für ihr Vieh zu erlangen.

Jenſeits der Kloof eröffnet ſich eine weite Ebene nach der

Tafelbai hin, begrenzt durch die Stellenboſcher Berge und andere nach verſchiedenen Richtungen hin auslaufende Gebirgszüge. Gerade vor uns wurde ſie durch den Piketberg begrenzt. Der Name Piketberg, den außer dem Gebirgszuge auch noch ein Dorf und ein ganzer Diſtrikt führt, kommt daher, daß eine Geſellſchaft Weißer dort einmal bei irgend einer Gelegenheit eine Parthie Piquet geſpielt hat. So geben in Afrika oft die geringfügigſten Umſtände den Anlaß zum Namen eines Ort. Ein mächtiger Berg heißt Ribecks-Caſteel, weil bis dahin ein Gouverneur Riebeck vorgedrungen war; ein Ort im Freiſtaat heißt Schietmalkaar, weil dort einſt die Koranna auf einander geſchoſſen hatten; ein anderer Ort heißt Krabmalkaar, weil ſich dort ein Paar gekratzt hatten; ein Ort heißt Beenbruik, weil ein Ochſenwagen dort ſein Bein (ein Rad) gebrochen hatte und die Stelle überhaupt für Ochſenwagen ſchwer zu paſſiren iſt. Im Transvál warnt jeder Bauer den andern, ſich in Acht zu nehmen bei Merensky's verdriet, weil Merensky an dieſer gefährlichen Stelle mit dem Wagen umgeworfen war.

In der Ebene vor uns lag Saron unterhalb zweier einem Hügel entſteigender Klippen, die die Löwenklippen heißen. Der Ort war früher ein Bauerhof und mußte von ſeinem Beſitzer aufgegeben werden, weil ihm die arbeitenden Hände fehlten, um die lange Schloot, durch welche das reichliche Waſſer in den Platz geleitet wird, in Stand zu halten. Ein rheiniſcher Miſſionar hat den Platz nun gekauft und hat um das Miſſionshaus her ein Inſtitut angelegt und Erben von 180 Fuß lang und 80 Fuß breit ausgeſchnitten, welche an Farbige gegen die monatliche Miethe von 3 Schilling ausgegeben werden. Bald ſammelten ſich die Farbigen in Haufen, und die von ihnen eingezogenen Beiträge genügten in nicht allzu langer Zeit, um für Kirche und Schule und für die Miſſionare das Geld aufzubringen. Die Leute finden leichten Abſatz für ihre Gartenprodukte, und reiche Arbeit, oft für 5 Schilling des Tages, bei den umwohnenden Bauern. Es kommt aber bei Anlegung ſolches Inſtituts Alles an auf die local-günſtigen Verhältniſſe. Saron iſt eine blühende Miſſionsſtation.

Bruder Buttler erzählte, wie bereit die Leute wären, die betreffenden Unterhaltungskoſten aufzubringen, und wie nur der Mangel an mehr Land ihn hinderte, noch mehr aufzunehmen. Bisher hat er Waſſer genug, und er geht mit dem Gedanken um, den oberhalb ſeiner Station liegenden Bauerhof anzukaufen. Das engliſche Geſetz nämlich geſtattet dem höher Wohnenden, das Waſſer nach ſeinem Belieben zu gebrauchen, falls nicht in dem Transport (Beſitztitel) des unterhalb Wohnenden das Recht auf Waſſer ausdrücklich erwähnt iſt. Dieſer Umſtand giebt zu allerlei Weiterungen Anlaß, und zu Prozeſſen, welche ſehr häufig derjenige verliert, der

im Stande ist, die Prozeßkosten zu bezahlen. Letztere aber sind in der Colonie so hoch, und die Aussicht auf Gewinnen des Rechts so fraglich, daß man meistens am besten thut, nicht erst einen Prozeß anzustrengen. Eine wunderliche, dem Betrug Thür und Thor öffnende Einrichtung wurde noch erwähnt, der sogenannte bonus, welcher darin besteht, daß bei Versteigerungen demjenigen, der z. B. 10 Pfd. Sterl. mehr bietet als der Vorgänger, 2—5 Pfd. Sterl. bonus zugesichert werden, die er zurück erhält von dem Versteigerer. Durch dieses Mittel werden die Leute verlockt, sich gegenseitig zum Verderben überzubieten.

Am Abend wurden wir in Steinthal überrascht durch einen vierstimmigen Gesang, den uns Bruder Zahn's schwarzer Schulmeister mit seinem schwarzen Sängerchor vortrug. Ich habe kaum jemals reinere und schönere Stimmen gehört, als die dieses Sängerchors, und war tief innerlich ergriffen, so etwas in Afrika, in der Nähe der Tigerkloof zu hören. Mächtige dunkle Eichen bedeckten den Blick nach dem Gebirge, Gummibänme, die in vierzehn Jahren 70 Fuß hoch geworden waren, bildeten die Grenzscheide nach dem Garten, die Turteltaube in ihren Zweigen, die den ganzen Tag girrte, war in dieser Abendstunde verstummt; drüben aus dem Garten dufteten die schneeweißen Orangeblüthen, die aus dunklem Laub neben goldenen Früchten hervorleuchteten; um sie her alle denkbaren Bäume und Sträucher, die Afrika hervorbringt. Ueber dieser Oase in der Wüste funkelte das südliche Kreuz in Mitte des glänzenden Sternenhimmels, und mitten durch die dunkle Nacht sangen die Stimmen der Schwarzen glockenrein Solo und Chor wechselnd aus Haydn's Schöpfung: „die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und seiner Hände Werk zeigt an das Firmament; ein Tag sagt es dem andern, und eine Nacht thut es kund der andern. In alle Welt ergeht das Wort, jedem Ohre klingend, keiner Zunge fremd." Mir ging dieser Gesang durchs tiefste Herz; ich ging hinaus unter die duftenden Bäume und den klaren Sternenhimmel und dankte, aus der Ferne dem Gesange lauschend, dem Herrn, welcher seinen Namen auch durch den Mund der Schwarzen verherrlicht haben will. Weiter sangen sie: „Es glänzet der Christen inwendiges Leben, obgleich sie von außen die Sonne verbrannt", und: „Lobe den Herrn, den mächtigen", und schlossen mit: „Nun danket Alle Gott".

Leider konnte Bruder Zahn über den Seelenzustand dieser seiner schwarzen Gemeinde nicht so günstig berichten. Er meinte, es gebe auch auf dem Missionsgebiet Zeiten der Ebbe und Fluth des geistigen Lebens. Vor etwa 20 Jahren habe man annehmen können, daß unter allen getauften Heiden die Mehrzahl wirklich erweckte Christen gewesen seien, jetzt sei das nicht mehr der Fall; eigentlich Erweckte seien in seiner Gemeinde auch nicht viel häufi-

ger, als in unſeren europäiſchen Chriſtengemeinden, und es halte ſchwer, bis in das tiefſte Herz einzudringen mit der Stimme des Evangelii; im Aeußerlichen hielten ſie ſich gut zu Gottes Wort, — wie dies uns auch die alle Morgen in der kleinen Kapelle gehaltenen Gottesdienſte, zu denen ſich faſt ſämmtliche Farbigen eingefunden hatten, bewieſen. Auch hier in der Kapelle war der Geſang ſehr ergreifend, und ich faßte mir Muth, einige Worte auf Holländiſch zu den Verſammelten zu ſprechen.

Sonnabend, den 6. October, früh Morgens nach der Andacht in der Kapelle, brachen wir aus Steinthal auf und fuhren auf demſelben Wege, den wir gekommen waren, nach Worceſter zurück; unſer Salomo ließ ſich durchaus nicht aus ſeiner Ruhe bringen und fuhr trotz aller Stichelreden, die er lächelnd hinnahm, nicht ſchneller, als er es für ſeine Roſſe zuträglich erachtete. Unſer Weg führte uns zwiſchen zwei der wildeſten Kloofen hindurch; die eine Straße, nach ihrem Erbauer, einem geweſenen Handwerker, die Bainskloof genannt, führt von Wellington nach Worceſter, die andere führt aus dem Breedrevier-Thal nach Ceres. Wir ſahen von beiden nur den Eingang; aber der Blick in die letztere Kloof zeigte ſo ſchöne Berglinien, wie ich nur ſelten geſehen habe.

Mitſchels-Paß.

Etwas weiter liegt der Hof eines alten Bauern, Namens Dupleſſis. Die Bauern haben vielfach franzöſiſche Namen, z. B. Joubert, Dewette, Dutoit, Hugo ꝛc.; ſie ſtammen von franzöſiſchen Refugié's ab, aus der Zeit der Hugenotten, von denen auch ihre ſpäteren Nachkommen noch den Stempel ernſter calviniſcher, wenn auch oft nur äußerlicher Frömmigkeit ererbt haben. Ein Bauer entläßt ſeinen Gaſt nicht leicht ohne irgend ein Ge-

schenk. Uns setzte man ein Körbchen mit delikaten, soeben vom Baume gepflückten Apfelsinen auf den Wagen; sie mundeten uns trefflich.

Auf dem Heimwege nach Worcester hätte ich von Bruder Esselen gern das Geheimniß erlernt, wie er, da er bei der Zeit seiner Hinkunft nach jenem Ort die Gemeinde als eine ganz arme vorgefunden, es angefangen habe, dieselbe dazu zu bringen, daß sie Kirche, Thurm, Pastorat, splendide Schule ꝛc., Alles aus eigenen Mitteln habe bauen können. Er erzählte, wie er zunächst zu den einzelnen Gemeindegliedern gegangen sei und ihnen gesagt habe, daß sie von Gottes wegen verpflichtet seien, zur Erhaltung von Predigtamt und Schule und des dazu Nöthigen ihre Beiträge zu geben, und daß er denjenigen nicht als Gemeindeglied anerkennen könne, der sich dieser Pflicht weigere. Dann habe er die nöthigen Beiträge auf die Einzelnen vertheilt und eingezogen; dabei habe er so viel als möglich die Arbeiten durch Gemeindeglieder verrichten lassen, so daß dieselben auf diese Weise ihr eingezahltes Geld wiederbekommen hätten. Endlich sei in jener Zeit gerade in dem damals aufblühenden Worcester viel Geld zu verdienen gewesen, da man die gewonnenen Produkte zu sehr hohen Preisen hätte verwerthen, auch durch hohe Arbeitslöhne viel Geld hätte verdienen können.

Auf dem Wege fanden wir eine soeben getödtete gelbbraune Schlange von 5—6 Fuß Länge; es war eine Covra capella, eine der giftigsten. Dies Unthier brachte unser Gespräch auf viele andere Unthiere, namentlich die Tiger, die noch ziemlich häufig hier gefangen werden. Liegt solch Thier in der Falle, so pflegt man wohl die Nachbarsleute und Freunde zusammenzurufen, um dasselbe erst anzusehen. Dann heißt es: „Hat er uns geplagt, so wollen wir ihn nun wieder plagen, ehe wir ihn tödten"; man stößt, kneipt, peinigt ihn; dann läßt man die Hunde auf ihn los, die er aber mit der freien Tatze oft so unsanft berührt, daß ihrer 3 oder 4 noch erst ihr Leben lassen müssen. Hat man auf diese Weise das eigene grausame Tigerherz an der Qual des gehaßten Feindes gesättigt, dann bringt man ihn wohl lebendig noch in das Dorf. Zu dem Ende stößt man ihm eine Art Heugabel über den Hals und hält damit seinen Kopf auf die Erde; Andere zerren ihn am Schwanz, so daß er nun nicht viel sich bewegen kann; man bindet seine vier Tatzen zusammen, hängt ihn über einen langen Stab und trägt ihn so, daß sein Kopf nach unten hängt, nach Hause. Die Bauern gehen oft mit großer Unerschrockenheit auf den gefährlichen Feind los. Ein Bauer trifft eines Tages den lange gesuchten Tiger und überrascht ihn so plötzlich, daß derselbe nicht fliehen kann. Als der Bauer ihm auf den Leib rückt, richtet sich der Tiger auf, seine Vordertatzen gegen

den Bauer kehrend; dieſer aber umfaßt den Tiger und ſpricht: „Nau heb ik yau“; es beginnt ein entſetzlicher Ringkampf, der, da der Bauer Hülfe erhält, mit dem Tode des Tigers endet. In ähnlicher Weiſe hat erſt kürzlich ein Bauer einen Tiger erlegt, dabei aber auch einen Arm eingebüßt. Bruder Eßelen zeigte mir das Haus, worin der Bauer noch heutigen Tages nach drei Jahren mit ſeinem verkrüppelten Arm liegt und entſetzliche Schmerzen aushält. — Zwei andere Bauern verfolgen die Spur einer Hyäne bis zu ihrer Höhle. „Wat zullen wy nu doen?“ fragte der eine den andern. Der antwortet: „Ich werde da hineinkriechen und binde ihr den Lederriemen um den Hals, und dann ziehſt du ſie heraus.“ Und richtig kriecht er hinein, bindet dem Thier den Lederriemen um den Hals, und der andere zieht es heraus. Draußen zerreißt der Riemen, das Thier kehrt in die Höhle zurück, und nun beginnt dort unten ein entſetzlicher Kampf, in dem jedoch ebenfalls ſchließlich der unerſchrockene Bauer Sieger bleibt.

## XVII.

### Geiſtliches Leben in Worceſter.

In Worceſter angekommen, erfuhren wir, daß Nachmittags drei Uhr Einſegnungsfeierlichkeit in der reformirten Kirche ſtattfinde. Wir gingen dorthin. Es waren ſeine Anzahl durchweg erwachſener junger Confirmanden auf dem Platz vor der Kanzel verſammelt; der Eine hatte einen mächtigen Schnurr- und Backenbart. Die Gemeinde war ſehr zahlreich verſammelt, wohl achthundert Perſonen, meiſt ganz ſchwarz gekleidet, und Viele mit weißer Binde; die einzuſegnenden Damen trugen ſchwere, ſchwarzſeidene Kleider mit mächtigen Krinolinen. Die Einſegnung vollzog ſich ſo, daß der Prediger (Murray), nachdem er von der Kanzel herab eine Predigt gehalten, in welcher er ſowohl die Erwachſenen zu der morgen ſtattfindenden Feier des heiligen Abendmahls, als die unten verſammelten jungen Leute zu der bevorſtehenden Confirmation vorbereitet, alſo eine Abendmahls- und Beichtrede mit einer Confirmationsrede verbunden hatte, von der Kanzel herabſteigend, jedem einzelnen Confirmanden, im Kreiſe zwiſchen ihnen durchgehend, die Hand reichte, und ein Wort der Ermahnung und einen Segenswunſch im Umhergehen hinzufügte. Das darauf folgende Schlußgebet war allgemein umfaſſend; mir that es wohl, daß in demſelben auch meiner Perſon und meiner Reiſe fürbittend

gedacht wurde. Der über alle Versammelten ausgesprochene apostolische Segen machte den Beschluß. Die Reformirten nennen diese Handlung gar nicht Confirmation, sondern „Annehmen", nämlich unter die Zahl der mündigen Gemeindeglieder.

Am Abend wurde in derselben Kirche ein Bibelfest gefeiert. Bruder Murray verlas den 19. Psalm; aus dem von Eßelen gegebenen Bericht war ersichtlich, daß die Gemeinde — vornämlich durch das Mittel von Sammelbüchern, im letzten Jahre 39 Pfd. Sterl. zusammengebracht hatte, 5 Shilling mehr, als im vergangenen Jahr; ein Resultat, welches, Angesichts der herrschenden Theurung, doppelt erfreulich war. Ich wagte es dann, aufgefordert, eine holländische Ansprache zu halten über 2. Petr. 1, 19; auch die Brüder Schmidt und Eßelen hielten kurze Ansprachen, Letzterer auch das Schlußgebet.

Sonntag, den 7. October. Die liturgisch nicht ganz correkt zusammengesetzte Liturgie des Bruders Eßelen wurde durch sehr schön gesungene eingelegte Gesangbuchsverse wirklich erbaulich. Ueberhaupt machte die sehr zahlreich versammelte Gemeinde von Farbigen (deren Viele einen vollständigen schwarzen Anzug mit weißer Binde trugen), so wie der sehr rein ausgeführte vierstimmige Kirchengesang einen ergreifenden Eindruck. Die Predigt von Bruder Eßelen war weniger durch Studium, als durch eingestreute Gedankenblitze und kräftige, einschlagende Schlagwörter ausgezeichnet. Nach der Predigt blieben die verheiratheten Männer der Gemeinde (über hundert an der Zahl) versammelt zu einem seelsorgerischen Gespräch, in welchem Bruder Eßelen gewisse Hauptpunkte des christlichen Lebens kurz und schlagend ihnen an das Herz legte. Er sagte, daß, weil er Alltags ihrer nicht habhaft werden könne, er hiedurch die spezielle Seelsorge wenigstens in etwas zu ersetzen trachte. Heute gab ihm meine Gegenwart noch Gelegenheit zu einer merkwürdigen Anrede. Sie lautete etwa: „Hier stelle ich euch den wohlehrwürdigen Doctor Wangemann vor. Er ist ein Doctor nicht so wie Dr. N. N., der die Kranken curirt, sondern ein Doctor ist ein Mann, der gut lehren kann. Dieser Doctor W. ist der Hauptbeamtete der Berliner Missionsgesellschaft, und ist gekommen, um alle seine Stationen durch ganz Afrika zu besehen. Nun steht mal Alle auf und kuckt ihn euch an; — so, nun kuckt ihn noch einmal an und faßt das Bild recht auf, daß ihr es nicht wieder vergeßt, und Montag Abends, wenn ihr für die Mission betet, dann betet auch für ihn mit; denn er will eine große, beschwerliche Reise machen durch ganz Afrika, dazu hat er Gebete nöthig, die andere Christen für ihn thun, daß Gott ihn beschirme und sein Werk segne."

Um ½ 2 Uhr kamen die Deutschen zusammen, Ansiedler und Arbeiter, zum großen Theil aus der Neumark und aus der Uker-

mark und Pommern. Einem solchen, Namens Pahl aus Hohenselchow, war ich schon in Steinthal begegnet, und hatte ihm drei Jahre lang entbehrte Nachrichten über sein inzwischen abgebranntes Heimathsdorf gebracht. Jetzt hatte Bruder Eßelen die um ihn zu einer Gemeinde gesammelten Deutschen von Worcester und Umgegend, denen er allmonatlich eine deutsche Predigt hält, zusammenberufen, damit sie eine Predigt hörten aus dem Munde eines so eben von Deutschland kommenden Pastors. Ich predigte über das Wort: So seid ihr nun nicht Gäste und Fremdlinge ꝛc. Nach der Predigt kamen die Männer alle in die Sakristei, theils um Nachrichten von Hause zu erfragen, theils um ihr Herz auszuschütten, wie es ihnen in Afrika so schlecht ergehe, wie sie statt der gehofften goldenen Berge viel Mühe und Noth gefunden hätten. Mancher fleißige Mann indessen hatte sich in der That bereits ein kleines Eigenthum erarbeitet. Bruder Eßelen hat sie zu einer kleinen, seiner Heidengemeinde annektirten deutschen Filialgemeinde gesammelt und dadurch, daß er die säumigen Kirchgänger ausschloß, sie allmählich zu einer sehr kirchlichen Gemeinde herangebildet, aus welcher so leicht kein Glied ohne Noth Sonntags die Kirche versäumt.

Meiner Predigt schloß sich um drei Uhr die von Bruder Schmidt gehaltene holländische an, und an diese eine ähnliche Besprechung Eßelen's mit den Frauen der Gemeinde, wie die mit den Männern am Vormittag abgehaltene.

Abends ½8 Uhr folgte dann der Abendgottesdienst, bei welchem ich meine erste Predigt in holländischer Sprache hielt. Auch dieser Gottesdienst war mir durch den erbaulichen Gesang und die ganze kirchliche Haltung der sehr zahlreich versammelten farbigen und weißen Gemeinde sehr erbaulich; ich hatte noch nie so wie heute zu Farbigen von malaischer, europäischer, Kaffern-, Hottentotten- ꝛc. Abkunft in ihrer eignen Sprache geredet. Dieser ganze Gottesdiensttag in Worcester erinnerte mich vielfach an die Sonntage in Hermannsburg.

Der Abend wurde in wehmüthiger Traurigkeit verlebt; Bruder Eßelen ging sein Herz auf und seine Augen über, angesichts des Abschieds von einem deutschen Bruder und er gab seinem lebhaften Wunsche, doch noch ein einziges Mal auf einige Monate in Deutschland sein zu können, und seine alte Mutter noch einmal zu sehen, in sehr bewegter Weise Ausdruck; er hatte Mühe, seiner inneren Bewegung Meister zu bleiben.

Montag, den 8. October. Nach schwerem Abschied ging es früh sechs Uhr fort von Worcester durch das grüne Gelände, welches Bruder Schmidt seit sieben Jahren so grün nicht gesehen zu haben bekannte. Nach europäischem Maßstab freilich hätte man

es eher dürre genannt, weil überall zwischen den grünen Sträuchern der dürre Boden und das Steingeröll hervorblickte.

In den verschiedenen Gegenden Afrika's sind verschiedene Pflanzenarten vorherrschend; hier waren es die Euphorbien, welche baumartig aufgeschossen waren, der Butterbaum, so weich, daß man mit dem Messer quer durch den Stamm hauen konnte; zwischen den Euphorbien wuchs eine andere Art Rhenoster, zarteren Laubes und hellgrüner Farbe; dazwischen Mesambryanthemen, deren sternartige Blüthen in allen Farben glänzend strahlten, und die Hottentottenfeige, ebenfalls sternförmig in allen Farben, nur in größerer Blüthe blühend. Dörfer erreicht man selten, höchstens auf fünf bis sechs deutsche Meilen durchschnittlicher Entfernung; dagegen liegen die Bauernhöfe bisweilen näher an einander, meist einstöckige Häuser im Kreuzbau, oder mit einem hervorspringenden Quergiebel. Der etwas gebildete Bauer hält darauf, daß sein Haus und Nebengebäude alljährlich sauber geweißt werde, und solch blendend weißes Haus über eine weite, wüste, unbebaut daliegende Fläche herleuchtend, ist für den Reisenden immer ein erfreuender Anblick. Viele Bauern lassen aber auch den rohen Lehmbau stehen, welcher sehr unansehnlich aussieht, da der Regen vielfach an diesem Gemäuer wäscht, und manche Wände dem Einsturz näher erscheinen läßt, als sie wirklich sind. In der Nähe solches Hauses ist allzeit eine fließende Quelle oder ein Bächlein, davan Trauerweiden und Gärten mit Pfirsichen, Feigen, Wein, Bananen und anderem Obst, Hecken von Kaktus, Aloe, Dornen, Granaten oder auch Feigen. Der Agave kostet ihre auf mehr als 26 Fuß hohem Stengel getragene Blüthe jedesmal das Leben, obgleich freilich ihr Ort sofort durch drei- bis vierfachem Nachwuchs ausgefüllt ist. Auch Gehege giebt es von Bambus- oder Indisch Rohr oder Orangezweigen.

Eine Stunde von Worcester spannten wir aus. Bei jedem Halteplatz nämlich müssen die Pferde ganz aus dem Geschirr; ihr Knie wird gegen den Hals zu gebunden, so daß sie nun mit dem Kopf auf den Boden zu gehen, und also leicht wieder eingefangen werden können. So läßt man sie frei umherlaufen, nachdem man zuvor von dem Bauer die nie versagte Erlaubniß erbeten hat, etwas ausspannen zu dürfen. Die Pferde grasen, laufen nach der Quelle, und „rollen", was ihnen höchst nöthig ist, damit sie nicht krank werden; der Reisende setzt sich auf den Futtersack und der Kutscher kocht Kaffee und bereitet Breakfast, wenn man nicht etwa vorzieht, den Bauer zu „grüßen", der in diesem Falle, der Landessitte gemäß, sein Breakfast vorsetzt. Erst, nachdem sie „gerollt" haben, bringt man die Pferde in den Stall, um sie zu füttern.

Bei unserm Halteplatz war der Bauerhof ziemlich ärmlich,

wir blieben draußen. Der Bauer kam heran und begann ein Gespräch; er klagte sehr über die sündige Welt, deren Verderben den Herrn herausforderte, Afrika mit solcher Plage der Dürre zu schlagen, wie das letzte Jahr. Ich erwiederte, daß eine Hauptsünde die Stellung sei, welche die Bauern den Farbigen gegenüber einnehmen, die sie wie Schepsels ansähen, und nicht wie Mitbrüder, die auch ein Recht und Antheil an dem Erlösungswerk des Herrn hätten. Bruder Schmidt warnte mich hernach und meinte, der englische Dr. Philipps, der, ähnliches öffentlich verkündigend, durch das Land gereist, sei seines Lebens nicht sicher gewesen. Noch heute findet man über der Thür manches Bauern die Worte: „Wer Dr. Philipp's Freund ist, soll hier nicht eintreten." Der heutige Bauer aber schien die Sache einzusehen; Bruder Schmidt meinte, es seien nicht viele Bauern so fromm und so vernünftig, wie dieser.

Eine wunderliche Art in Afrika ist es, daß man die steilen Anhöhen meist in Carrière hinauffährt; je steiler, desto mehr werden die Pferde angetrieben. Dies ist namentlich bei den Flüssen der Fall, deren Ufer an der einen Seite eben so steil abfallen, als sie auf der andern Seite aufsteigen. Ihr Bett ist gewöhnlich Steingeröll, und kaum hat man den letzten Stein hinter sich, so geht das Schreien und Peitschen los, bis man plein carrière oben ist. Mir schien dies ebenso unvernünftig als grausam zu sein, aber ich wurde bald belehrt. Bei einem Fluß hatte der Kutscher dieses Antreiben versäumt, die Pferde versuchten langsam bergauf zu ziehen; die Last war zu schwer, und nun mußten wir Alle aussteigen, um den Wagen zu erleichtern. Solch Aussteigen aber ist mitten im Flußbette nicht eben angenehm.

Interessant ist der Weg in dem trockenen Flußbette; dasselbe ist fast ganz mit Dornen ausgefüllt, schönen Gleditschien, nur daß sie zwei Stachel haben, die wie Ochsenhörner auseinandergehend, oft die Länge von ¼ und ⅓ Fuß haben, und so dicht stehen, daß solch Dornenfeld ganz undurchdringlich wird, und der Weg durch dasselbe nur durch Feuer zugänglich gemacht werden kann. —

In Robertson besuchten wir auf einige Minuten den wesleyanischen Pastor Tyndale, einen lieben, eifrigen, frommen Mann. Von dort vier Stunden entfernt (d. h. 5—6 deutsche Meilen), ist das Dorf Montague, woselbst wir unser Nachtquartier aufschlagen wollten. Ehe wir es erreichten, mußten wir die Kochmannskloof passiren, in welcher ich die großartigsten, wunderbarsten Felsgebilde fand, so wunderbar und pittoresk, wie ich nie etwas ähnliches in deutschen oder schweizer Gebirgen gesehen habe. Die Felsgeschiebe standen bald senkrecht, bald wagerecht, bald im Circumflex, an manchen Punkten alle diese drei Formen dicht neben einander,

oft hingen die Felsen über, bisweilen glichen sie einem Kamm, dessen Nadeln nach oben gekehrt sind. Wir gingen den Weg durch die Kloof zu Fuß, denn bei jeder Wendung des Wegs zeigte die Kloof neue Schönheiten und groteske Bildungen. Entzückend war der Anblick des lieblichen Thals von Montague, das wir in dem letzten Abendgolde schauten, unmittelbar nachdem wir die schauerliche Kloof hinter uns hatten. Dies liebliche Thal mit seinen schönen Häusern, spitzem Kirchthurme und sanften grünen Bergabhängen und reichem Gelände würde noch eher als das Urner Loch in der Schweiz dem Dichter Stoff geben zum begeisterten Liede. Sonderbar waren in diesem Thal auf der andern Seite die in Afrika nicht selten wiederkehrenden, völlig geraden Berglinien, welche große Berge wie Dächer oder Schanzen oder Pyramiden erscheinen lassen. Solche Berge mit gradliniger Zeichnung nennt man gewöhnlich Tafelberge.

Der reformirte Pastor Dr. Hofmeyer in Montague, bei welchem wir Nachtlager erbaten, war sehr empört über die Proselytenmacherei der anglikanisch-bischöflichen Kirche, welche in Montague für 11 ihrer Glieder ein eigenes Kirchsystem gegründet hatte, um auch Heidenmission zu betreiben, trotzdem daß der reformirte Pastor bereits in sehr ausgedehnter Weise für die Christianisirung der Heiden durch Schulen und eingerichtete Gottesdienste Sorge getragen hatte. Er theilte mir auf meine Bitte einiges aus seiner mit dem anglikanischen Geistlichen gepflogenen, ziemlich erregten Correspondenz mit. Ich ersah daraus, daß es sich einfach um Grenzstreitigkeiten handelte, denen eine größere Bedeutung nur von den Betheiligten beigelegt werden kann.

Dienstag, den 9. October, fuhren wir um 5 Uhr aus; unsere Wirthe schliefen, unsere Kutscher hatten den Kaffee gekocht, den wir stehend auf dem Hofe tranken. Heute hatten wir einen schweren Reisetag vor uns. Der Weg stieg, zwischen Hügelland sich hinwindend, terrassenförmig immer höher, wohl über 1000 Fuß hoch von Montague aufwärts. Die Morgensonne ließ die frischen Rhenosterbüsche der Hügel smaragdartig grün glänzen, und das Erklimmen der Höhe gewährte immer neue und immer umfassendere Bergausblicke. An einem Bauerngehöft sahen wir drei Strauße auf eingehegtem Felde, bei einem andern sahen wir Schaaren von Geiern sich sammeln, wahrscheinlich über ein Stück gefallenes Vieh; hoch in der Luft schwebend sahen die Geier fast wie Störche aus.

Nachdem wir die Höhe unserer Bergrücken erreicht hatten, sahen wir zurück nach Montague zu auf ein erstarrtes Hügelmeer, vor uns hinab in ein liebliches mit Bauernhöfen reich besetztes Thal, die Tradau, neben beiden hingehend die große Gebirgskette, welche wir gestern in der Kochmannskloof durchbrochen hatten. Der Reichthum der Tradau ist gegründet auf den relativen Reich-

thum an Waſſerquellen, die aus dem hohen Felsgebirge entſpringen und auf den nackten Abhängen bisweilen ſogar einzelne, ſchmale, kleine Waſſerfälle bilden. Dieſer Waſſerreichthum wird dann unten am Fuß ſofort aufgefangen und in die mittelſt deſſelben fruchtbar und beſtellbar gemachten Ackerflächen geleitet, ſo daß nur ein ganz geringer Theil, bisweilen nichts, von dem Waſſer das urſprüngliche Flußbett im Thal erreicht.

Auf der Höhe dieſes Berges fanden unſere 3 Pferde, Jonker, Rob und Avon auch ihren auf der Hinreiſe krank zurückgelaſſenen Gefährten Denny wieder, und unſer ehrlicher Brander, der Maulеſel, der Denny's Platz ſo lange treulich erſetzt hatte, konnte nun wiederum das Glück der Heimath genießen; freilich nicht auf lange Zeit; denn er hatte ſich als ein ſo brauchbarer, „gelehrter" Eſel bewieſen, daß ich ihn für den ſelten billigen Preis von 9 Pfd. Sterl. erſtand, und alſo in den Beſitz des erſten meiner künftigen Reiſegeleiter durch Afrika gelangte. Bruder Schmidt hatte bei dieſer Gelegenheit gezeigt, daß er mooi praten kann; denn der Bauer war ſehr gefällig und entgegenkommend, und berechnete für die Pflege des kranken Pferdes nur ein ſehr mäßiges Quantum.

Jenſeit des Bauernhofs ging es ſteil hinab in die Tradan, ſo ſteil an manchen Orten, daß wir es vorzogen, zu Fuß zu gehen und den Pferden nur der leeren Karre Laſt zuzumuthen.

Nach einer mühſamen Tagereiſe von 9—10 Stunden (12—14 deutſche Meilen) nahmen wir Abends Quartier bei einem frommen Bauer Hasbroeck im Dornrevier. Das Haus liegt in einem engen, nach allen Seiten abgegrenzten Thalkeſſel und gewährte, namentlich im letzten Strahl der Abendſonne den Anblick rechter friedlicher Stille. Der Bauer iſt ein Bock-Bauer, d. h. ſein Hauptviehſtand beſteht nicht aus Schafen, ſondern aus Böcken, das iſt Ziegen. Wir befanden uns daher, auf dem Hofe auf- und abgehend, alsbald in der Mitte von zahlreichen Ziegenlämmern, die ihrer auf die Weide getriebenen Mütter beraubt uns im Kreiſe bittend umſtanden; es war kläglich, wie ſelbſt erſt die acht Tage alten ſich um uns drängten, als ob wir ihnen ihre Mütter wiederverſchaffen ſollten. Sehr bald kam aber auch die Heerde der Alten an, und die jüngeren ſprangen ihnen entgegen und mit ihnen in den Kraal. Natürlich konnten bei der Heerde von mehreren Hunderten, nicht alle Ziegenmütter ſogleich ihr Junges finden. Da mußte der Bauer nachhelfen, der jede einzelne Ziege kennt und auch jedes Junge, welches zu ihr gehört, und welcher den Müttern ihre Jungen, nach denen ſie kläglich meckernd ausgeſchaut hatten, zuführte. Das war dann eine Freude, wie die Alte ihr Junges leckte und liebkoſte, und wie das Junge die langentbehrte Nahrung fand. Wehe aber dem fremden Jungen, das

ſich an eine Ziege gewagt hatte, es wurde unbarmherzig fortgeſtoßen. Als ich den Bauer ſo zwiſchen ſeiner Heerde wirken ſah, wurde mir das Wort von dem guten Hirten lebendiger, der jedes Einzelne ſeiner Heerde kennt, und ſie kennen ihn, und folgen ſeiner Stimme. Aber an dieſem Abend ſollte ich nicht blos das Werk und die Arbeit eines irdiſchen Hirten mit Augen ſchauen, ſondern den Herrn ſelbſt wirken ſehen, den Erzhirten mitten in ſeiner Heerde.

Die mächtige Schüſſel mit Suppe und Fleiſch ſtand bereits dampfend auf dem Tiſch, als der Abendgottesdienſt begann, den Bruder Schmidt hielt; um ihn her der Bauer mit ſeinem frommen Weibe und ſeinen Kindern und den farbigen Knechten und Mägden und außerdem der Nachbar-Bauer mit ſeiner Frau, der zu dieſem Gottesdienſt eigens herbeigerufen war. Bruder Schmidt hielt eine Bibelſtunde, die zu einer ausgedehnten Predigt wurde. Nach dem Schluß der Andacht trat die fremde Bauerfrau, ein junges, hochgewachſenes, kräftiges Weib mit ſehr feinen Geſichtszügen und ausdrucksvollem, glänzenden Auge hervor, ſtellte ſich vor Bruder Schmidt und vor mich hin und begann in beredten, warmen Worten zu bezeugen, wie wahr das von Bruder Schmidt geſagte Wort ſei. Sie habe es an ihrem eigenen Herzen erfahren, wie der Herr Jeſus in den Verirrungen des Lebens dem armen verlorenen Schaf nachgehe; ſie habe ſich lange geſträubt, aber der Herr ſei ihr zu mächtig geworden, und habe ſie gezwungen, und ſo habe ſie ihn auch gefunden und habe an ihrem Herzen erfahren, wie keine Freude ſei anders, als bei dem Herrn Jeſu. Es lag etwas Gewaltiges, Unmittelbares in dieſem ungeſuchten Zeugniß. Es war, als könnte die begnadigte Seele nicht Worte genug finden, um des Herrn Barmherzigkeit zu preiſen. — Da ſtand mit einem Mal aus dem Winkel der Stube, wo ſie bis dahin unbeachtet gehockt hatte, ein unanſehnliches, kleines, ſchwarzes Weib auf und trat heran und begann in ähnlicher Weiſe zu zeugen von der Gnade des Herrn, die ihr wiederfahren ſei. Ihre Augen erglänzten dabei von tiefer Gluth und ihre Arme gingen auf und ab, das Geſagte bekräftigend. Als dieſe Schwarze zu ſprechen begann, zog ſich die Bauerfrau beſcheiden zurück, als ſtände ſie einer Reſpektsperſon gegenüber. Letſy aber (Adelette, ſo hieß dieſe kleine Schwarze) pries die Gnade des Herrn, die ihr widerfahren ſei, mit einer Kraft und einem Nachdruck, daß es mir tief im Herzen mitklang. Vor einiger Zeit, erzählte ſie, ſei auch ein Sendling hier geweſen, der habe von Nabal und Abigail gepredigt, und daß Abigail dem David Geſchenke gebracht habe. Da habe ſie zuerſt nicht gewußt, was der Herr ihr damit habe ſagen wollen. Aber bald ſei es ihr klar geworden. Ihr Sohn (ein junger, farbiger Burſch von etwa 18 Jahren, der den Arm in der Binde

neben ihr stand), habe sich Tags darauf drei Finger abgehackt, und das sei ihrem Mutterherzen ein fast unüberwindlich schwerer Schmerz gewesen. Da habe sie in ihrem Herzen eine Stimme gefühlt, die habe sie an Abigail erinnert, und ihr gesagt: Wie Abigail dem David Geschenke gebracht hat, so mußt du dem Herrn Jesu auch dein Herz schenken, und was er dir zu tragen giebt, mit Dank hinnehmen. Sofort sei in ihr Herz Freudigkeit wiedergekehrt, und sie habe um den verlornen Finger ihres Sohnes nicht mehr weinen können. Aber nun sei der Herr auch überschwänglich reich eingekehrt; dem Sohne sei Schmerz und Krankheit das Mittel geworden, gründlich den Herrn zu suchen und sich zu bekehren, und nun sei ihrer beider Herz voll Jubel und Dank, daß der Herr sie solche Gnade habe erfahren lassen.

Der junge Bursch, dem jenes vor etwa 4 Wochen widerfahren war, stand mit verklärtem Angesichte dabei. Dann nahm der Bauer selbst das Wort und sagte, diese kleine Schwarze sei ihrer aller geistliche Mutter und Anführerin, und nicht blos für sie, sondern für die ganze Umgegend, in welcher eine große Anzahl durch ihr Zeugniß erweckt worden sei.

Nach dem Essen nahm ich Letsy allein und ließ mir von ihr aus ihrem früheren Leben erzählen. Da erfuhr ich, daß sie bei dem Vater dieses Bauern, Hasbruck, früher Sklavin gewesen sei; aber in dieser Zeit habe sie in aller Thorheit und Gräuel des Heidenthums gewandelt, bis sie eines Tages nach Zuurbraack gekommen sei zum Missionar Helm (dem ältern); dessen Wort und Zeugniß sei ihr in ihr Herz gedrungen, und sie habe ihren Heiland gefunden. Nun aber habe sie in ihrem Herzen eine Stimme gehört, die habe ihr nicht Ruhe gelassen, sondern sie habe müssen in das Haus ihres alten Herrn zurückkehren, um dem auch von der Gnade des Herrn zu sagen. Und dies Zeugniß habe der Herr so gesegnet, daß der alte Bauer nicht nur selbst erweckt wurde, sondern auch dieser alten Schwarzen, die nun Freundin im Hause wurde, die geistliche Pflege ihrer Kinder anvertraut habe. Und auch diese Kinder, und neben ihnen viele andere Seelen haben den Herrn gefunden. Daß dies alles Wahrheit sei, konnte ich aus dem Munde des dankbaren jungen Bauern, der die alte Letsy wie ein Glied der Familie bei sich hat, selbst hören. Es war übrigens auch an der ganzen Haltung dieser Bauernfamilie die Kraft des Evangelii zu spüren. Sie gehörte nicht zu den reichsten; es waren auch nur zwei Messer auf dem Tisch, jeder Gast muß sich das seinige mitbringen. Aber der Ton der Unterhaltung war so herzlich, das Gespräch so eingehend, so daß mir die Abendstunden in Dornrivier zum bleibenden Segen sein werden.

Die darauf folgende Nacht freilich war minder erquicklich.

Obschon Bruder Schmidt das zweischläfrige Bett-Gestell mir überließ, und sich aus dem Sitzkissen des Wagens auf der Diele ein Lager bereitete, konnte ich doch, unangenehmer Gesellschaft wegen, die ganze Nacht hindurch kein Auge zuthun, und dankte der Fürsorge des Bruder Schmidt, der mir durch Beschaffung eines auch zum Schlafen einzurichtenden Wagens späterhin die Nothwendigkeit der Einkehr bei Bauern ersparte.

Mittwoch, den 10. October. Wiederum verließen wir unsere Herberge ohne von unseren noch schlafenden Wirthsleuten Abschied zu nehmen; denn mit Tagesanbruch abreisen und mit Sonnenuntergang im Quartier sein, ist eine wichtige Regel für einen afrikanischen Reisenden, und heute wollten wir um so lieber abreisen, da wir womöglich Amalienstein noch einen Tag früher, als angemeldet, zu erreichen hofften.

Um 7 Uhr spannten wir in Warmbad, einem alten Bauernplatz an einer Mineralquelle, aus; die Reste des vernachlässigten Gartens enthielten große, mächtige Lemonenbäume, von deren Zweigen eine Gartenumzäunung gemacht war. Dann führte uns unser Weg durch ein Meer von Berghügeln, von denen einer über den andern wellenförmig sich thürmte, so daß man von der Höhe in dieses unruhige, bewegte Wellenland blickend, wohl gewahr werden konnte, daß an eine geregelte Cultur desselben schwer zu denken sei. Die Grenze dieses, von schmalen Thälern hier und dort durchschnittenen Hügellandes, bildet der Zwarte-Berg, eine etwa 6000 Fuß hohe Felsgebirgskette, deren majestätische Berglinie uns am frühen Morgen bereits begleitet hatte, und an deren Fuß unsere beiden Stationen Ladysmith und Amalienstein liegen. Ein gespaltener Kopf in dieser Bergkette heißt der Toverkop (Zauberkopf); er ist der einzige von allen diesen Bergen, der einen Namen hat. Am Fuß des Gebirges zieht sich wiederum eine breite Hügelkette hin, die nur hier und da Thäler zwischen sich hat, mit Bauernhöfen und bewohnten Plätzen. An der Einsenkung die vom Toverkop hinabgeht, liegt Ladysmith, und rechts davon Amalienstein, etwa 2½ deutsche Meilen von Ladysmith entfernt.

Nicht weit von dieser Ausspannestelle sahen wir einen Schakal; dann hoch über uns einen mächtigen Adler, der, nachdem wir noch eine Zeit lang gefahren waren, vor uns auf dem Wege saß; ich schoß auf ihn meinen Revolver ab, ohne daß ihn das in seiner Gemüthlichkeit störte.

Gegen 4 Uhr überschritten wir die letzten unserer Berghügel, und Ladysmith lag dicht vor uns. Die weißen Häuser glänzten so schön aus dem grünen Thal uns entgegen, und die Purpurschatten hatten sich so tief auf das unmittelbar der Thalsohle ent-

[illegible] Schönsten [illegible]

[illegible] Dorfkinder [illegible]

[illegible] Schwester Howe ergriff [illegible] schnell den Einen [illegible] Ich sah, ich [illegible] Freude gestört, [illegible] Bruder [illegible] Dorfe brachte auch richtig die Botschaft, [illegible]

Es war ein eigenthümlich heimelnder Eindruck, den es machte, in der Wohnung an den Wänden die Portraits von Büchsel, von Gerlach und Steffen zu sehen, und durch die ganze Hauseinrichtung sich plötzlich nach Deutschland zurück versetzt zu sehen. Indeß blieb ich nicht lange dort. Da der unseren Brüdern befreundete reformirte Prediger von Velde am folgenden Tage verreisen mußte, so benutzte ich diesen Umstand, um ihm einen Besuch sofort abzustatten, und dadurch für die Schwester Howe die Zeit zu gewinnen, ihre Empfangseinrichtungen zu vollenden, denn wir waren einen ganzen Tag früher angekommen, als angemeldet. Als wir von van Velde zurückkehrten, hatte sich vor der Kirchhofthüre die ganze Schule aufgestellt, und begrüßte und bekränzte uns singend.

Donnerstag, den 11. October, machte ich nur einen kurzen Besuch in der Schule und benutzte die übrige Zeit des Vormittags zur Abfertigung der Correspondenz nach Deutschland. Es war ein köstlicher Morgen. Bruder Howe's Haus liegt entzückend schön mit der Aussicht auf die Berge und umgeben von einem sehr sauber gehaltenen Garten, der mit Pfirsichen, Feigen, Cypressen ꝛc. reichlich besetzt ist; eine Veranda von rohen Baumzweigen bietet dem Weinstock Gelegenheit, eine schattige Laube zu bilden. Ebenso sauber und nett war alles im Hause selbst, die Möbel zum Theil von Bruder Howe selbst angefertigt.

# XIX.

## Amalienſtein.

Nachmittags ging es dann in ſchwebender Hitze durch das Vorland des Hügelgebirges, welches hier und da ſehr hübſche Felspartieen, ſchöne Flora, inſonderheit mächtige Aloes zeigte, nach Amalienſtein. Zuvor mußten wir Zoar paſſiren, das einen ſehr kläglichen Anblick darbot; überall zerfallende Hütten, Ruinen, zerlumpte und nackte Kinder. Da daſſelbe keine Unterſtützung aus der Heimath erhalten hat, iſt ſeine Bevölkerung von 1000 Seelen bis auf 100 herabgeſunken. Die meiſten Häuſer und Hütten ſtehen leer und zerfallen, die Schule hat geſchloſſen werden müſſen; unſer einſt ſo blühendes, liebes Zoar war ein Bild des Jammers.

An der ebenſo baufälligen, langen, ſchmalen Kirche vorbei führte der Weg im Dorf ſelbſt zu einem Flüßchen hinab, dem Kobus-Rivier, der die Grenze bildet von dem Gebiete Amalienſteins. Dort fanden wir die ganze Gemeinde Amalienſtein, Jung und Alt, die Brüder an der Spitze, aufgeſtellt; ſie empfingen uns mit Flutenſchüſſen und Kränzen, und ſangen: „Nun lob' mein' Seel' den Herrn!“ — Nur die ganz Alten hatten den weiten Weg hierher nicht gemacht, ſondern erwarteten mich etwa 10 Minuten vor Amalienſtein auf einer Höhe. Manche hatten zurückbleiben müſſen, weil ſie keine Kleider anzuziehen hatten; viele waren auf Arbeit weit hinein ins Land zerſtreut.

Dicht vor dem Dorf kamen die Frauen der Miſſionare und ihre Kinder. Wir hatten von Zoar aus den Wagen leer vorauf geſandt, und gingen nun im Zuge hinein in das liebe Amalienſtein, welches mit ſeiner ſchönen weißen Kirche und den weißen Miſſionshäuſern, aus dem wiederum mit friſchem Grün geſchmückten Felde ſehr freundlich uns entgegen leuchtete.

Ein altes Mütterchen hatte auf ihrem Krankenlager immer gebetet, der Herr möchte ſie doch noch ſo lange leben laſſen, daß ſie den Vater, der aus Berlin komme, noch mit ihren Augen ſehen könnte. Nun war ſie voll Freude, als ich hinging, ſie zu begrüßen; eine junge, 18jährige Frau war, ohne dieſen ihren Wunſch erfüllt zu ſehen, vor zwei Tagen geſtorben. Die allgemeine Bewegung durch die ganze Gemeinde war doch etwas mehr als Neugierde; theils der Dank für die vor Kurzem gewährte Hülfe, theils auch der Dank für die Wohlthaten des Evangelii hatten auch dieſer farbigen Leute Herzen warm gemacht.

Den Reſt dieſes Tages blieben wir bei Bruder Schmidt, im

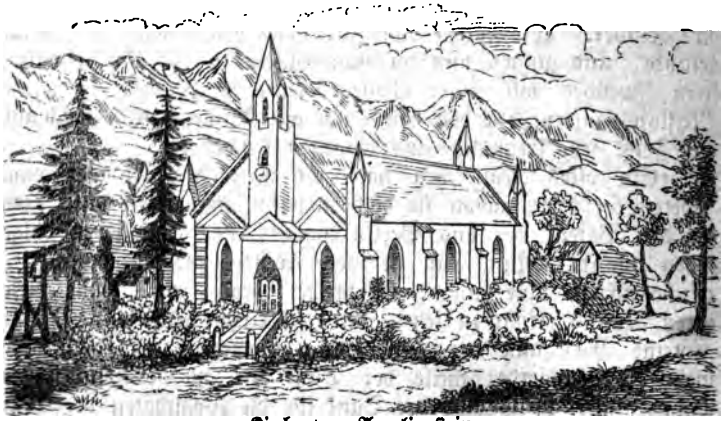
Kreiſe ſämmtlicher Geſchwiſter. Da gab es viel zu fragen und viel zu erzählen von Deutſchland.

Freitag, den 12. October. Die eingelaufene afrikaniſche Correſpondenz geleſen, die europäiſche ausgefertigt; Nachmittags Geburtstagsfeier des Bruder Heeſe im Kreiſe ſämmtlicher Geſchwiſter.

Sonnabend, den 13. October, wiederum geſchrieben. Dann beſuchte ich eine ſchwindſüchtige Frau, deren Ende vielleicht nicht fern iſt; ich freute mich, mit ihr bereits verſtändlich holländiſch ſprechen zu können, und erquickte mich an ihrem Glauben und ihrer geduldigen Ergebung. Nachmittags ging ich nach Vlandfontein*), eine halbe Stunde weit, zu Bruder Meyer, deſſen Wohnplatz am Fuß des Hochgebirges iſt, unfern des Eingangs in die Zevenweekspoort.

Um 4 Uhr waren wir wieder in Amalienſtein und begannen unſere Conferenzbeſprechungen im Kreiſe ſämmtlicher, verſammelter Brüder. Heute war der Gegenſtand die Auswahl einiger, erwachſener Taufcandidaten, die vielleicht durch mich getauft werden könnten. Die Brüder erwogen mit großem Ernſt und ſehr eingehend alle Gründe, die für oder wider die Taufe der Einzelnen ſprachen; endlich wurden 4 junge Leute ausgewählt. Ich beſchloß, dieſelben während meines 14tägigen Aufenthalts täglich noch eine Stunde zu unterrichten, um mich von ihrem Herzenszuſtand zu überzeugen. Sodann wurde die in Anhalt-Schmidt zu haltende, größere Conferenz beſprochen und ausgemacht, welche der Brüder an derſelben ſich betheiligen könnten. Bruder Meyer übernahm die Beſorgung zweier Ochſenwagen.

Sonntag, den 14. October, hielt in der ſchönen großen



Kirche von Amalienſtein.

*) Sprich: Eilandfontein.

Kirche von Amalienſtein Bruder Schmidt die Predigt, und ich vom Altar aus eine holländiſche Anſprache. Der Gemeinde wurde der Turnus mitgetheilt, in welchem ich in den folgenden Tagen die einzelnen Familien in den Häuſern beſuchen wollte. Sie war zahlreich in der Kirche erſchienen, obgleich mancher leere Platz blieb, wegen der auswärts Arbeitenden. Sie bot im Gottesdienſt den Anblick einer andächtigen, um das Wort geſammelten Schaar; der Geſang war ſchön und erbaulich, obgleich weder ſo rein, noch ſo volltönend, wie in Worceſter. Das Harmonium iſt für dieſe Kirche viel zu ſchwach.

Den Kaffee nahmen wir bei Bruder Elfert ein, in deſſen Hauſe ſie in der vergangenen Nacht wiederum eingebrochen waren, um den Empfangskuchen und allen Wein zu ſtehlen.

Die Nachmittagspredigt hielt Bruder Heeſe, über das Evangelium des Sonntags, vom großen Abendmahl, praktiſch, populär, durchdacht, etwas weniger durchgebildet in der Form, dabei aber doch anfaſſend, eine tüchtige Predigt.

Nach dem Gottesdienſt wurden zunächſt die europäiſchen Briefe geſchloſſen; dann ging es nach Zoar, woſelbſt ich für den Abend eine Anſprache zugeſagt hatte. Pauw war uns bis dicht vor Amalienſtein entgegengekommen.

Die Kirche in Zoar iſt ein kleines, niedriges, ſchmales, langes Gebäude; die von Lehm aufgemauerte Kanzel ſteht an einem Ende, ſo daß man die ganze Länge hinab ſprechen mußte. Die Kirche war ganz gefüllt, zum großen Theil von Amalienſteiner Gäſten. Ich predigte über Geneſ. 19; 22, 23; ich fühlte mich matt und befangen nach der Tagesanſtrengung und die holländiſchen Worte wollten nicht recht fließen. Pauw dagegen hielt eine lebendige, friſche, kräftige Anſprache. Es war mir beweglich, in der Schmerzenskirche unſeres lieben Zoar ſelbſt vom Herrn zeugen zu ſollen, zu Leuten, die zum Theil unſere Kinder ſind.

Pauw ſelbſt findet es unnatürlich, daß Zoar von Amalienſtein getrennt bleiben ſolle, und der Gedanke an eine Wiedervereinigung beſchäftigt uns alle lebhaft. — Ich blieb die Nacht bei Pauw.

Montag, den 15. October, machte ich früh Morgens mit Bruder Pauw einen Spaziergang, um die Lage Zoars zu ſehen. Der Ort zieht ſich in dem Thal des Kobus-Flüßchens von Norden nach Süden, etwa eine viertel Stunde weit. Dann wendet ſich das Thal, dort Rhenoſter-Vlee genannt, von Oſten nach Weſten und es öffnet ſich, nach Süden von der Amalienſteiner Ebene durch eine etwa 200—300 Fuß hohe felſige Hügelkette abgegrenzt, ein reiches, liebliches Thal, die Drog-Vlee, genannt, weil keine Quellen hineinfließen, ſondern die Einwohner alles Waſſer

aus dem Fluß erhalten. So lange der Fluß Waſſer hat, ſteht hier alles üppig und reich; iſt aber durch große Sonnenhitze der Fluß trocken gelegt, ſo iſt dann freilich die Noth deſto größer. Die Häuſer ziehen ſich denn alſo von Zoar die Rhenoſter-Vlee und Drog-Vlee, in Summa etwa eine halbe Stunde lang, im Thalgrunde hin, doch wohnen in Rhenoſter-Vlee ſowohl, als in Drog-Vlee die Gemeindeglieder von Zoar und Amalienſtein gemiſcht durcheinander. Die Scheidung beider Gemeinden hat ſeiner Zeit entſetzliche, bis zu Morddrohung und blutiger Schlägerei gehende Zwiſtigkeiten im Gefolge gehabt, inſonderheit darum, weil die Zoaraner das Gebiet beider Vleen für ſich allein beanſpruchten, während doch das Gouvernement-Grant nur Farbigen überhaupt zum Zweck der Miſſion dieſe Ländereien überwieſen hat. Gegenwärtig wohnen die Mitglieder beider Gemeinden vielfach unter einander verſchwägert und verwandt, friedlich nebeneinander. — Den Miſſionar Pauw habe ich ſehr ſchätzen gelernt; er iſt ein ehrlicher und eifriger Mann, deſſen dogmatiſche und exegetiſche Studien ihn, den von Hauſe aus reformirten Holländer, der lutheriſchen Lehrauffaſſung ſehr nahe gebracht haben. Er erkennt die Thorheit der Scheidung der beiden Gemeinden Zoar und Amalienſtein und hat von dem Beginn ſeiner Miſſionsthätigkeit an den Wunſch gehabt, beide wieder vereinigt zu ſehen, umſomehr, als er einſieht und bereitwillig zugeſteht, daß der eigentliche gute alte Stamm der Gemeinde aus denen beſteht, die durch die Berliner früheren Miſſionare (beſonders Gregorowsky) getauft worden ſind.

Als wir ſoeben vom Spaziergange zurückkehrten, kamen von der andern Seite her die beiden Meyer, Vater und Sohn, geritten, um mir die erſte Reitunterweiſung zu geben. Pauw's ſanfter Schimmel wurde mit einem weichen Sommerſet-Sattel geſattelt, und in Gottes Namen machte ich meinen erſten Verſuch, der, einige Stiche abgerechnet, vortrefflich ausfiel. Wir ritten eine kleine halbe Meile nach Ylandfontain, ſagten dort der Schweſter Meyer guten Morgen und ritten dann wieder eine kleine halbe Meile nach Amalienſtein. Hier etwa um ½9 Uhr angekommen, begann ich meine Wanderungen durch die Gemeinde, in der ich jede einzelne Familie in ihrem Hauſe zu beſuchen mir vorgeſetzt hatte.

Heute kamen der Küſter, die Korporale und Weichmänner (Nachtwächter) als die Beamteten, dann die Alten und die Kranken an die Reihe. Ich hörte manches gute, ernſte Wort aus dem Munde einzelner, wirklich chriſtlich ernſter Familienväter, Frauen und junger Leute. Die älteren blickten ſehnlich auf die frühere Zeit der Erweckung zurück und beklagten die eingetretene Ermattung; Einzelne gaben ein recht friſches, fröhliches Bekenntniß ihres Glaubens ab. Die kranke Julie Daniel war voll Freu-

digkeit auf ihrem langjährigen Siechenlager; Emilie van Deventer trug wie eine christliche Wittwe ihre Einsamkeit, ebenso Christine Stoffel; zwei Abrahams sind da, ein alter und ein jüngerer, an denen auch Spuren des einfältigen Abrahamsglaubens zu erkennen waren. Im Ganzen hatte ich den bestimmten Eindruck, daß der Heilige Geist in dieser Gemeinde thätig ist, und daß, obschon das alte heidnische Wesen, Aberglaube, Zauberei, Lüge, Unsittlichkeit ꝛc., natürlich nicht mit einem Schlage ausgerottet werden kann, sondern sauerteigartig durch das Evangelium umgewandelt werden muß, dennoch dieser Prozeß erkennbar begonnen hat und im Arbeiten ist. Die Zahl derer, die ich für wirklich ernste Gläubige und Bekehrte halte, ist meines Erachtens eher größer als geringer, als durchschnittlich in unseren europäischen Gemeinden. — Theils während unserer Vormittagswanderung durch die Gemeinde, theils in den ersten Nachmittagsstunden besuchten wir auch manche Punkte des Amalienſteiner ausgedehnten Grundgebietes, zunächst den Gottesacker, welcher eine ausgedehnte neue Lehmmauer bekommen hatte. Die Errichtung dieser Mauer, sowie der dieselbe schützenden Dämme und Schlote waren von Gemeindegliedern bewirkt worden, welche für ihre Arbeit aus der reichlich eingezahlten Unterstützungssumme bezahlt wurden. Auf diese Weise ist die Gefahr einer directen Almosen-Unterstützung vermieden, die Leute haben ihr Brod verdient und doch auch selbst den Vortheil ihres Verdienstes. Außerdem haben die Leute noch schlimme Stellen des Weges ausfüllen müssen, Nachgrabungen nach Wasser gemacht; Brodkorn ist ihnen theils geschenkt, theils als Saatkorn ausgeliehen, um von der Saat wiedererstattet zu werden; ein Brunnen wird gegraben, zwei Ziegelöfen sind gesetzt, um einen neuen Glockenstuhl aufzumauern.

Am Nachmittag machte ich mit Bruder Schmidt einen Spaziergang von einer halben Stunde nach einer Kloof, wo er nach Wasser gegraben hatte, — bisher ohne Erfolg. Die Anzeichen des im Grunde vorhandenen Wassers veranlaßten mich, ihn zu ermuthigen, daß er noch etliche Fuß tiefer graben möchte. — Nach dem Spaziergang machte ich mit Bruder Meyer einen Spazierritt durch die Feldmarken, um einen Ueberblick über das der Station angehörende weite Grundgebiet zu erlangen. Dasselbe hat in seiner weiten Ausdehnung Felsenpartien, großartiger als die Roßtrappe, einen Wasserfall, Vorhügelreihen und große Strecken von Weide, d. h. steiniges Land, auf dem Rhenoster und andere Büsche und Blumen wachsen, welche das Vieh abweidet. Es gehören zu wenigen Haupt Vieh große Strecken dieses Weidelandes, welches sich zu bestellbarem Acker nur an den wenigen, oasenartig in der großen Masse zerstreuten Orten umwandeln läßt,

wo eine Quelle fließt, oder der Fluß ausgeleitet werden kann. Jeder Garten, jedes Blumenbeet, jede Einfassung eines Beetes ist daher zum Ueberrieselnwerden eingerichtet. — Auf diese Weise ist es erklärlich, daß oft ein Fleck Land von 30 bis 40 Morgen bestellbaren Quell-Landes mehr Werth hat, als 3—4000 Morgen dürres Weideland.

Wir haben aber auf unserem Grundgebiet solcher bestellbaren Landstrecken mehrere, in Gowsplaats unmittelbar beim Austritt aus der die Swarteberge durchbrechenden Zevenweeckspoort, bei Ylandfontein, bei Waterfall, bei einer anderen kleinen Quelle, längs des Flüßchens Amalie, in der außerdem eine reiche Weide gewährenden Vlee, nach dem Kobus-Fluß hin und außerdem den eine deutsche Meile von Amalienstein aus über Zoar hinaus gelegenen kleinen Bauerhofplatz Wolvehuisfontein, den wir kaufen mußten, um als Grenznachbaren Weidegerechtigkeit auf ein großes, dem Gouvernement angehörendes Weidefeld zu erlangen. Das Ganze giebt einen sehr werthvollen Complex von Grundgebiet, dessen Werth durch die umsichtige Bestellung des Bruder Meyer jährlich erhöht wird.

Nachmittags von 4 bis halb 7 Uhr hielt ich mit den versammelten Brüdern, Schmidt, als dem Pastor, Meyer als dem weltlichen Stationshaupt, Heese dem Schulmeister, Elfert dem Kaufmann, die erste Conferenz; es wurde die Verwendung der bereits ausgezahlten Gelder und der noch im Rest verbleibenden 195 Pfd. Sterl. aus der Unterstützungssumme besprochen. Die Brüder haben auf die zweckmäßigste Weise die Gelder verwandt, wie oben besprochen, — es wurden die für das noch übrige Geld noch auszuführenden Arbeiten einzeln besprochen und beschlossen, daß bei Gowsplaats noch ein Stück Land urbar gemacht werden solle, daß ein Trockenhäuschen für Bruder Meyer gebaut, die Kirchhofsmauer und der Glockenstuhl vollendet, die Wasserquelle in Wolvehuisfontein erweitert und noch einiges Saatkorn gekauft und eine Summe für die Unterstützung der Brüder, der Alten und der Kranken ausgeworfen würde.

Abends gegen 7 Uhr hatte ich zum ersten Male die vier Taufcandidaten, William Streydom und Anna Piqueur, Rose Lucas und Trein Constable im Unterricht. Die beiden Letzten gaben mir ein rechtes Bild des Heidenverderbens, in welchem sie aufgewachsen sind. Die armen Geschöpfe waren geistig und leiblich so verkümmert, daß, wenn nicht sechsjähriger Unterricht des Bruders Schmidt die Ueberzeugung verschafft hätte, daß ihre Geisteskräfte ein höheres Maß der Vorbildung nicht zulassen, und wenn nicht das Zeugniß eines wirklich vom Heidenthum sich abkehrenden Lebenswandels ihnen zu Hülfe gekommen wäre, ich Bedenken getragen haben würde, sie zu taufen. Anna und William

waren gewandter; von allen glaubte ich annehmen zu können, daß sie wirklich einiges Gefühl und Erkenntniß ihrer Sünden haben, derselben und des Heidenthums los zu werden begehren, und wissen, daß sie dies nur durch Glauben und Taufe erlangen können. Darauf hin will ich es in Gottes Namen wagen, die Kinder aber vorher die 14 Tage lang noch täglich im Katechismus Luthers, den sie so ziemlich auswendig wissen, unterweisen.

Dienstag, den 16. October. Nachdem wir früh 6 Uhr mit etwa 40 Getauften in der Kirche den Morgengottesdienst gehalten hatten (Bruder Schmidt legte die Tageslosung aus), machten wir einen Besuch auf Wolvehuisfontein. Ich ritt mit Bruder Meyer und fühlte mich bereits so sicher zu Pferde, daß ich es wagte, allein zurückzureiten. Wir beschauten dort die Quelle, von der Bruder Schmidt meint, daß sie durch Aufgraben bedeutend wasserhaltiger gemacht werden könne. Das Grundstück ist verpachtet, und es wohnen einige Amalienfteiner Familien darauf, die ich zugleich besuchte.

Nach unserer Rückkehr setzte ich meine Besuchswanderungen fort und suchte die einzelnen Familien auf, die in Rhenoster-Vlee und in Drog-Vlee wohnen. Dort trat mir der Jammer und die fortdauernde Gefahr der Trennung zwischen Amalienstein und Zoar recht handgreiflich entgegen; denn Haus an Haus und Garten an Garten grenzend, wohnen die Leute von Amalienstein und Zoar durcheinander. Die Letzteren haben in der Zeit der leidigen Trennung, in der Meinung, allein Recht auf das Land zu haben, denjenigen Leuten, die sich zu Amalienstein hielten, bisweilen mit dem Beil in der Hand, ihr Eigenthum fortgenommen und ihre Fruchtbäume umgehauen, ja ganze Schaaren haben hüben und drüben mit der blanken Waffe sich gegenüber gestanden. Bisweilen gehört der Mann nach Amalienstein, die Frau nach Zoar, oder Vater und Sohn, Mutter und Tochter, Brüder und Schwestern sind so unnatürlich auseinandergerissen. Jetzt wohnen sie in ziemlichem Frieden neben einander. Ich fand unter den Drog-Vlee'schen manche liebe, fromme Seele.

Ueber einen etwa 200 Fuß hohen felsigen Bergrücken gingen wir nach Amalienstein zurück und setzten dort unsere Hausbesuche fort. Die älteren Leute sprechen mit besonderer Liebe von Gregorowsky, den sie Rotsky nannten; derselbe scheint im reichen Segen gearbeitet zu haben. Die zwischendurch wohnenden Helden suchte ich nicht in ihren Häusern auf, sondern begnügte mich, in der Thür stehend, mit ihnen zu sprechen, ohne bei ihnen mich niederzusetzen. Je nachdem ich sie fand, schalt ich ihre Härtigkeit, oder lud sie freundlich ein. Manche versprachen mir, sie wollten

nun auch kommen und sich zur Taufe melden. Um 2 Uhr kam ich ziemlich erschöpft nach Hause.

Von halb 4 bis halb 7 Uhr waren die Brüder wieder zur Conferenz versammelt; wir besprachen die Schulangelegenheiten. Die erste Frage, ob nicht Bruder Heese sich mit der Beihilfe durch 12—15jährige Helfer in der Schule begnügen könnte, wurde durch Dr. Dale unterstützt werden würden, wurde dahin beantwortet, daß Bruder Heese die gedachte Unterstützung gern für Schüler in gedachtem Alter in Anspruch nehmen würde, denn er mehrere habe, daß aber der Umfang der Schule, sowie die Schwierigkeit, allzeit passende Adjuvanten zu finden, es nöthig mache, diejenigen festzuhalten, die einmal brauchbar seien, und daß er aus diesem Grunde die bewilligten Adjuvantinnen festhalten müsse. Die Frage, ob denn nicht die von Dr. Dale in Aussicht gestellte Gouvernements-Unterstützung von 200 Pfd. Sterl. jährlich für eine höhere Schule benutzt werden könnte, — dadurch nämlich, daß man unser Erziehungs-Institut zu einer dem Publikum offenstehenden öffentlichen Schule mache, — mußte darum verneinend beantwortet werden, weil die gedachte Unterstützung nur unter der (gesetzlich festgestellten) Bedingung ertheilt wird, daß an der qu. Schule ein Lehrer mit 250 Pfd. Sterl. und einer mit 150 Pfd. Sterl. angestellt wird, und daß die Baulichkeiten und sonstigen Einrichtungen der Schule nach den vom Gouvernement zu stellenden Bedingungen eingerichtet werden; auch schien die Lage von Amalienstein für eine solche Distriktschule nicht geeignet. — Die dritte Frage, ob das Amaliensteiner Institut, in welchem jetzt Carl Meyer der einzige Schüler ist, nach dessen Abgange zu erhalten sei, wurde ebenfalls verneint, weil Amalienstein zu entfernt von den einzelnen Berliner Stationen liege, als daß die Kinder leicht gebracht und geholt werden könnten, und weil bei der Zerstreutheit der Berliner Stationen das innerliche Vertrauensband zwischen den einander zum Theil völlig unbekannten Brüdern fehle, von denen die letzteren sich namentlich an der durch den sel. Wallmann für das Amaliensteiner Institut gegebenen Bestimmung gestoßen haben, daß die Missionskinder in manchen Stunden auch mit den Schwarzen zusammen unterrichtet werden sollten. Sämmtliche Brüder mit Ausnahme von Heese meinten, daß auch sie sich schwer entschließen würden, ihre Kinder dem demoralisirenden Einfluß der schwarzen Kinder auszusetzen.

Erwähnen muß ich noch, daß wir heute auf dem Morgenspaziergang nach Drog-Vlee auch die soeben neu gebaute Dresch-Tenne des Bruders Schmidt passirten. Dieselbe ist ein kreisrunder, geebneter Fleck auf dem Felde, auf welchem das Vieh, mit den Füßen das Korn tretend ausdrischt. Der Grund wird mit Potclay (Töpferthon) geebnet, die Ritzen wieder damit angefüllt

nd das Ganze mit Kuhmist bestrichen. Würde das Letztere
icht geschehen, so würde das Korn, wie Bruder Schmidt be-
erkte, unrein und so staubig werden, daß es nur mit Mühe ge-
inigt werden könnte. Ist aber die oberste Lage Kuhmist, dann,
versicherte er ganz ernsthaft, wird es „so rein, wie Alabaster".
uch in seinen Stuben hat er, wenigstens in einzelnen, nicht
rsäumt, dies nützliche Reinlichkeitsmaterial zur Ausgleichung des
ußbodens anzuwenden.

Mittwoch, den 17. Oktober, setzten wir unsere Besuchs-
ifen fort; diesmal per Karren nach Waterfall (eine kleine halbe
tunde), woselbst auch einige unserer Stationsleute wohnen. Un-
eit der Häuser sind zwei tiefe Felsklüfte mit romantischen Stein-
bilden und reichem Pflanzenwuchs, in die ich gern tiefer hin-
ngestiegen wäre, wenn Zeit und Hitze es gestattet hätten. Be-
ßen wir alle diese Naturschönheiten in Europa, wir wären be-
ibete Leute. Von Waterfall fuhren wir eine kleine halbe Stunde
r Mühle; sie ist eine Norsch-Mühle, d. h. eine Mühle ohne
äder; die einzige Radwelle, an deren Axe auch der obere Mühl-
in befestigt ist, liegt quer, so daß der Wasserstrom die Zacken
er Schaufeln von der Seite faßt; ein höchst unpraktisches Ding.
nsere Brüder beabsichtigen, die Mühle viel höher in der Kloof,
geeigneter Stelle wieder aufzusetzen; das Fundament ist bereits
legt, die Mühlsteine vorhanden; nur der Müller fehlt, darum
ht der Bau.

Auch bei der Mühle wohnen einzelne unserer Leute, die an-
ren neben Bruder Meyers Wohnung in Ylandfontein, einem
zend am Eingange der Pforte gelegenen Bauernplatz, mit schö-
m Garten und Ackerfläche, alten Fruchtbäumen, Limonen (Apfel-
en), großen Nußbaumpflanzungen und schönen Bäumen (Eichen,
ppeln und Trauerweiden ꝛc.), ein reizendes Fleckchen Land, wie
kleines Paradies. Unter den Leuten auf Ylandfontein ist
ch die älteste Frau der Gemeinde (Lakai), die ihren sehnlichen
unsch, noch den oud Mynheer aus Berlin zu sehen, ehe sie
rbe, nun zu ihrer Freude in Erfüllung gehen sah. Sie ist eine
rdige, fromme alte Frau, deren Kinder auch im Glauben stehen.
ner derselben ist zum Diaconus ausersehen.

Eine Viertelstunde von Ylandfontein, an einem Ufer der
ee, eines futterreichen Flußthales, welches uns in Amallenstein
eits reiche Dienste für das Vieh geleistet hat, wohnte der letzte
von uns heute zu Besuchenden. Wir fanden ihn nicht zu
use und mußten uns nun damit begnügen, die Blee mit ihrem
eingerölle, dazwischen wachsenden Futter und angrenzenden
atfeldern zu sehen.

Zu Mittag hatten wir unsere Besuche vollendet und kehrten
Bruder Meyer nach Ylandfontein zurück, woselbst sich auch die

übrigen Brüder und Schwestern eingefunden hatten. — Ein Bauer, Feldcornet Nell, machte mir seinen Besuch und verhinderte uns dadurch, unsere beabsichtigte Conferenz zu halten.

Donnerstag, den 18. October, früh 6 Uhr, kam Ella Jasson, eine Frau, die früher in den Missionsberichten öfters genannt worden ist, um mich zu besuchen, da ich sie in ihrem Hause verfehlt hatte. Als sie mich sah und sprechen wollte, fing sie mit einem Male laut zu weinen an und sank schluchzend in tiefer Bewegung zusammen. Sie sagte, als sie wieder zu sich kam, ihr sei das, was ich neulich Abends in Zoar gesprochen, so in die Seele gedrungen, und als sie das gesagt, so hub sie wieder zu schluchzen an und fiel wieder nieder. Ich fragte sie, was sie denn so bewegt habe? „Mynheer hat gesagt", war ihre Antwort, „es sei eine Zeit gewesen, da hätten die Väter in Berlin sich über Zoar gefreut, denn Zoar sei unsrer Väter Kind, was die Väter besonders lieb gehabt hätten." Hier weinte sie wieder laut, dann fuhr sie fort: „Hernach hat Mynheer gesagt, daß die Väter in Berlin haben weinen müssen über Zoar, und das ist mir so sehr durch das Herz gegangen. Und dann hat Mynheer gesagt, daß die Väter in Berlin auch jetzt noch weinen müssen über Zoar, weil durch des Teufels List das auseinander gerissen worden sei, was Gott doch habe zusammen wachsen lassen." Dies, sagte Ella, sei ihr so zu Herzen gegangen, und ich möchte ihr doch alle ihre Sünden vergeben. Dann wurde sie mitten zwischen dem Weinen wieder sehr fröhlich und lachte und erzählte mir, wie sie so fröhlich sei, daß der Herr ihr doch auch Gnade habe widerfahren lassen.

Im ferneren Gespräch, als ihre Zunge sehr gelöst war, erzählte sie, daß sie früher Sklavin bei einem Bauer gewesen sei, der habe sie gar nicht wollen zur Kirche gehen lassen, sondern immer geschlagen, wenn sie beten wollte. Da habe er sie auch eines Tages sehr geschlagen; da seien zwei Herren zu reiten gekommen, aber der eine Herr hätte so sonderbar ausgesehen, und als die Beiden näher gekommen wären, da seien es Mynheer Rowsky und seine Frau gewesen; so etwas hätte sie noch nie gesehen, daß eine Juffrow auch reiten könne, und das Ding habe immer auf und ab geweht, — und da habe sich der Bauer geschämt, aber hernach habe er sie doch wieder geschlagen, wenn sie nach der Kirche ging. „Ja", sagte sie weiter, „damals waren es noch bessere Zeiten in der Gemeinde, da gingen wir noch hinter die Steine und in die Gebüsche zum Beten, da war Alles noch einig!" Und hier weinte und schluchzte sie wieder laut.

Hernach erfuhr ich durch Bruder Schmidt, daß diese Frau eine der Hauptanführerinnen in dem Zoar-Streit und auf der Seite von Prietsch gegen Schultheiß gewesen sei. Diese ihre da-

maligen Sünden waren die Urſache, daß ſie heute noch ſo ſehr weinte beim Andenken an jene unſelige Streitzeit. — Sie machte übrigens viel Worte, und das unverkennbare Glaubensleben in ihrem Herzen ſcheint doch mit allerlei Zuſätzen getrübt zu ſein.

Nachdem Els mich verlaſſen, ritt ich zu den beiden letzten, auf der Grenze gegen Zoar gelegenen Häuſern, um ſie zu beſuchen. Unterwegs begegnete ich Leuten mit Brecheiſen, mittelſt deren ſie die Felſen auseinander brechen, um in dieſer Zeit der Noth doch einige eßbare Wurzeln (öntje's, d. h. Zwiebeln) ſich zwiſchen den Steinen herauszugraben. — Das arme Zoar iſt in dieſer Nothzeit faſt zerfallen; von 1000 Leuten haben nur etwa 80 bis 100 ſich auf dem Platze halten können, die anderen ſind in alle vier Winde zerſtreut, die Schule geſchloſſen, die Häuſer zerfallen, die Leute ganz oder zum Theil nackt und verhungert; manche ſind im Gefängniß, weil die Noth ſie zu Dieben gemacht hat.

## XX.

### Beſuch in Ladyſmith.

Nachmittags halb 3 Uhr fuhr ich hinüber nach Ladyſmith. Eine halbe Stunde vor dem Ort hatten ſich die Schulkinder auf eigenen Antrieb aufgeſtellt; zwei weiße Schnupftücher an einem hohen Stock waren ihre Fahnen, dazu hatten ſie ihre beſten Kleider angezogen und begrüßten mich ſingend. Ich ſtieg von der Karre und ging in der brennenden Sonnenhitze, die ſie in ihrem bloßen Kopfe nicht achteten, eine Viertelſtunde lang mit ihnen, die älteſten zu meiner Seite. Ein Lied nach dem andern von unſeren deutſchen Chorälen oder religiöſen Volksliedern wurde angeſtimmt, natürlich mit holländiſchem Text; es war mir dies in dem afrikaniſchen Wüſtenlande ſehr beweglich; noch mehr, als ich, mich umſchauend, ſah, wie die anderen Kinder alle Arm in Arm eine Reihe bildeten und geordneten Schritts kleine und große nachfolgten. „Wer iſt wohl wie du?“ und „Jeſu, geh' voran“ hören ſich aus ſchwarzem Munde, in ſolchem einſamen Gebirgsthale geſungen, doch gar wunderſam an.

In Ladyſmith hatten mich die Geſchwiſter Howe wegen der Hitze erſt ſpäter erwartet. Am ſehnlichſten von Allen aber hatte mich ein kleiner achtjähriger, lahmer Heidenjunge, Frederik Willemſe, erwartet, der durch ein hitziges Fieber um die Freude gebracht war, mir mit entgegen zu gehen. Derſelbe hatte ſich eine

drei Zoll lange, kleine Schildkröte gefangen; die wollte er so lange leben lassen, daß Mynheer sie noch kann kriechen sehen, und dann sollte seine Mutter sie schlachten, und Mynheer sollte die skilpe (Schale) haben und mit nach Berlin nehmen. Da der Junge kränker wurde, besuchte ihn Howe, und ich ging mit. Nun war die Freude des kleinen Jungen auch gar nicht zu beschreiben; solche frische Antworten gab er, und sein Fieber vergaß er so sehr, daß er gleich nach seiner kleinen Schildkröte fragte; dieß kratzte er an der Gegend des Kopfes, so daß sie laufen mußte, und dann schenkte er sie mir.

Freitag, den 19. October, besuchte ich Vormittags die Schule des Bruder Howe; der Religionsunterricht war von ihm gut ertheilt; im Alten wie im Neuen Testament, sowie in dem Umfange der sorgsam ausgesuchten Bibelverse und Kirchenlieder wußten die Kinder gut Bescheid und konnten ohne nachhelfende Fragen selbstständig erzählen. Auch sangen sie allerliebst, wie denn überhaupt durchgängig in Schule und Kirche der Gesang der Farbigen viel schöner ist, als daheim in Europa. Besonders aber gefiel mir die frische, aufgeweckte, vertrauliche Art der Kinder, welche auf eine väterliche, liebevolle und doch dabei ernste Behandlung von Seiten des Lehrers zurückschließen ließ. Etwas mehr straffe, militärische Zucht könnte übrigens nichts schaden; denn dergleichen müssen die Kinder haben, und es kann auch gepflegt werden, ohne damit dem inneren Gemüthsleben, welches in dieser Schule vorherrschend ins Auge gefaßt zu sein schien, Abbruch zu thun. Die Leistungen der Kinder im Lesen (vornämlich des Holländischen — das englische Lesen und Sprechen ging nur schwach), im Schreiben und verhältnißmäßig im Rechnen waren befriedigend; überhaupt machte die Schule einen recht guten Eindruck, und es war sichtlich, daß Bruder Howe mit Lust und Erfolg in ihr gearbeitet hat.

Nach der Schule besuchte ich Herrn Kaufmann Ziervogel, den Freund und Beförderer unseres Missionswerkes in Ladysmith, der noch heute das Schullokal unentgeldlich uns hergiebt. Er ist ein wohlwollender Mann, dessen Gunst gegen uns, neben persönlicher, allen gern zum Dienst bereiter Freundlichkeit, und persönlichem Wohlwollen für Howe, wohl vornehmlich in dem Wunsche ihre Wurzel hat, alles zu thun, wodurch das Aufkommen Ladysmiths gehoben werden kann. Bemerkenswerth war es mir, daß ein Mann, der sich bei uns des heiligen Abendmahls enthält, doch so viel für die Mission der lutherischen Kirche, der er angehört, Opfer bringen kann; ja daß er darüber Spott und Feindschaft der Reformirten unbeirrt erträgt.

Nachmittags durch die Gemeinde gehend, fand ich in den einzelnen Familien überall Spuren von wirklich tief gegründetem

Christenthum, und ich bekam den Eindruck, daß die Ladysmithsche Gemeinde, so klein sie ist, doch eine recht kirchliche und relativ fromme sei. Manches entschieden ernste Bekenntniß erfreute mich, um so mehr, als dies kriechende heidnische Wesen, dem man bei den Schwarzen so vielfach begegnet, hier nirgends gesehen wurde. Dagegen brachten sie, über mein Kommen erfreut, allerlei kleine Andenken, z. B. eine aus Stein geschnitzte Kafferntasse, einen Teller Honig, Schildkrötenschalen, große und kleine Kalabassen mancherlei Gestalt und Größe. Mein kleiner Frederic Willemse hatte sich inzwischen auch noch besonnen, und ließ mir sagen, indem er mir die ausgenommene Schale übersandte, Mynheer habe vielleicht in Deutschland auch noch einen kleinen Sohn, dem solle Mynheer die Skültje mitbringen. — Von allen Seiten aber trat mir, unter Weißen, wie Farbigen, der Wunsch entgegen, ob nicht Howe ordinirt werden könne, da so manchmal Fälle vorkämen, in denen es ihnen schwer würde, nach Amalienstein zu gehen. Es scheint in der That Howes Ansehen dadurch, daß Bruder Schmidt allzeit als sein Vorgesetzter erscheint, und dadurch, daß er Leute wohl zur Taufe vorbereiten, aber nicht selbst taufen darf, gefährdet; nicht selten begegnete ich Andeutungen, daß die Leute meinen, er müsse wohl etwas gesündigt haben, daß er nicht ordinirt würde. — Bei einem Deutschen, Herrn Brink, fand ich schöne Naturalien, unter andern eine ungeheure Spinne und ein großes fliegendes Insekt, welches man den Hottentotten-Gott nennt, weil die alten Hottentotten es angebetet haben sollen.

Am Abend begann ich eine Skizze von dem wunderschön am Fuße der Zwarteberge gelegenen Ladysmith zu nehmen; die weite, reiche Thalfläche zwischen Vorbergen und Hochgebirge, die sehr schönen Linien des Letzteren, dazu der Frühlingsschmuck des Thals, alles vereinigte sich, um ein reiches, schönes Bild zu gewähren. Ladysmith ist aber ein armes Dorf, heruntergekommen besonders darum, weil nicht Wasser genug vorhanden ist. Ein Bauer Klopper, der Besitzer des oberhalb gelegenen Bauernplatzes hat nämlich sich beim Verkauf des Grund und Bodens auf welchem Ladysmith erbaut ist, das Recht vorbehalten, das Wasser sechs Tage lang für seine Saatfelder zu nehmen, und so entbehrt das Dorf selbst zumeist, besonders in trockenen Jahren, des Wassers. Man geht damit um, den Bauerhof von Klopper (für 4000 Pfd. Sterl.) zu kaufen. Sollte das zu Stande kommen, so würde für Ladysmith, sowie für unsere dortige Missionsstation eine Zeit des Aufblühens zu erwarten sein. Auf meine Erkundigung hin, ob denn nicht in der Umgegend Plätze zu Außenstationen wären, brachte ich in Erfahrung, daß auf einem Bauerplatz in der Nähe allerdings eine sehr schöne Gelegenheit sei. Ich erbat daher von Herrn Zietvogel Pferde, um am folgenden Tage mit Bruder Howe hinzureiten.

Sonnabend, den 20. October, machten wir uns früh auf den Weg und erreichten nach einem Ritt von 1 ½ (deutschen) Meilen das Gehöft des Bauern Neeft, welcher mit der wunderbaren Schnelligkeit, in welcher in Afrika Gerüchte und Berichte über das ganze Land sich verbreiten, bereits von unserm Anliegen Kenntniß gewonnen hatte und sofort bereit war, darauf einzugehen. Er verbindet nämlich mit unseren Ideen einen Plan, dessen Ausführung auf beiden Seiten willkommen sein möchte. Er ist Besitzer eines, eine Viertelmeile von seinem Hause entfernten, mitten zwischen einer zahlreichen Bevölkerung von Farbigen gelegenen, großen Bauernhofes, welchen jetzt sein Vater bewohnt. In dem Hause hatte er selbst früher gewohnt, und die eine Eckstube zu einem Laden eingerichtet, ein geräumiges Lokal. Da nun nicht blos viele Hottentotten, sondern auch viele Bauern ringsum wohnen, so wäre es ihm und manchem anderen dieser Bauern höchst erwünscht, wenn in jenem alten Bauernhause eine Schule angelegt würde, an deren Unterricht auch die Bauern sich betheiligen könnten. Würden wir also einen Schulmeister dorthin senden, so würden nach seiner Meinung wohl 18 weiße Kinder dessen Schule besuchen, für welche 30 Pfd. Sterl. aufkämen; käme dann von Seiten des Gouvernements die Unterstützung von 30 Pfd. Sterl. hinzu, so wären 60 Pfd. Sterl. gedeckt; dann wollte er seinen alten Laden zu einem Kirch- und Schullokal hergeben; auch ein kleines Nebenhäuschen mit 2 Zimmern und Küche, welches er früher für seinen Vater als Altertheil erbaut hatte, wollte er zur Schullehrerwohnung einrichten, so daß wir auf diese Weise eine Schulstation dort gewinnen könnten, deren Erhaltung uns nichts kostete. — Dieser Gedanke scheint mir nicht von der Hand zu weisen. Ich wurde mit Neeft eins darüber, daß einstweilen jener Kaufladen zu einem Kirchlokal eingerichtet werden möge, er wollte die Materialien geben, während Howe eines unserer ladysmithschen Gemeindeglieder, einen Maurer, hinsenden wollte, um die Sache einzurichten. In diesem Lokal sollte Howe zunächst alle 14 Tage den zahlreichen, umwohnenden Farbigen, deren manche bereits das Verlangen nach solchem Gottesdienst ausgesprochen haben, eine Predigt halten; für das Fuhrwerk sollten die Bauern und die Farbigen, die zum Theil nicht unbemittelt sind, sorgen. — Auf diese Weise ist also, ohne alle Geldzuschüsse eine Außenstation gewonnen, welche, falls der Herr weiter hilft, gute Frucht zu tragen verspricht.

In der Nähe des gedachten Platzes wohnt auch noch ein anderer Bauer, van der Byfer, welcher für die Errichtung eines Gottesdienstes für die Schwarzen Interesse gezeigt hat, und nöthigenfalls auch zu einem Lokal die Hand bieten würde. — Auf dem gedachten Bauernhofe aber lastete die Hand des Herrn durch den

vorjährige Dürre recht schwer; ganze Gruppen von Pappeln und Gummibäumen standen verdorrt da.

Auf unserem Rückwege sprachen wir noch in einem andern Bauernhofe vor. Die Bauern haben das gern und nehmen es Bekannten sogar übel, wenn sie vorbeireiten. Begegnen sich zwei, so steigen sie zur Begrüßung von den Pferden. Der alte Bauer in jenem Hofe, sowie einige andere, die gerade dort waren, zeigten sich sehr erfreut über die Aussicht, eine Schule zu erlangen. Es ist doch ein Umschwung in den Anschauungen der Bauern zu erkennen. Vor 20 Jahren hätte kein Bauer sein Kind mit den Kindern der Kleurlinge (Farbigen) zusammen in die Schule gegeben. Heute sprechen sie, die Kleurlinge (welche inzwischen an den Missionsschulen Theil nehmen) werden klüger, als unsere Kinder, darum müssen wir unsere Kinder unterrichten lassen.

Am Abend dieses Tages bekam ich die ersten Briefe aus Europa, dem Herrn sei Dank, gute Nachrichten. — Nach 9 Wochen voll Bangens die ersten Nachrichten, wie klopft da das Herz, wenn man die Briefe öffnet.

Sonntag, den 21. October. An dem schönen Morgen meditirte ich an der Seite von Howes Haus auf- und abgehend inmitten einer prachtvollen Aussicht auf die Bergkette. Ich las zwei holländische Predigten zu meiner Erbauung und Uebung, zwischendurch begrüßt von den Leuten, die zum heiligen Abendmahl bei Bruder Schmidt sich meldeten, und auch mir ihre Anliegen vorbrachten. Dann hörte ich die Beichtrede von Bruder Schmidt und die Sonntagspredigt, und hielt selbst eine Ansprache; Nachmittags hörte ich in der reformirten Kirche eine schöne, frische Predigt von Bruder Paum, welcher van Velde vertrat; Abends hörte ich eine Predigt von Howe und hielt dann noch eine Ansprache, vornämlich an die Heiden, die an dem Vormittagsgottesdienst, weil sie beim Abendmahl herausgehen müssen, nicht erschienen waren, am Abend aber ziemlich zahlreich sich eingefunden hatten. Das war das erste heilige Abendmahl, welches ich in einer unserer Missionsstationen feierte.

Nachmittags vom Spaziergang zurückkehrend (wir hatten den Kirchhof besucht und einen Hügelkopf der Aussicht halber erstiegen, und ich mir dabei den Rock zerrißen), begegenete uns die Frau und die Mutter des oben erwähnten Bauer Neeft, aufgelöst in Schreck; jener Bauer war soeben mit der Karre umgestürzt und hatte eine tiefe Kopfwunde davongetragen und lag in einem Nachbarhause. Dem Herrn sei Dank, scheint es nicht lebensgefährlich zu sein, denn schon am andern Morgen fuhr er mit verbundenem Kopf, selbst die Pferde lenkend, an unserm Hause vorbei, nach Hause.

# XXI.

## Conferenz in Amalienstein. Abschied.

Montag, den 22. October, fuhr ich mit Bruder Schmidt und Bruder Howe, den wir, sowie Bruder Pauw aus Zoar zu den alle Nachmittage in Amalienstein mit den Brüdern zu haltenden Conferenzen, gern hinzuziehen wollten, nach Amalienstein zurück. Unterwegs besuchten wir die beiden Bauern Dutoit und Nell, von denen die Pferde gehörten waren, die mich von dem Cap hergebracht haben, um diese Pferde zu bezahlen. Die Preise waren nicht übertrieben. Den letztgenannten (Nell) verfehlten wir.

Nachmittags 3—7 wurden die Berathungen mit den Brüdern, in deren Kreis wir auch Pauw gerufen hatten, fortgesetzt. Zunächst die Frage, ob es wünschenswerth und an der Zeit sei, ein National-Gehülfen-Institut zu errichten, um womöglich Kräfte aus den Getauften für Fortführung des geistlichen und des Schulamts zu gewinnen. Es wurden viele Einzelbeispiele angeführt, deren Ergebniß war, daß allerdings in einzelnen, seltenen Fällen Catecheten aus den Eingebornen nutzbar zu verwenden wären, daß aber weitaus in den meisten Fällen solche Leute unzuverlässig oder zum Hochmuth geneigt, oder selbst wenn sie eine Zeit lang gut gearbeitet haben, der Versuchung zur Eitelkeit, Lüge, Intriguen und Unzucht unterlegen seien. Deshalb wurde die höchste Vorsicht in Bezug auf die Verwendung solcher Nationalgehülfen anempfohlen. Insonderheit empfehle es sich nicht, ihnen in einem Institut die Vorbildung zu geben. Aus dem Gnadenthaler Institut seien zwar recht tüchtige Leute (auch unser Theophilus) hervorgegangen, aber es seien aus demselben auch eine namhafte Anzahl solcher Lehrer hervorgegangen, daß einzelne Missionare grundsätzlich keinen auf dem Institut gebildeten Lehrer anstellten. Das Beste und Einfachste sei, daß jeder Missionar aus seiner Gemeinde sich die jungen Leute selbst heranbilde und verwende. Unter der Aufsicht eines Missionars arbeitend, hätten eine ganze Reihe solcher Leute sich wohl bewährt, insonderheit seien Frauenzimmer gut anstellig, und darum zu verwenden, weil sie sich leichter weisen und lenken lassen.

Der zweite Gegenstand betraf das Heranziehen der Stationsleute zur Deckung der Stationskosten in höherem Maße als bisher, um das Unausführbare zu vermeiden, daß selbst altbegründete Stationen vornähmlich aus dem Seckel der Gesellschaft erhalten würden. Die speciellen Amaliensteiner Verhältnisse wurden durchsprochen, und ich drang mit Entschiedenheit darauf, daß die Leute mehr als bisher zur Tragung der Stationskosten heranzuziehen

seien. — Denn nachdem ich mich überzeugt habe, daß Amalienstein ein an äußerlichen Hülfsmitteln sehr reicher Platz sei, und für den Fall des Verkaufs ein nicht unbedeutendes Capital repräsentire, würde ich es nicht für verantwortlich erachten, wenn die Zinsen dieses Capitals einfach dazu verwandt würden, um den Getauften Pflichten abzunehmen, die ihnen von Gottes wegen zuständen. Es wurde entgegnet, daß bei dem Kauf von Amalienstein zuerst die Gemeinde in eine Art Mitbesitz-Recht getreten sei, wovon die Erinnerung, selbst nachdem dies Verhältniß regulirt sei, noch jetzt nicht erloschen sei, — daß ferner denjenigen Mitgliedern, die am Bau der Kirche sich betheiligt haben, eben für diesen Dienst die unentgeltliche Benutzung von Saatland ausdrücklich verliehen sei, und daß außerdem die Leute so arm seien, daß wirklich nichts von ihnen zu bekommen sei. — Dagegen erwiderte ich, daß eben diese Armuth vielleicht eine Strafe dafür sei, daß sie ihre Pflichten zur Erhaltung von Kirche und Schule und zur Armenpflege so ungenügend erfüllten; daß in Worcester derselbe Fall vorgelegen habe und die Leute dort, erst seit sie die gedachte Pflicht erfüllen, zum Wohlstand gelangt seien, daß die vorhandene Armuth vielfach Folge der Faulheit, Schlaffheit und des Mangels an Sparsamkeit, und ein strenges Anhalten der Leute zu dieser ihrer Pflicht für sie selbst die größte Wohlthat sei. Endlich wurde nachgesucht, auf welchen Punkten die Leute mehr herangezogen werden könnten, und es ergaben sich: Erhöhung des Platzbeitrags und strenges Halten auf pünktliche Bezahlung desselben, selbst bei Strafe der Ausweisung, eine Bezahlung für die bisher unentgeltlich gegebene Viehweide, eine Erhöhung der Landpacht von Seiten derer, die nicht die Berechtigung auf Freiland hätten; weniger empfahl sich, wenigstens vor der Hand, die Einführung des Schulgeldes. Besonders wurde es für nöthig erachtet, ganz energisch die Paragraphen des Platz-Gesetzes (welches alljährlich zwei Mal vorgelesen wird) in Ausführung zu bringen, welche die Stationsbewohner zur Aufbringung der Stationskosten und zu einem bestimmten Beitrag für die Armen verpflichteten. Eine genaue Durchsprechung des Platzgesetzes wurde als Gegenstand einer künftigen Conferenz aufgestellt.

Sodann wurde drittens die Frage erörtert, wie die Leute mehr als bisher zur thätigen Mitwirkung für die innere Erbauung der Station zu verwenden seien. Es wurde die Thätigkeit der bisherigen Beamteten, der Corporale (die über Ordnung im Platz wachen), Wasser-Corporale (die die Regulirung der Wasserschlote und was dahin gehört, beaufsichtigen), der Nachtwächter besprochen und nachgewiesen, wie gut ihre Dienste zu verwerthen seien, wie schwierig aber geeignete Persönlichkeiten gefunden würden. Es wurden daher solche Persönlichkeiten für einen wieder herzu-

ſtellenden Diaconat in Vorſchlag gebracht, ſodann über den Charakter dieſes Amtes im Allgemeinen feſtgeſetzt, daß dieſe Leute nicht Presbyter, ſondern Helfer oder Diaconen heißen ſollten, daß ſie nicht als Träger des Regiments in der Gemeinde anzuſehen ſeien, ſondern als Helfer des Paſtors, daß ſie unter den beiden Gemeindevorſtehern, dem geiſtlichen, Bruder Schmidt, und dem weltlichen, Bruder Meyer, ſtänden, und von ihnen die Weiſungen zu ihrem Amt erhalten ſollten, daß ſie nicht auf ſechs Jahre, ſondern für die Dauer ihres Lebens erwählt werden ſollten, und daß ich am nächſten Sonntag ſie einweihen ſollte für ihr Amt.

Ihre Amtswirkſamkeit ſoll ſich beſonders darauf erſtrecken, daß ſie vorkommenden Aergerniſſen durch Ermahnungen entgegentreten, und ſie zur Kenntniß des Paſtors bringen, daß ſie die dagegen beſchloſſene Remedur ausführen helfen ſollen, daß ſie Hausandachten, Bibelleſen, Kinderzucht, Aufſicht auf die heranwachſende Jugend mit dem Paſtor ausüben ſollen, und überhaupt in allen, auf die Erbauung und Ordnung und Zucht, Armenpflege in der Gemeinde bezüglichen Gegenſtänden dem Paſtor zur Hand ſein ſollen, namentlich auch in den äußerlichen Dingen (Einziehung der Beiträge ꝛc.). Um Alles noch einmal reiflich erwägen zu können, wurde dieſer Gegenſtand für die nächſte Conferenz noch einmal auf die Tagesordnung geſetzt.

Dienſtag, den 23. October, wurde am Vormittag von 8—12 Uhr die Inſtitutsſchule und die Katechismusſchule geprüft. Die erſtere beſteht der Schülerzahl nach zur Zeit aus dem einen Carl Meyer, den ich in Religion, Latein, Weltgeſchichte, Rechnen, Engliſch, Geographie, Mathematik prüfte. Ich fand ihn überall dem Alter eines Sechszehnjährigen entſprechend, recht tüchtig vorgebildet, namentlich was Religion, Mathematik und Engliſch betrifft; im Lateiniſchen konnte er den Cornel einigermaßen überſetzen, und über die nöthigen grammatiſchen Fragen Auskunft geben.

Die Katechismusſchule muß Bruder Schmidt aus dem Grunde abgeſondert ertheilen, weil in Folge der Unterhandlungen des die Schule mit einem grant unterſtützenden Gouvernements der Katechismusunterricht nicht in den Lehrplan aufgenommen werden konnte. Nachdem ſich die Zeiten geändert, ſteht letzterem nichts mehr im Wege, es wird alſo darauf Bedacht genommen werden müſſen, dem Katechismus — den die vorhandenen Schüler nebſt ſeinen Beweisſprüchen recht gut wußten — ſeinen richtigen Platz in der Schulunterweiſung wiederzugeben, und aus der bisherigen Katechismusſchule des Bruder Schmidt einfach einen Confirmandencurſus zu machen.

Nachmittags 3—6 Uhr wurde mit den Brüdern ferner conferirt, und zunächſt die Diaconatfrage noch einmal einer eingehenden

Erörterung unterworfen. Die vier Personen Daniel Lakay, Hendrik Davids, Hendrik Heß und Peter Karels wurden erwählt, und der nächste Sonntag zu ihrer Einführung bestimmt; ihnen soll sofort Mittheilung gemacht werden, damit sie sich innerlich sammeln können; zu dem Ende sollen sie vor die Conferenz des nächsten Tages beschieden werden.

Zum Zweiten wurde heut die Wiedereinrichtung des Gesangvereins besprochen. Die früher geltendgemachten Befürchtungen, daß durch seine Zusammenkünfte unter den jungen Leuten Gefahr der Unsittlichkeit entstände, haben sich durch die Erfahrung als nichtig erwiesen; im Gegentheil sind sie ein wirksames Correctiv gegen die Unsittlichkeit. Die Brüder Meyer und Schmidt versprachen ihre thätige Mitwirkung, falls gedachte Gefahr sich zeigen sollte, und Bruder Heese erklärte sich mit Freuden bereit, den Gesangverein wieder in's Leben zu rufen. — Ich versprach, ihn mit der nöthigen vierstimmigen Musik zu versehen.

Zum Dritten wurde die Frage erörtert, wie für die confirmirte Jugend nach ihrer Entlassung aus der Schule wirksamer als bisher gesorgt werden könne, da die Ausdehnung des Confirmationszeitpunkts bis zum 17. Jahr in der nicht eben regelmäßig besuchten Winterabendschule nicht ausreichend sich erwiesen habe, selbst auch nur die in der Schule erlangte Fertigkeit im Lesen zu erhalten, geschweige die mancherlei Mängel in der sittlichen Haltung der jungen Leute zu bekämpfen. Es wurde beschlossen, eine Sonntagsschule einzurichten, in welcher die zum Besuch zu verpflichtenden jungen Leute im Bibellesen, biblischer Geschichte, Katechismus, Bibelsprüchen, Liedern und Singen unterwiesen würden. Abwechselnd möchten an einem Sonntage die Jünglinge, am andern die Jungfrauen kommen. Das bestehende Platzgesetz, wonach jeder Einwohner verpflichtet ist, sein Kind, wenigstens bis es lesen und schreiben kann, in die Schule zu schicken, ist strenger zu handhaben, namentlich muß es so ausgelegt werden, daß es keineswegs dem Ermessen der Eltern, sondern nur dem des Lehrers anheimgegeben ist, ob ein Kind die Schule verlassen darf, — und dann ist es dahin zu erweitern, daß auch die heranwachsende Jugend zu dieser Sonntagsschule ausdrücklich verpflichtet wird. Eine Mittheilung des Bruder Pauw bekräftigt es, wie segensreich es gewirkt habe, daß Eltern für die Versäumnisse in der Erziehung ihrer Kinder nöthigenfalls durch kirchliche Zucht in Anspruch genommen werden.

Eine vierte Frage betraf das Bibellesen in der Gemeinde, welches ich bei meinen Hausbesuchen vielfach ungenügend befunden hatte. Man darf nicht müde werden, die säumigen Alten zum Lesenlernen anzumuntern, und darauf zu halten, daß wenigstens dasjenige Familienglied, welches lesen kann (sei es auch Weib oder

Kind), von dieser Fertigkeit zu den Hausgottesdiensten Gebrauch mache. Der mangelnde Vorrath von Bibeln kann durch die Britische Bibelgesellschaft ergänzt werden. Der Mangel an Traktaten und Gebetbüchern kann durch die Londoner Traktatgesellschaft ausgefüllt werden, mit deren Secretair ich bereits in London die nöthigen Besprechungen und Verabredungen getroffen habe.

Endlich kommt fünftens die Frage nach der Bildung eines Armen- oder Nothfonds zur Sprache. Für denselben sind zwei Quellen bereits vorhanden, der Rest der in diesem Jahre eingesammelten Unterstützungsgelder, und die Bestimmung des Platzgesetzes, daß jeder Einwohner verpflichtet sei, von seiner Jahresrente einen Theil für die Armen und Kranken, sei es in Geld oder in Körnern, zu zahlen. Die bisherige, fast gänzliche Nichtbefolgung des Gesetzes ist sicherlich ein Grund der Verarmung der Gemeinde. Es wurde darauf hingewiesen, daß dies Gesetz unter allen Umständen künftig in Ausführung gebracht werden müsse.

Mittwoch, den 24. October, wurde in der Nachmittags-Conferenz das ganze Platzgesetz nach allen seinen einzelnen Paragraphen genau durchgesprochen und diejenigen Punkte bezeichnet, wo eine Aenderung oder eine schärfere Handhabung nöthig sei. Den Brüdern wurde überlassen, diese Aenderungen, so weit sie nicht prinzipiell seien, nach ihrem Ermessen in der Stationsconferenz zu treffen, aber jedesmal dem Comité Mittheilung zu machen, auch Abschrift des ganzen Gesetzes nach Berlin zu senden.

Donnerstag, den 25. October, wurde Bruder Meyer's Geburtstag durch eine gemeinsame Fahrt durch die an Naturschönheiten so sehr reiche Zevenweekspoort gefeiert. Wir versammelten uns in dem heute ebenfalls einzuweihenden neuen Anbau zu Bruder Meyer's Hause und beugten zunächst mit einander unsere Kniee zu gemeinsamer Andacht; wir sangen: „Lobe den Herren" und ich las Psalm 103 und hielt das Gebet. Dann ging es in die Poort, eine mehrere Stunden lange Felsschlucht, welche das Swarteberg-Gebirge durchbricht, und aus welcher vornämlich das Wasser für Amalienstein fließt. Wir fuhren an dem alten und neuen Mühlenplatz vorbei, dann auch an Gowsplaats, einem schönen Fleck Landes, unmittelbar am Eingange der Poort, welcher auch uns gehört. Dann traten wir in die Schluchten ein, welche an Großartigkeit der Felsmassen und an pittoresker Gruppirung alles Aehnliche hinter sich lassen, was ich je gesehen habe. Der erste Theil dieser Kloof ist noch unser Eigenthum.

In der Schlucht selbst sahen wir den Ort, wo unsere Brüder vor zwei Jahren wie durch ein Wunder Gottes aus der verlorenen Kloof errettet worden sind.

Die Brüder Schmidt und Meyer waren mit drei Schülern

des Instituts und drei Hunden in den Osterferien aufgebrochen, um den Zewenweckspoorts-Berg, den höchsten in den Zwartebergen, zu ersteigen. Nachmittags vier Uhr hatten sie den Gipfel noch nicht erreicht und kehrten um. Sie sahen einen Fleck, wo sie meinten, auf kürzerem Wege die Sohle der Poort erlangen zu können. Sie gingen ihn, aber nach kurzer Zeit kamen sie an Felskränze (steile Abhänge), die immer höher, immer steiler wurden, so daß man zuletzt wohl an 10 Fuß tief fast hinunterspringen mußte, um den nächsten Absatz zu erreichen. Einer der Brüder geht als der erste, dann lassen sie mit Hülfe des oberen die Knaben nachkommen, dann werden die Hunde, die zu springen weigern, heruntergeworfen, und von dem unteren aufgefangen, und dann kommt der zweite Bruder hinterher. So geht es noch eine Weile, bis sie endlich nicht weiter hinab können, auch nicht wieder hinauf, sondern seitwärts eine Strecke fortklettern müssen, und mit Einbruch der Nacht einen Ort finden, wo weiches Gras einigermaßen ein Lager und ein überhängender Fels Schutz von Oben gewährt. Ein Feuer anzuzünden wagen sie nicht, damit sie nicht mit dem Gras verbrennen. Darum legen sie sich so eng als möglich neben einander, um sich zu erwärmen, die Hunde zu ihren Füßen. So erwarten sie die schnell hereinbrechende Nacht. Nun beginnt es sich zu regen und laut zu werden; allerlei Stimmen von wilden Thieren, Eulen, Pavianen und anderem Nachtgethier, zwischendurch das Murmeln des plätschernden Wassers, welches sie aber trotz des peinigenden Durstes nicht erreichen können, dann wieder Stimmen wie ho—i—ho, worüber sie streiten, ob es Menschenstimmen sind oder Eselgeschrei. Natürlich können sie kein Auge schließen, der wenige Vorrath von Wein wird den Knaben gegeben, bald haben sie keinen Tropfen für den Durst, kein Stücklein Brod für den Hunger. Mitten in der tiefen Finsterniß fangen die Hunde an zu knurren, sie knurren immer lauter, da raschelt es im Gebüsch, die Hunde fahren auf und flüchten von den Füßen ihrer Herren fort nach ihrer Seite hin. Bruder Schmidt ergreift drei oder vier jener Krach-Schwefelhölzchen, die man Kometen nennt, und zündet sie plötzlich an. Da wird Alles still, die Hunde werden wieder ruhig; doch wiederholt sich dies zu zwei oder drei Malen; jedesmal helfen die Kometen zur Herstellung der Ruhe, bis endlich die Brüder das Gras um sich her ausraufen, etwas Reisig in der Nähe finden und ein Feuer anzünden; zwischendurch immer das unheimliche Geräusch und das Rufen ho—i—ho!

Inzwischen sitzen die Schwestern unten in Ylandfontein und harren Stunde um Stunde auf die Rückkehr ihrer Männer. Bruder Kallenberg kommt und ruft den verständigen Daniel Lakay, um ihn zu fragen. „O, sagt dieser, sie stecken gewiß in

der verlorenen Kloof, da kann ein Menſch wohl hineinkommen, aber nimmer wieder heraus!" Da jammern die Schweſtern in ſich, um ihre Kinder. Kallenberg aber nebſt einigen ortskundigen Leuten machen ſich auf mit Laternen und Lichtern, um in die verlorene Kloof zu gehen und zu ſuchen. Sie ſchreien ho—l—a, aber keine Antwort; ſie ſuchen ſtundenlang; endlich ſagt Bruder Schmidt, wie er das Rufen hört: „Laßt uns doch einmal antworten. „Hier ſind wir", ſchreit er. Nach einiger Zeit ſieht er Lichter — aber auf dem entgegengeſetzten Ufer der Kloof. Nun ruft man ſich zu. „Kommt doch herüber!" ſchreit Kallenberg. „Wir können nicht", antwortet Schmidt. „Kommt ihr über", ſcherzt Kallenberg weiter. „Kommt Ihr hierher", antwortet Schmidt. Dann wird es ſtill; — wieder vergeht eine lange Stunde; die Leute müſſen mit Lebensgefahr in die Kloof hinab und auf jener Seite in die Höhe. „Habt Ihr Waſſer, habt Ihr Brod?" rufen ihnen die Verlorenen zu. Sie hatten keines von Beiden. Nun ging es an ein Klettern und Rutſchen durch Dornen und Büſche, die Hände bluteten, die Kleider zerriſſen, aber endlich kam man auf einem nur den Hottentotten bekannten Pfad unten an. Bruder Schmidt erzählte dem Daniel Lakay die Sache mit den Hunden. „Mynheer, das iſt der Tiger geweſt", lautete die Antwort. Die Brüder aber wußten, daß es der Herr geweſen ſei, der ſie aus all dieſer Gefahr errettet hat. — Den Ort, wo ſie herabgekommen waren, zeigte mir Bruder Schmidt; daß das aber menſchenmöglich ſei, dort einen Weg zu finden bei Tage geſchweige denn bei Nacht, das iſt mir, als ich dieſe wilde Felsmaſſen ſah, völlig unbegreiflich geweſen — und iſt es bis jetzt. 46 Dornen hat Bruder Schmidt in den nächſten Tagen aus ſeinen Händen gezogen; hernach hat er aufgehört, ſie zu zählen.

An einer andern Stelle in der Kloof hat vor einigen Jahren ein Amalienſteiner geſchlafen, Petrus Stein, den ich ſelbſt hier noch ſah und ſprach. Derſelbe hatte neben ſich ein Feuer angemacht, welches aber im Erlöſchen war. Er erwacht von einem Geräuſch, und ſieht neben ſich einen Tiger, eben im Begriff über ihn zu ſpringen. Er richtet ſich auf und ruft: Gy Schelm, wat kom gy na my toe? ergreift einen Feuerbrand, und wirft ihn nach dem Tiger, der beſtürzt das Weite ſucht. Vielleicht war es derſelbe Tiger, deſſen Fell, nachdem er vor einigen Wochen getödtet iſt, die Amalienſteiner Schweſtern gemeinſchaftlich zu einer Decke verarbeitet haben, mit der ſie ihren lieben Vater aus Europa bei Eintritt in die hieſige Station willkommen hießen.

Der Tiger iſt übrigens, obgleich er in der Regel dem Menſchen aus dem Wege geht, nicht immer ſo freundlich. Ein Bauer reiſte vor einiger Zeit durch die Poort, als am Abend ein Tiger ſich in den Weg ſtellt, und mit dem Schweif hin und her wedelt

der Bauer hält still und kehrt um, der Tiger geht zur Seite in das Gebüsch. Aber als der Bauer wieder vorbeireiten will, stellt sich der Tiger sofort ihm ebenso drohend in den Weg, so daß der Bauer genöthigt ist, umzukehren und auf dem nächsten Bauernplatz (2 Meilen zurück) zu übernachten.

In der Poort begegnet man von Zeit zu Zeit sogenannten Banditen-Stationen; das sind die Häuser, in welchen die Strafgefangenen (hier Banditen genannt) während der Zeit, daß sie den Weg arbeiteten, Schlafquartier fanden. Bei denselben sind dann einige Landfleckchen urbar gemacht, welche freilich, sollten sie energisch in Angriff genommen werden, uns durch den Verbrauch von Wasser in Amallenstein unliebe Nachbarn werden könnten. Gegenwärtig führt durch die ganze Breite der Poort ein fahrbarer Weg, zwei Stunden zu fahren. Wir folgten demselben, und immer wieder wurde ich durch neue, großartige Felsscenerien und durch die kostbarste Mannigfaltigkeit und Ueppigkeit der vom Duft des Wassers getränkten Blumen überrascht.

Jenseits der Poort verfolgten wir den neugemachten Weg noch bis zu dem Punkt, wo seine Arbeit für das erste eingestellt ist. Wir waren heute wohl bis 2000 Fuß aufwärts gefahren. Die Steigung in der Pforte beträgt allein 1300 Fuß. Nachdem wir sie passirt, hatten wir die Zwartebergs-Kette im Rücken, und waren wieder im durchbrochenen Hügelland, welches wir, den Zwarteberg in seiner Länge zur Seite habend, noch 1½ Stunde weiter durchfuhren.

Endlich am Ende angekommen, machten wir Halt; ein Hottentotte mußte aus einer tiefen Kloof Wasser im Theekessel holen und und wir kochten Kaffee. Es war ein herrlicher Frühstücksplatz. Unten auf der Straße hielten die vier Karren, die Pferde grasten durstend rechts und links; vor uns ging der Weg steil in eine Gebirgskloof hinab, und durch dieselbe sah man in ein weites, nur im Vordergrunde durch steile Berghügel begrenztes Thal.

Als ich nach einem entlegenen Punkte ging, um zu zeichnen, erhoben die Paviane dicht in meiner Nähe ein Geheul und Gebell, wie es sich, ich glaube, die Teufel selbst nicht scheuslicher ausdenken können, so daß ich erschreckt nach der Gesellschaft zurückkehrte. Doch auch die Paviane fliehen den Menschen, wenn sie nicht angegriffen werden.

Diese Frühstücks- und Halteplätze auf den gemeinsamen Fahrten sind sehr schön. In der Pforte beim Morgenfrühstück saßen wir auf Steinen oder Rhenosterbüschen, die sich niedersenkend eine Art natürliches Polster bildeten. Wir sangen: „O daß ich tausend Zungen hätte" und ich las den 104. Psalm, und wir befahlen uns der Gnade des Herrn. Die Kaninchen in den Felslöchern kamen über Tag auch hervor, man nennt sie hier Dassi's, Dachse,

sie gleichen in Gestalt und Stimme dem Murmelthiere. Wir sahen sie zu Dutzenden; oft saßen sie harmlos dicht neben uns auf dem Gestein, oder glotzten uns hinter einer hochstämmigen Aloe oder den sternförmigen Blättern des Wagebaumes oder von einer überhangenden Felsklippe aus neugierig an.

Wir hatten aber auch heute wiederholt nicht blos die Herrlichkeit des Herrn in seiner Natur, sondern auch seine schützende Gnade zu preisen. Als wir von unserm Haltepunkt umkehrten, ging ich zu Fuße, hinter mir her die vier Karren im vollen Trabe mich einholend. Man ruft mir zu, ich springe schnell auf die Seite des Weges, nachdem soeben die Deichsel des einen scharftrabenden Karrens mich gerade im Kreuz gestoßen hatte. Sie traf mich so leise, daß ich es kaum spürte, und nicht einmal einen braunen Fleck bekam. Noch schlimmer hätte es auf unserm letzten Halteplatz werden können, wo wir in der Poort auf dem Rückwege ausspannten. Dort hatte die Gesellschaft sich unter einem Baum gelagert. Der kleine siebenjährige Sauberzweig Schmidt, immer voran auf die Bäume und Felsen kletternd, hatte bald seinen Posten oben gefaßt. Als nun die Stimme des Vaters ihn von seinem gefährlichen Platz herab ruft, gleitet er, und stürzt 10 Fuß hoch herab auf die darunter liegenden harten Felsklippen, gerade auf den Rücken. Ich hörte, 50 Fuß davon entfernt zeichnend, den Fall und das Wimmern des Jungen. Wir sprangen zu, sein Kopf hing lose herab, und er schrie erbärmlich: „Papa, Papa, das thut so weh!“ Die arme Mutter hatte dicht daneben gesessen. Aber der Herr hat so wunderbar geholfen, daß dem Kinde keinerlei Schaden geschah, und daß der Junge bereits nach einer Stunde wieder nach Blumen zwischen den Steinen suchte. So kamen wir am Abend, nach mancherlei Abenteuern, dankend in Bruder Meyers neues Haus nach Ylandfontein

Ylandfontein.

zurück, dessen neuen Anbau wir noch einmal singend weihten im brüderlichen Kreise.

Freitag, den 26. October, wurde Vormittags 8—10 Uhr die Prüfung der Schule vorgenommen. Hier haben die Gaben der europäischen Wohlthäter sehr gute Dienste geleistet. Dadurch, daß die Schulkinder während der allgemeinen Hungersnoth Mittagbrod bekamen, sind sie zusammengehalten worden und während die Schule auf Zoar von 180 auf 50 und dann auf zehn Kinder zusammenschrumpfte und endlich ganz geschlossen werden mußte, hat die zu Amalienstein von 160 Kindern nur 20 verloren und dieselben sind im Ganzen recht regelmäßig zur Schule gekommen; ich fand daher letztere auch im guten Stande. — In der Infant-School fand ich 69 Kinder versammelt, die durch ihre fröhliche, kindliche Haltung und ihr geweckes Wesen mir wohl gefielen. Die Schulklasse ist so gebaut, daß die Bänke, in der halben Schulklasse terrassenförmig aufsteigend, jedem Kinde den Anblick des Lehrers ermöglichen. Dort sitzen nun die Kleinen oder stehen auf, oder machen ihre Bewegungen mit Händen und Füßen, Alles mit ihrem frischen Gesange taktmäßig begleitend. Die von Bruder Heese eingeübten Kinder hatten ihre Bibelsprüche trefflich inne.

Die Prüfung der oberen Schulklasse (juvenils school) gewährte ein durchweg erfreuliches Resultat. Die Kinder erwiesen sich während der ganzen Dauer der Prüfung als durchaus wohl disciplinirt, und auch geistig zur Aufmerksamkeit gewöhnt, sie arbeiteten denkend mit, antworteten frisch, und blieben, als ich sie prüfte, auch mir fast keine Antwort schuldig. Sie sangen allerliebst, die Choräle auch rhytmisch, sie hatten ihre Bibelsprüche und 40 Lieder sehr gut, und nicht blos mit mechanischem Verständnisse erlernt, so daß sie über den Inhalt Antwort ertheilen und von jedem Liede den angegebenen Vers sagen konnten; die Choräle waren so sicher ihr Eigenthum geworden, daß, wenn von einem Choralvers die erste Hälfte gesprochen war, sie die zweite sofort singend fortsetzen konnten, in der Melodie an der Stelle richtig einsetzend. Ueberhaupt lassen die Leistungen der farbigen Kinder, sowohl was Schönheit und Ausbildung der Stimme, als was Ausbildung des Gehörs, Sicherheit und Lieblichkeit des — allzeit zu völlig reinem vierstimmigen Gesang neigenden Vortrags betrifft — die der europäischen weit hinter sich zurück. Lesen konnten die Kinder, sowohl englisch als holländisch recht geläufig; sie antworteten auch dem diesen Unterricht in englischer Sprache ertheilenden Lehrer recht gut auf englisch. Minder gut waren die Handschriften entwickelt, eine Folge davon, daß nicht nach Vorschriften geschrieben wird; doch waren die Hefte sauber und fleißig und die nicht correkte Ausbildung der einzelnen Buchstaben kommt bei Hottentottenkindern wohl nicht in Betracht, da dieselben

ſchwerlich je Gelegenheit haben werden, die erlangte Schriftfertigkeit praktiſch anzuwenden. Ebenſo war auch die Orthographie nicht ſehr gut durchgebildet; ſowohl in den engliſchen, als in den holländiſchen Sätzen, die die Kinder auf die Tafel ſchrieben, gab es mancherlei Fehler. Spaßhaft war es, daß faſt alle ſchrieben: „God save our gracious queen, long may Victoria rain“ (rain heißt regnen, reign regieren; ſo ſchrieben ſie: „Lange möge Victoria regnen“). Im Rechnen ging es beſſer, als ich nach der bei den Farbigen ſo geringen Anlage zum Rechnen erwartet hatte; die Kinder beherrſchten die vier Species und leichte Regeldetri-Exempel ziemlich ſicher. In der Geographie und Geſchichte erreichten die Kinder das in den preußiſchen Dorfſchulen durchſchnittlich gefundene Maß von Kenntniſſen, wußten auch z. B. Alle ſchon, daß die Preußen bei Sadowa über die Oeſterreicher geſiegt haben. — Nach dem Geſammteindruck der Prüfung erhielt ich den Eindruck, daß die Amalienſteiner Schule ſo gut im Stande iſt, wie die beſſeren preußiſchen Landſchulen.

Eine Parthie Bilder unter die Kinder zum Andenken vertheilt, verfehlte des Eindrucks nicht, und nach der Prüfung ſaßen die Kleinen (bei 30° Reaumur im Schatten) völlig unbedeckten Hauptes in der prallenden Gluthſonne auf dem Hofe des Bruder Heeſe im Kreiſe, und ließen ſich das bereitete Mittageſſen trefflich munden.

Der Nachmittag war reich an Arbeit, Gott gebe, reich an Segen. Wir conferirten mit Ausnahme der Viertelſtunde des Abendeſſens und der Stunde des Taufunterrichts volle 6 Stunden hintereinander, von 3—6 über die Wiedervereinigung mit Zoar, von 6—9 über die Sachenſendungen. Bei letzterer Beſprechung waren die ſämmtlichen Miſſionarfrauen zugegen, als die zunächſt Betheiligten. In Bezug auf Zoar war es der einſtimmige dringende Wunſch aller Verſammelten, daß eine Wiedervereinigung ſtattfinde, ja, man erkannte dieſelbe als nothwendig, weil die Scheidung eine Quelle von fortgeſetztem Streit, Neid, Eiferſucht iſt, welche zum Theil ſelbſt Familienglieder ſchmerzlich gegen einander erbittert, ſo daß das Werk des heiligen Geiſtes ſowohl in Zoar als in Amalienſtein ſehr gefährdet iſt; — jetzt ſchon, wo die Brüder mit dem Zoar'ſchen Miſſionar Pauw in herzlicher Eintracht leben, noch mehr aber, wenn etwa ein ſpäterer reformirter Miſſionar nicht deſſelben Sinnes ſein ſollte. Auch die Beſitzverhältniſſe in Zoar laſſen ſich, ſelbſt von Seiten des Gouvernements nicht regeln, ſo lange der Zwiſt beſteht. Ich fand in Betreff der Wiedervereinigung Alles auf das Beſte vorbereitet. Bruder Pauw iſt durch intimen Umgang mit unſeren Brüdern denſelben nicht nur innerlich ſehr nahe gekommen, ſondern hat dazu auch das lutheriſche Bekenntniß lieb gewonnen, um ſo mehr, da er

offen zugesteht, daß was von innerem Leben auf Zoar ist, zum größten Theil eine Frucht der Wirksamkeit der Berliner Brüder sei. So ist er also nicht blos geneigt, Alles zu thun, um Zoar an Berlin wieder zurückzuweisen, sondern ist auch bereit, selbst als Missionar von Zoar im Dienst der Berliner Gesellschaft zu bleiben. Wir würden, wenn wir ihn erhielten, eine treffliche Acquisition machen. Ich habe ihn als einen demüthigen, tief christlich gegründeten, für sein Missionswerk begeisterten, begabten, energischen Mann sehr schätzen gelernt. Ich hielt ihm daher allen Ernstes vor, ob er, ursprünglich aus dem Schooß der reformirten Kirche hervorgegangen, im Stande wäre, die Mission im Bekenntniß der lutherischen Kirche zu betreiben. Er erklärte sich bereit, die Augsburger Confession und den kleinen Katechismus Luthers zu unterschreiben, auch die Confirmanden nach dem Bekenntniß der lutherischen Kirche zu unterweisen. Er erklärte sich ferner bereit, die „Anweisung", auf welche unsere Missionare verpflichtet werden, treu zu befolgen, ja er hatte meine Glaubenslehre, die ich ihm bei meinem Herkommen zu dem Behufe übergab, sie genau durchzulesen und mir offen diejenigen Punkte zu bezeichnen, in denen er widersprechen müsse, — wirklich ernst gelesen und erklärte nun, daß er nichts zu widersprechen gefunden habe. Auf meine Frage, ob er auch auf jeden fernen Posten in unserer Mission, wohin wir ihn senden würden, zu gehen bereit sei, antwortete er, dieser Punkt sei ja schon in der „Anweisung" gefordert, er habe ihm Mühe gemacht, aber er sei auch dazu bereit. — Auf das Alles hin habe ich große Freudigkeit gewonnen, diesen jungen Mann, falls sich nicht Einsprüche erheben, in unsern Dienst zu nehmen, und hoffe von ihm viel Gutes für unsere Mission.

Wegen Sachensendungen wurde Alles recht genau erwogen und das Nöthige sofort nottrt.

Sonnabend, den 27. October. Ich hatte die gesammte Gemeinde in der Kirche versammelt zu einem väterlichen, seelsorgerischen Gespräch, 9—11 Uhr. Der übrige Theil des Vormittags wurde in Anspruch genommen durch einen Besuch eines Bauern aus der Nachbarschaft, der mir die Gegen-Visite schuldig zu sein glaubte. Die Unterhaltung ist etwas schwer mit den Bauern. Es kommt vor, daß sich der Besucher hinsetzt und eine halbe Stunde lang stumm dasitzt; über die Begriffe von Landbau, Weinbau, Geldgeschäften hinaus ist sein Gesichtskreis selten erweitert. Es gilt ihm dabei für unanständig, mit dem Zweck seines Kommens gleich herauszukommen; so sitzt er stumm. Die Frau des Bauern, gewöhnlich riesig stark und groß, für den Tod durch Wassersucht der Regel nach bestimmt, ist gewohnt, zu Hause ihren Lebensberuf fast nur im Stillsitzen zu suchen; geistige

Genüsse hat sie in der Regel so wenig, als geistige Bedürfnisse, höchstens ihre ererbte orthodoxe Frömmigkeit und dahin schlagende Bücher. Oft kommt es vor, daß solcher Bauer zum Prediger kommt; dieser nöthigt ihn zum Sitzen, und bleibt seiner Seits ruhig bei seiner Arbeit am Schreibtisch. Nach Verlauf einer halben Stunde kommt der Bauer mit der Sprache heraus, er sei doch heute sehr eilig, ob Mynheer ihn nicht abfertigen könne, und nun erst, nachdem dann abermals eine halbe Stunde über Korn und Wolle gesprochen ist, erfährt der Pastor, was der Bauer eigentlich gewollt hat. Die Kinder werden auch in den meisten Fällen nicht anders unterrichtet, als durch einen herumziehenden Lehrer, der in möglichst kurzer Zeit ihnen die edle Kunst des Lesens und Schreibens beibringt. Im Katechismus muß der Unterricht von Seiten der Eltern oder der Kinder selbst so gut es geht, eingerichtet werden, damit der Jüngling oder die Jungfrau, je nachdem sie es nun früher oder später erreicht, 18, 20, 25 Jahre alt geworden, sich beim (reformirten) Prediger meldet, um das Katechismus-Examen zu bestehen, und darauf hin „zugelassen" zu werden zum heiligen Abendmahl und zur Mündigkeit als Gemeindeglied. Mein heutiger Besuch, Bauer Dutoit, war ein mehr als gewöhnlich gebildeter, die Frau sogar musikalisch, sie spielte, als ich sie in ihrem Hause besuchte, mehrere vierstimmige Choräle auf dem Harmonium, welches außer dem Clavier in ihrer Stube stand.

Nachmittags 4 Uhr ging es zur Beichte; es hatten sich etwa 180 Communikanten eingefunden, auch die auswärts Arbeitenden waren zum großen Theil gekommen. — Nach der Beichte brachte ich den übrigen Theil des Abends bei Bruder Elfert zu, machte mit ihm einen Spaziergang durch die sehr ausgedehnten Gärten der Brüder und besprach mit ihm nöthige Sachen wegen des Winkels (Ladens), für den größerer Raum bald wird beschafft werden müssen. — Die Schwester Elfert ist eine kluge, verständige, energische Frau, und nebst ihrem Manne treu dem Dienste der Mission ergeben.

Sonntag, den 28. October, war ein reicher Tag. Wir hörten eine schöne Predigt von Bruder Schmidt über die Tageslosung, und empfingen mit einander das heilige Abendmahl. Das Gespräch des gestrigen Tages, bei welchem ich die Alten, die Jungen und die Verheiratheten besonders in Betreff der ihnen obliegenden Pflichten anredete und ermahnte, hatte unsere Herzen näher an einander gebracht, so daß wir in inniger Liebe und Gemeinschaft mit einander das heilige Sakrament genoßen, welches, so viel ich sehen konnte, von der Gemeinde mit herzlicher Bewegung und Theilnahme empfangen wurde.

Am Nachmittag hatten wir, von ½4—½7 Uhr eine ganze Reihe von Feiern. Zunächst verrichtete ich die Taufe an 4 Er-

wachsenen und sechs Kindern. Alle waren ganz in Weiß gekleidet, nur der Jüngling trug einen farbigen Rock. Die ersteren hatte ich seit 14 Tagen täglich eine Stunde unterrichtet; es waren unter ihnen noch zwei recht schwach in der Erkenntniß, aber doch nach Bruder Schmidt's und meinem Urtheil fähig, zugelassen zu werden. Dieselben konnten bei dem von mir abgehaltenen einstündlichen Katechismus-Examen recht gut antworten, sie schienen von rechter, innerer Bewegung erfaßt zu sein. Dann hielt ich eine Ansprache an die Gemeinde, um sie auf die Wichtigkeit des Akts und ihre Verpflichtung gegen die Getauften aufmerksam zu machen. Nach dem Taufakt folgte die Einsegnung der drei Diaconen Daniel Lakay, Henrik David und Hendrik Heß. Ich setzte der Gemeinde in einer Ansprache die Bedeutung dieses Akts auseinander, ermahnte die zu Segnenden zur Treue und ertheilte gemeinschaftlich mit Bruder Schmidt unter Handauflegung ihnen den Segen. Darauf folgte eine Missionsstunde, die ich von der Kanzel herab hielt. Ich erzählte einige Züge aus der Bassuto-Mission, und ermahnte zur Treue im Missionsdienst, so wie zur Treue in Bezug auf die noch in der Gemeinde wohnenden Heiden.

Nach dem Gottesdienst fuhr ich mit Bruder Meyer nach Ylandfontein, um auch in seinem Hause eine Nacht zu schlafen. Die Schwester Meyer hatte allerlei kleine Sächelchen zum Andenken zubereitet. Unter den Gesprächen des Abends war mir eins besonders von Wichtigkeit, welches einen Heiden Namens Tarndale betraf, der zwischen Ylandfontein und Amalienstein wohnt. Ich hatte denselben vor einigen Tagen auch besucht, und ihm ziemlich scharf ins Gewissen geredet. Ganz wider Erwarten nahm der Mann das sehr demüthig auf, und ging auf meine Rede ein, so daß ich milder und freundlicher wurde und ihn bat, den Herrn, der so lange schon auf ihn warte, nicht länger draußen stehen zu lassen. Der Heide war tief bewegt, und versprach mir, er wolle auch nicht länger säumen, sondern nun sich auch zum Taufunterricht melden. Heut Abend erfuhr ich nun, wie der Herr Jesus, der gute Hirte, diesem armen Menschen schon seit längerer Zeit nachgeht. Er ist von Hause aus ein roher, heftiger, zanksüchtiger Mann, der seiner getauften Frau unsägliches Herzeleid bereitete. Vor zwei Jahren nun stirbt ihm ein Kind, ungetauft, — das ermahnt auf dem Todtenbett seinen Vater, er solle doch nicht mehr so viel mit Mama zanken, sondern solle sich bekehren. Späterhin kommt Bruder Meyer mit ihm zusammen, und redet ihn in ähnlicher Weise, wie ich es gethan hatte, zuerst scharf und dann freundlich an. Die Freundlichkeit des Bruder Meyer ging ihm so zu Herzen, daß er von da ab nicht mehr mit seiner Frau zankte, daß diese vielmehr nach einigen Tagen erfreut dem Bruder Meyer

berichtete, wie ihr Mann ſich geändert habe. — Nun in dieſem Jahre vor einigen Monaten wird ihm ſein noch ungetaufter Stiefſohn Willem Helton, ein Taufcandidat, krank und fühlt, daß er ſterben ſoll. Er ruft ängſtlich: „Papa en mama! zall gy den niet opstan en med my bidden“? Die arme geängſtigte Mutter antwortet: „Och, myn Kind, ik kan niet bidden; der Vater ſagt auch, er könne nicht beten. Da fängt der Knabe ſelbſt an, und betet zuerſt ſein Glaubensbekenntniß, dann das Vaterunſer, und wie nun die Zunge gelöſt iſt, da ſtrömt das volle begnadigte Herz über im frommen Gebet, welches in die Worte ausläuft: „Myn liefster Heyland, ik sterv vor u als een prisonier, vergeef my toch alle myne zonden.“ Dreimal noch hat er ſeine Eltern aufgefordert zum Gebet; ſeine Mutter iſt auch niedergekniеet und ſein Vater mit, aber der Junge hat ſelbſt gebetet. Da ſagt er am Abend des folgenden Tages: „Mama om 4 uur heeft my de Heer alle myne zonden vergeven, nu weet ik ganzch seker, dat ik zal zalig sterven.“ Dann iſt er eingeſchlafen. Und wie ſeine Mutter an ſeinem Lager wacht, da ſchlägt er ſeine Augen auf, und mit einem verklärten Angeſicht, welches ſich unauslöſchlich tief in das Mutterherz eingeprägt hat, ſpricht er: „Ik zie den Heer en een spier witt kleed heeft hy an, en Hy lacht my aan.“ Damit hat der Junge die Hände gefaltet und iſt heimgegangen zur ſeligen Ruhe der Heiligen. Sein Vater aber iſt ſeitdem öfter geſehen worden, wie er ganz unvermerkt in den Buſch gegangen iſt, um zu beten. Nun verſtand ich es, warum er ſo ſichtlich zuſammenſchrak, als ich ihm ſagte: „So lange ſucht dich dein Heiland, ſo oft hat er die Hände nach dir ausgeſtreckt, ſo viele Jahre wohnſt du in einer chriſtlichen Gemeinde und willſt immer noch lieber dem Teufel angehören, als dem Herrn Jeſu, der dich mit ſeinem Blut erkauft hat!“ — Aber ſo ſind dieſe Heiden. Oben in der Mühle ſprach ich auch mit einem erſt kürzlich Getauften, der mir den Eindruck recht tiefen chriſtlichen Ernſtes machte. Von dem erzählte Bruder Schmidt, daß er wohl drei Jahre tief in ſich gekehrt, und nachdenkend geweſen wäre, bis er endlich auf Aufforderung des Bruder Schmidt zum Taufunterricht gekommen ſei. Bei ſolchen Leuten pflegt dann das Chriſtenthum auch tief gewurzelt zu ſein.

Obiger Tarndale hat ſich denn auch gegen Schweſter Meyer ausgeſprochen, ich hätte ſo ſehr hart zu ihm geredet, — aber er müſſe doch wohl auch endlich kommen. — Seitdem ſind über acht Tage vergangen, gemeldet zum Taufunterricht hat er ſich noch nicht.

Montag, den 29. October, machte ich mich früh Morgens mit Carl Meyer und ſeinem Vater auf, zunächſt um in eine dem Hauſe nahe liegende Kloof zu gehen, aus welcher ein

Wässerlein rinnt. Die Felsen sind dort so schön, ihre Gestalt so kühn, der Baumwuchs so mannigfach, daß mir das Herz lachte, als wir, von Fels zu Fels klimmend, eine Strecke in die Kloof eingedrungen waren. Dann erstiegen wir an der Außenseite der Vorberge, denen diese Kloof angehört, einen Felsvorsprung, von wo aus wir einen schönen Blick in die Kloof hinein und zugleich in die große Ebene hatten, in welcher Amalienstein liegt. Auch hier war der Pflanzenwuchs schön, namentlich fanden wir außer dem Butterbaum, Speckbaum nnd anderen südländischen Gewächsen einen Baum mit kurzem, dickem Stamm, welcher mit seinen fünfkantigen Schildereien in der Rinde genau einer Schildkröte glich.

Gegen Mittag ritten wir hinüber nach Zoar, wohin uns Bruder Pauw Alle eingeladen hatte. Er feierte den Geburtstag seiner Frau. Die Amalienfteiner Schwestern konnten nicht kommen, weil Schwester Elfert, deren Abordnungstag gerade war, ihrer Hülfe bedurfte. — Wir waren traut bei einander; Bruder Pauw wird mir, je öfter ich ihn sehe, desto lieber. Am Nachmittag nahm ich ein Bild von Zoar auf, welches ich bereits im Geiste zu unseren Stationen zähle. Am Abend stießen wir eben auf das Wohlsein des lieben Bruder Kratzenstein und der Juffrouw Pauw an, als ein eiliger Bote uns meldete, die Schwester Elfert sei eines Töchterleins genesen. So kehrte ich denn zu Fuß zurück, meinen „Jonker," das erste der eigenen Pferde, einstweilen in Zoar belassend.

Der Abend in Zoar war recht beweglich. Wir hatten noch einmal die Zoarsche Gemeinde versammelt; ich hatte mit vier alten Leuten, die noch von Gregorowsky und Radloff getauft waren, ein Gespräch; ich horchte hin, ob sie gern wieder zu Berlin gehören würden; sie ahnten den Grund meiner Fragen und waren hoch erfreut. In der Kirche predigten wir beide, Bruder Schmidt und ich; Schmidt zum ersten Mal, ich vielleicht zum letzten Mal in Zoar. Der Herr wolle Alles gnädig regieren und in seine Hand nehmen, er wolle unser altes liebes Kind Zoar und unser jüngstes Kind in Bruder Elferts Hause segnen und erhalten.

Dienstag, den 30. October. Vormittags geschrieben. Nachmittag waren die Brüder zur Conferenz eingeladen, aber bevor wir beginnen konnten, kam ein Bauer, Feldkornett Nell, um mich zu besuchen. Er ist ein vor seinen Standesgenossen durch Bildung, gesunden Verstand und guten Manieren hervorragender Bauer, dessen gesammter Bildungsstand jedoch nach europäischem Maaße gemessen, immer noch auf der Mittelstufe blieb. Gegen mich erwies er sich darin freundlich, daß er für die beiden Pferde, welche Bruder Schmidt von ihm zu der Capreise entliehen hatte, und die beinahe vier Wochen unterwegs gewesen waren, Bezahlung anzunehmen weigerte.

Nach 5 Uhr konnten wir, da er abreiſte, unſere Conferenz beginnen. Heute beſprachen wir den Neubau einer Mühle und eines Kaufladens.

Abends hielt ich den Brüdern und ihren Familien auf ihren Wunſch eine deutſche Predigt über „Pniel."

Mittwoch, den 31. October, wurde Vormittags zur Reiſe eingepackt. Nachmittags taufte ich Bruder Elferts am 29. gebornes Kindlein. Inzwiſchen hatte ſich die ganze Gemeinde auf dem Platz bei Bruder Elfert's Wohnung verſammelt und erfreute ſich an einem allgemeinen Caffee und Brod, mit welchem ich die ſeit langer Zeit entſetzlich Hungernden bewirthete, und an den Kleidungsſtücken, mit denen ich 20 der Aermſten und Aelteſten beſchenkte. Auch etliche hungernde Zoaraner hatten ſich eingefunden, und anticipirten ihre Wiederaufnahme in den Verband von Amalienſtein. Am Abend verſammelte ich noch einmal die ganze Gemeinde in der Kirche, um zu ihnen ein Abſchiedswort zu ſprechen, welches Bruder Schmidt im Namen der Gemeinde erwiderte. — Am Nachmittag ſchloß ich den Reiſekontrakt ab mit meinen beiden Kutſchern, Johannes und Jacobus, vor Bruder Meyer als dem Friedensrichter.

## XXII.

### Reiſe nach Anhalt-Schmidt.

Donnerſtag, den 1. November, füllte ſich früh der Platz um Bruder Schmidt's Haus. Die geſammte Amalienſteiner Gemeinde, Mann für Mann, ſo viel ihrer nicht auf Arbeit nach außerhalb gegangen waren, verſammelte ſich; jeder wollte einzeln noch „groeten" d. h. Abſchied nehmen und die Hand geben. Groß und Klein, Alt und Jung drängte ſich heran; einzelne gaben unter vielen Thränen Zeugniſſe von ihrem Glauben, die ſichtlich vom heiligen Geiſt erzeugt waren; ſie dankten für die empfangene Gnade des Evangelii und gelobten neuen Eifer und neue Treue; anderen ſah man es an, daß das Centrum des Herzens noch nicht getroffen war. Bis um 9 Uhr dauerten alle Vorbereitungen. Endlich, nachdem wir bei Bruder Heeſe gefrühſtückt und im Gebet noch einmal uns geſammelt hatten, gingen wir unſeren Wagen nach; die letzten Segenswünſche zur Reiſe empfingen wir auf der Straße.

Auf dem Hofe war eine ganze Heerde Ochſen verſammelt, 32 Stück, denn eine ſehr gefährliche Kloof unweit Amalienſtein,

die Caledons-Kloof, ließ es den Brüdern wünschenswerth erscheinen, meinen neuen, noch nicht ausgefahrenen Pferdewagen, durch (acht) Ochsen zunächst transportiren zu lassen. Ihre Wagen hatten jeder zwölf Ochsen. Aus dieser Heerde wurde nun zunächst jedes einzelne Gespann ausgesondert, und jeder Ochs beim Namen gerufen und an seinen Platz gestellt, bis alle drei Wagen hinter einander aufgestellt, von uns bestiegen wurden. Jacobus mit seinen Pferden Lord und Junker und dem Maulesel Brander ritt hinterher. Endlich hieß es „treck," und die gesammte Escorte setzte sich in Bewegung. Ich blieb einige Minuten zurück, um noch Elfert die Hand zu geben, aber die Ochsen hatten einen solchen Schritt angenommen, daß ich vor Zoar die Wagen nicht einholte. Mit uns gingen eine große Zahl Frauen und Kinder, Choräle singend ohne Ermüden, mehr als eine Meile Weges, vor uns her acht Männer, die Hälfte aus Zoar, welche unseren Wagen, namentlich meinem neuen, Beistand leisten wollten, beim Passiren der Caledons-Kloof. Sie geleiteten uns unentgeltlich eine ganze Tagereise weit zu diesem Zweck. In Zoar gab es einen schweren, beweglichen Abschied von Bruder Pauw und seiner Frau.

Nun ging das Ochsenfuhrwerk seinen sichern, gemessenen Gang fort. Bei Wolvehuisfontein wurden die Milchflaschen gefüllt; dann ging es in die Berge, zunächst östlich vom Zoar'schen Sandberg. Nach etwa 2½ stündiger Fahrt war der erste Tag vollendet; es war Wasser vorhanden, es wurde ausgespannt. Einzelne Gerippe von Pferden und Ochsen bezeugten, daß vor Kurzem, in der Zeit der Dürre, das müde Vieh dorthin sich zu der Wasserstätte geschleppt hatte, und aus Mangel an Wasser verreckt war. Heute war Wasser genug vorhanden, in einer durch einen Damm abgegrenzten Lehmpfütze aufgefangenes Regenwasser, so gelb wie es nur irgend in einer europäischen Lehmpfütze gefunden wird. An der einen Seite stand das Vieh bis an den Bauch in der Pfütze, an die 32 Haupt, aus dem Wasser nicht blos trinkend; nicht weit davon lag Lord und kühlte sich seinen lahmen Fuß, daneben quakten die Frösche mit ihren metallischen Stimmen, und etwa 20 Schritt davon schöpfte unser Hottentott Wasser, um für sich und uns Kaffee zu kochen. Unsere Reisegesellschaft bezeichnete das Wasser als „lecker," weil es keinen Salzgehalt hatte; und da die übrigen Ingredienzien Keinen störten, so dampfte bald der Kaffee in unsern Kummetjen. Ich mußte mich zuerst an dem Vorgang der übrigen vergewissern, ob es wirklich Ernst sei, dies Getränk zu trinken. Nachdem dies geschehen, machte ich meine Augen zu und trank tapfer; man versicherte mich, daß ich so leckeres Wasser auf meiner Reise nicht oft antreffen werde.

Nach zweistündiger Rast verließen wir unsern malerisch ge-

legenen Lagerplatz, kehrten den schönen Linien der Swarteberge den Rücken und zogen seitwärts nach Caledons-Kloof zu, steile Abhänge voll schlimmer Knickspuren und Klippen hinabfahrend. Der Weg ging oft so steil und in solche Löcher hinab, daß ich nicht begriff, wie man eine einzige Achse sicher hinunterzubringen im Stande wäre. Endlich waren wir vor Caledons-Kloof angelangt; frische Ochsen wurden eingespannt, die bisherigen mit den Treibern zurückgeschickt, und nun ging es hinein. Die Kloof ist wunderbar schön; die herrlichsten Felsgebilde machen ihre Wände aus, bisweilen so eng, daß neben dem Wasser kaum für einen Wagen Raum bleibt, bisweilen die Felsen oben fast einander berührend, dazu herrlicher Pflanzenwuchs; besonders der wilde Oelbaum und der Körbaum, eine Art Akazie, sind sehr zierlich gewachsen. Ein großer wilder Oelbaum hatte an einer hervorhangenden Felsklippe seinen Platz ausgesucht, von wo er seine stammartige Wurzel an 20 Fuß tief senkrecht am Felsen hinab in das Erdreich sandte, während seine Krone 30 Fuß hoch an die steile Felswand sich anlegte, ein majestätischer Anblick.

Unten im Thal, dem Lauf des Wassers folgend, führte der Weg von Klippe zu Klippe. Wir waren sämmtlich ausgestiegen, und sahen den gefährlichen Zug. Daß es überhaupt möglich sei, diesen Weg mit Wagen, geschweige mit Ochsenwagen zu passiren, hätte ich gestern entschieden und absolut verneint. Ueberall am Wege fand man auch Gerippe von gefallenem Vieh, zerbrochene Wagenräder und andere Theile von Wagen; Felsblöcke von 2 Fuß Höhe standen einzeln im Wege, andererseits ebenso tiefe Löcher, durch das Alles durch, und über das Alles weg mußten die Wagen. Sie wurden oft mit einem Rade so in die Luft gehoben, daß unsere Hülfsleute mit oben angebundenen Fellstricken aus aller Macht halten mußten, daß er nicht umfiel. Aber unsere Ochsen zogen tapfer und unaufhaltsam, durch beständigen Zuruf und Peitschenhiebe angemuntert; die Wagen gingen über die Klippen fort, als lägen dieselben gar nicht da. Fiel dann aber die ganze schwere Wucht des Wagens von der Klippe herab auf ein Rad, an zwei Fuß tief, dann war es mir immer wieder ein neues Wunder, daß nicht Alles in Stücke brach. Nie habe ich um einen leblosen Gegenstand so innig und warm gebetet, nie so gezagt bis zum Angstschweiß, wie hier um meinen neuen Wagen. Derselbe hatte 75 Pfd. Sterl. gekostet, und es schien mir doch unmöglich, ihn zu retten.

Die Fahrt dauerte stundenlang. In der Mitte der Kloof wohnt ein Bauer, der uns seine letzten Lemonen schenkte. Oberhalb seines Hauses, auf steilen Felsen, weideten an schwindelndem Abhang an 200 Ziegen; diese nennt man in Afrika insgemein Bocke, und trinkt also Bocksmilch.

Nachdem die Kloof enger und enger geworden war, glättete sich endlich der Boden; noch einzelne Felsklippen und wir hatten die Gefahr hinter uns. Noch in der Kloof wurde zum Nachtlager ausgespannt, das Zelt aufgeschlagen und in diesem, sowie unter den Zeltdächern unserer drei Wagen wurde Nachtquartier zugerichtet. Wir waren: Bruder Schmidt mit seiner Frau und seinen vier Kindern, Sauberzweig, Elise und Anna, Johannes, Bruder Meyer mit seiner Frau und seinem Sohn Carl, Bruder Heese mit zweien seiner Schulgehülfinnen, Lowiza Klaafs und Christiane Davids, Bruder Howe und ich, vierzehn Mann; außerdem lagerten sich achtzehn Hottentotten um die Feuer, welche in der malerischen Felsschlucht angezündet waren. Die vier Zoaraner, obschon sie mir diesen Liebesdienst erwiesen hatten und zur Gesellschaft gehörten, hatten dennoch ihr eigenes Feuer sich angezündet, — so tief geht die Zerspaltung beider Gemeinden.

Endlich, nachdem abgekocht und zur Nacht gegessen war, standen wir allesammt um das Feuer; es wurde gesungen und gebetet, und dann suchte ein Jeder seine Nachtruhe. Ich schlief mit Bruder Schmidt in meinem Wagen, welchem auf diesem gefährlichen Wege nur eine Runge und ein Tritteisen zerbrochen war.

Freitag, den 2. November, wurde mit dem ersten Schimmer des Tages Reveille geschlagen. Die Thiere der Kloof ließen sich noch hören, als bereits wieder das Frühstücksfeuer prasselte; die weit und breit in den Felsklüften zerstreuten Ochsen wurden zusammengetrieben, das Morgengebet gehalten und dann „treck" ging es vorwärts. Solche Ochsenfahrt hat etwas Eintöniges, aber für den, der sie zum ersten Male macht, viel Unterhaltendes, und mir ist auf dieser achttägigen ersten Ochsenreise oft der Gedanke gekommen, daß sie im Grunde doch viel schöner ist, als eine Eisenbahnfahrt. Solch Ochsenwagen ist ein Gestell ohne Federn, von Brettern sehr stark zusammengesetzt, obenauf ein Planwagen, das Tent (Leinwanddeck), so lang, daß zwei Personen der Länge nach hinter einander dort schlafen können. An der Spitze der langen Deichsel ist das von Fellen geflochtene Treckseil angebracht, an diesem die Jochhölzer der Ochsen, runde, etwa 2—3 Zoll dicke Hölzer, von denen jedes einzelne ½ Pfd. Sterl. kostet, weil nur das allerhärteste Holz dazu brauchbar ist. An jeder Seite dieses Holzes gehen zwei Scheidehölzer durch das Jückholz, so weit von einander, daß zwischen ihnen der Nacken des Ochsen gerade Platz hat. Sobald dies Jückholz den beiden Ochsen übergeworfen ist, werden die Scheidehölzer unter dem Hals des Ochsen durch einen Riemen zusammengebunden, damit der Ochs sich das Joch nicht abstreifen könne. Soll nun eingespannt werden, so werden zunächst alle zwölf Ochsen des Gespanns mittelst langer, um ihre Hörner gebundener Riemen, unter

entſetzlichen Sambockſchlägen in eine Reihe geſtellt, quer an dem Treckſeil entlang; aus dieſer Reihe werden die einzelnen Paare, wie ſie zuſammengehören, an ihr Jückholz befeſtigt; das Treckſeil liegt theils über ihren Rücken fort, theils zwiſchen ihnen, Alles ſcheint in Unordnung. Aber ſind die Ochſen feſt, dann heißt es, „treck" und ſie ziehen alle an; das harte Seil ſtreift über ihre Rücken fort, reißt ſie auch wohl ſchief, aber in Kurzem ruht es als lange Linie zwiſchen den Paaren, und gemeſſenen Schritts geht es vorwärts. Nun beginnt das Geſchrei, oder vielmehr das beim Anſpannen begonnene ſetzt ſich fort; jeder Ochs wird bei ſeinem Namen gerufen, ſobald er nur einen Augenblick nicht regelrecht ſtappt; findet er ſich nicht ſofort zurecht, ſo erhält er ſeinen Hieb mit dem Sambock, einer etwa 4 Fuß langen, 1 Zoll dicken, oben gegerbten, aus einem einzigen Stück Rhinozeroshaut geſchnittenen Peitſche, deren Hieb oft einen viertel Zoll hoch auflaufend, auf dem Ochſenfell wie eine Schwiele erkennbar wird, oft auch ſelbſt die dicke Ochſenhaut blutrünſtig macht. Dieſer Sambock iſt indeß nur für die Hinterochſen beſtimmt, ſo lange der Fuhrmann auf dem Wagen ſitzt, oder zu einem gelegentlichen Hiebe, wenn er neben den Ochſen hergeht. Das gewöhnliche Inſtrument iſt die Ochſenpeitſche mit einem Stiel von zwölf Fuß, aus Bambus, und einer etwa vier Fuß längeren, aus Leder geflochtenen oder geſchnittenen Peitſche, deren vorderes Ende, der Vorſchlag, aus beſonderem Wildleder gefertigt iſt. Die Ochſenpeitſche iſt ein furchtbares Inſtrument; ihr Knallen gleicht dem Aufſchlagen eines Zündhütchens, und ihr Schlag läßt jedesmal eine Spur zurück. Die vier erſten Paare Ochſen werden mittelſt dieſer Peitſche vom Wagen aus getroffen, die vorderen erreicht ſie dadurch, daß der Fuhrmann abſpringt und einige Schritte nebenher läuft. Will das ganze Geſpann träge werden, ſo beginnt ein faſt hölliſches Geſchrei, daß einem die Ohren gellen; dabei wird wild dazwiſchengehauen mit Peitſche und Sambock, und damit eine viertel Stunde lang fortgefahren, bis die Ochſen alle in ſolchem Schreck ſind, daß ſie wohl zu traben verſuchen mit ihrer ſchweren Laſt. Dies läßt aber der Fuhrmann nicht zu, weil es der Ochs nicht aushalten würde; dann heißt es: oh—oh oder ahnau, wenn er halten ſoll; aber zwiſchendurch bekommt doch dieſer und jener einzelne Ochs einen Hieb: De oß moet zynen ſlag hebben, ſagte unſer Johannes, dat hy gehorzam is; en wenn de oß gehorzam is, zo moet hy toch zynen ſlag hebben. Und dieſem Schlag entgeht der Ochs unter keinen Umſtänden. Denn mit einer wunderbaren Genauigkeit trifft der Fuhrmann jeden Zoll ſeines Beeſts, den er treffen will. Unſer Johannes ſchlug mit der Spitze ſeiner Peitſche zweimal einen am Wege ſitzenden Vogel todt. Die Ochſenpeitſche hat ſolche Gewalt, daß, als einmal aus Verſehen ein Junge damit getroffen wurde,

die Spitze einen Zoll tief in das Fleisch drang. Soll angehalten werden, so heißt es aanhau (anhalten). Der Junge, der die beiden Vorderochsen an einem Riemen zu leiten pflegt, nimmt einen Stein von einer Faust groß und wirft ihn den Hinterochsen an die Stirn, und allmählig steht der Zug. Läuft der Wagen zu schnell, so läuft der Junge mit den Vorderochsen hin und her schlänkernd; dies geschieht besonders dann, wenn es bergab geht. — Des Abends wird der ganze Zug ausgespannt, die Ochsen zerstreuen sich, wenn sie zahm sind, in die Carroo zur Weide, oder wenn die Gegend dazu zu gefährlich ist, werden sie am Treckseil festgebunden, bis es am andern Morgen fortgeht. Werden solchem armen Beest die Füße wund, oder wird es zu müde, dann sucht man ein Fleckchen Wasser und läßt es dort stehen, in der Hoffnung, es bei der Rückkehr wieder suchen zu können; glaubt man, es sei überhaupt zu matt, so wird es geschlachtet, um das Fell zu retten. — Oft findet der Bauer von dem zurückgelassenen Vieh nur noch die Gerippe wieder.

Man fährt mit den Ochsen nicht gern länger als drei Stunden hintereinander. Das ist ein Schoft. Man sucht womöglich in dieser Zeit einen Ausspann-Ort zu finden, bei welchem Wasser ist. Ist derselbe auf einem Bauergrundstück, so geht man „groeten" beim Bauer und erbittet die nie versagte Erlaubniß, die höchstens hier und da ein Engländer im Kafferland sich mit Geld bezahlen läßt. Letztere haben wohl einen Treepence, ja eine Sixpence und einen Shilling sich dafür bezahlen lassen, daß in der dürren Zeit ein Spann Ochsen sich vollsaufen durfte aus ihrem Wasser. Auch für die Weide der Ochsen wird nichts bezahlt. Von Shoft zu Shoft hat das Gouvernement solche Ausspannplätze festgesetzt, die Jeder benutzen kann.

Dort angelangt, ist das erste Geschäft, nachdem die Ochsen ausgespannt sind, daß man Haufen von dürrem Rhenostergebüsch oder Reiser zusammensucht, um ein Feuer zu bereiten, an welchem Kaffee gekocht wird; Kaffee zu Morgen, Kaffee zu Mittag, Kaffee zu Abend. Die Ruhezeit dauert zwei bis drei Stunden. Oft wenn man auch Wasser findet, ist dasselbe so brack (salpeterhaltig) oder faul und sumpfig, daß selbst der davon gekochte Kaffe ungenießbar ist. Auf jedem Wagen sind daher Wasserfässer, um wenigstens für Menschen den nöthigen Wasservorrath für eine oder zwei Stationen mitzuführen. An einem Morgen war unser Wasservorrath so knapp, daß mir ein viertel Schnapsgläschen voll zum Waschwascher dienen mußte, während wir nüchtern den ersten Schoft machten.

Hier und da sprachen wir auch in den, dem Bruder Schmidt bekannnten Bauernfamilien an; bei einem Faurie, einem Olivier, und andern. Ueberall aber traten uns die Spuren der letztjährl-

gen Dürre entgegen. Ein Bauer hatte von 24 eine einzige Milchkuh und von 24 Pferden 2, ein anderer von 16 Pferden ein einziges behalten. Viele Bauernhöfe standen zu spottbilligen Preisen zum Verkauf, weil ihre Besitzer Banquerott gemacht hatten.

Unser Zug bewegte sich durch die Karroo, eine meist baumlose mit Rhenosterbüschen bedeckte Ebene, die sich der Länge der Zwarteberge nach hinzieht. Weil es in letzter Zeit geregnet hatte, so blühten mancherlei Blumen und Sträucher und die Ochsen fanden reichlich Futter.

Sonnabend, den 3. November, fuhren wir den, zu unserer rechten Hand bleibenden „rothen Berg" entlang, dessen Vorberge hier und da fast Carminfarbe zeigten. Die Ebene war endlos, nur hier und da von einer quer vorlagernden Hügelkette scheinbar begrenzt, deren Ersteigen jedesmal die Aussicht auf eine zweite solche eröffnete. Am Abend zu guter Zeit erreichten wir das Dorf Oudshorn, dessen (reformirte) Kirche 20 Minuten weit vom Dorf an dem Platz erbaut war, an welchem ursprünglich (vor etwa 14 Jahren) das Dorf angelegt werden sollte. Wir spannten unmittelbar an der Kirche aus, und ich erklomm einen Hügel, von welchem aus ich die Berge von Amalienstein und Ladysmith deutlich erkannte, von deren Fuß wir vor drei Tagen aufgebrochen waren. Der Ausspannplatz gefiel den Frauen nicht, weil er zu windig war, auch kam der Küster und trieb uns fort, so daß wir unten in der Thalschlucht ein anderes Plätzchen unter dem Schutz eines Hügels suchten. Wir lagerten mit unserm Zelt und den drei Wagen um das Feuer her, wie eine Ziegeunerbande. —

Sonntag, den 4. November, erinnerte der von den Brüdern in der Frühe angestimmte Gesang: „Lobe den Herrn" daran, daß Bruder Schmidts Geburtstag sei. Um 9 Uhr ging ich mit den Brüdern Heese und Howe in das Dorf zu dem Independenten-Missionar Anderson, der dort eine Kirche hat. Bruder Heese zog es vor, dem Gottesdienst in der anglikanischen Kirche beizuwohnen, weil er an einem solchen vorher noch nicht Theil genommen hatte. Bruder Anderson besorgt eine der wenigen Gemeinden Süd-Afrikas, deren farbige Mitglieder ihre Kirche und Schule selbst erhalten. Das Dorf Oudshorn nämlich, ist ähnlich wie Worcester ein aufblühendes Dorf. Es wird von einem sehr wasserreichen Fluß, dem Groblersrevier durchströmt, dessen Wassergehalt gestattet, große Flächen Landes zu bebauen. Da nun die Farbigen in den zahlreichen Bauernhäusern allzeit Arbeit finden, auch selbst ihre Erben Land bebauen, und deren Ertrag gut absetzen können, so genießen sie eines guten Wohlstandes, und sind allmählich zu einer Zahl von etwa 600 beitragenden Familien herangewachsen, im Stande, alle ihre kirchlichen Bedürfnisse selbst zu bestreiten.

Sie haben ihrem Pastor ein Wohnhaus erbaut für 570 Pfd. Sterl., haben ihre Kirche gebaut für 400 Pfd. Sterl., und besolden ihren Pastor mit einem Jahresgehalt von 200 Pfd. Sterl. In den beiden letzten Jahren der Theurung haben sie freilich diese Summe nicht zu erschwingen vermocht, so daß Missionar Anderson (der übrigens den Nießbrauch von bedeutenden Gärten hat, abgesehen von den ihm als Eigenthum gehörenden Erben) in drückende Noth gerathen, auf seiner Hände Arbeit verwiesen war, und da er auch so das Nöthige nicht erwarb, die Unterstützung der Londoner-Missionsgesellschaft, der er ursprunglich angehört hatte, nachzusuchen genöthigt war. Diese Hülfe ist zunächst in Gestalt eines Anlehens nachgesucht und gewährt. Da aber die Beiträge der Gemeinde immer noch nicht einliefen, so hatte er gerade am Abend zuvor sein Aeltesten-Collegium berufen, um über die Frage zu berathen, ob nicht die Gemeinde lieber wieder in den Verband der Londoner Gesellschaft zurückkehren wolle. In dieser Angelegenheit erwartete er in den letzten Tagen den Superintendenten Thomson. Die Gemeindeversammlung aber hatte erklärt, die Hülfe der Londoner Gesellschaft lieber nur für solche Zeiten der Noth nachzusuchen, im übrigen aber ihre bisherige Selbständigkeit zu bewahren.

Von den allsonntäglichen Gottesdiensten die zu Oudshorn gehalten werden, entwarf Anderson folgende Skizze: Um ½7 Uhr früh wird von einem Diakon in Gegenwart des Pastors eine Betstunde gehalten; um 9 Uhr werden die Alten und Bejahrten durch einen Diacon unterrichtet, um 10 Uhr ist der regelmäßige Gottesdienst; um 3 Uhr die durch Frau Anderson abgehaltene Mittagsschule, in welcher eine halbe Stunde auf Lesen, eine halbe Stunde auf Abfragen der biblischen Geschichte und des Katechismus verwandt wird; dann folgen die gemeinsamen Betstunden der Männer von 5—6 Uhr und der Frauen von 6—7 Uhr. Um 7 Uhr macht der Abendgottesdienst den Beschluß. Von den übrigen Andachtsübungen berichtete Bruder Anderson, daß an jedem ersten Montag Abend eine Monatsbetstunde sei, am Dienstag früh werden die Taufcandidaten unterrichtet, am Dienstag Abend ist Bibelstunde für Alle, die kommen wollen, am Mittwoch Abend ist stille Betstunde (d. h. die Glocke wird nicht geläutet, und es kommen nur diejenigen, die sich unter einander erbauen wollen), am Donnerstag Abend ist Predigt und Sonnabend Abendgottesdienst. —

Bruder Prietsch macht im Allgemeinen den Independenten den Vorwurf, daß sie, um die Zahl der zahlenden Mitglieder zu erhöhen, sehr leicht taufen. Um getauft zu werden, sei nichts weiter nöthig, als daß einer nur drei Mal „bekannt" habe, nämlich, daß er ein sündiger Mensch sei und Buße thue. Die Getauften sind aber dann noch lange nicht Gemeindeglieder. Um dies zu werden, muß man später noch einmal „bekennen", und wird dann einge-

schrieben; Manche werden nie eingeschrieben, und werden grau, ohne das heilige Abendmahl zu empfangen; überhaupt sei die Unterweisung in der christlichen Wahrheit sehr schwach und beschränke sich auf einige wenige christliche Heilslehren, die bald so geläufig wären, daß sie darüber mit vielen Worten reden, auch beten könnten, selbst bei einem sehr geringen Grade christlicher Erkenntniß. Außerdem beklagt er an ihnen Proselyteneifer und Polemik gegen alle positiv Orthodoxen in Lehre und Leben.

Die Sonntagspredigt des Bruder Anderson war kräftig und einschlagend, aber erschöpfte den pietistischen Heilsweg so völlig, daß ich nicht verstand, was ihm für andere Predigten übrig blieb.

Am Nachmittag besuchten wir den anglikanischen Geistlichen, Mr. Morries, einen, wie es schien, strebsamen, eifrigen Mann und den reformirten Prediger van Riedt, der sehr entschieden sich zur positiven Heilswahrheit bekannte, obgleich Bruder Schmidt hernach erzählte, daß er in der Vormittagspredigt gegen kirchliches Bekenntniß und stehende Formen geeifert habe. Er ist mit einem Gehalt von 350 Pfd. Sterl. angestellt. Außerdem besuchten wir den angefangenen großartigen gothischen Neubau einer reformirten Kirche, welcher aus Mangel an Geldern einstweilen unvollendet bleibt, und bereits Schaden zu nehmen drohte. Am Abend um 7 Uhr hielt ich in der Anderson'schen Kirche eine Ansprache und blieb bei diesem Bruder über Nacht, um mit ihm und Bruder Howe am andern Morgen nach der Cangohöhle zu fahren.

Montag, den 5. November, während die Ochsenwagen zwei Togte weiter fuhren, besuchten wir, Bruder Anderson's Fuhrwerk benutzend, die drei starke Stunden zu Pferde (vier Meilen) von Oudshorn entfernte berühmte Tropfsteinhöhle der Cango in den Swartebergen. Unser Weg führte uns durch ein reiches, schönes Thal, in welchem Haus an Haus, Garten an Garten, Bauerhof an Bauerhof grenzte. Der wasserreiche Groblersrevier gab Allen Gelegenheit zu reicher Ernte von Tabak, Wein, Korn, Bambus. Ungeheure Stauden von Feigen- Kaktus und ähnlichen Gewächsen bedeckten die Höhen, und bildeten am Wege undurchdringliche Hecken. Weiter hinauf schlossen sich die Berge enger zusammen, kleine Wäldchen und frische, grüne Vegetation erinnerten an Europa, die Wassermenge des Flusses an die Selke. Die Kloof, aus welcher der Fluß fließt, heißt die Schumannspoort, weil eilf Schumann's dort in der Nähe wohnen. In derselben sind wieder sehr schöne Felsengebilde, und das Flußbett ist wieder reich an jener herrlichen Vegetation, die in Afrika, wo sie einmal vorkommt, immer von Neuem das Auge überrascht und erfreut. Beim Bauer Bota spannten wir aus; ein riesiges Geschlecht von mindestens

6 Fuß Höhe; das kleine fünfzehnjährige Mägdlein hatte ebenfalls fast diese Größe.

Nachdem wir die nöthigen Vorkehrungen getroffen, fuhren wir noch drei viertel Stunden weiter und stiegen dann etwa vierhundert Fuß hoch, einen der Vorberge der Swarteberge hinan, bis wir an eine höhlenartige Bergvertiefung kamen. Hierher kamen dann bald auch zwei Söhne und ein Knecht des Bauern, die uns zu Pferde gefolgt waren. Die in dicke Rohrstäbe eingeklemmten Lichter, von denen Jeder eins in die Hand bekam, waren unsere Fackeln, und so ging es hinein in den geheimnißvollen Berg.

Gleich nach wenigen Schritten waren wir in einer ziemlich großen Höhle, in der jedoch wenige Tropfsteine waren. Aber auch schon die Vorhalle hatte eine artige Höhle gebildet, mit einem Schornstein von etwa 30 Fuß Höhe. Nachdem wir sodann einen langen, engen Gang passirt hatten, standen wir vor einem jähen, tiefen Abgrund. Mittelst einer eisernen Leiter hinabgestiegen, befanden wir uns in einem ungeheuern, domartigen Raum, der wohl 2—3000 Menschen fassen mochte. Die Mitte des Tropfsteingewölbes ruhte auf einer einzigen zierlichen, mit lauter kleinen Tropfsteingebilden garnirten, etwa 50—60 Fuß hohen, schlanken Tropfsteinsäule. Von dieser aus sah man nach allen Richtungen hin in kleine Abtheilungen des großen Raums, alle mit neuen, verschiedenen, bald säulenartigen, bald wie Vorhänge gestalteten Tropfsteinbildungen, ein mächtiger Anblick. Je tiefer wir in die Einzelhöhlen vordrangen, desto mehr wurden wir von der wunderbaren Pracht der feenhaft glitzernden Tropfsteine überrascht. Dieselben hingen nicht selten zu Tausenden wie Eiszapfen von der Decke herab, oder bildeten eine Kanzel oder glichen einem Wasserfall, überall der Phantasie großen Reichthum von Gestaltungen darbietend. Mittelst schmaler Abtheilungen gelangte man in immer neue, große Räume, und zu immer neuen, kleineren Tropfsteinbildungen, von denen keine der andern glich, obschon sie einander ähnelten in ihren Gestaltungen. An einer Stelle mußten wir etwa acht Fuß hoch einen Felsabhang herabspringen, und dann wieder durch eine Felsspalte uns quetschen, um in neue Gemächer zu gelangen. Die großartigsten Gestalten aber zeigte die erste Höhle. Da unsere sieben Lichter nicht ausreichten, den ganzen Raum zu erleuchten, so schienen die Abgründe zur Seite noch viel schauriger und die Dimensionen viel größer. Mit innerem Schauer und Bewunderung erfüllt, kamen wir nach 1½ Stunden wieder an das Tageslicht, nahmen beim Bauer eine Erfrischung ein, bezahlten 1 Pfd. Sterl. für den Höhlenbesuch, und reisten dann nach Oudshorn zurück, wo ich mit Bruder Howe die bereit gehaltenen

Pferde beſtieg, mittelſt deren wir in ſchnellem Ritt noch vor Sonnen-Untergang die Ochſen-Karawane einholten.

Dienſtag, den 6. November, brachen wir ohne friſches Waſſer von Dornrevier auf nach Pütt, dem nächſten togt, fanden aber auch dort kein Waſſer und mußten ſogleich weiter fahren nach Ezelsjagdtpoort, wo es wieder über die Steine rieſelte. Das war eine Labung für Menſchen und Vieh. Nach der erſten Station wurde Carl Meyer vermißt; er hatte ſich zu weit auf die Jagd vertieft und mußte nun mit ſeinem Hottentotten, Daniel Niekerk, zu Fuß nachlaufen. Eine große Schildkröte hatte er erbeutet, die die Farbigen eben lebendig zu ſieden im Begriff ſtanden, — als ſie gewahr wurden, das Thier ſei voll Buſchläuſe; das rettete ihr das Leben.

Ich ritt an dieſem Tage zu meiner Uebung an vier Meilen. Leider verfehlte ich dadurch den Anblick zweier Strauße. Am Abend ſpannten wir jenſeits Ezelsjagdpoort, gegenüber von Schonberg, aus; wieder ohne Waſſer. Ezelsjagdtpoort gehört dem Biſchof von Capſtadt, der dort ein kirchliches Inſtitut anzulegen beabſichtigt hatte. Waſſermangel hat den Plan ſcheitern gemacht.

Mittwoch, den 7. November, ging es ohne Frühſtück von Schonberg fort nach Gänſekral, nunmehr bereits in der Langekloof, die ſich weit, weit von Oſten gegen Weſten ausſtreckt, von langen Bergzügen begrenzt. Das Thal ſpaltet ſich von Zeit zu Zeit in Paralleltäler, von denen dann immer nur eins den Namen Langekloof fortführt. — Ich ritt auch heute den ganzen Tag. Es war ſchwer, für unſere Pferde Futter zu bekommen, da von der vorjährigen Ernte nicht viel übrig iſt und die diesjährige Ernte in der gegen die Carroo viel kälteren und feuchteren, Gras ſtatt Carroo-Blumen erzeugenden Langkloof noch um einige Wochen zurück war. Endlich erreichte ich einen wohlhabenden Bauer, Taute, bei welchem ich, als ein bereits Bekannter, freundlich aufgenommen wurde. Bruder Prietſch hatte ihm von meinem Kommen erzählt. Er gab mir nicht nur das nöthige Futter, ſondern nöth'gte mich auch zu Mittag und zum Kaffee. Er lieferte den Beweis, daß es auch unter den Bauern gebildete, oder doch Bildung ſchätzende Leute giebt. Sein Haus war geſchmackvoll, ja elegant eingerichtet; in einem Mahagoni-Bücherſpind befand ſich eine Bibliothek auserleſener, meiſt religiöſer Werke; Stereoskopenbilder, ein Pianino, ein Harmonium fanden ſich in der Stube, und im Gaſtzimmer ſah es zierlich und freundlich aus. Die Frau, eine Predigerstochter, machte die angenehme Wirthin, und Taute ſelbſt, der leider durch ſeinen Kaufladen abgehalten war, bedauerte lebhaft, daß ich nicht die Nacht bleiben könne, damit er doch auch einmal über andere Dinge, als über Vieh und Korn reden könne. Er hatte eine eigene Schule er-

baut für seine und seiner Nachbaren Kinder und steuerte zur Besoldung des Lehrers jährlich 60 Pfd. Sterl. für seine Person. Seine farbigen Dienstleute behandelt er menschlich und hat auch ihnen ihre Gärten zweckmäßig ausgesondert. Der Mahnung, auch für ihre Seelen zu sorgen, verschloß er sich nicht, sondern versprach, auch hierzu Rath zu schaffen. Unser Bruder Prietsch hat Jahrelang bei ihm eine Außenstation gehabt, bis er, zu Taute's Verdruß, durch den Einfluß der Independenten verdrängt worden ist.

Ich besuchte mit ihm seine Schule — sein Steckenpferd. Das Schulzimmer war tapezirt und mit Lehrmitteln aller Art reichlich versehen. Der Lehrer van Oß, der außer den 60 Pfd. Sterl. von Taute noch 50 Pfd. Sterl. Gouvernements-Grant bezieht, war ein eifriger, ernster Mann. Er ertheilt allen Unterricht in englischer Sprache; Sonntags hält er den Bauern eine Art Gottesdienst. Ich bedauerte aufrichtig, nicht noch länger mit diesem Bauer zusammen sein zu können, der sehr verständig sprach, obgleich er zu den pietistisch erweckten Leuten nicht zu zählen ist. — Ein Gegenstück zu ihm ist ein anderer Bauer, von dem mir Bruder M. erzählte. Als zu diesem sein getaufter farbiger Knecht kam, um Erlaubniß bittend, zur Kirche gehen zu dürfen, weil es Sontag sei, war die Antwort: „Was? Habt ihr farbigen schepsels denn auch einen Sonntag? Der Sonntag ist nur für die weißen Leute angesetzt."

Abends mit Sonnen-Untergang erreichte ich wiederum unsere Ochsen-Karawane, die sich für diese Nacht einen besonders lieblichen, romantischen Platz auserlesen hatte, in Keurboomsrevier. Meine acht getreuen Ochsen (Colberg, Tigerberg, Darmann, Mooi-Revier, Quaimann, Seemann — auch Daumann, Harzenberg und Liermann) grasten schon; das Zelt wurde aufgeschlagen, das Feuer angezündet, und feierlich klang unser Abendgesang in dem engen, lieblich abgegrenzten Thale.

Donnerstag, den 8. November, mußten wir früh einen hohen, steilen Berg hinauf. Ich glaubte, die Ochsen würden lange Zeit gebrauchen, um hinauf zu kommen, und zeichnete unten meine Skizze, hoffend, die trägen Thiere bald einzuholen. Aber in Afrika ist es Reiseregel, bergauf die Thiere mit aller Hast zu treiben, und als ich mich aufmachte, war die ganze steile Höhe hinauf nichts von Ochsenwagen zu sehen; ich eilte also Sturmschritts hinan und erreichte sie erst ganz oben, wo sie meiner warteten.

Nun ging es noch eine lange Tagereise, immer durch die Langkloof; ich „körte" bald auf diesem, bald auf jenem Wagen. Unser letztes Ausspannquartier war der Bauernplatz Avontuur, woselbst bereits einige unserer Gemeindeglieder wohnen. Ein sonderbares Post-Office sahen wir vor dem Bauernplatz: einen Pfahl mit

einem offenen Kasten, in welchen einfach die zu bestellenden Briefe gelegt werden; wir sahen bald darauf den reitenden Postboten, der an der Landstraße die Briefe herausnahm und hineinlegte. Einem ähnlichen Post-Office waren wir bereits mitten in der Carroo auf freiem Felde begegnet. Dort lag auf dem Kasten das lederne Felleisen.

Nachdem wir gegen 3 Uhr aufgebrochen waren, bemerkten wir etwa um halb 5 Uhr in der Ferne eine zweispännige Karre. Es war Bruder Prietsch, der uns entgegenkam. Er nahm die Schwestern Schmidt und Meyer und mich mit ein, und so ging es im gestreckten Trabe nach Anhalt-Schmidt, welches wir in einer Stunde erreichten. Die Kinder und eine Anzahl Gemeindeglieder und Theophilus standen am Eingange des Hauses, um zu „groeten". Sie sangen liebliche Choräle. Die Hände wurden mit jedem Einzelnen, Jung und Alt, geschüttelt. Dann trat ich in das mit ungemein sauberen und schönen Guirlanden und Kränzen gezierte Haus und Zimmer. Nach einiger Zeit folgten die Ochsenwagen, eingeholt von der singenden Schuljugend.

## XXIII.

### Anhalt-Schmidt.

Freitag, den 9. November, verging der Vormittag mit Auspacken, Erzählen, Besuchen. Nachmittags begannen die Conferenzverhandlungen. Die letzten Comitéschreiben wurden verlesen und sämmtliche dort berührte Angelegenheiten besprochen.

Sonnabend, den 10. November, wurde die Conferenz Vormittags von 8 bis 12 Uhr fortgesetzt. Gegenstand der Verhandlung war die Wiedervereinigung von Zoar und Amalienstein. Alle Brüder, insonderheit auch Bruder Prietsch, waren erfreut und dankbar. Es wurde die Nothwendigkeit, Bruder Pauw wenigstens für zwei Jahre noch dort zu haben, anerkannt, und die Aussicht, ihn überhaupt als Missionar in unsere Gesellschaft aufzunehmen, mit Freuden begrüßt, weil Alle ihn als einen eifrigen, begabten, bescheidenen, liebenswürdigen Mann schätzen gelernt haben.

Der zweite Gegenstand der Conferenzbesprechung war die Katechismusfrage. Ich fand in Amalienstein und Ladysmith und in Anhalt-Schmidt die Abnormität vor, daß in Schulen, die nicht nur als Missionsschulen entschieden christliche sein sollen, sondern in denen auch die christliche Jugend so überwiegend ist,

daß die Heidenkinder nur eine verschwindende Minorität bilden, der christliche Katechismus-Unterricht nicht als geordneter Lehrgegenstand betrieben werden sollte. Als Gründe wurden mir angegeben: a) daß die Schulen, weil sie einen Grant von der Regierung erhalten, auch verpflichtet sind, sich nach den bestehenden Gesetzen zu normiren, die den Religionsunterricht, in specie den Katechismus-Unterricht ausdrücklich ausschließen; b) daß der Katechismus Bekenntnißbuch sei, und daß es hieße Heuchler erziehen, wenn man auch Heidenkinder, die doch an dem geordneten Schulunterricht Theil nehmen müssen, mit dem Munde das Bekenntniß der Kirche nachsprechen lasse; Bruder H. insonderheit erklärte sich in seinem Gewissen beengt, nicht zu solchem Heuchelwesen die Hand zu bieten; c) gegen das Ende der Berathungen, nachdem ich bereits die betreffenden Bestimmungen getroffen hatte, wurde hervorgehohen, daß das Comité selbst früher einmal die Ansicht vertreten habe, daß der Katechismus-Unterricht an die Christen-Kinder allein ertheilt werden solle in abgesonderten Stunden.

Hierauf gründete Bruder H. seinen Wunsch, den Katechismus nicht im geordneten Schulunterricht zu haben. Ihm standen alle anderen Brüder, mit Einschluß meiner, mit ganzer Entschiedenheit gegenüber, die jetzt bestehende abnorme Ordnung auf das Bestimmteste als unheilsam beklagend. Alle erklärten, daß die Confirmanden, wenn sie erst im elften Jahre den Katechismus zu lernen anfingen, ihn nie fest lernten. Sie konnten es nur als ein irrendes oder schwaches Gewissen anerkennen, wenn die Bedeutung des Katechismus als Bekenntnißbuch auch für die Schule so sehr gepreßt werde, daß darüber die eigentliche Bedeutung des Katechismus, als unentbehrliches Unterrichtsbuch für eine christliche Schule, ganz zurückgestellt werde. Nur als theoretische Auffassung, die aller praktischen und thatsächlichen Grundlage entbehre, konnten sie es gelten lassen, daß durch Erlernen des Katechismus, namentlich des 1., 3. und 4. Hauptstücks, von Seiten der Heidenkinder Heuchelei oder Wortchristenthum herangebildet werde. Alle Heidenkinder auf unseren Instituten sind unserer Missionspflege unterworfen, also als Taufcandidaten anzusehen, und aus diesem Grunde auch zum Schulunterricht verpflichtet; was steht dem entgegen, daß ein Heidenkind nicht soll die heiligen zehn Gebote oder die Hauptstücke christlicher Lehre verstehen und auswendig lernen? Welches Christenkind in der Schule faßt das Erlernen des Katechismus als einen Bekenntnißakt und nicht als einen Unterrichtsakt auf? Dazu kommt, daß nach der bisherigen Praxis die Kinder, welche bei der Taufe der Eltern mehr als 3 resp. 5 Jahre alt gewesen sind, nicht getauft werden, bevor sie herangewachsen sind. Wie kann

man es solchen Kindern christlicher Eltern gegenüber verantworten, daß sie nicht sollen an dem Katechismus-Unterricht Theil nehmen? Wenn man den Katechismus-Unterricht der Schule der Heidenkinder ganz entziehen will, weil er ein Bekenntniß-Akt ist, so ist doch der öffentliche Sonntagsgottesdienst noch viel mehr ein Bekenntnißakt der Gemeinde, und man dürfte consequenter Weise noch viel weniger die Heiden nöthigen, sich daran zu betheiligen, um nicht Heuchler zu erziehen; ja man dürfte keinem Heiden in der Kirche gestatten, das Vaterunser mitzubeten oder Lieder mitzusingen, wie: „Ich habe nun den Grund gefunden", oder beim Glaubensbekenntniß mit aufzustehen. Was den ersten geltend gemachten Grund betrifft, so sei derselbe inzwischen in Wegfall gekommen, da das Gouvernement die Bestimmung, daß der Religionsunterricht auszuschließen sei, bereits dahin modificirt habe, daß derselbe in einer anderen, als der öffentlichen Unterrichtszeit ertheilt werden müsse; auch habe das Gouvernement die eingesandten Lehrplane, in welche der Religionsunterricht mit aufgenommen ist, ohne Monitum zurückgeschickt.

Die gegenwärtige Einrichtung einer gesonderten Katechismusschule erklärten die Brüder sämmtlich als völlig unzureichend und mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden. So wurde denn schließlich von mir festgesetzt: a) daß künftighin der Katechismus-Unterricht in den allgemeinen Lehrplan mit aufzunehmen ist; b) daß bei demselben die Heidenkinder von den Christenkindern gesondert sitzen sollen; c) daß es dem Gewissen des Lehrers überlassen bleiben soll, ob und wie weit er sie in den Unterricht, soweit derselbe einen bekennenden Charakter trägt, mit hineinziehen will; d) daß die gesonderte Katechismusschule künftig in Wegfall kommen soll; e) daß an die Stelle derselben ein christlicher Confirmanden-Unterricht treten soll, an welchem die Kinder von ihrem zwölften Jahre ab sich zu betheiligen haben.

Auf Grund dieser Bestimmungen wurde beschlossen, daß künftighin der Parisius'sche Katechismus an die Stelle des völlig unbrauchbaren kleinen Berliner Katechismus treten solle, daß aber Einleitung getroffen werden soll, einen Katechismus zu gewinnen, der mit erläuternden Fragen und Lehrstellen versehen sei. — Zu diesem Ende werde ich meinen kleinen Katechismus herausschicken, die Brüder arbeiten ihn nach dem Bedürfniß der Heiden um, und ich übernehme die Schluß-Redaction.

Am Nachmittag wurde ein gemeinsamer Spaziergang durch das Stationsgebiet gemacht. Wir folgten der von Bruder Prietsch mit sehr großen Kosten und Mühe theils durch Sprengung großer Felsstücke, theils durch Untermauerung hoher Absätze angelegten Wasserleitung — eine kolossale Arbeit für einen Privaten. Dann

erfreuten wir uns im Hinterfeld des gesegneten Standes der Saaten, sahen, wie die Nachbaren im Korn Schaden angerichtet hatten, wie fremde Schafe den Boden abweideten, und wir pflückten von den üppig und schön überall prangenden Blumen einen prachtvollen Strauß. Der Platz ist ungemein günstig gelegen, das Klima milde, fast europäisch; das Saatfeld gedeiht ohne Wasserleitung durch den Regen und reichlichen Seenebel, die Wasserleitung gewährt überall die Möglichkeit, schöne Gärten anzulegen. Die Vlee (Flußthal) ist ein noch unausgebeuteter reicher Schatz; kurzum, in Anhalt-Schmidt sind alle Vorbedingungen vorhanden, daß es unter zweckmäßiger Verwaltung reiche Erträge liefern kann.

Sonntag, den 11. November, hielt Bruder Prietsch die Vormittagskirche ab; seine Predigt war wohl durchdacht, nicht ohne rednerische Begabung, dabei kräftig und ansprechend. Nach ihm predigte ich. — Am Nachmittage gab uns Bruder Heese eine schöne erbauliche Auslegung des Sonntags-Evangeliums von Jairi Töchterlein. Nach der Predigt unterrichtete Bruder Prietsch die Taufcandidaten, ihrer 16, die ich von nun an täglich eine Stunde unterweisen werde, um sie womöglich in 14 Tagen zu taufen.

Montag, den 12. November, wurde der Vormittag mit der Schulprüfung, der Nachmittag mit Conferenz-Berathungen völlig ausgefüllt. Bruder Prietsch stellte den Antrag auf ein neues Gesangbuch, da das gegenwärtige zu dürftig sei. Es wurde darauf hingewiesen, daß Bruder Kolbe in der Paarl und auch andere Gemeinden bereits mit der Abhülfe für das vorhandene Bedürfniß sich lebhaft beschäftigen, daß man sich mit diesen in Verbindung setzen und einstweilen Material sammeln möge, damit womöglich hernach mit anderen Gemeinden ein gemeinsames Gesangbuch entworfen und in Gebrauch genommen werde. — Hierauf brachte ich einen anderen wichtigen Gegenstand auf die Tagesordnung: „Ist es möglich, die vorhandenen lutherischen Gemeinden zu einer solchen Einheit zu sammeln, daß sie eine lutherische Missionskirche in Süd-Afrika bilden?" Die Brüder glaubten, die Frage, ob die vorhandenen Gemeinden sich als lutherische behaupten ließen, bejahen zu können, unter der Voraussetzung, daß die Leiter derselben dem lutherischen Bekenntniß treu seien; auch bestätigten sie aus ihrer Erfahrung die von mir gemachte, daß solche lutherische Gemeinden, wenn auch noch so zerstreut, auf die reformirten Umgebungen einen segensreichen Einfluß ausüben. Auf die zweite Frage, „was sich zu einem engeren Aneinanderschließen der lutherischen Gemeinden und Personen thun ließe", antworteten sie, daß Briefwechsel, Zusammenkünfte, gemeinschaftlicher Gebrauch des Katechismus und Gesangbuches, gemein-

samer Ritus das einzige Mittel seien und bisher gewesen seien. Die Frage, „ob auf diese Weise sich nicht eine südafrikanisch-lutherische Kirche bilden ließe, die die Sorge für die lutherisch-deutsche Mission in der Cap-Colonie selbstständig in die Hand nehmen könne", verneinten die Brüder nicht, versprachen auch, auf dieses Ziel auf dem sub 2 bezeichneten Wege hinzuarbeiten, glaubten aber die Realisirung des Planes erst für fernere Zeiten in Aussicht stellen zu können.

Ein anderer wichtiger Besprechungspunkt war die Frage nach der Taufe der Heiden und dem Zeitpunkt der Confirmation.

a. Wann darf ein erwachsener Heide getauft werden? Soll man mit der Taufe warten, bis man die Ueberzeugung gewonnen hat, er sei bekehrt? Die Antwort lautete: Ein erwachsener Heide muß, bevor er getauft werden kann, 1) mit den Offenbarungen Gottes in Bezug auf Sünde, Gnade, Heil in Christo und Heilsmittel ihren Grundzügen nach bekannt gemacht worden sein; 2) nach der Seite des innern Lebens muß er Reue über sein Sündenleben bezeugen und Verlangen nach der in Christo auch ihm angebotenen Gnade zu erkennen geben. In den Unterricht aufgenommen werden kann jeder Heide, zur Taufe zugelassen darf nur der werden, der die sub. 1 und 2 gestellten Bedingungen erfüllt.

b. Wie soll es aber mit der Taufe der Kinder gehalten werden? Läßt sich die bisherige Praxis, daß mit den heidnischen Eltern nur ihre Kinder bis zum 3. oder 5. Jahre getauft werden, die übrigen aber ungetauft bleiben, rechtfertigen? Was soll man den Kindern antworten, die ihren Eltern Vorwürfe machen darüber, daß sie so lange selbst Heiden gewesen seien, daß sie, die Kinder, nun als Heiden aufwachsen müßten? Hat Petrus bei Cornelius, hat Paulus, wo er ein ganzes Haus taufte, die Kinder vom dritten bis sechzehnten Jahre ausgeschlossen? Dem Bruder Schmidt wurde es schwer, von seiner bisherigen Praxis, Kinder nur bis zum dritten Jahre mit den Eltern zu taufen, abzugehen. Doch konnte er nicht verhehlen, daß er späterhin auch große Schwierigkeiten, innerliche wie äußerliche, aus dieser Praxis habe entstehen sehen, da es so sehr schwer sei, zu entscheiden, wann das nöthige Maß entwickelten christlichen Lebens in dem herangewachsenen Kinde vorhanden sei. Ich glaubte den Brüdern folgende Normen an die Hand geben zu müssen: 1) Seht beim Kinde nicht so sehr positiv darauf, daß bereits Anfänge christlichen Wandels vorhanden sind, als vielmehr negativ darauf, ob die Macht des Satans so ausgeprägt in einer Kindesseele euch entgegentritt, daß ihr daraus schließen dürft, hier kann kein Glaubensleben stattfinden; 2) macht nicht eine Grenze in dem Alter der Kinder, falls ihr eine ganze Familie tauft, sondern 3) stellt in den Vordergrund die Erwägung, ob

durch die christliche Familie, Umgebung, Schule, genügende Momente dargeboten sind für die Annahme, daß das Kind in christlicher Unterweisung aufwachsen, und also das anvertraute Heilsgut in Pflege bleiben könne.

Nachdem uns die Conferenzgegenstände von Nachmittags 3 bis Abends 7 Uhr beschäftigt hatten, folgte ½8 Uhr in der Kirche die allgemeine Bet- und Missionsstunde. Bruder Schmidt hielt das Eingangsgebet und die Ansprache, ich theilte Missionsnachrichten, insonderheit aus der Heimath mit, durch welche Bruder Prietsch sich bewogen fühlte, auch noch eine Ansprache zu halten; Bruder Howe hielt das Schlußgebet; es war ¾10 Uhr, als wir schlossen. Da mußte ich nun, meine hierzu bestellten Taufcandidaten noch eine halbe Stunde wenigstens unterweisen, und es wurde gegen ½11 Uhr ehe ich nach Hause kam.

Dienstag, den 13. November wurde in der um 8 Uhr begonnenen Conferenz zunächst die gestern abgebrochene Besprechung über Taufe und Confirmation wieder aufgenommen, und die dritte Frage erörtert: c. Wann ist der Zeitpunkt als gekommen zu erachten, wo ein getauftes Heidenkind confirmirt werden kann? Soll man dazu das Hervortreten eines erkennbaren Lebens im Glauben, die Vollendung wirklicher Bekehrung abwarten? Es wurde auch hier zur Geltung gebracht, daß die Arbeit des heiligen Geistes nicht vor den Richterstuhl des Seelsorgers gehöre, daß mancher erst in seinem zwanzigsten, mancher im dreißigsten, mancher in seinem Todesjahre erst wirklich bekehrt werde, und daß es unthunlich sei, einen solchen, weil man noch nicht die Ueberzeugung von seiner wirklichen Bekehrung gewonnen habe, vom heiligen Abendmahl auszuschließen durch Nicht-Confirmation. Man glaubte auch in Bezug auf das hier nothwendig werdende Glaubens- und Geistes-Gericht die negative Seite in den Vordergrund stellen zu müssen, nämlich ob offenkundiger Lasterdienst und ausgeprägter Unglaube ein Hinderniß abgeben; was die positive Seite betreffe, so sei das Wesen der Einsegnung nicht in einer Bestätigung des keiner Bestätigung bedürfenden Taufbundes zu suchen, sondern in der Ertheilung eines Segens der Kirche zur Kräftigung des Confirmanden in seinem neuen Wandel, auf Grund des von ihm mit Selbstbewußtsein erneuerten Glaubensbekenntnisses und Taufgelübdes. Es ist also nur zu prüfen, ob der Getaufte wirklich über die drei Glaubensartikel und die Tragweite des Taufgelübdes sich klar geworden ist, — das Ziel des Confirmandenunterrichts — und ob er auf Grund der gewonnenen Klarheit begehrt, selbständig Glaubensbekenntniß und Taufgelübde zu erneuern, und auf Grund desselben in die Zahl der Abendmahlsgenossen aufgenommen zu werden. — Was den Zeitpunkt der Confirmation betrifft, so empfiehlt es sich nicht, dieselbe in der Regel bis zum sechzehnten oder

achtzehnten Lebensjahre aufzuſchieben, gerade die Entwickelungsjahre vom vierzehnten bis achtzehnten Jahre, ſowie die in dieſer Zeit vom Confirmirten eingenommene Stellung zu Familie und Beruf macht es aus inneren nnd äußeren Gründen bedenklich, die Confirmation für gewöhnlich über das vierzehnte Jahr hinaus aufzuſchieben. Es wurde daher feſtgeſtellt: a. das vierzehnte Lebensjahr iſt der Regel nach Zeitpunkt der Entlaſſung aus der Schule, und auch der Confirmation; b. dagegen wird die Confirmation an ſolchen nicht vollzogen, welche mit 14 Jahren noch nicht die nöthige intellektuelle oder religiöſe Reife bekunden; ſolche ſind in Schulunterricht und Confirmandenunterricht zurückzuhalten, bis ſie die gedachte Reife erlangt haben; c. dagegen muß der Paſtor mit den Confirmirten in engem Zuſammenhang bleiben, und ſie gerade bis zum achtzehnten Lebbensjahr doppelt ernſt im Auge behalten, auch für ſie beſondere Unterweiſungsſtunden ausſetzen.

Es ſchloß ſich nun die Beſprechung über die geſtern (Montag) von 9 bis 1 Uhr abgehaltene Prüfung der Schule an. In derſelben waren 102 Kinder zugegen; die Kinderzahl war gewachſen, ſeitdem in den Zeiten der Theuerung ſämmtliche Schulkinder bei Schweſter Prietſch geſpeiſt worden waren.

Theophilus Grunewald, unſer farbiger Schulmeiſter, iſt ein recht begabter und tüchtiger Mann; er hat ſeine Kinder von Herzen lieb, und ſie ſind ihm mit ſichtlicher Anhänglichkeit zugethan. Sie wußten den 47. Pſalm und die angeſetzten Liederverſe und Bibelſprüche gründlich und gut; beſonders lieblich klang der Geſang der Kinder, glockenrein, zart und andächtig, oft an ſechs bis acht Stimmen. Einmal als der Lehrer die erſte Abtheilung (juvenils) beſchäftigte und die Kleinen unbeſchäftigt waren, ſtimmte eins derſelben zuerſt ganz leiſe für ſich ein religiöſes Lied an, bald ſtimmten die andern mit ein, und nicht lange hernach ſang dieſe ganze Abtheilung vierſtimmig ſich ein Lied, um nicht müſſig zu ſein; ſo tief ſteckt Luſt und Anlage zum Geſang in dieſen Farbigen. Kinder von drei Jahren hörte ich glockenrein eine Melodie, ja, ſelbſt eine begleitende Stimme ſingen; ich habe in Europa nichts ähnliches gefunden. Geſang und bibliſche Geſchichte waren die Lichtſeite der Schule; letztere examinirte ich ſelbſt mit den Juvenils und erhielt im Alten wie im Neuen Teſtament überall befriedigende Antworten; minder feſt war der Catechismus, auch ſchien die Infant-School etwas vernachläſſigt gegen die Juvenils. Die Leſefertigkeit war befriedigend, im Engliſchen noch mehr als im Holländiſchen, doch auch hier waren die Infants (d. i. die untere Abtheilung) ſehr zurück. Die Handſchrift war in den Büchern der Vorgerückteren faſt etwas zu klein, in der Geographie hatten die Kinder durch den Unterricht der Schweſter Prietſch recht artige Kenntniſſe erworben. Beſonders lieblich aber war die Weiſe, wie Theophilus mit ſeinen

Kindern umgeht; er ist wirklich ein frommer Mann, und sein Einfluß auf die Kinder sehr erfreulich auch nach dieser Seite hin.

An die Besprechung der hiesigen Schule schloß sich der Bericht des Bruder Heese über die seinige in Amalienstein, und an diesen die Frage, ob man das auf der Gnadenthaler Conferenz beschlossene Lesebuch einführen solle; sie wurde bejaht.

An den Schulbericht schloß sich der Bericht des Bruder Elfert und Bruder Schmidt.

Der Taufunterricht am Abend machte mir viel Freude; ich glaubte bei manchen der Täuflinge einen tiefer gehenden Eindruck zu bemerken.

Mittwoch, der 14. November, wurde wieder durch Conferenzverhandlungen ausgefüllt. Bruder Prietsch trug seinen Halbjahrsbericht vor, in Folge dessen zwei Gegenstände zu eingehenderer Besprechung nöthigten; der eine betrifft die Frage der Mischehe zwischen Heiden und Christen. Es wurde bemerkt, daß in manchen Stationen nur Männer oder nur Frauen getauft seien, ein Verbot der Mischehe also einem Eheverbot gleichkomme. Auf anderen Stationen hat man geordnetere Verhältnisse, so daß es des betreffenden christlichen Theils eigene Schuld ist, falls er einen Heiden heirathet. Dieser Akt, wurde behauptet, sei ein derartiges Mißachten christlicher Ordnung, daß man ihn durch Ausschließung vom heiligen Abendmahl bestrafen müßte. Ich machte hiergegen geltend, daß die Ehe, auch zwischen Heiden geschlossen, eine göttliche Stiftung sei, in Ephes. 5 werde uns das Ideal hingezeichnet, dem entsprechend die Christenehe ein Abbild sein solle des Verhältnisses zwischen Christo und der Gemeinde; zwischen beiden stehe die Mischehe. Dieselbe werde als solche nirgends in der heiligen Schrift als sündlich an sich bezeichnet, 1. Cor. 7 im Gegentheil geboten, daß wo durch Bekehrung eines heidnischen Ehetheils eine Mischehe entstehe, dieselbe nicht gelöst werden solle durch den christlich gewordenen Theil, im Gegentheil als Gelegenheit zur Bekehrung des heidnischen Theils benutzt werden solle. Anders sei freilich der Fall, wo ein Christ wissentlich eine Mischehe erst eingehe. Jedenfalls sei ein solches Thun zu vermeiden, abzurathen, um der großen Gefahr willen, die darin für den christlichen Theil liegt, und um der Mißachtung des christlichen Ehestands willen, die sich in dem Eingehen der Mischehe ausspricht; deshalb habe auch der christliche Prediger nicht die Aufforderung, es sei denn in dringenden Nothfällen, solche Mischehe einzusegnen; dagegen darf derselbe auch nicht zum Disciplinargegenstand machen, was Gottes Wort nicht dazu macht; gar vom heiligen Abendmahl ausschließen, sei darum unanwendbar, weil der Grund dieses Ausschlusses, die eingegangene Ehe, ja nicht aus dem Wege geräumt werden könne, also gar kein Anknüpfungspunkt

vorhanden bleibe, um die Ausschließung vom heiligen Abendmahl wieder aufzuheben. Der Geistliche begnüge sich also mit Abmahnung, mache die Trübsale und Gefahren, die in solcher Mischehe drohen, sowie das Unpassende derselben für einen Christen im öffentlichen und privaten Zeugniß klar, aber strafe nicht dieserhalb.

Ein anderer, viel schmerzlicherer Gegenstand, der sich an Bruder Prietsch's Bericht anschloß, war die Sache des Bruders K., zu dessen Entlassung aus dem Missionsdienste ich auf Grund der gegen ihn vorgebrachten gegründeten Beschwerden die Einleitungen zu treffen, zu meinem Schmerze mich genöthigt sah.

Donnerstag, den 15. November, wurden verschiedene Sachen absolvirt, der Amalienfteiner Mühlenbau angeordnet, Anträge auf Gehaltserhöhnng, Schuleinrichtung 2c. erledigt und nachdem so die eigentlichen Conferenzgeschäfte abgewickelt waren, begann ich, diejenigen Themata, die ich theils zu eigener Instruction, theils um die Brüder anzuregen, vorzunehmen hatte, der Besprechung zu unterbreiten. Der erste Gegenstand betraf die Confereuz selbst und ihre Handhabung. Ich ordnete an, daß bei derselben überall Gottesdienste mit Abendmahl für Weiße und Farbige, Schulprüfung, Exegeticum, sowie die Controllirung der wissenschaftlichen Fortarbeit der einzelnen Brüder als stehende Gegenstände vorkommen sollten. Dann gab es allerlei zu besprechen über die von den Brüdern in Berlin zu machenden Bestellungen, Sendungen von Naturalien, die vorhandenen vasa sacra, den Gebrauch der Agende, eine eventuell einzuführende, gemeinsame Tracht der Missionare und ihrer Frauen, die Frage nach gemeinsamer Haushaltung auf größeren Stationen.

Freitag, den 16. November, fuhren wir fort mit der Berathung solcher praktischen Gegenstände, besprachen die Privat-Arbeiten, durch welche Missionare neben ihrer Missionsarbeit Geld verdienen, dann die Verwendbarkeit der Colonisten für den Dienst der Mission. Ganz allgemein wurde die Ueberzeugung ausgesprochen, es sei besser, keine Colonisten als Missionsarbeiter auszusenden; es sei besser, christliche Auswanderer, die etwa das Bedürfniß hätten, der Mission zu dienen, an die Missionare zu weisen, die ihnen dann mit Rath und That zur Hand gehen könnten, sowie solche freistehende Handwerker auch ihrerseits der Mission oft recht dienlich sein könnten; in Specie könnten in unmittelbarem Dienst der Mission zur Zeit etwa Müller und Kaufleute verwandt werden, in mittelbarem Dienst etwa Schuhmacher, die zugleich etwas Gerberei verständen; Schmiede, die auch Wagenmacherei verstehen und Tischlerei; — doch diese letztgenannten Arbeiter nur in den Colonien, wo Weiße in der Nähe wohnen.

Weiter sprachen wir über Verlobung der Missionszöglinge,

die denselben nach bestandenem Examen unter Aufsicht und mit Vorbehalt der vorher einzuholenden Genehmigung des Directors zu gestatten sei. — Ferner sprachen wir über die Berliner Missionsblätter.

Sodann wurde die Angelegenheit der Außenstation in Ladysmith berathen, die betreffenden Schwierigkeiten hervorgehoben, aber dennoch für gut erachtet, damit vorzugehen, und endlich begann die Berathung über die große, principielle Frage: Wie weit haben sich die Institute (wie Amalienstein) als heilsam oder nachtheilig für das Werk der Mission erwiesen? Daran anknüpfend die Frage, ob man in Zukunft mehr die Dörfer als solche ins Auge fassen müsse, um sie zum Mittelpunkt einer strahlenweise sich verbreitenden Missionsthätigkeit zu machen, oder ob man nach Art der Independenten selbständige Gemeinden aus den Farbigen bilden könne, die die Sorge für eigene Erhaltung selbst auf sich nähmen. Die Vortheile und Nachtheile der Instituts-Mission wurden erwogen; der Vortheil besteht besonders in der Möglichkeit, größere Haufen um sich zu sammeln, die zu Gemeindeverhältnissen erzogen werden können, sowie auch unter das Platzgesetz gethan, genöthigt werden, einestheils zu einem Wandel in christlicher Zucht, anderntheils zur Benutzung der Gnadenmittel in Kirche und Schule für sich und ihre Kinder, die auch aus der zum Theil rohen Behandlung der Bauern gerettet, in der Leitung durch christliche Obrigkeit den Unterschied sehen und dadurch auch für das Christenthum erzogen werden können. — Die Nachtheile seien, daß solche Stellen unter Gesetz und Zuchtmeister, die Heiden an selbständiger Entwickelung hindere, sie auch vielfach schlaff mache, ja zur Heuchelei reize, daß rechte Dankbarkeit für die Wohlthaten des Instituts selten gefunden werde, obgleich die den Heiden dargebotenen Vortheile durch manches Geldopfer der Mission erkauft würden; ferner daß durch Institute eine Menschenmasse auf einen Fleck gehäuft werde, welche in nächster Nähe nicht Gelegenheit genug finden, ihr Brod zu verdienen, dennoch genöthigt sei, sich zu zerstreuen und damit die Wohlthat des Instituts illusorisch mache. — Die Besprechung konnte heute nicht beendigt werden, zumal sie darauf hinführte, in Specie zu untersuchen, ob sich nicht von Amalienstein aus sorgen lasse für die zum Behuf der Arbeit weithin zerstreuten Institutsbewohner Gottesdienste einzurichten, und durch Reisepredigt und Unterweisung von Diakonen zu Gottesdiensthalten für solche Zerstreute die ersten Anknüpfungspunkte zu gewinnen für die Anlegung von Außenstationen. Der letzte Gedanke wurde von Bruder Schmidt namentlich warm aufgenommen, und von Bruder Prietsch ebenso kräftig unterstützt, zumal der Zeitpunkt nicht fern sein wird, wo alle Amalienstein getauft sein werden, also die eigentliche Heidenmission als solche

ihr Ende erreicht haben wird. — Nachmittags hatte ich einen schweren Gang, ich mußte der armen allgemein geliebten Schwester N. mittheilen, daß die Absetzung ihres Mannes nöthig geworden sei.

Die arme Frau war tief erschüttert. Aber sie hielt doch den Glauben aufrecht, sie hätte, als der Ruf an sie gekommen wäre, in die Mission ausgesandt zu werden, zu ernstlich im Gebet diese Angelegenheit mit ihrem Herrn durchgekämpft, als daß sie nicht überzeugt sein sollte, es müsse dennoch schließlich Alles wohl hinauslaufen.

Späterhin, Nachmittags, machten wir einen Ausflug nach Schildpadsgat (Schildkrötenloch), einer zusammengekauften Besitzung von 22 Erben in Haarlem, welche Bruder Prietsch zu sehr billigem Preise auf einer Auktion erstanden und nun zunächst verpachtet hat.

Sonnabend, den 17. November, setzten wir früh unsere Conferenzbesprechungen fort, zunächst über das gestern Abend abgebrochene Thema: „Ueber Werth und Nutzbarkeit der Institute in der Mission." An neuen Gedanken wurde hervorgehoben, daß dadurch Gemeinden gebildet würden, die man gegen das Eindringen von mancherlei Sekten schützen könne, daß in denselben die lutherische Kirche in ihrer Reinheit gewahrt werden könne, daß auch der Werth des Bodens, der im Ganzen doch steige, eine solide Basis für das Bestehen der Mission abgebe. Dann wurde der Vorzug des Missionirens auf Dörfern besprochen und darin gefunden, daß in den dortigen freieren Verhältnissen weit mehr Raum zu freier, gesunder Entwickelung dargeboten würde, und daß auch die Leute auf Dörfern, wegen der größeren Gelegenheit, durch Arbeiten ihr Brod zu erwerben, viel leichter fähig seien, die Lasten für Kirche und Schule zu tragen.

Sodann wurden von mir aus der „Anweisung" zwei Punkte hervorgehoben, einmal: Die Sorge des Unterrichts für die heranwachsende Gemeinde von ihrer Confirmation ab, und für die ganz Alten, die ich bei meinem Besuch in Amalienstein vielfach recht unwissend und kaum fähig, den wohl ausgearbeiteten Predigten des Bruders S. zu folgen, gefunden habe. Bruder S. erkannte an, daß ich richtig gesehen habe, und daß hier eine Lücke in seiner Amtsthätigkeit vorliege, die er nach Kräften in Zukunft auszufüllen bemüht sein werde. Zum andern: die Kräftigung des beaufsichtigenden Organs an Ort und Stelle in Afrika. Es wurde die Ephoral-Instruction und die Conferenz-Ordnung durchgesprochen, ohne daß ich etwas Wesentliches durch das Gespräch gewonnen hätte. Dann schloß ich die Conferenz mit einer ermahnenden Ansprache an Alle und an die Einzelnen.

Abends hielt ich Beichte für die Gemeinde. Ich führte, da

ich selbst die Beichte hielt, auf Bruder Prietsch's Wunsch die Einzel-Absolution ein.

Sonntag, den 18. November. Das war ein gesegneter Sonntag, an dessen Abend ich mit dem Lobgesang der Maria mein Lager suchte. Früh fuhren wir nach Avontuur. Der Fluß war so geschwollen, daß das Wasser bis in die Karre drang und wir die Füße hochheben mußten, um nicht naß zu werden; aber wir kamen glücklich hindurch. Dann spielten unsere vier Pferde und brachten uns den zwei Meilen langen Weg in 1¼ Stunden. In Avontuur fand ich eine große Menge Bauern und Noois (Bauerfrauen), die zur Kirche wollten. Die Kirche, dem einen Bauer als Eigenthum gehörend, hatte nebst dem daneben stehenden Bauerhause früher den Independenten als Missionsstation gedient, jetzt war sie stark im Verfallen, da Niemand die Reparaturkosten tragen will. Wir konnten in dem starken Zug kaum sitzen. Bruder Howe hielt die Predigt, gut durchdacht, obgleich nicht recht zündend warm. Dann predigte ich über Offenb. 1, 5 ff. Die Bauern, die etwa die Hälfte der Versammlung ausmachen mochten, hörten, wie es schien, mit vieler Aufmerksamkeit zu, von den Farbigen hatte ich diesmal weniger den Eindruck. Nachher waren wir bei der Frau Wehmeyer, neben der Kirche, zu Tische. Es war etwas mehr Leben in der Unterhaltung, als gewöhnlich bei den Bauern.

Nachdem wir Nachmittags zurückgekehrt waren, suchte Bruder Schmidt ein seelsorgerisches Gespräch mit mir, in welchem er sein ganzes, innerstes Herz ausschüttete; er wurde mir sehr lieb in dem tiefen Ernst, in welchem er seinen Missionsberuf auffaßt. Dann suchte ich ein ähnliches Gespräch mit Heese, der mir mit viel Thränen dankte; er ist ein sehr ernster, gewissenhafter Mann. Dann gingen wir in die Kirche zum heiligen Abendmahl. Bruder Prietsch predigte über 1. Cor. 10, 16, und zeichnete in warmer, ergreifender Rede das heilige Abendmahl als das Hauptmittel der Gemeinschaft a) mit Gott, b) unter einander, c) mit der Gemeinde der Seligen. Die ganze Gemeinde war gekommen, auch die von Avontuur, es war für mich, und wie es schien für die ganze Versammlung, eine tief ergreifende Feier. Nach derselben hatte ich wieder meine Taufcandidaten versammelt, ich wollte sie nur eine halbe Stunde lang unterweisen, aber als ich ihnen bei Gelegenheit des Worts im dritten Artikel: „Vergebung der Sünden" die Geschichte des verlornen Sohnes erzählte, und ihnen warm klar zu machen suchte, wie sie dieser verlorene Sohn seien, da ergriff sie alle eine so mächtige Bewegung, daß fast alle in lautes Schluchzen ausbrachen und ich selbst hierdurch tief ergriffen, noch länger mit ihnen verkehren mußte. Lobe den Herrn meine

Seele, und was in mir iſt ſeinen heiligen Namen. Lobe den Herrn meine Seele, Hallelujah!

Montag, den 19. November, galt es ein Abſchied nehmen. Die Amalienſteiner Geſchwiſter zogen heim und wir (Prietſch und ich) ſchickten uns zu einer Reiſe nach George, woſelbſt drei verſchiedene Miſſionsgeſellſchaften neben einander wirken, und namentlich die biſchöfliche Miſſion ihre größte Gemeinde (in dem Gebiet der Colonie) hat. Wie gewöhnlich drängten ſich heute früh auch die verſchiedenen Gemeindeglieder heran, um zu groeten, d. h. den Abziehenden Lebewohl zu wünſchen. Ich hatte mit Bruder Meyer und Howe noch ſtundenlange, eingehende, liebe Geſpräche über ihre Amtsführung und über ihre Herzensangelegenheiten. Als ich in die Küche kam, faßte mich die alte Emilie de Lähr bei der Hand: „Mynheer heeft my opgescherpt, en daar moet ik met Mynheer nog enkel spreken, en moet Mynheer dank. Mynheer heeft gezegd, dat daar uuren der duisternis komen, maar dat de Heer by zyne geloovigen is. Dat is waar. Ik is eene weduwe 18 jaaren, maar myn borg en myn man en myn vriend die leevt; hy heeft beloovt, dat de weduwen het zwart in zyn oogappel zyn; en dat heeft hy my bewezen; ja ik is verblyd in myne ziel, dat ik myn heiland heb.“

In die Stube zurückgekehrt, faßte mich der alte Mr. Harris, ein frommer, mehr als 80jähriger Schottländer, der ſich zu unſerer Gemeinde in Haarlem hält, und deſſen Lippen allzeit, wie des alten Simeons, überſprudeln von Dank für die Gnade und Freundlichkeit des Herrn. Den alten Mann habe ich wiederholt geſprochen und mich an der Wärme, mit der er in einer aus Engliſch und Holländiſch gemiſchten Sprache ſeiner Liebe zum Heilande Luft machte, erbaut. Jetzt faßte er zärtlich meine Hand und drückte ſie: „Ja, ik weet, wherefore Mynheer over het groote water moest komen. Ja de Heer Jesus has u gezonden; ja for mee, for mee. De Levenswoorden, die Mynheer gezegd heeft, o! die heb ik opgefat; ja die weren for mee, for mee, for mee. En ik has ook Mynheer in myn hart ingesloten. Mynheer is in myn hart, en God is in myn hart; en waar God is, daar is de liefde. — Dann kamen auch drei Leute aus Avontuur groeten, und für den empfangenen geiſtlichen Segen danken.

Gegen 9 Uhr dann endlich kamen die Brüder auf den Weg. Wir gaben ihnen das Geleit den Bergabhang herab bis an den Fluß, deſſen Gewäſſer die Achſen der Ochſenwagen überſpülten. Um 12 Uhr folgten wir beide, Prietſch und ich, auf einer zu dieſer Reiſe eigends geliehenen offenen Karre, die abſolut aus nichts anderm beſtand, als aus Sitz und Rädern, und zu der trotzdem vier Pferde genommen wurden, weil die mancherlei Wegſchwierig-

leiten es unthunlich erscheinen ließen, die Reise mit zwei Pferden zu wagen. Für ganz schwierige Passagen hatten wir außerdem unsere Sättel mitgenommen; auch für Mundvorrath war gesorgt, weil man nicht überall dergleichen in Afrika erlangen kann. Als wir in Avontuur bei dem alten Sonntag, einem einflußreichen Bauer, abstiegen, trafen alsbald auch die abgereisten Geschwister ein, die mit ihren Ochsenwagen unter dem Bauernhause noch lagerten. So wurde hier der zweite Abschied genommen. Wir fuhren dann weiter voraus, nach dem eine halbe Stunde weiter wohnenden, in weiteren Kreisen geschätzten Bauer Wehmeyer, der aber noch als Parlamentsmitglied in der Capstadt weilte. Seine Frau nahm uns freundlich auf. Unser eigentlicher Besuch aber galt der in einem etwas höher gelegenen Hause wohnenden Wittwe Wehmeyer, der Mutter des Bauern. Diese hat testamentarisch das Bestimmungsrecht über die Kirche zu Avontuur.

Es hatte nämlich vor einigen Jahren der Independenten-Missionar Hoods auf Avontuur eine Missionsstation angelegt, und auf derselben Haus und Kirche gebaut. Da die Sache nicht recht vorwärts wollte, war er einfach weggegangen, und die Wehmeyer hatten von den leerstehenden Gebäulichkeiten Besitz genommen, da Hoods seine Contraktverpflichtung nicht erfüllte. Das Haus war zur Bauerwohnung eingerichtet für einen Sonntag, einen Wehmeyer'schen Schwiegersohn, die Kirche war aber zum Schaafstall bestimmt, vielleicht auch schon dazu benutzt, als unser Missionar Prietsch kam, und auf seine Bitten die Kirche zu gottesdienstlichem Gebrauch überwiesen erhielt. Gegenwärtig sind Dach und Fenster der Kirche in solchem Zustande des Verfallens, daß eine gründliche Reparatur nöthig wird. Diese wollen die Bauern nicht vornehmen, aber auch dem Bruder Prietsch, falls derselbe sie ausführen wollte, nicht die Kirche auf eine bestimmte Reihe von Jahren abtreten. Letzten Sonntag nun, als ich dort predigte, war die alte Mutter Wehmeyer auch in der Kirche gewesen, und ich versuchte nun, ob ich nicht durch meinen Besuch und mooi praten die Kirche erlangen könnte. Ich erbat sie einfach als Taufgeschenk für die am 1. December vorzunehmende Taufe von 16 Heiden in Anhalt. Die Alte versprach, sie ihrerseits wollte sie schenken, aber sie müßte erst mit ihren Kindern darüber sprechen. War es der Alten wirklich Ernst mit ihrem Versprechen, und Bruder Prietsch meint ja so, — so haben wir gute Aussicht, auf die billigste Weise in den Besitz einer Kirche für Avontuur zu kommen.

Von Wehmeyer's wegfahrend, überholten wir noch einmal die inzwischen auf dem Ochsenwagen vorbeigefahrenen Geschwister, und nahmen, nun zum letzten Mal, Abschied.

Unser Weg führte uns an einem Hottentottendorf vorbei,

deſſen früherer Beſitzer, ein Bauer, weil er erblos ſtarb, daſſelbe ſeinen farbigen Dienſtleuten teſtamentariſch vermacht hatte — noch in der Sklavenzeit. — Er hatte unter ihnen wie ein Vater gelebt, und Bruder Prietſch erzählte, im Gegenſatz zu den Mittheilungen anderer Miſſionare, daß auch ſchon in früheren Zeiten in nicht ſeltenen Fällen ein patriarchaliſches Verhältniß zwiſchen Bauern und Farbigen beſtanden habe. Namentlich habe ſich die Familie Wehmeyer nach dieſer Seite hin ausgezeichnet, und werde deshalb auch jetzt noch, nachdem die Sklaverei längſt aufgehört hat, von den umwohnenden Farbigen als ihr Baas angeſehen und geehrt. Der Bauer Taute, bei welchem wir freundliche Aufnahme und Nachtquartier fanden, ſprach ſich ebenfalls ſehr vernünftig über das Verhältniß der Bauern zu den Farbigen aus. Die Schepſels, meint er, ſeien einmal nicht ſelbſtändig, und vermöchten nicht, für ihre Bedürfniſſe, auch an den Winter denkend, zu ſorgen; ſie bedürften einer vernünftigen Leitung, dieſe könne ihnen nur der Weiße, der Bauer, geben; aber dieſer müſſe dabei auch verſtändig ſein, nicht mehr Leute auf dem Platze halten, als Arbeitskräfte nöthig ſeien, dazu müßte er den Verdienſt und die Arbeit der Leute ſo reguliren, daß ſie auch für knappe Zeiten etwas hätten. So habe er gethan, und ſei dabei eben ſo wohl gefahren, als ſeine farbigen Dienſtleute, die gern bei ihm aushielten, ohne einen andern Baas zu ſuchen.

Dienſtag, den 20. November. Man hatte uns unterwegs mit der Nachricht erſchreckt, daß auf dem Montague-Paß ein Bergſturz einen Theil des Wegs unfahrbar gemacht habe. Heute früh erhielten wir die Nachricht, daß der Weg heute wieder paſſirbar ſein werde; ſo brachen wir denn auf.

Noch immer verfolgten wir den Amalienſteiner Weg, bis Ezelsjagd, woſelbſt wir ausſpannten, um zu raſten. Wir hatten unſer Geſpräch über die beſte Weiſe, die Miſſion auch in fernere Kreiſe von den ſo leicht ſich in ſich ſelbſt abſchließenden Inſtituten aus zu verpflanzen. Als das geeignetſte Mittel ſchien es, darauf Acht zu haben, an welchen Plätzen mehrere von unſern Inſtitutsleuten Arbeit fänden; unter deren Zahl müſſe der eine oder andere ausgeſucht werden, der als Helfer zu gebrauchen ſei; dieſer müſſe namentlich während der Winterzeit, wo die Leute zu Hauſe ſind, angelernt werden, auch ſelbſt eine Erbauungsſtunde zu halten. Der Eigenthümlichkeit der Schwarzen entſpricht Freiſprechen in ſolchen Privatverſammlungen mehr als Vorleſen; letzteres machen ſie mit wenigen Ausnahmen ſehr ſchlecht, während ſie nicht ſelten gut freiſprechen. Dann aber reiſe der Miſſionar zuerſt in ſolche Gegend, wo viele Stationsbewohner ſind, und halte die erſte Erbauungsſtunde ſelbſt mit ihnen; dazu ſuche er in freundliche Beziehungen zu den betreffenden Bauern zu kommen, was ihm in

der Regel nicht schwer fallen wird. Denn wichtig ist das, daß die Mission auch auf die Bauern tiefer eingehenden Einfluß übe, damit diese ihre altererbten Vorurtheile fahren lassen, und eine günstigere Stellung zur Heidenmission einnehmen. Letzterer könnte hier zu Lande kaum ein größerer Dienst geleistet werden, als wenn die Bauern von ihrer Pflicht, für die Bekehrung der Farbigen mitzusorgen und mitzuarbeiten, überzeugt würden. Nachdem der Missionar die erste Betstunde an solchem Platz gehalten, möge er gleich mit collektiren beginnen, und dann anzeigen, daß der Helfer N. N. regelmäßig diese Betstunde fortsetzen werde. In diesen Betstunden aber muß der Helfer vielfach controllirt und überwacht und angeleitet werden, weil sonst Hoffahrt und tiefer Fall die Folge sein würde. Auf diese Weise werden auch die übrigen Arbeiter solches Platzes mit herangezogen und der Grundstock zu einer Außenstation gelegt.

Unser zweiter Halteplatz war unmittelbar vor dem Montague-Paß, der nach George herabführt. Ein ungeheurer Felskoloß zur

Vor Montague-Paß.

Linken nöthigte mich zum Skizziren. Zur Rechten desselben führt der alte Weg hinauf; rechts von ihm ist der neue, sehr bequeme Weg angelegt, welchem wir folgten. Wir hatten nur wenige hundert Fuß hinaufzufahren bis zum Gipfel. Aber hier angelangt, wurden wir auf das Wunderbarste überrascht. Das Thal der Langekloof liegt einige Tausend Fuß über der Meeresfläche, und so schauten wir denn von dem höchsten Punkt des Weges aus, obgleich wir soeben nur einige Hundert Fuß gestiegen waren, tief hinab in ungeheure Felsklüfte und steile Schluchten, durch welche der Weg wohl 3000 Fuß tief hinabführt. Die Oeffnung der Hauptschlucht zeigte uns unten ein weites Thalland und weit

ausgestreckt die Fläche des Meeres. Die Hinabfahrt war eine der schönsten Gebirgspartieen, die man sich denken kann. Die Berge haben die steile Alpenformation in ungemein schwungvollen, majestätischen Linien, fast mehr als irgendwo in Afrika. Dabei sind die Felsen nur hier und da nackt, zumeist sind sie mit duftigen Kräutern und Blumen bekleidet, und durch die steilen Kloofen zieht sich der Urwald (Gelbholz, Eisenholz, Assagaiholz, Stinkholz ꝛc.) oft bis an die höchsten Felsgipfel hinan. Ab und zu sieht man feuchte, steile Felswände ganz mit Farrenkräutern, Schlinggewächsen, Aloes Agaven und anderm zierlichen Gewächs bewachsen. Bisweilen tropft eine Mooswand lauter Perlen und Diamanten im Sonnenschein. Der Weg führt an kleinen Wasserfällen und an steilen jähen Abgründen vorbei. Bald hängt über ihm ein mächtiger Felsblock oder eine kühne Felsmasse, die es bedauern läßt, daß man eben doch nicht Alles skizziren kann.

Nachdem die Zeit der Hinabfahrt mir zu schnell vergangen war, langten wir Nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr in Georg an, und wurden bei Missionar Kretzen gastlich und freundlichst aufgenommen. Da derselbe aber heute Abend auf der Nachbarschaft noch zu einem Missionsvortrag erwartet wurde, so besuchten wir in der Zwischenzeit zunächst den alten, reformirten Pastor Ballot, den Schwiegervater des Bauern Taute. Er war eine jugendlich frische, geniale Natur, in der der eigentlich pastorale Sinn wohl nicht allzu scharf hervortrat. Er hatte, 3 Monate im Jahr auf Reisen zubringend, eine ungeheure Parochie versehen, die wohl an 100 Q.-Meilen umfassen mochte. Er kannte daher auch den Weg nach Kneisna sehr gut, und rieth entschieden ab, denselben mit der Karre zu machen, die Flüsse seien ganz unpassirbar, und man müsse die Thiere durchschwimmen lassen, wenn man auch etwa für die eigene Person einen Kahn fände, entweder per Ochsentogt oder zu Pferde, müsse der Weg gemacht werden; für den nächsten Tag prophezeite er Regen, trotzdem daß von seinem Garten aus das Gebirge in der schönsten Abendsonne glühte. Also schlechte Aussichten für die Weiterreise.

Nachdem wir an demselben Abend den reformirten Pastor Kuyß verfehlt hatten, trafen wir um 6 Uhr den englischen Archidiaconus Betnell, der vornämlich die episkopale Mission in George leitet. Für die letztere ist aber auch noch ein eigener Diaconus angestellt in der Person eines jungen Schulgehülfen, der eine eigentliche theologische Bildung nicht empfangen hat, aber der Unterweisung der Heiden mit vielem Fleiß und Eifer vorsteht. Sein Name ist Wittekamp. Mr. Betnell sprach sich über den Fortgang seiner Heidenmission in George recht befriedigt aus; sie zählt 45 Communicanten, und etwa 100 farbige, theils getaufte, theils heidnische Schulkinder, welche mit ebenso viel weißen Kindern

zusammen in einer zweiklassigen Schule unterrichtetet werden. In dieser Schule sind obengenanntem Diacon Wittekamp, als dem Hauptlehrer, zwei Schulgehülfen zur Seite gegeben.

Die von den Anglikanern befolgte Methode des Missionswerkes weicht von der aller andern Gesellschaften wesentlich ab, und sucht der ganzen Arbeit ein mehr kirchliches Gepräge zu geben. Das bei der Missionirung mit Bewußtsein ins Auge gefaßte Ziel ist, die Farbigen fähig zu machen, um mit Nutzen den stehenden Gebeten und sonstigen Formen des anglikanischen Gottesdienstes zu folgen. Deshalb nehmen sie es mit dem Vorbereitungsunterricht für die Taufe nicht allzu genau, sondern taufen gern, so viele sich eben taufen lassen wollen, wenn dieselben auch noch dürftige Vorstellungen von christlichen Wahrheiten haben. Sie haben eben den kirchlichen Glauben, daß das fehlende Maß der Erkenntniß durch fortgesetzte Theilnahme an den Gottesdiensten seine Ergänzung finden werde. Das Bewußtsein, die eigentliche Kirche des Landes zu sein, die ein Recht beanspruchen müsse, als Nationalkirche der ganzen unter dem Bischof-Primas der Capcolonie stehenden Provinz je mehr und mehr anerkannt zu werden, läßt sie auch darin nicht eben sehr wählerisch sein, Heidenchristen, die von andern Missionsgesellschaften excommunicirt worden sind, aufzunehmen, sowie sie überhaupt völlig unbekümmert darum, ob bereits andere Missionsgesellschaften dort arbeiten, an allen wichtigen Punkten des Landes Kirchen bauen und das Missionswerk beginnen. Die Mittel dazu kollektiren sie durch Sammlungen ihrer reichen, hochkirchlichen Freunde in England mit leichter Mühe. Die neugewonnenen Heidenchristen lassen sie aber nicht ganz ohne Unterricht. Auch der in katechetischer Form ertheilte Unterricht des Diacon W. schließt sich den kirchlichen Zeiten an. Er hat zum Gegenstand vornämlich die Fest- und Sonntags-Pericopen. In der festlichen Hälfte des Kirchenjahres wird er also in einer größeren Anzahl von Stunden ertheilt; doch wird auch, wie mir der Archidiacon, allerdings mit etwas unsicherer Sprache, mittheilte, in biblischer Geschichte und im Katechismus unterrichtet. Der Katechismus freilich ist der auf zwei oder drei Blättern zusammengedrängte kurze Katechismus des Common prayer book, der, wie der Archidiacon hinzufügte, in jeder einzelnen seiner Fragen und Antworten dem Lehrer einen großen Spielraum zur Anknüpfung weiterer Ausführungen darbiete. Alle die Lectionen werden auf dieser Station in der den Heiden verständlichen, holländischen Sprache vorgenommen. Auch die Gebete des Prayer book werden mit den Heiden durchgesprochen, weshalb das Prayer book denn auch in die holländische Sprache übersetzt ist. Der Archidiacon machte mir ein Exemplar eines Prayer book, welches zur Linken den englischen, zur Rechten den holländischen Text hatte, zum Präsent. Die

39 Artikel bilden nur die Lehrnorm für die Predigten des Geistlichen, nicht die Grundlage zur eingehenden Unterweisung der Gemeindeglieder. Die Hoffnung ist nur, daß wenn die Heiden auch nicht sofort alles verstehen von kirchlichen Dingen, sie doch dadurch, daß sie Jahr aus Jahr ein in den Gottesdiensten allzeit einen genau geordneten Lehrgang derselben Heilswahrheiten wiederholt vorgeführt bekommen, sie von Jahr zu Jahr tiefer in die Heilserkenntniß eben mittels der Gottesdienste, zu deren fleißigem Besuch sie angehalten werden, eingeführt werden würden.

Ueber die Entstehung dieser Gemeinde getaufter Heiden in George erzählte mir Missionar Kretzen das Nähere: „Ein gewisser N., Sohn eines geachteten Mannes, ein junger Mann von Fähigkeiten, aber nicht zuverlässigem Charakter und Sittlichkeit wird durch den reformirten Pastor Ballot als Schulgehülfe angestellt, aus Rücksicht für seinen braven Vater, der nicht weiß, was mit dem Jungen anzufangen. Er gewinnt bald durch die farbigen Kinder einen Einfluß auf deren Eltern und weiß dieselben zu überreden, daß sie sich von Ballot taufen lassen, und auf diese Weise entsteht in George eine kleine, der reformirten Kirche angehörende Heidengemeinde. Diesen N. weiß der anglikanische Archidiacon Wilbye (gegenwärtig auf St. Helena Bischof) für sich zu gewinnen, und verspricht ihn zum Diacon zu ordiniren, falls er zur anglikanischen Kirche überträte. Vergeblich wird er von den Reformirten gewarnt, der N. sei ein ganz unzuverlässiger Mann von zweifelhafter Sittlichkeit; alle diese Warnungen werden als ungegründet bei Seite gesetzt, und N. zum anglikanischen Diacon ordinirt. Hierauf geht derselbe unter seinen Leuten umher: „Früher bin ich ein Narr gewesen, aber nun bin ich klug geworden, die anglikanische Kirche ist die wahre Kirche; deren Glaube ist der Glaube der Königin und aller hohen Männer im Lande und wenn ihr den annehmt, dann wird auch euch geholfen werden.“ Auf diese Weise sind diese Heidenchristen anglikanisch geworden. N. ist nicht lange Zeit darauf wegen grober Vergehungen auf 1½ Jahre unter die Banditen (Strafgefangenen) gekommen; er ist dann von den Anglikanern entsetzt, aber die neugewonnene Heidengemeinde behalten worden. Auf diese Weise ist dann die anglikanische Heidengemeinde in George eine ihrer zahlreichsten der Cap-Colonie, während sonst gemeinhin die streng kirchliche Form der Missionsarbeit der Anglikaner für die Farbigen so wenig anziehendes hat, daß nur kleine Heidengemeindlein durch sie bisher gesammelt sind.

Mittwoch, den 21. November, wachte ich vom Anschlagen des Regens an die Fenster auf. Die Prophezeiung des alten Ballot war zu Wasser, und doch wahr geworden; das gab betrübte Aussichten für die Weiterreise. Die erste regenfreie

Stunde benutzten wir zu einer Fahrt nach Pacaltsdorp, woselbst der alte Atchinson, ein Independenten-Missionar, stationirt ist. Die Lage des Dorfes ist wunderschön, reiche Felder und Erben, schöner Graswuchs, Ueberfluß an Weide, so daß die 500 Farbigen, denen das Ganze als Eigenthum gehört, äußerlich so gut situirt sind, wie nur wenige. Dazu haben sie eine von Pacalt aus eigenen Mitteln erbaute, feste Steinkirche mit hellen Räumen und starkem Balkenwerk. Trotzdem fanden wir die Noth gerade hier zu einer großen Höhe angewachsen. Die Theurung und Mißwachs und Viehsterben hatten den District George fast noch härter heimgesucht, als andere Theile der Colonie. Die Leute waren bitter verarmt und zerlumpt und gaben ihrem Prediger Atchinson keinen Pfennig zum Unterhalt. Der Lehrer, der, wie der Prediger, nur auf die Beiträge aus der Gemeinde angewiesen ist, war ebenfalls weggegangen, so daß die Schule ganz geschlossen werden mußte. Atchinson, ein alter, frommer, kindlich-einfältiger Mann, der auch schon unter den Bassuto und in Madagascar gearbeitet hat, war auch von der Londoner Missionsgesellschaft nur schwach unterstützt und fast im Stich gelassen, so daß nur sein geringes Privatvermögen ihn vor dem Hungertode gerettet hat. Er klagte über große Ermattung in seiner Gemeinde, welche in den Zeiten der Noth nur noch mehr erschlafft und gleichgültig geworden sei, die Kirche nur sehr spärlich besuche und überhaupt zu verhungert zu sein scheine, um noch nach dem Herrn zu fragen. Dies ist eine der wenigen Independenten-Gemeinden. — Wir stiegen auf den steinernen Thurm, der bei hellem Wetter eine wundervolle Aussicht über Meer, Ebene und Gebirge darbietet; aber das trübe Wetter hatte alle Aussicht abgeschnitten.

Nach Georg zurückgekehrt, ging ich zunächst in die Missionsschulen, zuerst in die von Bruder Kretzen. Es waren von 100 Kindern 37 zugegen; ihre Leistungen reichten nicht an die in unseren Schulen; es war doch zu merken, daß eine rechte geschulte Inspection fehlte. Namentlich war im Singen nicht von Weitem das geleistet, was die Amalienfteiner oder gar die Anhalter Schule leistet. In der anglikanischen Missionsschule sah ich Wittekamp wirken mit seinen Gehülfen; er war aber ungemein befangen und ging so wenig auf den Unterricht ein, daß ich, da ich als Fremder selbst zu fragen mich scheute, keinen bestimmten Eindruck von den Leistungen der nicht sehr zahlreich versammelten Kinder (etwa 60—70 von 200) erhielt.

Nach Hause zurückkehrend, überraschte mich die Ueberschrift „Academy“ über der Thür eines einstöckigen Hauses mit zwei Fenstern Front. Ich erfuhr, daß in diesen Räumen ein Privatlehrer etwa 35 Kinder gegen einen threepence wöchentlichen Schulgeldes von den Anfängen des Buchstabirens bis in die schwie-

delnden Höhen der Wissenschaft führt. Ein ähnliches Haus mit vier Fenstern Front trug die Ueberschrift „hotel"; ein anderes documentirte sich als „printing office" (Druckerei). Kirchen giebt es vielerlei. Die Anglikaner haben eine kleine, aber sehr niedliche, in edlem Styl gehaltene Kirche und außerdem eine Missionskirche; Kretzen hat seine Missionskirche; die reformirte Gemeinde hat eine große Kreuz-Kirche mit ziemlichem Thurm, auf welchem aber kein Kreuz, sondern nur die Wetterfahne mit der Bezeichnung der vier Winde zu finden ist; endlich haben auch die Katholiken ihre Kirche. Aehnlich ist es in jedem größeren Dorfe der Colonie: überall mindestens 3, auch 4 oder 5 Kirchengebäude.

Unfern der anglikanischen Kirche ist eine Art öffentliches Gebäude, Rathhaus oder dergleichen, in welchem wir Abends zuvor einen Vortrag von Mr. Taylor hörten, einem anglikanischen Prediger, der früher in Ladysmith gewesen, nun Gesundheits halber nach Georg gekommen war und dort die anglikanische Upperschool, die lateinische Klasse für die Gebildeten, leitete. Er sprach über die truth (Glaube) und wurde mit vielem Stampfen applaudirt. So bewies sich denn auch George als eine auf der Höhe der Zeit stehende Stadt, denn die noble Welt, Herren und Damen, dazu auch eine Anzahl claquirender Jünglinge, daneben aber auch Pfarrer Kuyß und der Archidiacon und der magistrate bildeten das Publikum.

Am Nachmittage besuchte ich Taylor in seinem Hause und fand an ihm einen freundlichen, zugänglichen, kirchlich warmen Mann; Wittekamp, dem ich gesagt hatte, ich werde auch ihn besuchen, war ausgegangen, sichtlich aus Verlegenheit, weil sein Bildungsgrad nicht hervorragend zu sein scheint, und ich von ihm gern Eingehenderes über seine Missionsthätigkeit erfragen wollte.

Um so ergiebiger waren die Erzählungen des mittheilsamen Bruder Kretzen. Dieser, bereits als Jüngling für die Missionssache erwärmt, hatte vergeblich um die Aufnahme in das Barmer Missionshaus nachgesucht, und war dann als einfacher Tischlergesell, zugleich mit unserem Schwabe, der seine Bekehrung zum Theil Kretzens Anregung verdankt, nach Afrika ausgegangen. Er hatte hier durch sein Interesse für die Missionsarbeit die Aufmerksamkeit anderer Missionsfreunde auf sich gezogen und war von der Missions-Commission der reformirten Kirche zuerst als Lehrer angestellt, dann als Geistlicher ordinirt und versieht nun seit einer Reihe von Jahren die Missionsgemeinde von George und den Außenstationen; von der reformirten Gesellschaft bezieht er einen Gehalt von 150 Pfd. Sterl. nebst Wohnung und Garten. Seine Gemeinde besteht aus 140 Abendmahlsgängern und etwa 1500 Seelen, welche indeß keineswegs alle getauft sind. Zu denselben gehören, außer den zu Georg wohnenden, noch eine Außenstation

in Bottelierskop (4 Stunden zu Pferd), eine andere zu Jonkershoek (2½ Stunde zu Pferd) und eine zu Herbertsdale (10 St. zu Pferde). Ueberall in den Außenstationen hat er farbige, in Gnadenthal ausgebildete Schullehrer angestellt, welche ihren Gehalt von 50 Pfd. Sterl. theils aus dem Grant der Regierung (30 Pfd. Sterl.), theils (20 Pfd. Sterl.) aus freiwilligen Beiträgen der Farbigen beziehen. Die letzteren Beiträge sammelt er in Missionsstunden und regelmäßigen Gottesdiensten, die er wenigstens einmal im Monat (auf Herbertsdale alle zwei Monate) auf jeder dieser Außenstationen hält.

Die Charakteristik, die er von den Farbigen gab, bestätigte überall meine Beobachtungen. Er meint, dieselben seien so charakterschwach, daß man Unrecht thun würde, sie irgendwie sich selbst zu überlassen. Auch in der Schule dürfe man einen Farbigen nie unbeaufsichtigt lassen, ohne befürchten zu müssen, daß er auf falsche Bahnen gerathe, sei es im Unterricht, sei es auf sittlichem Gebiet; Hoffarth und Selbstgefälligkeit, im Gefolge davon Fleischessünden, sind Gefahren, denen auch die besten und frömmsten Farbigen ausgesetzt sind, sobald sie sich selbst überlassen bleiben. Eben so handeln sie dann leicht unüberlegt und können neue Ideen absolut nicht fassen ohne specielle Anweisung; z. B. sagt der Missionar einmal seinem Lehrer, er solle den Stock nicht so oft gebrauchen; sofort legt dieser den Stock bei Seite und sagt den farbigen Eltern: „Mynheer hat verboten, ich soll in der Schule nicht schlagen.“ Dagegen sind sie für Weisungen empfänglich, nicht leicht widersprechend, sondern führen nach Kräften aus, was ihnen gesagt wird, sobald nur nicht wirklich vorhaltende, energische Arbeit, der sie durch natürliche Trägheit spinnefeind sind, ihnen zugemuthet wird. Von der gierigheid der Kaffern, die lieber Hunger leiden, als einen sixpence (5 Sgr.) vergeblich ausgeben, sind sie fern. Haben sie etwas, so geben sie es auch gern hin für Kirche und Schule, und gerade für letztere sehr gern. Aber sparen verstehen sie nicht; was sie verdienen, muß sofort verzehrt werden. Hat Jemand im Sommer für eine ganze Woche verdient, so ist er nicht so leicht zum Arbeiten zu bewegen, so lange er eben noch etwas zu essen hat. Gewöhnlich dauert es aber nicht lange, so ist das Verdiente für allerlei Unnöthiges verausgabt. Auch an Ordnung irgend welcher Art gewöhnt sich der Farbige nicht leicht, nicht einmal im Essen und Trinken. Er hält keine geregelte Mahlzeit mit Frau und Kind zu bestimmter Zeit, sondern ißt, wenn er nach Hause kommt, und wenn es ihm beliebt, sobald er nur etwas hat. Selten arbeitet die Frau mit, so daß, wenn ein englischer Arbeiter, das Seine zu Rathe haltend, es bald zu einem kleinen Eigenthum bringt, der Farbige allzeit gleich arm bleibt. Als Kretzen sie aufmerksam machte, sie könnten es ja eben so

machen, wie die Engländer, und es zu etwas bringen, war die Antwort: „Ja mynheer, gy zyt gelyk, maar ons is niet zoo.“ (Ja, Herr, du haſt Recht, aber wir ſind nicht ſo.) So halten ſie auch die neu angeſchafften Sachen ſehr wenig in Acht, ſo daß ſie bald wieder in Lumpen gehen. Zur Schule ſchickt ſelten ein Farbiger ſein Kind regelmäßig. Da kein Schulzwang exiſtirt, ſo thun Noth und natürliche Trägheit in den meiſten Fällen das Ihre. Der Mann iſt etwa auf togt, oder ein kleines Mädchen findet einen einträglichen Dienſt, oder ein kleines Kind muß gewartet werden; ſofort iſt der Eifer für die Schule dahin. Auch regelmäßiges Schulgeld zu erheben, hat ſich auf die Dauer nicht empfohlen. Kretzen hat es verſucht mit 1 pence für die Woche oder 1 shilling für den Monat; aber ſie bezahlen nicht regelmäßig; die Einen bezahlen mehr, die Anderen weniger, als ſie ſollen, je nachdem ſie haben. Früher haben ſie das Geld für den Schulmeiſter regelmäßig und willig aufgebracht; jetzt können ſie es nicht. So lange ſie hatten, haben ſie auch das Decken des Daches, die Beſchaffung neuer Tiſche und Bänke, ja auch ein Harmonium für den Schulgebrauch beſorgt. Wie charakterlos dieſe Farbigen ſind, das hat ſich in letzter Zeit recht bewieſen, als der Herr die Hungergeißel über ſie ſchwang. Die meiſten haben den Miſſionaren das Wort verſtehen gelehrt: „Du ſchlägſt ſie, aber ſie fühlen es nicht.“ Bruder Kretzen verglich ſie mit einem verhungerten, abgetriebenen Pferde, welches auch die ſchärfſten Peitſchenhiebe nicht mehr fühlt, oder wenn es ſie fühlt, doch nicht zum ſchneller Laufen angetrieben wird. Die Noth iſt aber auch zu entſetzlich geweſen. Wiederholt ſagte man mir, daß noch nie, ſo lange Menſchen denken, ſie ſo groß geweſen iſt; die Bauern ſelbſt haben nichts; ihrer Viele wurden banquerott und hungern ſelbſt; Arbeit geben können wenige, Futter und Speiſe wächſt nicht; es iſt daher keine andere Möglichkeit für die Farbigen, als ſterben oder ſtehlen. Abgeriſſen, abgemagert, zerlumpt, ſahen ſie es nicht für eine Strafe an, um des Stehlens willen unter die Banditen zu kommen, da ſie dort doch ihr Leben friſten können und es nicht ſehen, wie daheim Weib und Kind verhungern. Das iſt ein nicht hoch genug anzuſchlagender Segen unſerer außerordentlichen Sammlung dieſes Jahres für die Hungernden der Cap-Colonie, daß aus unſeren Gemeinden kein einziges Glied wegen Stehlens beſtraft iſt, daß die Schulen und Kirchen ſich nicht geleert, ſondern eher gefüllt haben, während in allen anderen Gemeinden das Gegentheil ſtattgefunden hat.

Eine Erzählung von dem Tode eines vor Kurzem in George geſtorbenen Pommern, Namens Rickmann, ſcheint mir der Aufzeichnung werth. Dieſer war ein weltlich braver, ehrlicher Mann, aller Lüge ernſt feind, aber hart gegen die Schwarzen, für die er

kein anderes Erziehungsmittel, als den Sambok, kannte. Er ist auf seinen Reisen vielfach mit Missionaren in Berührung gekommen, auch mit den unsrigen in Bethanien, aber durch Alles, was er sah, nur um so mehr gegen die Mission eingenommen, bis er sie zuletzt gehaßt und geschmäht hat. Einmal begegnet ihm Kretzen Sonntags und ruft ihm zu: „Herr Rickmann, Sie laufen den verkehrten Weg!“ — „Wie so?“ — „Ja, die Kirche liegt ja dort!“ — Von dieser Stunde an haßte er auch Kretzen in dem Maße, daß er schon aufbegehrte, wenn nur dessen Name genannt wurde. Dieser Mann wird vor einiger Zeit krank; Kretzen besucht ihn; er nimmt ihn auch freundlich auf, so lange dieser von anderen Dingen redet. Sobald er aber merkt, daß Kretzen auf den Namen Jesu hindeutet, weicht er aus und will von nichts hören. Kretzen ermüdet nicht und kommt immer wieder, bald auch gern gesehen von dem Kranken. Eines Tages läßt dieser selbst Kretzen rufen und offenbart ihm in seiner Herzensangst: „Nun sehe ich, wie verkehrt mein ganzes Leben gewesen ist; ich habe mein Heil von mir gestoßen und gehe nun in die ewige Verdammniß.“ Kretzen tröstet ihn und weist ihn auf den verlorenen Sohn hin, aber auch die wiederholten Besuche fruchten nichts; er bleibt dabei: „Ich habe mich dem Teufel übergeben, für mich ist keine Rettung!“ Auch der katholische und der reformirte Prediger haben den Armen besucht, aber er ist in entsetzlicher Seelenpein, in seiner Verzweiflung gestorben.

Aus seinem Verkehr mit den Bauern mußte Kretzen manchen Zug mittheilen, der jene in günstigerem Lichte erscheinen läßt, als andere Berichte. — Er theilte mit, daß er viele Bauern kenne, welche die Schwarzen als Menschen und als Brüder anerkennen. So z. B. der alte Franz Conradi in der Gegend von Montague, der zu ihm sich, als die Schwarzen freigelassen wurden, darüber mit folgenden Worten aussprach: „Ik ben bly, dat de slavery aan het einde is. Mynheer, het is niet een gemakkelyke zaak, als de menschen op de tafel gezet worden, om te verkoopen; en dan moeten zy loopen, om te kyken, of helle azemen heeft, of hy sterk is; en de kinderen worden verkocht, en schrewen na die mama. Dat is toch eene harde zaak; den het is toch ook menschen; Mynheer kan niet denken, hoe hard dat dit was!“ (Ich bin froh, daß die Sklaverei zu Ende ist. Mein Herr, das ist keine angenehme Sache, wenn die Menschen auf den Tisch gesetzt werden, um sie zu verkaufen; und dann müssen sie laufen, um zu sehen, ob sie Athem haben, ob er stark ist; und die Kinder werden verkauft und schreien nach der Mutter. Das ist doch eine harte Sache, denn es sind ja doch auch Menschen. Mein Herr kann nicht denken, wie schwer dies war!)

Dieſer ſelbe Bauer hatte einen aufgeklärten Neffen, Joubert, der, einer der angeſehenſten Männer der Gegend, bei der Veranlagung des Dorfes Montague umherging, um auf einer Liſte Unterſchriften zu ſammeln, daß die Farbigen nicht zu den chriſtlichen Gottesdienſten ſollten zugelaſſen werden, ſondern ihre eigne Kirche bauen möchten. Nachdem er ſchon viele Unterſchriften zuſammengebracht hatte, kommt er auch zu Treintje (Catharine), der Frau jenes alten Franz, ſeiner Tante. Da er ſie kannte, glaubte er klüglich fahren zu müſſen, und ſagte: „Ik kom hier med een lyst; niet dat wy de gekleurde menschen de zaligheid niet gunnen, maar wy willen niet med het zwarte volk med malkaar zitten!“ (Ich komme hier mit einer Liſte; nicht, daß wir den farbigen Menſchen die Seligkeit nicht gönnten; aber wir wollen nur nicht mit dem ſchwarzen Volk zuſammen ſitzen!) — Catharine: „Wat, Neef Josua, ik bid alle dagen den Heer, dat alle menschen Christenen worden, en ik zal dit ding onderschryven? Neen, dat zal ik niet doen, dat moet gy my niet qualyk nemen.“ (Was? Neffe Joſua! Ich bitte alle Tage den Herrn, daß alle Menſchen Chriſten werden möchten, und ich ſoll dies Ding unterſchreiben? Nein, das werde ich nicht thun! Das mußt du mir nicht übel nehmen!) — Joubert: „Maar wil den Tryntje med eene zwarte meid uit eenen nachtmaalbeker drinken?“ (Aber will denn Trinchen mit einer ſchwarzen Magd aus einem Abendmahlskelch trinken?) — Catharine: „Neef Josua, als ik weet, dat zy eene waare christin is, dan geef ik har noch eenen zoen boven op.“ (Neffe Joſua, wenn ich weiß, daß ſie eine wahre Chriſtin iſt, gebe ich ihr noch einen Kuß dazu).

Ein anderes Beiſpiel erzählte Kretzen aus der Zeit, da er einen Schulplatz für eine Außenſtation ſuchte: Die Bauern hätten nicht leicht ſich dazu verſtanden, für eine Farbigen-Schule ein Stückchen Grund zu bewilligen, und derjenige, der es wagte, hätte aller Anderen Strafrede und Spott und Feindſchaft zu befürchten gehabt. So kommt Kretzen eines Tages zu einem rechtſchaffenen alten Bauern, der keineswegs ein erweckter Chriſt iſt, und dem er eine dahin zielende Bitte gar nicht vorzutragen gewagt hätte. Nachdem ſie eine Weile mit einander geſprochen, fängt der Bauer von ſelbſt an: „Mynheer Kretzen ſucht gewiß einen Fleck für eine Schule; ja, und den ſollen Sie haben, wenn die Anderen auch darüber reden und zanken, ſo bin ich ja doch Herr auf meinem Grund und Boden und brauche mich um die Andern nicht zu kümmern.“ Und der Bauer giebt nicht nur das Grundſtück unentgeltlich, ſondern beherbergt ſeitdem ſchon Jahre lang unentgeltlich den Miſſionar und ſein Fuhrwerk, ſo oft er hinkommt, dort zu predigen, und erweiſt ihm und ſeinem Werk allen Vorſchub.

Nachdem wir durch ähnliche Mittheilungen den regnichten Nachmittag verkürzt hatten, wurde am Abend viel über die Weiterreise verhandelt. Eingezogene Nachrichten besagten, daß die Flüsse ganz unpassirbar seien; andere, daß durch den Regen die steilen Berge so schlüpfrig seien, daß man auch mit dem leichtesten Gefährt sie vor nächstem Mittag nicht erklimmen könne; alle Berichte liefen darauf hinaus, daß man höchstens zu Pferde den Weg machen könne. Was sollten wir thun? Der Rückweg nach Hause über Kneysna war etwa 28 deutsche Meilen; sollten wir diese Tour ganz aufgeben? Das wollte Bruder Prietsch nicht, weil er diesen Weg für den an Naturschönheiten reichsten in ganz Afrika hielt. Wir kamen zu keinem Entschluß! — Wir wohnten der Abendkatechisation des Bruder Krätzen über Gen. 28 bei; sie war sehr einfach, fast zu einfach, aber es waren doch ein Dutzend Heiden dazu gekommen, die mit Aufmerksamkeit Theil nahmen. — Wir kehrten nach Hause zurück, aber immer noch kein Entschluß, so entschieden ich auch für das Reiten stimmte.

Donnerstag, den 22. November, schien die Morgensonne so klar und hell in unser Fenster, daß es keinem Zweifel mehr unterworfen blieb, daß wir nach Kneysna reisten; aber über das Wie? wurde noch immer deliberirt. Bruder Prietsch wollte durchaus nicht gern an's Reiten; endlich gab Bruder Krätzen's Votum den Ausschlag. Die Sachen wurden eingepackt, alles irgend Entbehrliche auf die Karre geladen, welche Jacobus mit den beiden schwächeren Hinterpferden leer nach Avontuur zurückfahren sollte; die beiden Sättel wurden ausgepackt, ein Sattelbeck (zwei zusammengehörende Ledertaschen) mit Lebensmitteln und nothdürftiger Reservewäsche gefüllt; dann wurden Charles und Hector gesattelt; ich probirte zuvor aus Vorsorge noch einmal den Charles, ob er auch einen so unerfahrenen Reiter auf sich dulden würde, — und so ging es fort im Galopp, denn Trabreiten kennt man in Afrika nicht. Es war 9 Uhr geworden, bevor wir aufbrachen. Es war ein lustiges Jagen durch die grünen Flächen, zur Seite die steilen Bergzacken mit den Abhängen des Urwaldes, der freilich leider große Strecken weit durch ruchlose Hände angezündet war, und nun rothe, braune, kahle Stellen an den Bergen zeigte, während er früher die Zierde von Südafrika gewesen war. Wir ahnten nicht, wie schlimm es inzwischen Jacobus hätte gehen können, den wir ohne Geld auf seine zweitägige Reise geschickt hatten, und der nun auf dem halben Wege des Montaguepasses beinahe hätte umkehren müssen, wenn er nicht zufällig noch gerade einen Sixpence vom Eigenen in der Tasche gehabt hätte, der gerade hinreichte, um das Wegegeld zu entrichten.

Nachdem wir drei viertel Stunden auf der Fläche geritten waren, meinend, wir wären mit dem Meeresstrande ziemlich gleich hoch, sahen

wir uns plötzlich an dem obern Rande einer mehrere hundert Fuß tiefen, steilen Kloof, in deren Sohle ein Gebirgsbach zwischen grünen Bäumen weiß schäumte. Wir mußten den steilen Weg hinab und, nachdem wir durch den nicht sehr tiefen Bach geritten, auf der andern Seite ebenso steil hinauf, einen jähen, lehmichten Weg, wo wir unsere Pferde leiten mußten, um nicht mit ihnen zu gleiten. Der Pfad durch die Urwaldbäume war sehr schön, aber auch sehr heiß. Nach halbstündigem Ritt fanden wir uns wiederum an dem Rande einer viel tieferen und steileren Kloof und hatten vor uns eine Aussicht, die mich mit Staunen und Ueberraschung erfüllte. Solchen landschaftlichen Blick hatte ich noch nie gesehen. Links wandte sich, ganz ähnlich wie die Schwarza bei Schwarzburg ein weiß schäumender Bach durch die schönsten Waldthäler in Schlangenwindungen, — nur daß hier die Thalgestaltungen viel kühner und die Linien viel großartiger waren. Rechts eröffnete sich der Blick auf eine kühne, steile Felsparthie, das Bette eines zweiten Flusses, der hier, einen Wasserfall bildend, sich mit dem erstgenannten vereinigt. Kurz vor ihrer Vereinigung bildet der erste Fluß ein tiefes, waldumkränztes, schwarzes, schauriges Becken, in welches von jenem Felsgebirge zur Rechten ein kleines Vorgebirge waldbewachsen hineinragt, während der Seitenfluß durch ein ganz enges Felsenthor mit senkrechten Wänden schäumend sich hindurchzwängt. Ueber das Kaimannsgat (so heißt dieser kleine Wassersee) hinaus aber öffnet sich das Thal der beiden nun verbundenen Flüsse, man sieht den Fluß durch eine sich erweiternde Fläche einem andern, noch mächtigeren Felsenthor zu sich schlängeln, und dort hinausstürzen in das weit dem Blick sich entfaltende Meer. Diesen Anblick, der für eine Skizze zu großartig war, werde ich nie vergessen, so tief hat er sich meinem Gemüth eingeprägt. Der Weg hinab nach Kaymannsgat war so steil und abschüssig, daß wir mit großer Vorsicht Schritt vor Schritt reiten mußten, und daß ich mich noch wundere, gesund unten angekommen zu sein, über alle Klippen und Felsen hinweg. Das gefürchtete Kaymannsgat selbst aber war gar nicht so sehr tief, die Pferde kamen noch nicht einmal bis an den Bauch in's Wasser.

Da der Weg auf jener Seite einen schmalen Bergrücken sehr steil hinaufführte, der zwar auf der einen Seite mit Wald bestanden, aber doch wegen seiner Glätte gefährlich und beschwerlich war, so leiteten wir die Pferde am Zügel hinauf, allzeit den Blick auf Thäler und Urwald, Meer und Gebirge. Oben angelangt, hatten wir wieder die weite Fläche vor uns, die zwischen Gebirgen und bewaldeten Vorbergen einerseits und dem Meer andererseits sich hinstreckt. Doch nahm die Landschaft bereits mehr hügelichten Charakter an, und der Blick über die Wälder zur Rechten auf das Meer zeigte uns doch nicht selten, daß wir bereits mehrere

hundert Fuß hoch ritten; auch die Ufer des Meeres fielen daher bisweilen hügelartig und felsig ab.

Nachdem wir einmal auf der Hochebene abgesattelt und gefrühstückt hatten, ritten wir in einer Tour bis zu dem Bauer Groenewald, der etwa sechs Meilen von Georg wohnt. Wir fanden sehr freundliche, herzliche Leute, die uns mit Kaffee bewirtheten und gern noch ein Butterbrod auf den Weg mitgegeben hätten. Dann ging es weiter, noch an drei Meilen weit. Aber nun wurde die Landschaft mit jeder Viertelmeile reicher. Die Hügel am Meer erhoben sich bis zu 5—600 Fuß; die, über welche wir ritten, mochten wohl bisweilen 800—1000 Fuß erreichen; zwischen beiden gab es ausgedehnte Thäler mit Flüßchen und Seen, deren steile Felsufer zum Theil einen ungemein pittoresken Vordergrund für den Blick auf das Meer darboten. Endlich führte uns der Weg um einen etwa 800 Fuß hohen, runden, fast isolirt stehenden Kopf, auf den hinaufzureiten ich Bruder Prietsch bat, weil allem Anschein nach dort eine ungemein lohnende Aussicht unser wartete. Oben angelangt wurden wir beide wirklich überrascht; so schön hatten wir beide den Blick nicht erwartet. Das Meer lag in langer Linie vor uns, mit großen Buchten; der eine Vorgebirgzug lenkte den Blick bis zur Mosselbay zur Rechten und der andere bis zur Kneysna zur Linken. Vor demselben die oft felsenartig der Landseite zu in die ganze lange Kette von Landseen abfallende Hügelreihe, und nach links gewandt, ebenfalls parallel mit dem Meer, waldumkränzte Seeen, hügeleingeschlossene Wiesenthäler mit vielen weißen Häusern, Höfen und Gärten, die dem tief unten liegenden Flußthal des Zwarterevier folgten. Wandte man dem Meer den Rücken, so hatte man vor sich zunächst tiefe Waldschluchten, in denen der Urwald langhin sich streckt, so daß der Blick auf seinen mächtigen Wipfeln ruhte; über diesen Wald hinweg, die steiler sich erhebenden Vorgebirge, und im Hintergrund die Alpenlinien des etwa 4—5000 Fuß hohen Küstengebirges, dessen zackige Häupter eine Kette von etwa 8—10 Meilen bildeten. Ich habe kaum je auf meinen Reisen ein Panorama von solchem Reichthum und solcher Schönheit gesehen.

Da der sandige Berg, auf dessen Gipfel wir unsere Augen weideten, nach der andern Seite ziemlich steil abfiel, zogen wir vor, unsere Pferde die heute eine ziemliche Tour zu machen hatten, am Zügel hinabzuleiten. Der Weg führte durch abgebrannte Büsche, welche auf meinen gelben Beinkleidern allerlei Landkarten abmalten. Endlich kamen wir unten mitten in den Gärten des Zwartrevier-Thals an, welches von oben so lieblich uns entgegewinkt hatte, und von welchem aus wir einen dankbaren Blick nach dem Gipfel zurücksandten. Nun hatten wir eine andere, ganz eng eingeschlossene, aber nicht minder liebliche Thallandschaft, einen Blick auf Gärten, Wiesen,

Flüßchen, Hügel, die in der Abendsonne golden glänzten. Aber vor uns war der Zwartrevier, zu tief, um zu Pferde hindurchzureiten, obgleich seit drei Tagen die zwei Jahre lang durch Dünensand verschlossen gewesene Mündung des Reviers nach mühevoller Arbeit mit dem Spaten geöffnet, dem Wasser, welches vorher aufgestaut, bereits Flächen von Acker und Wiesen überschwemmte, Abfluß verschafft hatte. Jetzt war es so weit gesunken, daß unsere Pferde, die wir nur mit Hülfe eines nachjagenden Schwarzen bewegen konnten, in das schwarze Moorwasser den Fuß zu setzen, von uns am Zügel gehalten, dem uns mit den Sätteln hinüberbringenden Boote folgen konnten, ohne daß sie eigentlich zu schwimmen brauchten, obgleich das Wasser ihren Rücken bedeckte.

Jenseits des Wassers führte der Weg zunächst zu einem, auf steilem Hügel zwischen Bäumen gelegenen Bauernhause, dann in's Thal wieder hinab zu einem andern Zwartrevier, welchen wir ebenfalls mittelst des Boots passirten; hier mußten die Pferde aber schwimmen. Der Bauer, der uns herüberholte, heißt Meding, und stammt von einem preußischen Vorfahren ab, welcher bei der colonialen Regierung angestellt, als Lohn für geleistete treue Dienste hier einen ganzen schönen, fruchtbaren Landstrich geschenkt bekommen hatte. Dieser ist unter seine Nachkommen allmählich immer mehr zerstückelt, doch so, daß jeder Einzelne noch ein Bauergut besitzt von der Größe eines Rittergutes. Bei ihm stand am Ufer ein Dresdner, der mit großer Begierde Nachrichten aus Deutschland erfragte; es ging ihm hier nicht gut.

Wir mußten noch eine halbe Meile weiter reiten, nach Reuggeflee, ebenfalls einem Medingsgut, dessen gegenwärtiger Besitzer, Dreger, eine Meding'sche Tochter geheirathet hatte. Bevor wir indeß das weiß entgegenleuchtende Haus erreichten, fanden wir vor uns noch einmal eine mehrere hundert Schritte breite Wasserfläche zu durchreiten. Es wurde mir dies fast ängstlich, da die Sonne bereits untergegangen war, und die gar nicht fortwollenden Pferde an einzelnen Stellen bis an den Bauch hineinkamen. Nachdem wir endlich angekommen waren, klopften wir vergebens an die Thür. Ich ging um's Haus herum, und sah den Bauer eben mit der Viehheerde kommen. Auf meine Bitte um Nachtquartier zeigte er sich verlegen, Futter hätte er auch nicht, seine Frau wäre auch nicht zu Hause, auch sein Junge nicht, der die Pferde besorgen könne. Wenn wir indeß eine halbe Stunde weiter ritten, bis zu dem Bauer Snethlage, da würden wir eine „Schauke" finden, der hätte Futter. Ziemlich verdrossen, bestiegen wir unsere Pferde und ritten in der Dunkelheit weiter. Alle Augenblicke tappte eins von unsern Pferden durch einen der Maulwurfshügel, mit denen die Gegend besäet war. Den Weg, der eine einzelne Wagenspur in den Büschen war, konnten wir

bald auch nicht mehr erkennen. Prietsch erinnerte sich, daß das Haus, nach dem wir gewiesen waren, mehr als eine Stunde entfernt sei, und daß es nur ein hölzernes Blockhaus sei, in welchem wir kaum würden schlafen können. So beschlossen wir denn, nach tausend Schritten, wieder umzukehren, und jedenfalls die Nacht bei dem Bauer zu bleiben. Dieser entschuldigte sich des Besten, es sei nicht so gemeint gewesen; wir öffneten unsere Sattelbecks und genossen unser Abendbrod im Mondschein, wozu uns der Bauer ein paar Gläser Milch brachte. Dann richtete er uns das Lager zu und führte in seiner Weise eine gebildete Unterhaltung. Wir gingen noch lange im wunderschönen Mondschein vor dem Hause auf und ab, bis wir, der eine auf der Chaiselongue, der andere in einem sehr schönen Thronhimmel-Gastbett unser Lager suchten. Unsere Pferde, die wir frei laufen ließen, fanden auf der Grasfläche vor dem Hause reichlich Futter. — Wir hatten etwa 9—10 Meilen geritten und schliefen daher trefflich.

Freitag, den 23. November, waren wir aber dennoch schon frühe munter, fingen unsere Pferde ein, und machten uns ½6 Uhr ohne Frühstück und ohne Dank an unsern noch schlafenden Wirth auf den Weg. Derselbe führte uns durch grüne Büsche über einen Hügel hinweg in ein kleines Thal, welches zum Theil von einem jener von oben aus gesehenen Landseen angefüllt wurde. Wir ritten am Ufer desselben entlang und freuten uns, wie die Waldkante und die Felsufer im Wasser sich spiegelten. Bald mußten auch wir durch eine Strecke Waldes. Ich ergötzte mich an den krummgebogenen Aesten und an dem Pavianstau, einem Schlinggewächs, welches durch die Luft bis in die höchsten Zweige sich emporstreckt und einen kleinen Wald im Walde von ziemlich dünnen Stämmchen bildet. Dann wieder kamen Bäume ganz mit Moos behangen, wie mit langen Haaren; Schlinggewächse im wilden Gewirr und reiche Büsche und Kräuter machten ein tieferes Eindringen in den Wald unmöglich. Wir übereilten uns nicht zu sehr, weil der Anblick den Schritt mit dem Auge fesselte; und so erreichten wir erst nach 1¼ stündigem Ritt unsern „Schauke", dessen Frau uns mit herzlicher Freundlichkeit aufnahm und sofort mit erwünschtem Kaffee erquickte.

Nachdem wir von der Thalsohle aus die Höhe wieder erreicht hatten, erweiterte sich der Blick wiederum. Vor uns lag der Kneysnabusen, durch dessen Felsenthor die brandende See sich zeigte, zur Linken ein weites, fruchtbares Flußthal, durchströmt von der Kneisna, die hier wohl die Breite und Tiefe gewöhnlicher deutscher Flüsse hat. Wir mußten in langen Windungen oben auf dem Bergeskamm entlang reiten, überall den Blick auf Thal, Gebirge, Bucht und Meer; dann ging es wieder steil hinab in das Thal der Kneysna, über welche eine Fähre uns sammt unsern

Pferden bequem hinüberbrachte. Es war faſt Mittag geworden, bis wir das am Bergesabhang und Meerbuſen romantiſch gelegene gleichnamige Dorf Kneysna erreichten. Der Blick von oben über den von Hügel, Wald und Fels begrenzten Buſen, aus deſſen Waſſerfläche eine ganze Anzahl theils bewaldeter, theils von grünem Raſen bedeckter Inſeln hervorragten, war ungemein lieblich. Unſer Auge aber wandte ſich unwillkürlich immer wieder nach dem mächtigen Felſenthor, durch welches die brandenden Meereswellen hoch aufſpritzten, und aus welchem heraus die Kneysna ſich ins Meer ergießt.

Wir beabſichtigten, unſere Pferde hier einige Stunden ruhen zu laſſen, während dieſer Zeit auf einem Boot nach jenem Felſenthor zu fahren, und dann unſere Heimreiſe noch heute fortzuſetzen. Dieſer Plan wurde indeß vereitelt. In ganz Kneysna ſind nur zwei Boote, von denen das eine gerade bei Einem vor kurzem in den Hafen eingelaufenen Schiff beſchäftigt, das andere heute früh nach dem Strand gefahren war. — Wir mußten alſo, nachdem über eine Stunde verfloſſen war, unſern Plan ändern und ſuchten nun nach einer Karre, welche uns dieſe kleine Meile weit fahren ſollte. Ein dienſtbereiter Tiſchler beſaß eine ſolche, auch ein Pferd; und er glaubte, das zweite dazu auch finden zu können. Ehe indeß dies geſchah, verging wieder eine Stunde und darüber, ſo daß die Uhr bereits halb drei war, bevor wir auf den Weg kamen. Nun ging es aber auch in voller Carrière über Stock und Stein, durch kleine Meeresarme, in denen bei der gegenwärtigen Ebbe das Waſſer niedrig war, über Inſeln, über Raſenplätze mit und ohne Weg, ſo daß wir in kaum einer halben Stunde unſer Ziel erreicht hatten. Wir ſtiegen noch etwa eine viertel Stunde weit auf einen Berg, überall die lieblichſten Rückblicke habend auf den Meerbuſen mit ſeinen Bergen, Vorgebirgen, Inſeln, dem Dorf Kneysna und dem gegenüberliegenden Belvidere.

Endlich hatten wir die Signalſtange erreicht und vor uns öffnete ſich das Felſenthor nach der See zu in impoſanter Pracht. Unter unſeren Füßen brandete die wiederkehrende Fluth und wir freuten uns an den haushohen Schaumwellen, die ſie an den Klippen emporſpritzte, nicht ahnend, was für Ungemach wir davon würden zu ertragen haben. — Wir mochten uns ſchwer trennen von dieſem wunderbar ſchönen Anblick, dem ein ebenſo ſchöner Rückblick in das Land hinein entſprach, mit dem enggeſchloſſenen Buſen der Kneysna, den Inſelchen und Bergzügen, den Häuſern und Gärten.

Aber je tiefer wir rückkehrend hinabſtiegen, deſto mehr ſahen wir, wie ein großer Theil dieſer Inſelchen vor unſeren Augen verſchwand, ja wie bereits ein großer Theil des von uns zurückgelegten Weges unter Waſſer war.

Zwar tröſtete uns unſer Fuhrmann, er kenne den Weg genau und die Pferde werden nicht über den Bauch naß werden; etwas unheimlich war uns indeß die Sache. Es dauerte denn auch nicht lange, da mußte der Kutſcher erſt auf einen Hügel, um zu recognosciren, ob man noch paſſiren könnte. Er gebrauchte lange Zeit bis er die Nachricht wiederbrachte, es ginge hier nicht mehr. So mußten wir denn über einen ſteilen Felshügel um einen andern Weg zu ſuchen; die Felſen waren aber zu ſteil, die Pferde ſprangen und riſſen, bis die Stränge entzwei waren. Wir ſuchten an Riemenwerk zuſammen, was vorhanden war; nun hielt es wieder, wir alle faßten mit an, um die Karre zu halten und zu ſchieben, und richtig es gelang, die Karre wurde hinaufgebracht. Eine zweite ſteile Anhöhe war zu erklimmen, die Pferde verſagten den Dienſt, und hinab ſtürzte die Karre, der lenkende Kutſcher vorauf, die ganze Anhöhe; er lenkte aber mit ſolcher Geſchicklichkeit, daß er unten umwandte und glücklich davonkam, während wir von oben mit Herzklopfen der grauſigen Sturmfahrt zuſahen. Wieder brachte er die Karre mit Mühe auf den Berg, aber nun waren die Stränge auch ganz zerriſſen. Ein Bauerhaus war in der Nähe, ich ging darauf zu und fand einen Hottentotten, dem ich unſere Noth erzählte und fragte, ob er nicht etwas Lederriemen hätte. Er glotzte mich mit affectirter Dummheit an, und blökte ein langgezogenes, dummes „Nääääh" — wandte ſich dann mit grinſendem, verſtohlenen Hohnlachen zu ſeiner dabeiſtehenden Frau, als ob er ſagen wollte: Die ſind nun mal in einer rechten Klemme, da laß ſie nun auch einmal zappeln. Indeß kam ſchon der Bauer Rex heraus, ſah nach allen Seiten, und holte ſofort mit großer Gefälligkeit alle nöthigen Stricke heraus, das Gefährte in Ordnung zu bringen. Dann zeigte er uns einen ſanft abſchließenden Hügel, von wo aus wir wieder in das Waſſer auf unſern Weg gelangen könnten.

Er warnte den Kutſcher vor einem tiefen Loch zur Linken. Der Kutſcher fuhr auch glücklich hinein; aber kaum 30 Schritt im Waſſer hielt er zu weit rechts, und plötzlich befanden wir uns in der Situation, daß unſer rechtes Karrenrad auf einem hohen Ufer ſtand, während das linke allein in dem tief ausgefahrenen Wege war. Die Karre hing ſo tief, daß wir jeden Augenblick umzufallen drohten. Da wurden denn die Stiefeln ausgezogen; ich nahm die Ledertaſche und den Sattelbeck über den Hals und ſo ſprangen wir auf der flachen Seite in das Waſſer, welches faſt bis an die Kniee reichte. Der Karren drehte inzwiſchen um, abermals ohne umzuwerfen, was mir noch jetzt ein Räthſel iſt. Wir beide mußten inzwiſchen, während der Karren durch dieſen immer höher wachſenden Waſſerlauf fuhr, ans Land zurück, durch tiefere Stellen, ſo daß unſer Zeug bis an die Schenkel naß wurde.

Unſer freundlicher Bauer, der von oben ab alles geſehen hatte, kam denn auch ſofort zu unſerer Hülfe und zeigte uns, ſelbſt vorangehend, einen Weg, auf welchem wir durch Sumpf, Schilf und Moraſt eine lange Strecke watend, endlich unſere Karre wieder erreichten. Nun ging es mit bloßen Füßen und naſſen Kleidern durch lange Waſſerſtrecken, welche indeß nur ſo eben über die Axe den Karren einſinken ließen, bis wir ziemlich erkältet um ½6 Uhr Kneysna wieder erreichten, woſelbſt wir uns wieder völlig anklei-deten und dann dem inzwiſchen bereiteten Mahle wacker zuſprachen. Ein unglücklicher Herr Alven, der durch kleine Zeichnungen ſein Leben friſtet, ſchwatzte mir unter der Firma eines Almoſens zwei kleine Skizzen an.

Nun war es 6 Uhr und wir hatten keine Zeit mehr zu ſäumen, wenn wir unſer heutiges, vier deutſche Meilen ferner gelegenes Reiſeziel, das Wirthshaus auf Eiſterneck noch erreichen wollten. Die Pferde wurden alſo geſattelt, und mit naßen Kleidern warfen wir uns auf dieſelben. Zuerſt im ſchnellen Tempo ging es dem alten Wege nach, der ein Bedeutendes erſparte. Wir hatten denn auch richtig noch bis Sonnenuntergang den Nieuw-Pat erreicht, an welchem wir im Finſtern einen ſichern Führer hatten. Mit einbrechender Dunkelheit kamen wir in den Urwald, durch den wir noch 2½ Stunden lang ununterbrochen weiter mußten. Die Dunkelheit des Waldes, deſſen mächtige Stämme und verwebende Schlinggewächſe gerade durch die Finſterniß noch ſchauriger ſchimmerten, wurde nur durch Tauſende fliegender Leucht-käfer unterbrochen und an zwei Stellen durch ſchaurige Wacht-feuer. Der Lichtſchimmer des zweiten Wachtfeuers im Walde zeigte mir auf meiner Uhr, daß es bereits 10 Uhr war, und wir ritten noch immer in dem mit jeder Minute für uns ſchauriger werdenden Walde, in welchem auch wir bereits daran dachten, ein Feuer anzuzünden und unſer Nachtquartier zu ſuchen. Ich über-wand indeß meine Bedenken und ſchrie gegen das Wachtfeuer an. Zwei oder drei Hunde ſprangen bellend auf und fielen uns an; ich ſchrie abermals, da antwortete eine menſchliche Stimme. Ein rieſiger bärtiger Kerl kam aus dem Walde, brachte die Hunde zum Schweigen und tröſtete uns mit der Nachricht, daß Eiſterneck gar nicht mehr fern ſei. So ſpornten wir denn unſere Pferde an, und nach 4¼ ſtündigem Ritt konnten wir dann abſatteln. Der Wirth Pierre machte ſoeben das Licht aus, als wir ankamen. Hätten wir es nicht gerade noch brennen geſehen, ſo hätten wir das etwa hundert Schritt vom Wege entfernte Wirthshaus in der Dunkelheit auch noch verfehlt; und hätten die ganze Nacht müſſen unter dem Himmel zubringen. Wir erwärmten uns alſo an einer Taſſe Kaffee, und dann ging es zu Bett. Aber, o Jammer, da gab es nur eine ganz dünne, baumwollene Decke zum Zudecken. Der

Wirth schien die Regel mancher Bauern zu der seinigen gemacht zu haben, nach welcher man sich mit Stiefel und Sporen völlig bekleidet ins Bett legt und nach welcher ein Bauer, als er den bei ihm einkehrenden Dr. Faure sich ausziehen sah, verdrießlich ausgerufen hatte: „Kyk! de onbeschaafde Keerl trekt zich uit.“ Es blieb also in der That nichts übrig, als mit den in der feuchten Abendluft auch durch den Ritt nicht getrockneten Kleidern sich ins Bett zu legen, was sich gleich am andern Morgen fühlbar machte.

Sonnabend, den 24. November, standen wir mit erster Morgensonne auf, und erfreuten uns zunächst an der prachtvollen Aussicht von Eisterneck. Wir waren fast immer fort bergaufgestiegen und jetzt wohl 1500—2000 Fuß hoch über der Meeresfläche; und wir sahen nun, wie die Bergkuppen und Zacken, bewaldet oder kahl sich über einander thürmten, bis zu den hohen Spitzen hin, während sie auf der andern Seite einen weiten Blick auf das Meer nach Plettenbergsbai zu öffneten.

Wir konnten indeß diesen Blick nicht lange genießen; denn Regenwolken zogen auf und verdeckten bald die Aussicht. Wir eilten, auf die Pferde zu kommen, denn auch heute hatten wir noch gegen 7—8 Meilen zu reiten. Unser Weg führte uns noch durch eine Strecke des Urwaldes, so daß wir an dessen Schönheiten uns zur Genüge erlaben konnten. Mächtige umgestürzte Baumstämme boten einer ganzen Pflanzenwelt, die sich umher und auf dem Stamm ausbreitete, Nahrung; Farrenkräuter der mannigfachsten Art, hängende Schlinggewächse, wilde Gruppirungen boten einen unerschöpflichen Stoff für das Auge und die Phantasie. Der Regen belästigte uns nicht wenig und benahm uns vielfach die Aussicht. Doch ließ er mit der Zeit nach, so daß wir nach 1½ Stunden absatteln und unsere Pferde grasen lassen konnten. Nachdem wir eine ziemliche Höhe, gewiß von 2500 Fuß erreicht hatten, mußten wir, genöthigt durch eine steile tiefe Felsenkloof, an deren jähen Rande entlang tief bergab, dann wieder noch höher hinauf, durch wunderbar schöne Fels-, Thal- und Baumparthien. Endlich führte der Weg von der ganzen Höhe wohl 2000 Fuß tief wieder hinab, in einen tiefen Thalgrund, in welchem die Vlucht liegt, eine Anzahl Bauernplätze und eine große Banditenstation. Hier sattelten wir zum zweiten Mal ab; es war bereits gegen 11 Uhr geworden. Als ich vom Pferde stieg, fühlte ich in der brennenden Sonnenhitze einen peinigenden Durst, den ich, weil ich ihn nicht als Anzeichen der durch das feuchte Nachtlager zugezogenen Erkältung erkannte, vergeblich durch Wasser, Kaffee und Wein zu löschen suchte; ich fühlte mich bald sehr unwohl. Indeß um 1 Uhr bestiegen wir unsere Pferde wieder und ritten in die neueröffnete Kloof hinein, an deren Weg Hunderte von Banditen noch jetzt arbeiteten.

Der Eingang in die Kloof war pittoresk; steile Felsen begrenzten ein ganz enges Thal, durch welche ein Gebirgsbach, mehrere Kessel und Wasserfälle bildend, herabschäumte. Der Weg verlor sich so in den Felsen, daß man alle fünf Minuten fragte: Wo soll es nur aber hier eine Oeffnung geben. Indeß die Oeffnung fand sich jedes Mal, und binnen Kurzem war die schaurige Kloof passirt, und es ging in ein weites Thal und von dort dann immer höher und höher hinauf, über die Senkung der höchsten Gebirgslinien fort, welche sich an 4000 Fuß hoch, wenn nicht höher. Der noch nicht fertige Weg führte oft an jähen Abgründen vorbei und bot kaum für uns zwei Reiter neben einander Raum: indeß war er doch überall bereits so weit fertig, daß wir ihn verfolgen und zugleich die ungeheuren Arbeiten mit Aufmauern, Ueberbrückungen, Felssprengen ꝛc., die von vielen Hundert Banditen verrichtet wurden, in Augenschein nehmen konnten. Der Blick vom Wege aus auf die Querthäler und die Bergrücken und die Schluchten und zurück auf das Meer, gewährte manchen malerischen Punkt. Auch der Weg selbst, wie er

Zwischen Kneysna und Avontuur.

jeder Thalschlucht und Krümmung sich anschmiegend, durch dies Chaos von Bergen und Vorbergen von einem derselben zum andern führend, so allmählich aufsteigt, daß man an den meisten Stellen mit guten Pferden bergauf traben kann, war sehr anziehend, zumal an den Punkten, wo er, den alten Weg kreuzend (zwischen Vlucht und Kneysna), zur Vergleichung zwischen sonst und jetzt aufforderte. Der alte Weg führt bisweilen im Winkel von 40—50 Grad steil bergauf und das nicht in glatter Bahn, sondern über Felsen und Klippen, die sich wohl 2—2½ Fuß hoch senkrecht dem Wagenrad entgegenstellen. Da mußte die Menge der Ochsen nachhelfen, deren man wohl dreißig vor einen Wagen

spannte, so daß allzeit einige zogen, während andere kletterten. Auf diese Weise hat man Ladungen von 30—40 Ctrn. auf einem Wagen über solche Felsenwege geschleppt, auf denen ich nicht einmal auf leerem Pferde reiten möchte, weder aufwärts noch abwärts. Die am Wege arbeitenden Banditen waren durchgängig Schwarze, unter denen man den Kaffer an seiner rohen Verschmitztheit allzeit herauserkennen konnte. Der Kaffer ist auch in der Colonie noch völlig der ungebrochene, unnahbare Heide, wie vor Zeiten. In der Nähe von Dörfern oder großen Bauerplätzen legt er seine runde Hütte an, eine, zwei, drei, je nach der Zahl seiner Weiber. Da liegt er denn und faullenzt den Tag über, er und sein Weib, nur mit dem Karoß oder einer fahlbraunen wollenen Decke bekleidet, seine Kinder ganz nackt, allzeit ein paar Hunde bei sich, die den Vorüberreisenden bellend belästigen. Ab und zu findet man unter ihnen Leute, die sich ein Stückchen Grund bebauen, und so ihren Unterhalt verdienen; sehr viele aber leben fast nur von Diebstahl und Raub, so daß sie in manchen Districten bereits ausgewiesen sind.

Wie sie so in ihrer Hütte um das Feuer hocken oder vor derselben die Vorübergehenden gleichgültig passiren lassen, erinnern sie sehr an die vor den Dörfern Ungarns gelagerten Zigeunerbanden. Bisweilen lagern sie sich auch in waldigen Thalgründen, und da sind sie wirklich unangenehm. Wir passirten heute solche Thalschlucht, wo solch nacktes Kafferpaar sich sonnte; ich muß gestehen, daß ich mein Pferd allzeit scharf im Zügel behielt, um auf Alles gefaßt zu sein, so lange dieser Kerl in unserer Richtung sich bewegte. Dabei ist der Kaffer ebenfalls gegen das Evangelium viel härter. In seinem angebornen Stolz fühlt er nicht sein Elend, wie der Hottentott und Freisclav, sondern fühlt sich immer noch als der eigentliche Beherrscher des Landes, der einstweilen nur in das Unvermeidliche sich fügt.

Nachdem wir die Höhe des Berges mit unsern fast ermüdeten Pferden erstiegen hatten, führte der Weg eben hinab, nur etwa 1000 bis 1500 Fuß tief; dann hatten wir die Thalsohle der Langekloof erreicht, und wurden in Avontuur von Jacobus bereits mit der Karre erwartet. Mit Sonnenuntergang fuhren wir durch das revier und langten in Anhalt an, woselbst meine Taufkandidaten bereits meiner warteten. Ich selbst war froh, wieder unter ihnen sein zu können, um ihnen das Evangelium zu predigen.

Sonntag, den 25. November, hielt ich die Vormittagspredigt, und nach derselben ein eingehendes seelsorgerisches Gespräch mit jedem einzelnen meiner Täuflinge. Es war kein Einziger unter ihnen, der nicht bekannte, viel gelogen zu haben, und nur Einzelne, die nicht Ehebruch getrieben hatten. Aber fast bei Allen konnte ich an den heißen Thränen, mit denen sie ihre

Sünde erkannten, und bekannten, und an dem zuversichtlichen Bekenntniß des Glaubens, daß Christus auch für sie gestorben sei, und daß sie im Glauben und Taufe Vergebung der Sünden ganz frei zu haben, überzeugt seien, doch deutlich die Spuren des in ihnen arbeitenden heiligen Geistes erkennen. Eine nicht geringe Zahl von ihnen halte ich für geistlich erweckt und bekehrt. Nachmittags predigte Prietsch und kündete dann die Namen der zu Taufenden ab, etwaiger zu erhebender Einsprüche halber. Da ergab sich denn, daß drei der Taufcandidaten in wilder Ehe lebten, wie ja diese unter den Heiden durchaus nicht als etwas Sündliches angesehen wird, auch früher wohl nicht als Hinderniß zur Taufe angesehen worden ist. Wir waren in Verlegenheit. Was mit ihnen anfangen? Sie noch vor der Taufe zu trauen, wozu sie sämmtlich bereit waren, ging nicht an, wegen des zuvor erforderlichen dreimaligen Aufgebots; sie zu taufen, und nach drei Wochen zu trauen, ging nicht gut, weil man dann ja hernach eine gemischte Ehe einzusegnen gehabt hätte. Endlich beschlossen wir, am Taufsonntag zuvor das erste Aufgebot zu vollziehen und sie unter der Bedingung zu taufen, daß sie sofort nach dem dritten Aufgebot die Civiltrauung vollzögen. Dieser Beschluß rief bei den armen Leuten, die bereits untröstlich waren, von der Taufe zurückgestellt werden zu sollen, große Freude hervor.

Montag, den 26. November, nahm ich Vormittags eine große Skizze von Harlem und Anhalt auf. Zurückkehrend, fühlte ich mich unwohl; die Folgen der Erkältung traten nun hervor; die Verdauungsfunctionen waren gestört und Fieberfrösteln wechselte mit Fieberhitze. Doch konnte ich am Abend meine Taufunterweisung halten.

Dienstag, den 27. November, verhandelte ich Vormittags mit Bruder Prietsch über die Abänderung seines Contracts und nahm das betreffende Protokoll auf. Nachmittags kam wieder das Fieberschütteln, welches, obgleich nicht ernst und bedenklich, mich doch zu geistiger Anstrengung unlustig machte. Ich unterhielt mich mit den Geschwistern Prietsch und schrieb etwas an meinem Tagebuch; Abends zur Taufunterweisung war ich wieder völlig frisch.

Mittwoch, den 28. November, mußte ich Vormittags im Bett bleiben und transpirirte stark. Dies machte mich für den Nachmittag matt; Abends aber fühlte ich mich völlig hergestellt, und konnte meine Täuflinge in alter Frische unterweisen.

Donnerstag, den 29. November, bereiteten wir uns zur Reise nach Avontuur, woselbst ich theils mit dem dortigen Herrn Wehmeyer wegen Ueberlassung der Kirche verhandeln, theils die wenigen unserer dort wohnenden Gemeindeglieder in ihren Häusern besuchen wollte. Da beide Aufgaben nicht eines ganzen Tages

Arbeit ausfüllten, so setzten wir unsere Reise noch zwei Stunden (zu Pferde) weiter fort nach Hopedale, der Missionsstation des Independenten-Missionars Dover. Derselbe ist noch ein junger Mann, schottländischer Independent, erst seit Februar hier in der Mission thätig, aber frischen, frommen Gemüths. Die Art seiner Wirksamkeit ist der des Missionars Anderson in Oudshorn ähnlich. Er hat eine Zahl von 2—300 Communikanten, aber weit zerstreut durch die ganze Gegend. Auch er leitet Diaconen an zu Mitarbeitern und betreibt Alles mit seiner Gemeinde und weiß deren Selbstthätigkeit anzuregen und auszunutzen. Selbst in dem verflossenen schweren Jahr hat er über 26 Pfd. Sterl. Beiträge gesammelt; von Anderen hat er Schafe, Felle ꝛc. sich schenken lassen, und diese zusammen mit den Gaben der in Hopedale wohnenden Weißen auf einem Bazar verkauft, welcher 98 Pfd. Sterl. eingebracht hat. Diesen Gesammtposten hat er zur Deckung der noch auf der neuen Kirche lastenden Bauschulden verwandt; sein Gehalt bezieht er von der Londoner Missionsgesellschaft. Seine aus etwa 40 eingeschriebenen Kindern bestehende Schule, deren Lokal die freundliche Kirche ist, wird durch eine besoldete englische Lehrerin verwaltet. Als wir sie besuchten, fanden wir 16 Kinder versammelt. Die Vorbereitung zur Taufe vollzieht er etwas sorgsamer, als sonst die Independenten. Er läßt die sich meldenden Heiden, die er, so weit er sie abreichen kann, in ihren Häusern besucht, Montags Nachmittag sechs Wochen lang zum Privatgespräch zu sich kommen; dann stellt er sie der Gemeinde vor, welche entscheidet, ob sie getauft werden sollen. Ich machte ihn aufmerksam, daß doch auf diese Weise die Vorbereitung noch eine sehr ungenügende sei, und namentlich doch nicht das erzielen könne, daß die Täuflinge die Hauptthatsachen der biblischen Heilsgeschichte und Heilswahrheit sich zuvor angeeignet haben. Er gestand das zu und sagte, er suche nach einem kleinen Büchlein, in welchem die Heilswahrheiten kurz und kernig zusammengestellt seien. Ich sagte, er könne kein besseres finden, als den kleinen Katechismus Luther's; er schrieb sich Parisius Adresse auf, um ihn sich kommen zu lassen. Im Uebrigen äußerte er sich sehr zufrieden mit zweien seiner Diaconen, und mit der Opferwilligkeit seiner Gemeinde. Er sprach den Wunsch aus, mit Prietsch zu verkehren, auch gegenseitig Gemeinschaft zu pflegen, dadurch, daß man auch sich die Kanzel gastlich zugestehe. Er erkundigte sich nach den Grenzen des Wirksamkeitsgebiets von Prietsch, damit er ihn in denselben nicht störe, und sein Arbeitsfeld anderweit aufsuche; er bat, daß man in Fällen von Kirchenzucht eine Art Cartelverbindung eingehe, sich gegenseitig Mittheilungen zu machen, damit nicht unwürdige Ausgeschlossene bei dem anderen Aufnahme fänden. Ueber eine seiner Außengemeinden klagte er sehr; da habe er Viele wegen

Schafdiebstahls ꝛc. ausschließen müssen. Auch von Pakaltsdorp erzählte er manches Betrübende, daß die Gemeindeglieder nicht blos ihres Pasto.s, des alten, lieben Atchinson, Gartenfrüchte gestohlen, sondern auch sein Wasserfaß, in welchem derselbe in der dürren Zeit von fern her Wasser hat fahren lassen, angebohrt haben, um sich Wasser zu verschaffen, so daß der alte Atchinson, der zu müde sei und zu gutmüthig für solche Bande, schon mit dem Gedanken umgegangen sei, sein Amt ganz niederzulegen.

Hopedale ist ein zwar kleines, aber freundliches Dorf, an einer der großen Hauptstraßen gelegen, und darum auch im Aufblühen begriffen, und einer zukünftigen Entwicklung entgegensehend. So klein es ist, so hat es doch schon vier verschiedene Namen: Hopedale, von der dort angelegten Missionsstation; Ein, von einigen Anbauern, die sich dort zunächst niedergelassen haben; Rietflee, von dem ursprünglichen Namen des Bauernplatzes, und Uniondale endlich hat man es genannt, um einen gemeinsamen Namen zu haben. Besonders merkwürdig sind um Hopedale, die vielen Tafelberge mit ihren geradlinigen Rücken.

Diese Berge, die in ganz Südafrika häufig gefunden werden, sind auf ihrem Gipfel bisweilen ganz platt, wie ein Tisch, darum heißen sie Tafelberge; in solcher Ausdehnung und Zahl, wie bei Hopedale, habe ich sie aber doch sonst nicht gefunden. — Lieblich sieht es aus, daß um die Wohnung des Missionars herum die Farbigen ihre Hütten in engem Kreise gebaut haben; jeder bezahlt 5 Shilling für das Recht, seine Hütte dort aufschlagen zu dürfen, ein Gartenfleckchen bei seinem Hause ist nicht vorhanden, sondern die Hütten liegen um das Missionshaus herum, wie die Kinder um ihre Mutter.

Auf dem Rückwege sprach ich mit Bruder Prietsch darüber, daß ich, so oft ich Independenten-Missionen gesehen habe, doch mich des Eindrucks nicht erwehren könne, daß dort manches Gute wäre, dessen wir entbehrten in unseren Missionen; dieses wirkliche Mitarbeiten der Gemeinden zeige sich doch nicht blos nach der pecuniären Seite hin, sondern auch nach der innerlichen Seite als heilsam. Bruder Prietsch hob die großen Gefahren dieser Praxis hervor. Er habe auch die Kräfte aus den Gemeinden in ähnlicher Weise herangezogen, aber die Diaconen überhöben sich bald, und in den Gemeinden mache sich ein veräußerlichendes Christenthum geltend, das seine Frömmigkeit nach dem Maße der Mitarbeit abmesse. Im Prinzipe stimmte er bei, daß bei uns mehr noch, als bisher, die Gemeinden zur Mitarbeit herangezogen werden müßten.

Nach Avontuur zurückgekehrt, verhandelte ich zunächst mit dem Bauer Wehmeyer wegen der Ueberlassung der Kirche. Er erklärte sich auch bereit dazu, so daß, wenn er und seine Mutter Wort

halten, wir zum Tauffest nächsten Sonntag als Taufgeschenk eine Kirche erhalten sollen. Gott lenke die Herzen dazu! — Dann besuchte ich die Gemeindeglieder. Zwei Mädchen, die bei Häse, unserem früheren Kaufmann, dienen; eine Familie, junge Eheleute, liebe Christen; eine andere Familie, von der übrigens nur die (sehr ernste) Frau zu unserer Gemeinde gehört, hatte ich bereits bei meinem vorigen Besuch gesehen, und eine andere Frau war verreist. — Abends hatte ich wiederum eine gesegnete Stunde mit meinen lieben Täuflingen in Anhalt.

Freitag, den 30. November. Heute machte ich meine Hausbesuche in der Gemeinde, zunächst im Dorfe Haarlem. Ich fand neben manchen Mundchristen doch auch recht ernste, liebe Seelen. Da ich auch die Heiden aufsuchte, so konnte ich mich an manchem Zeugniß suchender Seelen, denen ihr Heidenthum keine Genüge giebt, erfrischen.

Die alte Dina Jacobus erzählte mir, daß vor Ankunft des Bruder Prietsch, weil kein Hirte da war, es hier recht traurig ausgesehen habe. Da sei sie einmal in die Stille gegangen, um zu beten; und wie sie nach Hause kommt, so sieht sie ihre eigenen Kinder mit den Weltkindern lustig und auf Sündenwegen. Sie ruft erschreckt ihre Kinder zurück, und während sie diese ermahnt, fällt es ihr selbst schwer auf das Gewissen, daß ja auch sie die erste Liebe verlassen habe. Sie kehrt zum Gebet zurück und betet so inbrünstig, daß sie darüber einschläft. Im Schlaf hat sie einen Traum; sie sieht drei Männer ganz deutlich und hört dazu eine Stimme: Das seien drei Engel, die ihr etwas zu sagen hätten. Sie wacht auf und weiß nicht, was dieser Traum zu bedeuten habe, und wer die drei Männer seien. Am folgenden Tage aber kommen Prietsch und Schmidt und Howe an und predigen alle Drei, und sie erkennt in ihnen die drei Männer wieder, die sie im Traum gesehen hatte. Da ist sie hoch erfreut und ruft ihre Freunde zusammen und erzählt, was sie geträumt habe. — Nächsten Sonntag nun soll ich auch ihren Mann, der bisher Heide gewesen ist, taufen.

Ebenso lebendig fand ich die Aletta Rietsenberg, die auch im Taufunterricht ist, und deren Mann noch Heide ist. Zu einem Jan Rietsenberg kam ich und redete ihn ernst darauf an, daß er so lange schon das Wort vom Kreuze kenne und immer noch nicht dem Herrn sein Herz schenken wolle. Der Mann war wie vom Blitz getroffen. „Ja", sagte er, während auf seinem Angesicht ein ernster Seelenkampf sich abspiegelte, „Ja, myn huis is klaar (er hatte sein Haus soeben von außen und innen neu abgeputzt), en ik ben noch buitenkant; neen zoo kan het niet langer blyven; myne frouw is gedoopt, myne kinderen zyn gedoopt, en ik kan ook niet meer zonder god in de wereld leven. Maar

de Heer zal my niet alleen laten; en wil ik tot hem komen; de wereld is te kleen, en de tyd te kort; ik kan niet meer zonder god leven." Dieſe Worte ſprach er in tiefſter Herzensbewegung und innerer, heftiger Aufregung. — Aehnlich ſprach ſich auch ein anderer Heide tief bewegt aus und verſprach, nicht länger ſäumen zu wollen, ſondern bald zum Taufunterricht ſich zu melden. — Viele Andere erzählten mir ganze Stellen aus meiner erſten Predigt, in welcher ich „eine Botſchaft aus fernem Lande", nämlich vom Herrn aus der Ewigkeit her, den Leuten gebracht hatte. Ja, ſagten ſie, ſo wäre es, wie ich geſagt hätte; wie die boesten hätten ſie gelebt, ſo lange ſie zonder god geleit hätten, aber nun hätten ſie ſich auch vorgenommen, von jetzt ab einen neuen Anfang zu machen. Es ſcheint, als ob die Weiſſagung des alten Piet Kuhn ſich erfüllen wollte.

Dieſer Piet Kuhn war ein früherer Diakonus der Gemeinde und wird von Bruder Prietſch als derjenige unter den farbigen Chriſten bezeichnet, von denen er am meiſten den Eindruck eines gründlich bekehrten und geförderten Chriſten gehabt hätte. Derſelbe iſt vor etwa 4 Jahren geſtorben, zu einer Zeit, wo es einmal wieder recht traurig in der Gemeinde ſtand und Bruder Prietſch ſogar den Gedanken bewegte, ob er nicht hier vergeblich arbeite, und lieber weggehen ſolle. Dieſen Piet Kuhn beſuchte die Schweſter Prietſch einen Tag vor ſeinem Tode. Er konnte wenig und nur mit Mühe noch reden. Aber er raffte ſeine Kraft zuſammen und ſagte der Schweſter Prietſch, ſie ſolle ihrem Manne ſagen, er möge doch ja nicht Haarlem verlaſſen, ſondern hier bleiben, es werde noch durch viel Unterdrückung und Schwachheit gehen, aber es werde in einiger Zeit einer von den großen Lehrern kommen aus Europa über das große Waſſer her; dann beſchrieb er deſſen Geſtalt, er ſei ein ſtarker, unterſetzter Mann und an der Wange zu erkennen, er ſehe ihn deutlich und klar; der werde nicht allein, ſondern mit Vielen in Geſellſchaft kommen, und dann werde er hier predigen, und dann werde eine große Erweckung in der Gemeinde ſtattfinden. — Wenn ich auf die fünfzehn erwachſenen Täuflinge, auf das ſichtliche Regen, was mir überall entgegentritt, hinſehe, ſo möchte ich glauben, dieſe Weiſſagung erfülle ſich vor meinen Augen.

Die Wittwe dieſes Piet Kuhn beſuchte ich; ſie ſprach unter andern: „Mein Haus iſt klein, aber das hat es, daß der Herr Jeſus in demſelben wohnt." Dann wurde ſie traurig und tief bewegt: „Vier Jahre iſt es her, da hat der Herr meinen lieben Mann mir genommen, aber das habe ich doch, daß nun der Herr Jeſus im meinem Hauſe wohnt."

Die Schwiegermutter des ſeligen Kuhn iſt die alte Emilie de Laine, von der ich bereits oben einen lieblichen Zug erzählt

habe. Jetzt wohnt sie mit ihrer Tochter zusammen, zwei Wittwen in einem Häuschen, in Frieden. Sie erzählte ferner aus ihrem äußern und innern Leben: „Ein Sklav bin ich geboren, aber nun hat mir der Herr die Freiheit geschenkt, daß ich auf meine alten Tage kann für mich selbst arbeiten; ich habe das Schwere der Sklaverei gefühlt, deshalb weiß ich, was Freiheit ist. Aber was ist diese Freiheit gegen die Freiheit der Kinder Gottes, zu welcher mich mein Heiland befreit hat." Dabei leuchteten ihre klaren schwarzen Augen wie mit prophetischem Feuer. „Achtundachtzig Jahre lang hat der Herr mich in Geduld getragen, nun wird er mich bald heimrufen, o welche Herrlichkeit wird das sein!" — „Als ich noch ein Sklav war, da habe ich immer insgeheim gewünscht, daß ich einmal möchte zusehen können, wenn die Weißen das heilige Nachtmahl feiern und nun hat der Herr so Großes an mir gethan, daß ich selbst seinen Leib essen und sein Blut trinken kann." — „Ja," sagte ich, „Mütterchen, nun habt Ihr wohl Euren Heiland auch so recht sehr lieb?" — Da leuchteten ihre Augen wieder auf: „Von ganzem Herzen, von ganzer Seele habe ich ihn lieb. Er hat mich aus der Grube gerissen, und hat meine Füße auf weiten Raum gesetzt. Jetzt muß ich ihm Tag und Nacht mein Seufzen und meine Thränen geben, und meinem Jesus danken für die Barmherzigkeit, die er an mir unnützem Wurm gethan hat!" — „Sorgt Ihr aber auch recht dafür, daß auch den Andern, die noch in der Finsterniß sind, das Wort Gottes süß werde?" — „Ach Mynheer, lesen kann ich nicht, denn ich bin nur ein ongeleerdes Schepsel, aber ich bete zu dem Herrn. Ja, und ich fühle, daß mein Gebet aufsteigt, und daß ich mit meinem Heiland rede und er mich hört. O! O! (das sprach sie in tiefergreifendem Ton) ich weiß, daß ich auch darin ein armer Sünder bin, und daß ich schuldig bin. Ich habe nichts von seiner Gnade verdient; aber ich habe die eine Bitte, daß ich mich betten möchte zu den Füßen meines Herrn Jesu. Ja, und er verstößt seine alte Magd nicht. Achtundachtzig Jahre hat er mich bisher gespart, obgleich durch Armuth und Schwachheit; aber hätte ich mehr besessen, ich würde es wohl nicht haben tragen können, meine Seele hätte sich gewiß daran gehängt. Aber eins weiß ich, eins habe ich: ich habe die köstliche Perle, die halte ich, und dies ist mir genug! Ich weiß, für mich ist ein Erbtheil aufgehoben, das kann mir kein Dieb rauben. Und wie danke ich dem Herrn, daß vor meinen Augen meine Kindeskinder das Vorrecht haben, was ich in meinen früheren Tagen habe entbehren müssen; und darum streite und ringe ich, daß der Herr in meinem letzten Augenblick mir möge seine Hand entgegenstrecken." Es war in der Rede dieser alten Jüngerin ein solches Feuer, solcher Schwung, solche Kraft, daß ich tief be-

ſchämt vor ihr ſtand, wie ſie mit leuchtendem Auge und ſprechendem Angeſicht ſo ihren Herrn bekennen und preiſen konnte.

Gegen Abend ritt ich mit Bruder Prietſch in die fernſten Theile unſeres Grundbeſitzes, ſchöne, fruchtbare Saatfelder, unmittelbar am Fuße der Hochberge, große Flächen, die auch der Bewäſſerung nicht bedürfen, weil dieſer Theil der Kloof von Zeit zu Zeit durch einen Staubregen bewäſſert wird, der ihn ſelbſt in den Zeiten der vorjährigen Trockenheit zu einem fruchtbaren Lande machte. Eine Fülle der mannigfachſten Blumen ſchmückt die dortigen üppigen Grasfelder.

Sonnabend, den 1. December, machte ich am Vormittag zunächſt einen Beſuch bei der Wittwe des Bauer Heinz, der durch ſeinen Verſuch, dem Bruder Prietſch einen Theil des Waſſers abzuſchneiden, dieſen zum Prozeß genöthigt hatte, und vor deſſen Endentſcheid geſtorben war. Die Wittwe fürchtete, weil die Sachlage des Prozeſſes gegenwärtig für ſie nicht günſtig ſtand, Alles zu verlieren, und bat mich um meine Vermittelung. Ich konnte ihr freilich keinen Troſt geben, da zur Zeit kein berechtigter Vertreter ihres verſtorbenen Mannes zur Aufhebung des Prozeſſes vorhanden war.

Nachmittags ſetzte ich meine Hausbeſuche fort. Ich kam zu einem Heiden Namens Philipp Eſau. „Was ſteht denn noch in Deinem Wege, daß Du nicht zum Herrn Jeſu kommen willſt?“ — „Nur mein Ungehorſam.“ — „Wenn Dein Kind ungehorſam iſt gegen Dich, was thuſt Du dann?“ — „Ich ſtrafe es!“ — „Was meinſt Du, daß der allmächtige Gott thun wird, wenn Du alſo weißt, Du biſt ihm ungehorſam, und Du bleibſt in dem Ungehorſam?“ — „Er wird mich ſicherlich ſtrafen.“ — „Du weißt doch, daß Du durch des Herrn Jeſu Tod der Strafe entgehen kannſt, was hindert Dich denn noch, ſeine Gnade zu ſuchen?“ — „Ach, Mynheer, es iſt ſo etwas in meinem Kopf, was herumdwalt, und da kann ich nicht dagegen aufkommen; darum muß ich in meiner Traurigkeit bleiben; das muß ich bekennen, ſo wie ich jetzt lebe, habe ich keine Freude!“ — „Nun, ich lade Dich ein, als des Herrn Jeſu Bote, er läßt Dir ſagen: Komm zu meinem Hochzeitsmahl, es iſt Alles bereit, Du biſt mir ein willkommener Gaſt.“ — „Ja, ich will kommen, ich will den Herrn bitten, daß er mich annehme!“ Neben ihm ſaß weinend ſein Weib, einen Säugling an der Bruſt; ſie ſoll morgen getauft werden.

Zu einem Cäſar Terblans kam ich, der hatte in vier Monaten zwei Kinder verloren; ſein vierzehnjähriger Sohn lag in ſchwerem Fieber hoffnungslos. Der Alte war geknickt; er ſagte mit Thränen im Auge: „De heer neem de tacken weg, en de boom laat hy nog staan, dat hy mag vruchtbar worden!“

Adolf, der Küſter, iſt ein frommer, aufrichtiger Mann.

Er bekannte: „Ich wünsche wohl und habe rechtes Verlangen, dem Herrn treu zu sein, aber ich bin es noch so wenig; es ist lauter Gnade, daß ich noch gespart werde. Ich habe den Herrn lieb, aber mein sündiges Herz macht mich alle Tage wieder betrübt. Der Herr hat mich schwer mit Krankheit heimgesucht (Nervenfieber); ich konnte nichts, gar nichts mehr, mit Leib und Seele; aber in jenen Stunden hat sich der Herr meiner angenommen, da hat er mich in meinem Elend besucht, und ich habe erfahren, daß seine Kraft in Schwachen mächtig ist. Und mein einziger, lieber Sohn hat dieselbe Krankheit gehabt; er war vierzehn Jahr alt; ich dachte, er sollte meine Stütze im Alter sein. Den hat der Herr mir genommen. Aber der hat mir ein Wort zurückgelassen, von welchem ich nicht weiß, ob ich es in meiner letzten Stunde auch mit solcher Freudigkeit werde sprechen können. Er sprach: „Ich gehe nach Hause; meine Sünden sind mir vergeben." Er konnte in diesen letzten Tagen kaum noch reden, aber so viel konnte er, daß er sein herzlich Verlangen nach der heiligen Taufe aussprach, und daß er antworten konnte, als er kurz vor seinem Tode getauft wurde. Nun ist er wohl geborgen." Bei diesen Worten rollten dem Manne die hellen Thränen über die Backen. Seine Frau war inzwischen eingetreten, und fuhr fort: „Ja, der Herr ist mir auch gnädig, das hat er mir selbst gesagt. O, das war schwer, den einzigen Sohn so hinzugeben; aber der Herr hat deutlich zu mir die Worte gesprochen: „Willst Du Abrahams Tochter sein, so thue auch, wie Abraham gethan hat und gieb gern Deinen Sohn hin!" Das war acht Tage vor seinem Tode. Ich lag wachend bei dem Jungen, da habe ich jene Stimme deutlich mit meinem Geist gehört. Und am andern Tage hat der Junge auch zu mir gesagt: „Mutter, laß mich ziehen, ich gehe nach Hause." Da habe ich geantwortet: „Du gehst heute, und ich komme morgen Dir nach." Und dann habe ich dem Herrn mein Kind geben können, und er hat mich auch endlich getröstet. Nun lebe ich heute noch, und Alles ist Gnade und Alles ist Liebe des Herrn. Er wird mich auch festhalten, daß ich nicht falle, bis ich endlich einmal auch zu ihm kommen werde!" Diese Worte sprach die Frau mit leuchtendem, tiefbetrübtem und doch sichtlich getröstetem Mutterauge. — Am Abend hatte ich meine Täuflinge zum letzten Unterricht.

Sonntag, den 2. December, war ein heller Segenstag. Um ½10 Uhr ging es in das, jetzt noch als Kirche benutzte Schulhaus. Das ganze Haus bis in den Giebel des Strohdachs bildet den luftigen Raum, der nur durch die Lage der halb durchgesägten Balken durchbrochen ist. Die Guirlanden und Festons, die seit meiner Ankunft die Kirche schmückten, waren noch nicht ganz ihres Farbenschmucks entkleidet. Ich saß hinter dem Katheder,

der Altar und Kanzel zu gleicher Zeit ist; um mich herum auf der Erhöhung, die gleichsam den hohen Chor ausmacht, saßen sechszehn vom Kopf bis auf die Zehen völlig weiß gekleidete Frauen und Mädchen, auf der andern Seite vier Männer, auch so viel als möglich in Weiß. Ich hielt die Taufrede über Matth. 28, 18 und examinirte in allen fünf Hauptstücken des lutherischen Katechismus, welche die Täuflinge gut gefaßt hatten, mehr als mit dem Kopf allein; eine tiefe Bewegung ergriff die Täuflinge und den Täufer und die Gemeinde, als ich die Sechszehn taufte, — drei Mädchen und ein junger Mann waren bereits als Kinder getauft und wurden am Nachmittage confirmirt.

Bei dieser Handlung war auch jener Bauer Wehmeyer zugegen, welcher hernach sein Versprechen, die Schenkung der Kirche zu Avontuur zu bewirken, erneuerte. Dann nahm ich bewegten Abschied von Theophilus Grunewald, unserem treuen, farbigen Schulmeister, und auch von Kupfernagels. Nach Hause zurückgekehrt, fand ich die Neugetauften zu einem Liebesmahl von Kaffee und Kuchen versammelt; dabei wurden ihre Namen in das Kirchenbuch eingetragen; ich schenkte jedem ein Bild und einen Traktat zum Andenken. Die Abendstunde versammelte die ganze Gemeinde zum letzten Abschiedsgebet in der Kirche.

# Zweite Abtheilung.

## Reise durch das Missionsgebiet

von

## Britisch-Kafferland.

# I.

## Reise von Anhalt-Schmidt nach Kafferland.

Montag, den 3. December, ging es denn in Gottes Namen auf den Weg. Die Liebe der Gemeinde hatte acht Ochsen auf dem Pfarrhofe versammelt, die meinen schweren Wagen zwei Stunden Weges fahren mußten, um die Kräfte meiner Pferde zu sparen. Nach zwei Stunden standen vier Pferde bereit, die ihn noch eine Station weiter brachten. Alle Viertelstunde trafen wir, Bruder Prietsch und ich, die wir auf der Karre bis zur Ausspannung jener Pferde fuhren, neue Gruppen von Gemeindegliedern, die, obgleich schon alle, die Schulkinder und die Alten, vor dem Hause „gegrüßt hatten", noch einmal die Hand zum Abschied reichen wollten. Alette Rietsenberg, die neugetaufte Helene, war untröstlich; in lautem Schluchzen sank sie vor mir auf die Erde nieder und bedeckte meine Hand mit Küssen. Ihr ist das Wort tief ins Herz gedrungen; sie sog jede Sylbe von meinen Lippen. Endlich nach vier Stunden Weges nahmen wir auch von der Schwester Prietsch, die uns in der Karre begleitet hatte, Abschied, bestiegen unsern Wagen und fuhren, zum Theil in ungemüthlichem Regen, an diesem Tage noch bis Krakeelrevier.

Dienstag, den 4. December. Es ergab sich, daß der schwere Wagen durch unsere Lastthiere nur langsam fortbewegt werden konnte. Unter unsern vier Mauleseln (Brander, Jakal, Rehbok und Zwartboy) war der letztgenannte zu schwach und brachte dadurch das ganze Gefährte in Unordnung, so daß wir Mühe hatten, die zum Theil übermäßig steilen Theile des Weges zu bewältigen, und daß wir endlich im freien Felde liegen bleiben mußten, ohne Clarkson zu erreichen. Unter wunderschönem Sternenhimmel machten wir unser Abendfeuer und suchten die Nachtruhe; die Pferde ließen wir frei im Felde laufen und grasen, weil unsere beiden Kutscher Johannes und Jacobus versicherten, dieselben

könnten und würden sich nicht verlaufen. Als wir aber am andern Morgen,

Mittwoch, den 5. December, früh aufbrechen wollten, waren sie wirklich fort, und wir fanden sie erst nach halbstündigem Suchen. Arm Zwartboy war noch so ermüdet von gestern her, daß wir es gar nicht wagen konnten, mit diesem Gespann den sehr schweren Caredoberg, der uns von Clarkson schied, zu passiren. Ich sattelte also eins der beiden Reitpferde, „Jonker" (Lord heißt das andere), benutzte die Begleitung eines vorüberreitenden Hottentotten auf eine Meile Entfernung, leitete mein Pferd auf den steilen Berg, von dessen Gipfel der Blick auf das Meer und eine daran sich ausbreitende grüne Fläche sich öffnete, führte es auch herab, und hatte nach zweistündigem Ritt die drei Meilen nach Clarkson bald zurückgelegt. Ich fand die lieben Herrnhuter Brüder freundlich und gastlich, wie überall. Sie erboten sich sofort, den schweren Wagen über den Karedo durch Ochsen ziehen zu lassen, und sandten zu dem Ende zehn gehörnte Zugthiere sofort ab. Hemmkette und Treckseil zerissen, bevor der Wagen Abends fünf Uhr mit Bruder Prietsch ankam.

Die Zwischenzeit konnte ich gut benutzen. Es war gerade Mittwoch, der Tag, an welchem die Brüder nach Snyklip, einer Außenstation, zu fahren pflegen, um dort eine Ansprache und Gottesdienst zu halten. Die weiten Grasflächen der Zizikamma sind nämlich nach den letzten Kriegen den Fingu, einem Kaffernstamme, von der englischen Regierung als Wohnsitz überwiesen. Dort haben sie sich in kleinen Kralen über große Flächen ausgebreitet, und ihre geistliche Pflege ist den Herrnhuter Missionaren in Clarkson anvertraut. Diese haben wegen der Ausdehnung dieser Finguplätze, außer Clarkson, vier Außenstationen errichtet, Snyklip, Witteklaibosch, Langebosch und Dorskraal, wohin sie Mittwochs gehen. Nach der erstgenannten Außenstation nun begleitete ich Bruder Waiz.

Es war der erste Fingukral, den ich näher sah, bestehend aus lauter runden Hütten von 16—20 Fuß Durchmesser, die wie flache Bienenkörbe gestaltet, durch einzelne Baumpfähle im Innern gestützt werden. Der ganze innere Raum ist nicht unterbrochen durch Wändeabtheilungen, sondern bietet einen geräumigen, freundlichen Wohnplatz dar, theils von Rauch schwarz gefärbt, theils noch Spuren von Wandmalerei zeigend. In der Mitte nämlich brennt das Feuer, bei welchem Männer, Weiber, Kinder nicht blos kochen, sondern auch selbst, die Pfeife im Munde, sich braten lassen, auch in der glühenden Sommerhitze. Hier und dort findet man in der Nähe des Feuers, in Decken eingehüllt, ein krankes Kind. Bei denjenigen Fingu, die dem Evangelio zugänglicher sind, findet man auch die Neigung, die runde Bauart der Hütten zu ver-

lassen, und viereckig zu bauen mit verschiedenen Räumen. Auch auf Snyklip war ein solcher christlicher Fingu, der einen heilsamen Einfluß auf den ganzen Kral ausübt, der auch allein treu geblieben war, als vor Kurzem fast die gesammte männliche heranwachsende Jugend des Kral den abscheulichen, mit Unzuchtsscenen aller Art befleckten Ritus der Beschneidung an sich vollzogen hatte.

Solche Fingukrale größeren oder kleineren Umfanges bedecken überall die Ebene der Zizzikamma. Diese ist ein Sauergrasfeld, welches in einer Breite von ein bis zwei deutschen Meilen auf der einen Seite vom Meer, und auf der andern von dem der Küste parallelen Gebirge begrenzt wird. Das saure Gras frißt das Vieh nicht, aber der sehr betriebsame Fingu arbeitet aus demselben seine Felder heraus, die bald mit süßem Gras sich bedecken. Dann schickt er sein Vieh, Rinder und Schafe, um die einzelnen Futterkräuter und eßbaren Sträucher, die sich zwischen dem hohen Sauergrase finden, ausfressen zu lassen, und dieses Vieh bringt wieder durch seinen Dünger den Samen von nutzbarem Grase in das Sauergras hinein. Sehr bald wird durch dieses Mittel eine Art Queckgras über das Land verbreitet, welches je länger, je mehr das Sauergras verdrängt, und den Boden nutzbar macht. Auf diese Weise sind bereits große Flächen der gegenwärtig trotz der stets grünen Oberfläche fast nutzlosen Zizzikammaebene zu schönem Lande geworden, namentlich in der Nähe der Krale, deren Standort nicht selten von den Fingu geändert wird. Leider werden hiemit auch die immer spärlicher werdenden Reste der Urwälder ausgerottet, weil der Fingu es liebt, solchen Wald einfach abzubrennen, weil der durch die Asche gedüngte Boden am Besten zum Ackerbau sich verwerthen läßt. Wo aber in Afrika der Urwald einmal ausgerottet wird, da wächst er bei der zunehmenden Wasserarmuth nie wieder. Mit der Waldarmuth aber nimmt auch die Wasserarmuth jährlich zu. — In einzelnen Gegenden Afrikas füttert man Schafe absichtlich mit Samen von gewissen Grasarten und treibt sie dann über große Weideflächen, um dieselben mittelst des Düngers der Schafe mit frischen Futtersorten zu besäen.

Die das Meer begrenzende Ebene der Zizzikamma hat man aber durchaus nicht als eine Fläche, wie etwa die Mark Brandenburg anzusehen; sie heißt nur darum eine Ebene, weil die Gebirge 2—4000 Fuß hoch sich scharf von ihr abheben. Die Ebene selbst ist durchfurcht mit Kloofen von 2—300 Fuß Tiefe, durch welche theils die Küstenflüsse abfließen, theils der Regen in Rinnen abläuft. Von diesen Kloofen sieht man, in der Ebene fahrend, nichts, bis man plötzlich vor solcher, oft sehr steilen und mit Urwald bestandenen Tiefe stehen bleibt, und mühsam hinuntergefahren, auf der andern Seite ebenso mühsam aufzuklimmen ge-

nöthigt ist. Die Ränder dieser Kloofen sind zum großen Theil, da wo die Wälder ausgerottet sind, mit Fingu-Gärten besetzt. Am Rande des Meeres hebt sich dann die Küste vielfach, theils zu Sanddünen, theils in Felsen von 4—600 Fuß Höhe, welche höchst malerische Uferpartieen darbieten.

In Snyklip, woselbst eine größere Anzahl Hütten neben einander stehen, haben die Herrnhuter ein ziemlich großes, steinernes Schulhaus erbaut, in welchem ein eingeborner, in Gnadenthal ausgebildeter Lehrer bisher unterrichtet hatte. Jener letzte Beschneidungsfrevel aber hatte die Brüder bewogen, eine Art Kirchenbann über den Ort zu verhängen und den Lehrer nach einer andern Außenstation, Witteklaibosch, zu versetzen. So fanden wir denn die kleine Gemeinde ziemlich niedergeschlagen. Ich sprach mit dem Capitain und dessen herangewachsenem Sohn und fragte, ob sie sich nicht schämten, nachdem das gute Gotteswort ihnen gebracht sei, nun noch solchem Teufelsdienst zu huldigen. Er antwortete sehr niedergeschlagen; auch sein Sohn, der eben beschnitten war, schwieg mit niedergeschlagenen Augen still. An seinem lächelnden Gesicht merkte ich freilich, daß er keineswegs das Geschehene bereute. Die Beschneidung ist nämlich derjenige Akt, durch welchen ein junger Kaffer für einen Mann erklärt wird. Nie wird ein Kaffermädchen einen Unbeschnittenen heirathen, oder zu dem gewohnten ehebrecherischen Umgange mit ihm sich einlassen; sie spotten so lange, bis der Jüngling diese Ceremonie an sich vollziehen läßt.

Bei diesem Feste geht es aber gräulich zu. Den weißbeschmierten jungen Leuten ist an dem Tage alles gestattet, kein Mädchen, ja keine verheirathete Frau darf ihm etwas verweigern, so daß dies unter gräulichen Gesängen, Tänzen, Fressen und Saufen gefeierte Fest so recht eigentlich ein Fest des wilden Fleisches und des Satans ist. Die Bemühungen der Missionare sind bisher darauf gerichtet gewesen, ein anderes Mannbarerklärungsfest, etwa die hinausgeschobene Confirmation oder die Aufnahme in die Stimmberechtigung der Gemeinde, an die Stelle zu setzen. Es ist ihnen aber dies keineswegs durchweg gelungen, und selbst wo die Eltern es verbieten, achten die herangewachsenen Jungen auch die Strafe nicht, sondern wohnen heimlich der Beschneidung bei. In Snyklip aber war der letzte Unfug nicht ohne Wissen der Eltern geschehen; daher die strenge Strafe.

In der Kirche hörte ich von Bruder Waiz die erste Kafferpredigt und hielt dann selbst eine von den meisten Fingu verstandene holländische Ansprache, in welcher ich die Gemeinde ermahnte, über diesen begangenen Frevel ernstlich Buße zu thun, die Gnade des Herrn wieder zu suchen und die Gnadenzeit besser zu benutzen. Der Herr selbst hatte aber auch gepredigt, denn

während die Fingu meinen, mittelst der Beschneidung eine zahlreichere Nachkommenschaft zu erzielen, hatte der Herr schwere Krankheiten und manche Todesfälle über den Platz verhängt, und in manchen der Hütten, in welchen ich durch den zwei Fuß hohen Eingang (oder Schornstein) kroch, fand ich Kranke, denen der Tod auf das Gesicht geschrieben war.

Auf dem Rückweg erfreute ich mich an der eigenthümlichen Flora der Zizikamma; ich fand eine kerzenartig hochaufschießende, scharlachrothe Orchis von wunderbarer Schönheit, eine weiße, sammtartige Blume mit Vanillengeruch und Liliengewächse, blau in Sternform oder braun in Irisform oder Gladiolen in mancherlei Art.

In Clarkson hielt ich die Abendandacht, da die etwa 300 in langer Häuserreihe von den höher am Berge gelegenen Stationsgebäuden abwärts wohnenden Einwohner der Station fast alle holländisch verstehen. Außer diesen 300 Seelen haben die Brüder noch etwa 1200 in der Fläche zerstreut wohnende Fingu in geistlicher Pflege.

Donnerstag, den 6. December, gingen wir vier, Prietsch, Waiz, Hettasch und ich Vormittags in eine jener tiefen Waldkloofen, die von dem dort 2400 Fuß hohen Gebirge sich in die Ebene hinabziehen.

Das eigenthümlich Anziehende dieser afrikanischen Urwälder besteht nicht in der Größe der Baumstämme, auch nicht in ihrem Laub und Wuchs (denn nach all diesen Seiten hin erreichen sie unsere schönen Buchen- nnd Eichenwälder lange nicht), sondern vielmehr in der Mannigfaltigkeit der Gewächse und besonders des Unterholzes und der Kräuter, welche da, wo ein Bächlein über die Felsen rinnt, oft unbeschreiblich schön ist. Die Farrenkräuter wachsen hier bisweilen mit palmenartigem Wuchs und Stamm, welcher letzterer 10—12 Fuß hoch wird. Dabei wächst Baum bei Baum von den verschiedensten Arten, und es entsteht eine durch keine Künstlerhand nachzuahmende Schattirung der Laubfarben und Gruppirung der Bäume, welche durch die mancherlei Schlinggewächse, Affentau, Epheu ꝛc. und durch umgefallene, auf ihrem verwitternden Holz einer neuen Generation von Blumen, Kräutern und Bäumen aller Art Platz gewährende mächtige Baumstämme noch vermehrt wird. Einen Platz zum Ausruhen fanden wir in diesem Walde, wo unter uns das Wasser zwischen Baumfarren rieselte, und hoch über uns die rundlichen Baumgipfel den Bergabhang hinauf sich reckten; — von dem Platz wurde es uns schwer, uns zu trennen.

Den Nachmittag benutzten wir zu einem Ausflug nach der 1½ Meilen entfernten See. In einer der Thalkloofen, die wir zu passiren hatten, wäre uns fast ein Unfall zugestoßen. Die

Karre auf der ich saß, gerieth in dem schwarzen Wasser des Zwakamma-Flusses mit dem einen Rade auf eine ungesehene Felsklippe und nur das schwere Gewicht meines Körpers verhinderte, daß wir alle im Wasser umfielen.

Nach etwa 1½ stündiger Fahrt erreichten wir unsern des Strandes den Garten eines verlassenen Bauerhofs, der den Namen Vermaakt (glücklich, sorgenfrei) mit Recht tragen konnte, obgleich Mangel an Betriebsamkeit den Besitzer veranlaßt hatte, diesen wunderschön am oberen Eingange einer tiefen Wald- und Felskloof gelegenen Besitzung zu verlassen. Wir fanden noch die zerfallenen Erdwälle, und in den Gärten die Orangen- und Feigenbäume, auch einen alten Kafferbaum mit einem Stamm von 6 Fuß Durchmesser, unter dessen schattigen Zweigen wir die rothen Fruchtbohnen auffammelten und den Kaffeeplatz zubereiteten.

Während der Kaffee gekocht wurde, gingen wir über einen 2—300 Fuß hohen Hügel hinab an den Strand, welcher durch einen heftigen Südost stark aufgeregt brandete und brauste, wie ich nichts ähnliches zuvor gesehen hatte. Der mit fremdartigen See- und Dünengewächsen dicht besäete Strand schob vor sich in das Wasser hinein eine zahlreiche bunt gruppirte Armee von Felsriffen, die zum Theil bis 30 und 40 Fuß hoch in schneidender Schärfe sich erhoben. An diesen brach sich die brandende Fluth, so daß die schäumende Gischt oft an 40—50 Fuß hoch emporspritzte, oft über die 30 Fuß hohen Klippen ganze Wellen wälzend, daß sie über sie hinweg wie ein breiter Wasserfall sich ergossen. Besonders artig sah es aus, wenn die Hauptmasse des Wassers über solch hohes Felsenriff hinweggerollt war und nun aus allen Spalten des Felsens kleine Wasserfällchen nachliefen, oft über hundert von einem Riff, dasselbe wie mit einem Kettenschleier garnirend. Und dies Schauspiel zog sich die ganze Küste hinauf, so weit das Auge reichte; überall wildaufspritzende Wasserberge, die im nächsten Augenblick sich senkten, überall hüpfende, weiße Wogen, die an den Klippen sich brachen und mit ihrem donnernden Getöse die Sprache übertäubten. Wir sahen das Schauspiel theils von unten, theils von der Höhe der Felsklippen sinnend lange Zeit an, und es wurde uns schwer, an den Heimweg zu denken.

Freitag, den 7. December, hatte die allzeit freundlich sorgende Liebe der Brüder schon in aller Frühe die Ochsen bereit gemacht, die den Wagen an fünf Meilen weit fahren mußten, damit die Pferde etwas ruhen könnten. Wir selbst wurden von den Brüdern Waiz und Hettasch auf der Karre geleitet bis Humannsdorp.

So sehr wir im Uebrigen uns eins fühlten mit der Praxis

und dem ganzen Wesen der Herrnhuter, so konnten wir doch in dem einen Punkt nicht einstimmen, daß sie dem Loose manches überwiesen, was Gott der Herr doch der eigenen Ueberlegung und dem Urtheil des Menschen überwiesen hat: wenn sie z. B. das Loos werfen, wo sie unsicher sind, ob sie einen Heiden taufen sollen.

Auf dem Wege besuchten wir zunächst Witteklaibosch, jene Außenstation, auf welcher noch vor zwei Jahren kein getaufter Fingu zu finden war, und wo, nachdem nun ein Schul- und Kirchengebäude errichtet und der farbige Schulmeister von Suyklip dort hinversetzt ist, eine Schaar von dreißig Kindern täglich sich versammelt und an den Andachtstagen gewöhnlich an hundert Heiden zusammenkommen, um das Wort zu hören. Die Fingu sind doch auch unter allen Kafferstämmen die zugänglichsten; sie legen Gewicht darauf, unterrichtet zu werden, sind betriebsam, denken der Predigt nach und lassen sich als Schulmeister gut verwenden. Als vor zwei Jahren diese Außenstation in Angriff genommen wurde, hatte der Bruder Waiz dort sechs Schulkinder. Er mußte in einer Kaffernhütte predigen und froh sein, wenn einige Heiden auf dem Bauch liegend ihn des Zuhörens würdigten. Jetzt faßt das Schullokal oft nicht die Menge der Hörer, obschon sich hundertfunfzig Personen hineindrängen können; ein ermuthigendes Beispiel für die, die in der Kaffermission müde geworden sind. Der Häuptling war einer der ersten gewesen, der seine Kinder zur Schule sandte.

Auf unserm ferneren Wege fanden wir einen freundlichen Bauer Möhlmann, dessen englischer, alter frommer Schulmeister mir einen ausgestopften Kafferfink verehrte. Dann führte uns der Weg auf und ab durch steile Kloofen, zum Theil durch wunderschöne Wiesen und Waldparthieen, so daß wir erst um 4 Uhr Humannsdorp erreichten, in dessen Nähe alle aus dem Lande her östlich laufenden Gebirgsparthien zusammenkommen, oder vielmehr einzeln „todtlaufen," wie man in der Colonie es nennt, wenn ein Gebirgszug sich zur Ebne herabsenkt. Freilich hatten wir dadurch in der Ebene selbst nicht leichteren Weg, denn die einschneidenden Kloofen (ähnlich wie die bei Labes in Pommern) nöthigten uns oft, tief hinab und wieder hinaufzusteigen. Endlich überraschte uns im letzten Schimmer der Abendsonne das Meer, welches von einem Hügel herab plötzlich vor uns auftauchte, in Bildern wie an den Küsten von Misdroy und Heringsdorf, nur in etwas größerem Maßstabe: Wiesengrund, Dünensand mit grünen Kräutern bewachsen, Hügel im langen Kreise die Bucht einschließend, und vor uns ein kleines Flußthal des Kabeljaurevier, den wir noch heute Abend bei einbrechender Dunkelheit durchfuhren. Wir fanden jenseits einen ungemein romantischen Aus-

spannplatz, ein Wäldchen von hohen Bäumen, Euphorbien
büsche von Aloe, Agaven, Geranien und anderen südlän
Gewächsen. Eine solche Gruppe wählten wir zum Ausspan
bei dem Schein unsers Nachtfeuers gewährte die ganze S
mit den Wagen, den Hottentotten, den Pferden, einen zau
schönen Anblick.

Sonnabend, den 8. December, stand ich um
auf, um den nahen Strand zu besuchen und doch zu rechte
um sechs Uhr, wieder da zu sein zur Abfahrt. Ich badete
Muscheln und Algien und erfreute mich an der üppigen
vegetation und an der die heimathliche, pommersche Kü
Gedächtniß rufenden Seelandschaft. In drei Stunden er
wir die Gamtoosfähre, woselbst der breite Gamtoos mit
gelben Wasser und seinen schönen grünen Waldhügel
Wiesenufern mich lebhaft an die schönen Weserlandschaft
innerte. Nachdem wir die dort beim Ausspannen weggela
Pferde wieder eingefangen hatten, ging es den hohen, steile
hinauf, dann wieder hinab, aber kein Wasser war zu finde
Dürre hatte alles versengt und ausgetrocknet. Einen Aus
platz nach dem andern erreichten wir, aber kein Wasser; w
[illegible] fand man dürre Gräben und
[illegible] Bauer, der uns mit dem Ochsen
[illegible] nach wo die Pferde schönes Wasser
[illegible] Sonnenhitze und die Stelle ob
[illegible] Fußsteige, welche zahm
[illegible] Wasser zu kommen
[illegible] das sogen
[illegible] Wasser
[illegible] Stunde
[illegible] Anblick.
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

waren tief unten in einer steilen Waldschlucht an einem Kreuzpunkt, wo zwei Waldthäler zusammen kommen. So weit das Auge reichte, nichts als Fels, Urwald und Wasser in schönster Gruppirung, und das Ganze so still, so abgeschlossen, so recht zur Sonntagsrast einladend. Ich las in einsamer Waldschlucht, ich zeichnete, wir hielten unsern gemeinsamen Gottesdienst, bei welchem ich eine holländische Predigt vorlas; es war so sehr schön stille, ich versetzte mich in meinem Geist zu meinen Lieben, zu Weib und Kind, Missionshaus und Freunden; es war eine köstliche Feier.

Ein vorüberfahrender Kaufmann berichtete uns, daß der Weg nach Grahamstadt über Uitenhagen leichter sei, als über Port Elisabeth; wir beschlossen also, lieber nach Uitenhagen zu fahren, und von dort die täglich zweimal gehende Passagierkarre nach Port Elisabeth zu benutzen, damit Bruder Prietsch dort seine Kaufmannsgeschäfte abmachen könne, während ich die mancherlei Missionsunternehmungen kennen lernte. Man sagte uns, daß wenn wir noch heute den Berg hinauffahren wollten, wir nach dreiviertel Stunden ein Wasser und Büsche finden würden, bei denen wir ausspannen könnten. Zum Glück machten wir uns schon bald nach 5 Uhr auf; denn die ¾ Stunden waren afrikanisch gemeint, d. h. nach 2½ Stunden nicht eben langsamen Fahrens erreichten wir das Wasser und unser Nachtquartier unter freiem Himmel, als eben die Sonne untergegangen war. Von fern hörte ich hier das Meer brausen; ich stieg auf einen Hügel, um es zu sehen; aber da thürmte sich ein anderer Hügel vor; ich erstieg auch diesen, und ebenso einen dritten und vierten, ohne eine freie Aussicht zu bekommen. So thürmen sich die Berge in Afrika immer auf einander, daß man, um einen Berg zu erreichen, der scheinbar eine halbe Stunde entfernt ist, oft drei bis vier Stunden gebraucht.

Montag, den 10. December, erreichten wir vor 9 Uhr Uitenhagen. Es war plötzlich eine ganz andere Scenerie, die uns umgab. Die ganze hügelichte Ebene, deren Bergzüge denen des thüringer Waldes, etwa der Gegend von Meiningen, gleichen, ist mit grünem Walde umgeben, der aber nicht höher, als 15 bis 20 Fuß wächst, und aus Euphorbien, Speckbaum, Cactus, Agaven und allerlei Schlinggewächsen zu einem so dichten Gewebe verflochten ist, daß menschlicher Fuß ihn nicht durchdringen kann. Da nun die saftigen Pflanzen es auch nicht gestatten, diese Waldflächen niederzubrennen, so ist hier noch Stätte des Wildes, und selbst der Elephant und der Büffel werden hier noch heerdenweise gefunden. Der Anblick dieser stets grünen Berge mit ihrem durchaus fremdländischen Pflanzenwuchs ist sehr anziehend, obgleich die Waldflächen selbst auch für das Vieh kaum ausgenutzt

werden können, ſo daß der ganze Diſtrict zu den ärmſten gehört, trotzdem er einer der üppigſten in der Vegetation iſt.

In Uitenhagen fanden wir die Paſſagierkarre ſoeben zur Abfahrt bereit, aber gefüllt. Der Fuhrherr erbot ſich, für billigen Preis uns eine eigene, zweirädrige Karre zu geben, welche ſchließlich nicht mehr koſtete, als die Plätze auf der Paſſagierkarre. Auf unſerem Wege lagen einige Außenplätze der Miſſionsſtation Bethelsdorp, arme Hottentottenhütten, ein verlaſſenes und ein noch benutztes Schulhaus; den Ort Bethelsdorp ſelbſt ſahen wir in einiger Entfernung zur Rechten des Weges. Vor demſelben lag lang ausgebreitet eine Salzpfanne, d. h. eine muldenförmige Vertiefung, wie ein großer Landſee, in welchem das ſich ſammelnde Regenwaſſer alljährlich ungeheure Maſſen von Salz ausſpült, die in einigen dazu ſich eignenden Monaten aufgeſammelt und verkauft werden. Die arme Miſſionsgemeinde Bethelsdorp, welcher dieſe Salzpfanne gehört, zieht aus derſelben alljährlich einen erklecklichen Gewinn. Das Salz quillt einfach aus dem Boden, wird vom Regen gewaſchen und bereitet den Menſchen überhaupt keinerlei Mühe, als daß ſie es aufhäufen zu großen Salzbergen und fortfahren.

Port Elizabeth, der Größe nach die zweite, der Lebhaftigkeit des Verkehrs nach vielleicht die erſte Hafenſtadt der Colonie, liegt an einer ſandigen Bai, deren Sanddünenhügel in langem Bogen ſich ausdehnen, während der Saum des Ufers zumeiſt durch niedrige Klippen unſicher gemacht iſt. Man hat daher ein rieſiges Breakwater (Phalgerüſt) in die See hineingeführt, um für die Schiffe Schutz und Gelegenheit zum Ausladen in tieferem Waſſer zu verſchaffen.

Die Stadt begann vor vier Jahren ſchnell aufzublühen, und wuchs bis zu 10,000 Einwohnern (Schwarze und Weiße). Bald häuften ſich die Kirchen; die Anglikaner haben deren drei; die holländiſch reformirte Kirche eine, ebenſo die katholiſche; die Schotten haben zwei, abgeſehen von den kirchlichen Gebäuden, die der Miſſion dienen. — Das Miſſionsfeld in Port Elizabeth iſt aber keineswegs ein ungünſtiges, ſondern würde vielmehr der Hauptſtationsort ſein, wenn unſere Miſſion in Kafferland weiter ausgedehnt und befeſtigt werden ſollte. Oberhalb der Stadt der Weißen iſt nämlich eine ſehr ausgedehnte Stadt von Kafferkraalen, runden und viereckigen, in welchen gegen 1 Pfd. Sterl. Jahresrente neben einer fluctuirenden auch eine ziemlich ſtabile Bevölkerung von Heiden lebt, während anderentheils gerade die fluctuirende Bevölkerung, die Baſſuto, die Bapedi, die Batlapa ꝛc., die nur auf ſechs bis acht Monate zur Arbeit nach Port Elizabeth kommen, keineswegs der Miſſion fremd bleiben, ſondern den Samen des Wortes, wenn auch nur vorbereitend, in ihre Hei-

math zurücknehmen. Man schätzt die Zahl der Schwarzen in Port Elizabeth mit 4000 Seelen wohl eher zu gering, als zu hoch, und die fluctuirende Bevölkerung ist eher der größere, als der geringere Theil.

Mir war es überaus ergreifend, den ungeheuren Kral auf dem Berge über Elizabeth zu sehen, dieses unabsehbare Feld von runden Hütten, die zum Theil schon hohe, europäische Thüren mit Messingschlössern haben, zum Theil in alter heidnischer Rohheit geblieben sind. Dicht bei ihnen ist die Schule für die farbigen Kinder, in welcher für 2—300 Personen zur Schule und zu Gebetsversammlungen Platz ist. Leider fand ich die beiden Missionare der Londoner (Independenten-) Gesellschaft, Robsen und Edwards, nicht zu Hause; sie waren zu einem Jahresmeeting gerade nach Uitenhagen gefahren, von wo ich gekommen war, sie zu besuchen. Und da ich nun auch den Wesleyaner Pastor Richards zuerst verfehlte, so suchte ich den anglikanischen Prediger Pickering auf, den ich in der Bibliothek fand, und der mich dann zu sich für den Abend einlud. Er war freundlich, aber nicht sehr ergiebig; die Missionssache schien ihm ferner geblieben zu sein. Desto mehr hatte ich von den Gesprächen mit Mr. Richards, dem Wesleyaner, einem lebendigen, frischen, auch in der deutschen Theologie wohl bewanderten Mann.

Es ist die Praxis der Wesleyaner, überall das Missionswerk mit dem der weißen Gemeinde zu vereinigen. Sie suchen daher überall einzudringen, und beginnen damit, daß sie kleinere congregations von Weißen sammeln — namentlich mittelst Erweckungspredigten. Diese Gesammelten ordnen sie in Klassen; sie haben ihre inquirers (Suchende), die das Verlangen nach der Taufe bezeugen, dann ihre Getauften, die noch nicht angenommen sind als Gemeindemitglieder, dann die, welche durch Glaubensbekenntniß und dargelegte Spuren von neuem Leben sich als geeignet erwiesen haben, Gemeindeglieder (Communikanten) zu werden. Unter diesen „Gliedern" sind wieder einzelne Presbyter, die, obgleich Laien, den ordinirten Geistlichen ziemlich gleich und zur Seite stehen, oder Diaconen, die in äußerlichen Dingen mithelfen. Einige sind denn auch beauftragte Sammler, und sammeln die regelmäßigen Geldbeiträge ein, manche suchen die Heiden anzuregen, daß sie inquirers werden. Auf diese Weise entfalten sie eine große Rührigkeit, in deren Gefolge sicherlich viel Ungehöriges vorkommt, aber auch sicherlich manches angeregt wird, was sonst lange schlummern würde. Namentlich einer solchen fluctuirenden Heidenbevölkerung gegenüber, wie in Port Elizabeth, werden durch die geordnete Menge der Mithelfer Kräfte lebendig gemacht, die sonst der Einzelmission schwer zu Gebote stehen würden. Die Schattenseite ist, daß die farbigen Arbeitshelfer vielfach von dem Ehrgeiz getrieben

werden, recht viele inquirers herangebracht zu haben, daß, wenn ein Helfer dem andern einen inquirer abspenstig macht, bittre Feindschaften und Spaltungen drohen, daß nicht selten solcher Helfer, wenn er Ansehen und eine Clique um sich gewonnen hat, hoffährtig wird und wo man ihm nicht Ehre genug giebt, Spaltungen erregt, daß man bei der Beurtheilung der Lebensfrüchte in den zu Communikanten Anzunehmenden etwas oberflächlich zu Werke geht, und mehr zu sein scheint, als man ist, daß man möglichst viel Geldbeitragende zu gewinnen sucht ꝛc. Dies findet gewöhnlich da statt, wo ein Prediger seine Aufgabe nicht geistlich auffaßt. Allein trotz aller dieser Uebelstände kann man doch nicht sagen, daß die farbigen Gemeinden der Wesleyaner und der Londoner schlechter sind, als andere; nur sind sie größer und bringen mehr an Beiträgen auf. Die Wesleyaner lassen nämlich von jedem Gemeindeglied wöchentliche und bei den class-meetings vierteljährliche Beiträge sammeln, und haben auf diese Weise jährlich 80 Pfd. Sterl. zusammengebracht, während die Zahl der farbigen Gemeindeglieder, die sich seit etwa acht bis zehn Jahren an die weiße Gemeinde angeschlossen haben, von einigen Dienstboten bis auf 80 Communikanten herangewachsen ist. Wo ein tüchtiger Geistlicher ist, machen die Helfer aus den Farbigen ihm keine große Mühe. Richards meinte, daß er viel Freude an ihnen erlebte. Die ukulobola*) duldet man in der Gemeinde nicht, auch nicht die Polygamie, welche letztere den getauften Kaffern selbst ein Aergerniß ist, das sie nicht dulden würden. Die Arbeit der Mission ist unter den Kaffern bereits sehr mächtig geworden, namentlich unter den bild- und betriebsamen Fingus, weniger unter den andern Kafferstämmen. Manche Kaffern haben die Macht des Evangelii bereits so empfunden, daß sie 1½ Meilen weit von Elizabeth fortgezogen sind zu einem Bauer, der sie gegen Jahrgeld dort wohnen läßt. Sie gehen täglich Morgens und Abends gern ihre 1½ Meilen zur Arbeit nach Port Elizabeth, um nur vor der Predigt des Evangelii und dem Andrängen der Helfer sich zu retten. Englische Beharrlichkeit aber läßt sie auch hier nicht unbehelligt; ein christlicher Freund hat das Geld gegeben, für welches mitten in den neuentstandenen fernen Kaffernkral hinein wieder eine Kapelle gebaut ist, in welcher man Schule hält; und die feindlichen Kaffern stehen so sehr unter der Macht des Herrn, daß selbst sie einige ihrer Kinder dort zur Schule schicken, und wenn auch spärlich, die Andachtsstunden dort besuchen.

Als ich am Abend von Pickering nach Hause (in das Wirths-

*) So nennt man die Sitte der Kaffern, ihre Töchter für Vieh an den Brautwerber zu verkaufen.

haus) kam, fand ich Bruder Prietsch sehr unglücklich. Er war den ganzen Tag herumgelaufen, ohne seine Wagen finden zu können, für welche er Kaufmannsgüter einkaufen mußte. Es ist nämlich in Port Elizabeth ein solches Getreibe und Verkehr mit Ochsenwagen, daß wir wohl hundert derselben theils auf den Ausspannplätzen vor dem Thor, theils auf den Plätzen der Stadt, theils mitten auf den Straßen fanden. Gewiß weit über tausend Ochsen sahen wir an dem Tage, unter ihnen manche mit Hörnern von vier Fuß Länge. Prietsch's beide Ochsenwagen waren in dem Gewühl nicht zu finden gewesen.

Dienstag, den 11. December, mußten wir um Prietschs willen noch verweilen. Er ging aus, seine Ochsen zu suchen; ich hatte überall schon Abschied genommen und ging daher früh an den sandigen Strand und nahm ein erquickendes Seebad, in welchem ich ungesucht zu schmecken bekam, um wie viel salziger und bitterer das Oceanwasser ist, als das Ostseewasser. Dann suchte ich Muscheln und Algen. Zahlreiche Frauen badeten am Strand, bis an den Gurt bekleidet, meist Malaien, die als Mohamedaner zu solcher täglichen Reinigung verpflichtet sind. Man erkennt diese Malaien (Schlamsis) sehr leicht an ihrer Gesichtsbildung, ihren funkelnd schwarzen Augen, ihrer braungelben Gesichtsfarbe und ihrem schlichten, pechschwarzen Haar. Sie sind sehr betriebsam und fleißig, im Gegensatz zu dem bequemen Kaffer und schlaffen Hottentotten.

Am Hafen war Alles in rührigster Bewegung, und man erkannte sehr leicht den eigentlichen Kaffer an seinem schönen, stolzen Wuchs, Haltung und Gang. Er geht nackt, mit einer Decke umhüllt, welche er stets graziös um sich zu schlagen weiß, stets einen oder mehrere Kirri in der Hand, eine Binde um den Kopf, metallne Ringe und Armspangen um den Arm; die meisten würden einem Bildhauer als Modell dienen können, so schön sind sie geformt. Von dem majestätischen Kaffer unterscheidet sich der Bassuto durch seine schwärzlichere Hautfarbe, kleinere Gestalt, sein civilisirteres Auge und größere Rührigkeit. Auch von ihnen gingen manche ganz nackt, mit Ausnahme einer Bekleidung um die Hüften. Alles arbeitete am Strande durcheinander, wie ein Bienenschwarm, denn eine Menge von Schiffen lag auf der Rhede.

Auf dem Wege zum Strande begegnete ich dem schottischen Prediger Renney, der mich aufforderte, ihn zu besuchen. Ich traf auf der Straße Bruder Prietsch, der seine Ochsenwagen glücklich zwei Stunden von der Stadt entfernt gefunden hatte, und nun eifrig beschäftigt war, sie zu beladen. Ich ging inzwischen zu Renney, in welchem ich einen rührigen, tüchtigen Geistlichen fand. Er zeigte mir seine Kirche, ging mit mir in eine Kafferschule, in welcher es ziemlich laut herging, und in den

oben erwähnten Kafferkral oberhalb der Stadt. Auf einem dieſer oberen Hügel, an den ſich die unten gelegene Handelsſtadt anlehnt, ſteht ein Leuchtthurm, und daneben eine Pyramide zum Andenken an einen Wohlthäter, der dieſen Hügel der Stadt geſchenkt hat. Von dort hat man einen freien Blick über die Rhede, den Hafen, das Breakwater und den weitausgedehnten Strand. In einem photographiſchen Laden vertauſchte ich einige meiner aus Berlin mitgenommenen Photographien gegen afrikaniſche, welche ſonſt zu einem Shilling das Stück verkauft werden.

Nachdem endlich Bruder Prietſch ſeine Angelegenheiten geordnet hatte, konnten wir ½3 Uhr abfahren; es war zu ſpät geworden, um den Rückweg nach Uitenhagen über Bethelsdorp zu nehmen; wir mußten uns begnügen, es vom Wege aus liegen zu ſehen.

Nach ſechs Uhr in Uitenhagen angelangt, fand ich alle in Port Elizabeth verfehlte Paſtoren und Miſſionare zu einem tea-meeting verſammelt, und es war mir höchſt intereſſant, auch einem ſolchen einmal beizuwohnen. Die farbige Miſſionsgemeinde der Londoner Independenten feierte das Jahresfeſt der Befreiung der Sclaven. Zu dem Ende hatten ſich die ſchwarzen Ladys, zum Theil in einem ſündlichen Putz, hier eingeſtellt, mit ungeheuren Krinolinen, weißen Mullkleidern, blauen und rothen breiten Atlasſchärpen und theurem Kopfputz. Manche dieſer Arbeitertöchter hätten ſich in einer Pariſer Geſellſchaft ihres Anzuges nicht zu ſchämen brauchen. Sie ſaßen, wohl an die Hundert, an einer langen, mit Blumen und Kandelabern reich geſchmückten Tafel oder an den Wänden umher. Thee und feiner Kuchen wurde für Alle herumgereicht, und man ſcherzte und plauderte. Dann begannen die Anſprachen. Zuerſt ſprach Robſon aus Port Elizabeth, der in einer launig populären Weiſe auseinanderſetzte, daß man gebildet ſein müßte, und daß die Frauen nicht die Hoſen tragen, ſondern den Männern unterthänig ſein ſollten. Von der Sclavenbefreiung und der Freiheit der Kinder Gottes hörte ich wenig; um ſo mehr Dank erntete der Redner durch das Gelächter, das er hier und dort mit ſeinen drolligen Ausdrücken erweckte. Mir, als Gaſt, wurde die Ehre der zweiten Anſprache zu Theil. Ich erzählte Einiges von freigelaſſenen Sclaven, die des Herrn Jeſu Knechte geworden waren. Die Sache ſchien ihnen zu geiſtlich zu ſein; die Aufmerkſamkeit, die man mir ſpendete, galt viel mehr dem fremden Gaſt, als dem Wort, das er ſprach. Dann ſprach ein gewiſſer Mackintoſch, Schotte aus Port Elizabeth, und noch einer, wenig geiſtlich. Trefflich ſprach Steidler, der junge, reformirte Geiſtliche des Orts; er ſprach warm, evangeliſch, eindringlich, populär und ſchien mir nur zu ſehr die Bethätigung des Glaubens im Wandel zu betonen, vor einer Verſammlung, deren großer Maſſe ſichtlich die erſten Elemente des Glaubens

selbst fehlten. Dann sprach Merrington aus Bethelsdorp etwas lange. Auch zwei schwarze Helfer sprachen; der eine schön und warm aus dem Centrum des Evangelii heraus, der andere Kohl über Kohl, viel von sich selber, daß er wohl bald zum letzten Mal geredet haben würde. Die Haltung der farbigen Gemeindeglieder machte auf mich keinen angenehmen Eindruck. So wie sie über die Maßen geputzt waren, so schienen sie überhaupt ziemlich weltlich zu sein und diesen Tag einfach als einen Vergnügungstag anzusehen. Die älteren Leute waren zum großen Theil fortgeblieben, wofür sie die Strafreden nicht verdienten, die die Redner über sie ergehen ließen.

Nach dem Meeting brachten wir noch einige angenehme Stunden im Hause des Missionars Patterson zu. Ich sprach dort auch den vielbewährten Missionar Edwards aus Port Elizabeth. Es ist aber doch ein ganz anderer Ton in englischen Gesellschaften, als unter Holländern und Deutschen; alles ist kalt und gemessen, entgegenkommend, höflich und freundlich, aber, wie mir eine junge Amerikanerin auf dem Dampfschiff sehr treffend bemerkte, more kindly, than heartely (mehr verbindlich als herzlich). Von deutscher Gemüthlichkeit haben sie kaum eine Idee.

Mittwoch, den 12. December, fuhren wir früh aus Uitenhagen. Der Magistrat der Stadt, Herr Innes, ein Bekannter von Bruder Prietsch, berichtete uns genau über den Weg nach Enon, den er als einen durchaus leichten und schönen beschrieb und als einen solchen, den man gar nicht verfehlen könne. Die ersten zwei Meilen war der Weg auch glatt und schön; dann aber kamen wir, durch einen Bauer falsch gewiesen, auf einen kleineren Weg, der, zuerst noch gut befahren, immer schmaler und unerkennbarer wurde. So ging es bergauf, bergab durch diese niedrigen dichten Gebüsche und Waldungen. Auf einer hohen Höhe mit einem Grasrücken schauten wir in den Sonntagsrevier und dessen Thal bis zu den Stranddünen hin. Allmählich aber wurde der Weg immer schwieriger, durch Sand, Felsklippen, Steilen. Dabei wurde es sehr warm, und nirgends eine Spur von Wasser für unsere durstenden Thiere, nirgends eine Menschenseele oder die Spur eines Hauses, wo wir uns nach dem Wege erkundigen konnten. Endlich sahen wir auf einem Hügel eine Heerde Bocke (Ziegen); bei der mußte ein Hirt sein. Johannes sprang an einer Stelle, wo wir rathlos vor zwei auseinandergehenden Wegspuren standen, rasch hin, fand den Kaffer und wurde von diesem auf einen alten, längst unbefahrenen, echten altafrikanischen Weg gewiesen, dessen tiefe Risse und Felsklippen mir vorher Staunen erweckten, wie man mit dem Wagen solche Stellen passiren könnte, und nachher, daß wir sie wirklich passirt hatten. An den schwierigsten Stellen stiegen wir aus, um doch

wenigstens nicht mit dem Wagen umzuwerfen. Als ich an einer solchen Stelle einen Seitensprung that, um den dicht hinter mir laufenden Pferden aus dem Wege zu gehen, fühlte ich plötzlich einen stechenden Schmerz in dem linken Unterschenkel; ich hatte eine Sehne verrenkt. Nun mußte ich, wollend oder nicht, auf den Wagen und die übrigen gefährlichen Passagen mitmachen, bis wir gegen sechs Uhr unten im Thal des Sonntagsflusses an dem Platz eines Bauer Henniges ankamen. Hier erfuhren wir, daß die Fuhrt des Flusses, obgleich für uns der ganz niedrige Wasserstand günstig war, so steile Ufer hatte, daß wir unmöglich mit unseren Pferden sie passiren konnten. Es wurde nach den Ochsen des Bauern ausgeschaut; aber die waren weit weg und kamen erst nach Sonnenuntergang nach Hause. So mußten wir denn dort unser Nachtquartier aufschlagen. Der Bauer war freundlich und bewirthete uns mit Kaffee; Futter für die Pferde konnte er nicht verkaufen, weil er selbst keins hatte. Um das Wort Gottes schien er sich nicht sehr sonderlich zu kümmern, wie alle die dort wohnenden, selbst die wohlwollenderen Bauern.

Donnerstag, den 13. December, waren die Ochsen unsers Bauern früh bereit und er ließ mit ihnen unsern Wagen durch den Fluß fahren. Das diesseitige Ufer war so steil, daß der Wagen jäh hinabschoß, bis er mit den Vorderrädern im Wasser war. Das Wasser, welches bisweilen bis zu 15 Fuß Höhe steigt, reichte heute nicht in den Wagen. Jenseits war das Ufer ebenso jäh und daher steinig, so daß an ein Ziehen der ersten sechs Zugthiere nicht zu denken war. Da mußte die Menge der Ochsen aushelfen; denn während die letzten sechs Ochsen noch kletterten, zogen die ersten sechs bereits, und so ging der Wagen mit Leichtigkeit hinauf. Die Ochsen mußten, nun einmal eingespannt, noch drei viertel Stunden weiter ziehen um dort eine etwas schwierige Anhöhe auch noch den Wagen hinaufzubringen.

Hernach hatten wir guten Weg, passirten ein sehr großes Stück Säeland, welches die Enonschen ganz mit einem Gehäge umgeben hatten wieder das weidende Vieh. Endlich gegen 9 Uhr erreichten wir Enon, woselbst uns die lieben Brüder Lemmerz und Grasse mit der in der Brüdergemeinde gewohnten Herzlichkeit und Gastlichkeit so aufnahmen, wie sie ihre leiblichen Brüder aufgenommen haben würden. Der etwas wohlbeleibte, urgemüthliche, behäbige Bruder Lemmerz nahm sich sofort meines kranken Fußes an, der mich bei jedem, mit Hülfe des Stocks gethanen Hinkschritt schmerzte, mit so warmer Theilnahme, daß ich seine Liebe und Sorglichkeit an jedem Strich fühlte, mit welchem er die schnellpräparirte Kampfer-Salmiak-Einreibung mir applicirte. Ganz eben so lieb waren die Schwestern und der frische Bruder Grasse. Wir ließen uns also die dringende Einladung der lieben Geschwister,

einige Tage dort zu verweilen, um so eher gefallen, als mein Fuß sowohl, als ein Fieberanfall und Augenleiden und Blatter am Fuß des Bruder Prietsch diesen Aufenthalt durchaus nothwendig machte.

Wir blieben über Sonntag. Ich mußte großentheils das Bett hüten und hinkte nur bisweilen heraus, den Fuß auf einer weichen Unterlage ruhend, so daß ich von der schönen Gegend des tief im Waldthal gelegenen lieblichen Enon nicht mehr sehen konnte, als was man vom Hause aus schaute. Die Stationsgebäude sind wie man sie gewöhnlich in der Brüdergemeinde findet. Die circa 400 Farbigen, welche in zwei langen, auf die Stationshäuser hinführenden Reihen ziemlich guter viereckiger Lehmhäuser wohnen, sind Hottentotten reinen Geblüts, als solche vielleicht bald als Rarität existirend in der Capkolonie. Sie sind auf diese Reinheit ihres Geblüts nicht wenig stolz und verachten den Bastard, der seinerseits wieder, sobald seine Hautfarbe einen Grad weißer ist, mit Verachtung auf den Hottentotten sieht. Ihr Geistesvermögen ist nicht hervorragend. Selbständig zu denken und eine Sache auf eigene Hand anzugreifen, sind sie kaum vermögend, „de kop gat my toe“ (die Gedanken gehen mir aus), sagen sie, wenn der Zeitpunkt angekommen ist, wo sie zu denken aufhören; und dann mag man, sei es von der Kanzel, sei es im Leben, sagen, was man will, sie hören nichts. Dabei können sie außerordentliche Freundlichkeit durchaus nicht ertragen. Schenkt man einem Hottentotten etwas, um ihm eine Freude zu machen, so darf man anstatt des Dankes sicher darauf rechnen, daß er einige Grad hochmüthiger, und dafür dann gelegentlich unverschämter wird. Dagegen nimmt er Schelte demüthig auf und läßt sich dadurch wieder zur Besinnung bringen; „ons is mal zo“ sagt er, ons moet mal knorre hebben.“

Die Zauberei steckt sehr tief in den Leuten, und selbst Getaufte und sonst ernste Gemeindeglieder glauben daran und befassen sich damit. Spricht man mit ihnen darüber, so versichern sie, sie glauben nicht daran; aber daß es Leute gebe, die ihnen quad thun durch allerlei geheime Künste, das lassen sie doch nicht wegleugnen; ebenso, daß man auf diese Weise krank oder gesund gesprochen werde könne. Sie hören es nicht gern; wenn man mit ihnen über solche Dinge spricht; sie erschrecken, sie halten es auch möglichst geheim; aber sie glauben daran. Sie glauben an ein Thier, welches herumgeht, den Leuten Böses zu thun; jeder Zauberer hat solches Thier unter sich. Auch an Spuk glauben sie, daß die Seele nicht Ruhe findet im Grabe, sondern als Spuk umhergeht. Eine Art Wassernixe, die Kaimannsmaid fürchten sie entsetzlich. Dieselbe soll die Leute in das Wasser ziehen, und dann die Krabben senden, um die Ertrunkenen sofort anzufressen. Den sehr häufig vorkommenden Todtenkopf-Schmetterli

wenigſtens nicht mit dem Wagen umzuwerfen. Als ich an einer ſolchen Stelle einen Seitenſprung that, um den dicht hinter mir laufenden Pferden aus dem Wege zu gehen, fühlte ich plötzlich einen ſtechenden Schmerz in dem linken Unterſchenkel; ich hatte eine Sehne verrenkt. Nun mußte ich, wollend oder nicht, auf den Wagen und die übrigen gefährlichen Paſſagen mitmachen, bis wir gegen ſechs Uhr unten im Thal des Sonntagsfluſſes an dem Platz eines Bauer Henniges ankamen. Hier erfuhren wir, daß die Fuhrt des Fluſſes, obgleich für uns der ganz niedrige Waſſerſtand günſtig war, ſo ſteile Ufer hatte, daß wir unmöglich mit unſeren Pferden ſie paſſiren konnten. Es wurde nach den Ochſen des Bauern ausgeſchaut; aber die waren weit weg und kamen erſt nach Sonnenuntergang nach Hauſe. So mußten wir denn dort unſer Nachtquartier aufſchlagen. Der Bauer war freundlich und bewirthete uns mit Kaffee; Futter für die Pferde konnte er nicht verkaufen, weil er ſelbſt keins hatte. Um das Wort Gottes ſchien er ſich nicht ſehr ſonderlich zu kümmern, wie alle die dort wohnenden, ſelbſt die wohlwollenderen Bauern.

Donnerſtag, den 13. December, waren die Ochſen unſers Bauern früh bereit und er ließ mit ihnen unſern Wagen durch den Fluß fahren. Das diesſeitige Ufer war ſo ſteil, daß der Wagen jäh hinabſchoß, bis er mit den Vorderrädern im Waſſer war. Das Waſſer, welches bisweilen bis zu 15 Fuß Höhe ſteigt, reichte heute nicht in den Wagen. Jenſeits war das Ufer ebenſo jäh und daher ſteinig, ſo daß an ein Ziehen der erſten ſechs Zugthiere nicht zu denken war. Da mußte die Menge der Ochſen aushelfen; denn während die letzten ſechs Ochſen noch kletterten, zogen die erſten ſechs bereits, und ſo ging der Wagen mit Leichtigkeit hinauf. Die Ochſen mußten, nun einmal eingeſpannt, noch drei viertel Stunden weiter ziehen um dort eine etwas ſchwierige Anhöhe auch noch den Wagen hinaufzubringen.

Hernach hatten wir guten Weg, paſſirten ein ſehr großes Stück Säeland, welches die Enonſchen ganz mit einem Gehäge umgeben hatten wieder das weidende Vieh. Endlich gegen 9 Uhr erreichten wir Enon, woſelbſt uns die lieben Brüder Lemmerz und Graſſe mit der in der Brüdergemeinde gewohnten Herzlichkeit und Gaſtlichkeit ſo aufnahmen, wie ſie ihre leiblichen Brüder aufgenommen haben würden. Der etwas wohlbeleibte, urgemüthliche, behäbige Bruder Lemmerz nahm ſich ſofort meines kranken Fußes an, der mich bei jedem, mit Hülfe des Stocks gethanen Hinkſchritt ſchmerzte, mit ſo warmer Theilnahme, daß ich ſeine Liebe und Sorglichkeit an jedem Strich fühlte, mit welchem er die ſchnellpräparirte Kampfer-Salmiak-Einreibung mir applicirte. Ganz eben ſo lieb waren die Schweſtern und der friſche Bruder Graſſe. Wir ließen uns alſo die dringende Einladung der lieben Geſchwiſter,

einige Tage dort zu verweilen, um so eher gefallen, als mein Fuß sowohl, als ein Fieberanfall und Augenleiden und Blatter am Fuß des Bruder Prietsch diesen Aufenthalt durchaus nothwendig machte.

Wir blieben über Sonntag. Ich mußte großentheils das Bett hüten und hinkte nur bisweilen heraus, den Fuß auf einer weichen Unterlage ruhend, so daß ich von der schönen Gegend des tief im Waldthal gelegenen lieblichen Enon nicht mehr sehen konnte, als was man vom Hause aus schaute. Die Stationsgebäude sind wie man sie gewöhnlich in der Brüdergemeinde findet. Die circa 400 Farbigen, welche in zwei langen, auf die Stationshäuser hinführenden Reihen ziemlich guter viereckiger Lehmhäuser wohnen, sind Hottentotten reinen Geblüts, als solche vielleicht bald als Rarität existirend in der Capkolonie. Sie sind auf diese Reinheit ihres Geblüts nicht wenig stolz und verachten den Bastard, der seinerseits wieder, sobald seine Hautfarbe einen Grad weißer ist, mit Verachtung auf den Hottentotten sieht. Ihr Geistesvermögen ist nicht hervorragend. Selbständig zu denken und eine Sache auf eigene Hand anzugreifen, sind sie kaum vermögend, „de kop gat my toe“ (die Gedanken gehen mir aus), sagen sie, wenn der Zeitpunkt angekommen ist, wo sie zu denken aufhören; und dann mag man, sei es von der Kanzel, sei es im Leben, sagen, was man will, sie hören nichts. Dabei können sie außerordentliche Freundlichkeit durchaus nicht ertragen. Schenkt man einem Hottentotten etwas, um ihm eine Freude zu machen, so darf man anstatt des Dankes sicher darauf rechnen, daß er einige Grad hochmüthiger, und dafür dann gelegentlich unverschämter wird. Dagegen nimmt er Schelte demüthig auf und läßt sich dadurch wieder zur Besinnung bringen; „ons is mal zo“ sagt er, ons moet mal knorre hebben.“

Die Zauberei steckt sehr tief in den Leuten, und selbst Getaufte und sonst ernste Gemeindeglieder glauben daran und befassen sich damit. Spricht man mit ihnen darüber, so versichern sie, sie glauben nicht daran; aber daß es Leute gebe, die ihnen quad thun durch allerlei geheime Künste, das lassen sie doch nicht wegleugnen; ebenso, daß man auf diese Weise krank oder gesund gesprochen werde könne. Sie hören es nicht gern; wenn man mit ihnen über solche Dinge spricht; sie erschrecken, sie halten es auch möglichst geheim; aber sie glauben daran. Sie glauben an ein Thier, welches herumgeht, den Leuten Böses zu thun; jeder Zauberer hat solches Thier unter sich. Auch an Spuk glauben sie, daß die Seele nicht Ruhe findet im Grabe, sondern als Spuk umhergeht. Eine Art Wassernixe, die Kaimannsmaid fürchten sie entsetzlich. Dieselbe soll die Leute in das Wasser ziehen, und dann die Krabben senden, um die Ertrunkenen sofort anzufressen. Den sehr häufig vorkommenden Todtenkopf-Schmetterling nennen

sie groote Bije (große Biene). Von demselben haben sie die Meinung, wenn er aus den alten Bienennestern, in denen er zu wohnen pflegt, herauskomme, so gehe er erst hoch in die Höhe, rolle dann seinen langen Stachel auf und lasse sich auf einen Menschen nieder, um ihn todtzustechen. Von einer Art kleinen Eidechse mit stumpfem Schwanz, die sie Geitje nennen, denken sie, daß wenn ein Mensch von derselben gebissen wird, er in vierzehn Stunden sterben müsse. Bruder Richter fing deshalb einmal solch ganz harmloses Thierlein, und nahm es auf die Hand und brachte es ebenso harmlos zu dem alten, frommen Schmidt Salomo: „Kyk, wat heb' ik for een mooj ding!" Mein Salomo aber, wie er es sieht, geht mit einem Satz über den Amboß weg zum Fenster hinaus. Als ihm dann der Missionar zeigt, daß ihm ja doch kein Schade dadurch zugestoßen sei, so antwortet er: „Ja, mynheer kan helle anfat; dat zal hem geen quad doen, dat lat de Heer God niet toe; maar ons kan het niet doen."

Die Kaimansmaid im Sonntagsrevier kehrt im Aberglauben der Kaffern wieder; diese nennen sie Hilihili und beschreiben sie wie die Hottentotten, als ein Weib, das in einen Alligatorschwanz endet.

Ein frommes Mädchen Salome kam ganz betrübt zu den Lehrern, daß sie von diesem Un- und Aberglauben nicht los könne, sie betete dagegen, bat um die Fürbitte der Lehrer und mußte schließlich dennoch ausgeschloßen werden, weil ihr Aberglaube auf ärgerliche Weise an den Tag kam.

Neben diesem Aberglauben und Zauberstünde, sind Unzucht, Lüge und Trunkenheit ein Hauptfehler der Hottentotten. Aber gegen diese letzten Sünden ist auf einzelnen Missionsstationen doch mit so guten Erfolg angekämpft worden, daß z. B. in Elim unter einer Bevölkerung von 1400 Seelen kein einziges gefallenes Mädchen und kein einziger Trunkenbold den Brüdern bekannt geworden ist.

Die Hottentotten sind wie die Kinder, bald erzürnt, bald wieder besänftigt, zu Ungehorsam geneigt, für Strafe empfänglich, im Ganzen gutmüthig und gehorsam, so weit sie beobachtet werden, genußsüchtig, gefällig. Man muß daher auch mit ihnen reden und umgehen wie mit Kindern, ihre Begriffe sind sehr eng; den Herrn Jesum als König mit dem Scepter bekleidet sein zu lassen, das verstehen sie nicht; will man ihnen die königliche Würde deutlich machen, so müßte man etwa die Ochsenpeitsche als Scepter darstellen —

Sonntag, den 16. December, hielt ich die Predigt über das Evangelium des 4. Advent. Bruder Grasse hielt die Täuflingslehren ud war sehr orginell und eingehend auf die Anschauungen der Farbigen. Am Abend hielt Bruder Lemmerz eine Ansprache

an welche er ein Gebet für unsere Reise knüpfte. Ich dankte in einer andern Ansprache und verabschiedete mich.

Am Nachmittage hatte ich die ersten Versuche gemacht, am Stocke hinkend in die Häuser der Farbigen zu gehen, die auf die harmloseste Weise mit den Brüdern zu verkehren gewohnt schienen, und einen recht guten Eindruck machten. Sie sind auch an Gewerbfleiß gewöhnt, betreiben das Messerschmied- und Stellmacherhandwerk und ich nahm zwei von Salomo geschmiedete Messer zum Andenken mit.

Montag, den 17. December, hatte die sorgliche Liebe der Brüder nicht blos für die Ergänznng unserer Speisevorräthe für Menschen und Vieh reichlich gesorgt, sondern auch ein Spann Ochsen beschafft, welches unsern Wagen eine Tagereise weit fahren mußte, damit unsere Pferde etwas Rast hätten. Wir fanden unterwegs reichliche Spuren, Fußstapfen von Elephanten, die in dortiger Gegend noch sehr zahlreich hausen. Letzte Nacht waren sie in Enon in den Gärten gewesen, und einen Büffel hatte man ebenfalls angeschossen; Tiger, Wölfe, Hyänen, Buschböcke giebt es nebst anderm Wild reichlich. Die Gegend ist nämlich mit einem undurchdringlichen und für Feuer unausrottbaren niedrigen Urwalde bedeckt, in welchem auch ein Mensch, einmal hineingerathen, sich kaum wieder zurechtfindet; sowie denn eine Hottentottenfrau kürzlich 3 Tage bis nahe zum Verschmachten dort gewesen war, bis sie endlich von den suchenden Leuten der Gemeinde gefunden wurde. Wir sahen auf unserm Wege nichts von allen diesen Thieren. Nur Meerkatzen, eine Art Eichhörnchen, und Ameisenhaufen, eine Art rundlicher, bis zu 3 Fuß hoher Lehmhügel sahen wir in solch ungeheuren Massen, daß ganze Felder damit bedeckt und unbenutzbar gemacht waren, sie glichen fast kleinen Kafferkralen. Manche hatten sogar Löcher an der Seite, wie Thüren; aber dieselben rührten von dem Erdschwein her, einem großen Ameisenfresser, dessen senkrecht in die Erde hineingearbeitete tiefe Löcher nicht selten unseren Pferden, wo wir über das Land ritten, Gefahr drohten. Diese speckfetten, einem Schwein an Größe und Gestalt ähnlichen Thiere, haben lange, scharfe Krallen, mit denen sie, verfolgt von den nachgrabenden Menschen, sich so schnell in die Erde hineinarbeiten, daß die Menschen schon sehr schnell graben müssen, um sie zu erreichen. Es wurde Abends gegen 9 Uhr bis wir Buschmannsrevier, das ersehnte Nachtquartier erreichten.

Dienstag, den 18. December, war unsere erste Tagesaufgabe ein sehr hoher Berg, der unsere Pferde gleich ermüdete. Sobald wir aber aus dem Buschmannsrevier hervorgekommen waren, veränderte sich die Gegend. An die Stelle des hügelichten Buschfeldes traten kahle Grasberge, bald Rücken, bald Züge, bald zusammengewürfeltes Hügelland. Der Weg, den der Zolleinnehmer als ein splendid road bezeichnet hatte, wurde schwierig und steinig,

bisweilen steil, stundenlange Höhen auf- oder abwärts führend. Hatte uns vor einigen Tagen Staub und Dürre geplagt, so plagte nun der Regen, der den Weg oft sehr glatt und schlüpfrig machte. Nur das eine Gute hatten wir, daß unsere Pferde nicht dursten brauchten, und die Lehmpfützen am Wege auch von unsern Leuten als „leckeres“ Wasser zum Trinken und Kochen gebraucht wurde. Die Gegend glich einer Gebirgslandschaft des mittleren Deutschland. Unser Weg führte uns einen langen, hohen Rücken hinauf und bot den Blick auf die Fläche und auf einen begleitenden, noch höheren Höhenzug zur Linken. Endlich machten wir in einer tiefen, kühlen, an Gras reichen Waldschlucht unser Nachtquartier.

Mittwoch, den 19. December, hatten wir einen schweren Anfang; die Pferde konnten den Wagen mit aller Anstrengung nicht den ersten, steilen, schlüpfrigen Abhang hinaufziehen; zuletzt half alles Schlagen nicht mehr, sie zogen gar nicht mehr an. Wir mußten umkehren und von unten auf einem anderen Theil des Wegs unser Heil versuchen; es gelang mit des Herrn Hülfe nach dreiviertel Stunden heftiger Mühe. Dann führte der Weg wieder hinab in eine schöne grüne Felsenkloof und durch dieselbe wieder eine Stunde weit hinauf, über einen Bergrücken, an dessen anderer Seite, weit in das Thal ausgestreckt, Grahamstown sich unsern Blicken darbot. Wir erreichten es erst um 11 Uhr früh.

Die Stadt nimmt einige Hügel im Thal ein und gruppirt sich deshalb zu angenehmen Einzelbildern. Auf jener Seite zeichnet sich eine Anzahl viereckiger Gärten ab, die das scharf blickende Auge mit langen Reihen von runden und viereckigen Hütten eingefaßt erkennt; es sind die Baracken der Farbigen, welche also draußen eine kleine Stadt, abgesondert von den Wohnungen der Weißen, sich erbaut haben. Die Kaffern wohnen für sich, ebenso die Hottentotten, und auch die Fingu. Die Mission hat sich derselben in der Weise angenommen, daß sich der Kaffern besonders die Episkopal-Kirche (Archidiacon Merriman), der Fingu die Wesleyaner und der Hottentotten die Londoner Independenten annehmen. Die Bischöflichen haben für ihre Kaffern eine eigene Missionskirche in unmittelbarer Nähe bei den Kralen erbaut. Leider fand ich Bischof Cotteril nicht zu Hause; er war auf einer Inspectionsreise nach Kafferland. An seiner Statt lernte ich in dem ebenfalls erst vor zwei Tagen heimgekehrten Archediacon Merriman einen lebendigen, warmen Missionsfreund und höchst interessanten, geistvollen Mann kennen. Er hatte in ungeheuren Fußtouren die ganze Capcolonie durchwandert, und überall die Missionsstationen besucht. Seine Ansicht von der Kaffermission ist, daß man die Kaffern nicht auf Missionsstationen und Institute sammeln, sondern die Getauften inmitten der Lebensverhältnisse ihres Volks sich bewähren lassen müsse; sonst erziehe man

doch nur Treibhauspflanzen. Er selbst hat nach diesen Grundsätzen eine Kaffermission hier begonnen, mit deren Resultaten er sehr zufrieden war. Namentlich erfreut es ihn, daß, während in seiner anglikanischen Kirche nur 4—5 Weiße zum täglichen Morgengebet sich vereinigen, in der Kafferkirche doch an dreißig regelmäßig erscheinen. So solle man alle Civilisationsplätze aufsuchen, an denen Kaffern sich sammelten, und sie da zugleich civilisiren und evangelisiren.

In Grahamstown ist außerdem das St. Andrewscollege von den Bischöflichen erbaut, eine Erziehungs-Anstalt für Kafferjünglinge, welche im Unterschied von denen in Sonneblum, anstatt ganz aus ihren nationalen Umgebungen gerissen zu werden, in den Ferien die Ihrigen besuchen, damit sie mit den heidnischen Sitten allezeit bekannt bleiben, um sie innerlich überwinden zu können. Die Sonneblumschen, das sei die Erfahrung, fielen bald, nachdem sie zurückgekehrt, ganz ins Heidenthum zurück, während die hiesigen Zöglinge allmählich so gestärkt würden, daß sie Stich hielten. Die einzige Unannehmlichkeit, welche sich bei dieser Praxis herausgestellt hat, sei, daß diese Ferienreisenden mit dem Gelde nicht umzugehen verständen und daher entsetzlich viele Schulden in den Ferien machten. Aber man müsse auch die Schulkaffern in enge Berührung bringen mit ihrer Nation; bei den Herrnhutern sehe der eine Lehrer aus wie der andere, ebenso aber auch ein Getaufter wie der andere, das käme davon, daß sie alle aus dem Verkehr mit ihrem Volk gerissen seien. Als seine Erfahrung bezeichnete er es, daß die Kaffern, wenn einmal für das Evangelium gewonnen, viel fester halten, als die Farbigen der Colonie, daß sich einzelne von ihnen sehr gut als Lehrer benutzen lassen, daß sie dazu ebenso willig als anstellig seien; er hofft, daß der natürliche Hochmuth, Selbstgenugsamkeit und Unzugänglichkeit der Kafferndation doch allmählich vor dem Evangelio schwinden werde.

Meriman nahm sich meiner sehr freundlich an, begleitete mich durch die Stadt, half mir ein kleines Zelt einkaufen, welches ich zur Schlafstätte für meine Dienstleute in kalter Regennacht benutzen will, da es mich doch zu sehr jammerte, daß die armen Kerle in der letzten Nacht beim Regen, unter freiem Himmel gelegen hatten; ich konnte ein altes Zelt kaufen für 1 Pfd. Sterl.

Dann bei meinem Wagen nahmen wir Abschied. Ich fuhr um 4 Uhr fort noch etwa drei Meilen weit, nach Bothas Hill, einen hohen Berg hinauf, von wo aus wir über tiefe Schluchten hin in der Ferne deutlich die Berge des Kafferlands sehen konnten. Wir übernachteten unter Büschen, ohne Wasser. Denn da wir nun in das Land der englischen Bauern kamen, hörte die Gemüthlichkeit auf. Der englische Bauer scharrt einen Haufen Erde zusammen, daß sich an demselben der Regen sammeln kann; daneben aber stellt er eine Tafel mit der Schrift, daß man hier aus-

ſpannen könne; das Geſpann für 1 Sixpence, oder 1 Schilling. Der nächſte Waſſerbeſitzer verlangte gar 4 Schilling, die wir nicht bezahlen wollten. Ueberhaupt iſt der Unterſchied zwiſchen holländiſchen und engliſchen Bauern ſehr merklich. Der erſtere unpolirt, aber unter der rauhen Form meiſt ſehr gutmüthig, zu helfen bereit, gaſtfreundlich, der Engländer gelackt, kalt, höflich, geiſtig gebildeter, aber allzeit bedacht, Geld zu machen.

Donnerſtag, den 20. December. Unſere Morgenfahrt war prachtvoll. Faſt immer bergab, ſo wenig ſteil, daß wir ohne Hemmſchuh traben konnten, wand ſich der Weg durch die grünen, ſteilen Waldklüfte, in denen bisher die Kaffern den Engländern ſo hartnäckig widerſtanden hatten. Es war eine Gebirgspartie von hoher Schönheit; den Euphorbien und Gelbholzbäumen ſah man von oben herab in die Wipfel. Nachdem wir aber mehr als eine deutſche Meile weit in langen Schlangenwindungen den Thalrändern folgend, hinabgefahren waren, mußten wir von der Thalſohle aus, ebenſo wieder hinauf und dann wieder hinab zu dem großen Fiſchfluß, von welchem wir ſchon im letzten Nachtquartier gehört hatten, daß er abkäme, d. h. angeſchwollen ſei. Zum Glück hatten wir, Merimans Rath folgend, den längeren Weg nach Kingwilliamstown gewählt, auf welchem bei Fort Brown eine feſte Brücke über den Fluß führt; ſonſt hätten wir auf dem andern Wege, wenn wir ihn nicht mit Lebensgefahr forciren wollten, leicht einige Tage vor dem Fluß liegen können. Wir fanden das Waſſer in dem breiten Strom hoch aufgeſchwollen, große Bäume mit ſich führend, die ſich zum Theil an einem Brückenpfeiler aufſtauten. Unſere Pferde tränkten wir aber nicht in dem ſchlammigen Waſſer des brauſenden Stromes, ſondern in einer Lache, welche der höhere Waſſerſtand vor einigen Stunden angefüllt hatte, etwa 10 Fuß höher als der gegenwärtige Spiegel des Stromes.

Als ich von der Brücke aus in die tobenden Fluthen hinab ſchaute, fragte mich ein Vorübergehender, ob ich nicht vielleicht zwei Leichen hätte vorüberſchwimmen ſehen, es ſeien oberhalb heute Morgen zwei Menſchen ertrunken. Zu unſerer Pferdetränke kam auch ein Hottentott mit Schöpfgefäß und Waſſerfaß; er zog aber vor, unter dem kühlen Dornbuſch ein wenig auszuruhen; nach einer Stunde ſchlief er noch dort. Wir kochten von dem Schlammwaſſer „leckern“ Thee und Kaffee, bei dem der Lehm Farbe und Geſchmack der fehlenden Milch vertrat.

Als wir unſern Weg fortſetzten, hörten wir zuweilen ein Brauſen wie von Meereswogen; „de revier is quad“, ſagte Johannes. Unſer Weg führte ab und zu an die Nähe des Fluſſes, deſſen zwiſchen Bäumengeſtrüpp hinhüpfende Wellen bisweilen wie ein Waſſerfall rauſchten. Der Weg wurde beſchwerlich. Sand, Hitze, ſteile Stellen, Felsſtücke ermüdeten unſere Pferde und erſt

um 1 Uhr erreichten wir Fort Kunab, wo wir ausſpannten, weil vor uns eine ſteile Höhe ſich erhob. Nach drei Uhr fuhren wir weiter, eine Stunde lang allzeit bergauf. Hier dachten wir, die Höhe erreicht zu haben und ſpannten, da wir etwas Waſſer fanden, ein wenig aus. Aber hernach ſtieg der Weg mit wenigen Senkungen immer höher und höher, noch an zwei Stunden lang, bis die armen Pferde nicht mehr fortkonnten. Wir ſuchten alſo einen geeigneten Buſch und ſpannten zur Nachtruhe aus. Wir hatten nun endlich die Höhe erreicht.

Es war ein herrlicher Punkt. Vor uns lag in weiter Ebene Kafferland, begrenzt von den theils zackigen, theils runderen Köpfen des Amatolagebirges, über welche ein dichtes Gewitter lagerte, das ſeine fernen Donner in den Thalſchluchten wiederhallen ließ. Nach der andern Seite leuchtete die untergehende Sonne in eine endloſe Anzahl kleiner, grüner Schluchten und Berglein. Nur eins beunruhigte uns; wir ſahen, wie unten im Thal die Wege auseinander gingen und hatten keinen Rathgeber, welches der rechte Weg ſei. Unten im Thal ſtieg Rauch auf; dort hin mußte Jacobus, um zu fragen; aber ein vorüberreiſender Schulkaffer gab uns ſchon vor ſeiner Wiederkunft die gewünſchte Auskunft.

Dann geſellte ſich zu uns ein Hottentott aus Grahamstown, von der Londoner Geſellſchaft, der auf allen Miſſionsplätzen ſehr gut Beſcheid wußte. Er ließ ſein Pferd frei umherlaufen, während er ſich zu unſern Leuten ſchlafen legte. Ich ſchlief wenig und unruhig, da die Pferde ſich losgeriſſen hatten und ich die Kaffern fürchtete, die ſo gerne Pferde ſtehlen.

Freitag, den 21. December. Wir brachen um 5 Uhr auf, um nicht in der Hitze zu fahren, trotzdem mußten wir heut die afrikaniſche Gluth erfahren. Im Thal von Lieuwfontain fanden wir Futter für die Pferde und Trinkwaſſer für uns. In einem weiteren Thal ſpannten wir unter Dornbüſchen aus. Ein ſtolzer Kaffer mit majeſtätiſchem Schritt führte eine Heerde Schafe vorüber, ganz nakt, nur mit einer Decke umhüllt, die er mit der Würde und dem Anſtand eben ſo trug, wie ein römiſcher Senator ſeine Toga.

Immer weiter ſtreckte ſich der Weg nach Fort Beaufort vor uns, ſo daß die armen Pferde zuletzt in der heißen Gluth kaum mehr vorwärts konnten. Endlich halb zwölf Uhr fuhren wir nach einer höchſt ungemüthlichen Fahrt über die Brücke des Katreviers und ſpannten hart vor Fort Beaufort auf einem grünen Raſenplatz aus. In Beaufort ſuchte ich den Biſchof von Grahamstown auf, von dem mir Meriman geſagt hatte, er werde heut dort zu finden ſein. Ich fand ihn in der Wohnung des Predigers Hanchmann. Es war von beiden Seiten eine herzliche Freude über das Wiederſehen. Der Biſchof hatte beſonders darum Rück-

ſprache mit mir nehmen wollen, weil einige Fälle von Streitigkeiten vorgekommen waren zwiſchen ihm und den lutheriſchen Geiſtlichen Clüver und Kropf wegen einiger Deutſchen, die ſich von der deutſchen Gemeinde losſagend, der anglikaniſchen Gemeinde ſich angeſchloſſen hatten.

Im Hauſe des Herrn Hanchmann klagten alle Leute über unerträgliche Hitze, während ich es angenehm kühl fand. Draußen zeigte das Thermometer im Schatten 105 Grad Fahrenheit, circa 32 Grad Reaumur; aber ich war auch in dieſer Hitze eine halbe Meile marſchirt, ohne weſentlich mich incommodirt zu fühlen; ich habe bisher noch nicht die geringſte Unbequemlichkeit von der afrikaniſchen Hitze gefühlt, eher von der afrikaniſchen Kälte.

Trotzdem, daß ſich ſchwere Gewitter zuſammenzogen, ſetzten wir unſern Weg nach Alice fort, vierzehn engliſche Meilen weiter. Die Gewitter zogen rechts und links neben uns und entluden ſich heftig; aber uns erreichten ſie nicht. Kein Regen durfte uns den hügelichten Weg unfahrbar machen und Abends nach 8 Uhr ſpannten wir auf der grünen Wieſe vor Alice aus, vom Mondſchein angenehm beleuchtet.

Ich ging mit meinem lahmen Bein noch eine engliſche Meile weiter nach Lovedale, der großen ſchottiſchen Miſſionsanſtalt. Herr Govan öffnete mir im tiefſten Negligé, er hatte ſoeben die Ruhe ſuchen wollen; nun mußte er mir noch Nachtquartier bereiten, weil ich mit meinem Fuß nicht wieder zum Wagen zurück konnte und überhaupt die Stunden am Abend und in der Frühe gern zu Geſprächen benutzen wollte, um am andern Morgen weiter reiſen zu können. Meine Abſicht war, am Sonnabend Petersberg zu erreichen, um am Montag nach Bethel zu können und dort das Weihnachtsfeſt zuzubringen.

## II.

### Beſuche bei ſchottiſchen und Londoner Miſſionaren in Kafferland.

Sonnabend, den 22. December. Der Herr hatte es anders beſchloſſen. Als wir aufſtanden, war der Himmel ganz bewölkt und einzelne Tropfen fielen; und nachdem wir gefrühſtückt und die Räumlichkeiten der Anſtalt beſehen hatten, fiel der Regen ziemlich ſtark. Leider war auch hier wieder Vacanz und die dreißig Zöglinge der Anſtalt waren alle verreiſt. So konnte ich denn nur die großen ſtattlichen Räume anſehen, die zum Eſſen, Schlafen, Lehren, Arbeiten (Schmiede und Stellmacherei) verwandt

werden, und konnte aus dem Munde von Govan, dem Hauptlehrer hören, daß die Anstalt in guter Blüthe ist, während der Dauer ihres, ich glaube zehnjährigen Bestehens, etwa 6000 Pfd. Sterl. eingebracht hat (weil auch Weiße gegen Kostgeld mit unterrichtet werden) und eine Anzahl brauchbarer Lehrer geliefert hat, natürlich neben einer größeren Zahl solcher, die nicht den Hoffnungen entsprochen haben. Die Kafferjünglinge werden dort unterrichtet im Latein (bis Virgil), Griechisch (bis Xenophon) und in den entsprechenden Lehrstücken in der Mathematik, Geschichte, Geographie, Literatur ꝛc. Die Unterrichtssprache ist die englische. Die schottischen Missionare gebrauchen bei der großen Zahl ihrer Außenstationen eine ziemliche Anzahl Lehrer. An Lernfähigkeit fehlt es nun den Kafferjünglingen nicht, wohl aber an Ausdauer im Lehrfach. Sobald solch junger Mensch heirathet, genügt sein Gehalt von 30 Pfd. Sterl. nicht mehr, um ihn mit seiner Familie zu erhalten. Mit dem von ihm auf der Schule erreichten Bildungsgrad kann er leicht eine Beschäftigung finden, durch die er 100 Pfd. Sterl. und darüber verdient; so geht er denn ab. Man erhöht deshalb das Gehalt der eingebornen Lehrer zur Zeit auf 50 Pfd. Sterl.

Ueber den Wachsthum der Gemeindeglieder nach Zahl und innerer Haltung sprach sich Bruder G. befriedigt aus; es sind doch auf den vier Stationen gegen neun hundert erwachsene Gemeindeglieder, die nach presbyterianischen Grundsätzen in geordnete Gemeinden vertheilt sind. Letztere haben ihre eingebornen Presbyter und Diaconen, die theils als Mitberather in äußerlichen Dingen, theils als lebendige Mittelglieder zwischen Pastor und Gemeinde wesentliche Dienste leisten. G. gab ihnen das Zeugniß, daß sie in Bezug auf Dinge, die sie nicht verstehen, bescheiden und schweigend sich verhielten, aber da, wo sie selbständig urtheilen können, oft sehr beredt und gescheidt, und dem geistlichen Amt gegenüber allzeit bescheiden seien. Die Presbyter kommen alle Monat mit ihrem Pastor in der Presbyterversammlung zusammen; außerdem haben sämmtliche Gemeinden vierteljährlich die Aeltesten-Conferenz, an welcher außer den vier Geistlichen vier Presbyter Theil nehmen. In diesen Conferenzen werden Mittheilungen über das gesammte Leben in den Gemeinden gemacht. So werden die Leute in dem Bewußtsein erhalten, selbst auch Mitarbeiter zu sein an dem Aufbauen der Gemeinde. Die circa 330 Pfd. Sterl., die sie jährlich für die Mission aufbringen, werden zum Aufbauen der Schulhäuser, Kirchen, Lehrergehältern ꝛc. verwandt. Die Seelenzahl nimmt langsam zu.

Die Schotten haben den Grundsatz, in allen äußerlichen Dingen so wenig als möglich die Gemeindeglieder zu berathen und zu leiten. Die Kaffern wohnen zwar meist unmittelbar bei den Stationsgebäuden; aber in allen äußerlichen Dingen sind sie

dem Magiſtrat von Alice ebenſo unmittelbar unterworfen, wie die Miſſionare ſelbſt, zahlen auch ihre Abgaben ſelbſtändig dorthin. Die meiſten ſind Fingu und ſehr betriebſam. Sie haben ihre Erben unter der Waſſerſchloot und ihre gemeinſame Weide über derſelben. Da dieſelbe für die wachſende Bevölkerung zu klein wurde, ſehen die Miſſionare die Auswanderung der Fingu über den Kai als eine große Wohlthat an. Sie würden den weggezogenen Getauften gern einen Lehrer ſenden, aber es fehlt ihnen an Perſönlichkeiten.

Da es nicht nachließ mit Regnen, dehnte ich meinen Beſuch bei dem Miſſionar Roß (den in Afrika gebornen Sohn des alten Miſſionar Roß) etwas länger aus, und konnte mit demſelben, der die kafferſche Sprache als Sprache ſeiner Kindheit ſpricht und das Kaffervolk von Grund aus kennt, tiefer eingehend über manchen wichtigen Punkt ſprechen. Die Ukulobola beſteht in der dortigen Gegend noch unter den heidniſchen Kaffern, iſt auch unter den Getauften nicht ganz ausgerottet, obſchon im Verſchwinden begriffen. Regel iſt, daß der chriſtliche Kaffervater ſeiner Tochter die Wahl des Mannes überläßt, dem ſie Eheweib werden will; dieſer ſchenkt dann wohl dem Vater eine Morgengabe an Geld, Effekten ꝛc.; doch kommt es auch nicht ſelten vor, daß er, wenn er arm iſt, gar nichts giebt. Die Ukulobola in der alten heidniſchen Geſtalt des Mädchenverkaufs wird mit Kirchenbuße beſtraft, und iſt in den Augen der chriſtlichen Kaffern ſelbſt als etwas Verächtliches im üblen Geruch. — Die Polygamie wird in keiner Form geduldet, es wird ſtreng darauf gehalten, daß der Mann nicht etwa unter ſeinen früheren Frauen wähle, ſondern die erſtgeheirathete als die einzig legitime anſehe und behalte; dem chriſtlichen Theil wird nicht geſtattet, ein heidniſches Gemahl zu nehmen, obgleich, wenn der Fall vorkommt, er nicht gerade mit Ausſchließung beſtraft wird. Von den ſchwierigen Fällen, wo etwa die erſte Ehe nicht in rechtmäßiger Form vollzogen war, unterliegt jeder einzelne einer Specialbeurtheilung. Man tauft nur ſolche, bei denen eine Herzensänderung hervorgetreten iſt; die Kinder tauft man mit den Eltern bis zum ſechſten Jahre. Späterhin tauft man Kinder in jedem Lebensalter, ſobald Spuren der Bekehrung an ihnen wahrzunehmen ſind und das Verlangen nach der Taufe ausgeſprochen wird. Die Confirmation kennt man nicht; an ihrer Statt hat man die Aufnahme unter die Zahl der Gemeindeglieder, welche zum heiligen Abendmahl berechtigt ſind. Wer dieſe Aufnahme begehrt, kommt in die Zahl der Inquirers und wird beobachtet und geprüft, und wenn ſein Bekenntniß genügend iſt, aufgenommen.

Miſſionar Roß beſchwerte ſich bitter über die Wesleyaner, die ſeit einiger Zeit lange nicht mehr ſo ernſt in ihren Anforde-

rungen an die Gemeindeglieder seien, vielmehr sogar laxe Praxis befolgten, um nur möglichst viele Gemeindeglieder zu sammeln, so daß sie in ihrer Proselytenmacherei die schuldige Rücksicht gegen andere Missionsgesellschaften außer Acht ließen, überall ihre Gemeinden aufrichteten und für dieselben auch da, wo bereits andere Missionsarbeiter Gemeinden gesammelt hätten (wie die Schotten in Alice) schwarze Gemeindeglieder zu gewinnen suchten, obgleich sie nicht die nöthigen seelsorgerischen Kräfte hätten, um sie gehörig geistlich zu pflegen ꝛc. Er beklagt sich, daß Kafferland bereits so sehr mit Missionaren überfüllt sei, daß sie sich gegenseitig auf die Zehen treten, so daß ein gemeinsames, brüderliches Miteinanderarbeiten jährlich schwieriger werde. Man habe in Kingwilliamstown eine gemeinsame Conferenz aller evangelischen Missionare zusammengerufen; dieselbe habe vor einigen Jahren einen guten Anfang gemacht, in letzter Zeit aber seien auch hier Uneinigkeiten vorgekommen und namentlich hätten die Wesleyaner, gereizt durch die ungünstige Kritik, welche die Appelyardsche Bibelübersetzung von vielen Seiten erfahren habe, angefangen, sich zurückzuziehen. — Wie einerseits über die Wesleyaner, so beklagte er sich andererseits über die Episcopalen, welche theils mit Vergrößerungsgelüsten, theils mit Anmaßungen aufträten, denen man keinerlei Berechtigung zugestehen könne. Sie gingen von der Anschauung aus, daß, weil die Regierung zur Zeit englisch sei, die anglikanische Kirche auch berechtigt sei, sich zu der Nationalkirche zu gestalten, in welcher früher oder später alle anderen Kirchen aufgehen müßten. — Sie vergäßen aber dabei, daß das Land doch eine Geschichte habe, daß Schotten, Lutheraner ꝛc. längst Gemeinden gehabt hätten, ehe das Land englisch geworden sei; daß, wenn man von einer Nationalkirche sprechen wolle, nur die niederländisch-reformirte zu diesem Titel berechtigt sei, ja, daß die episcopale Kirche die jüngste von allen derjenigen sei, die im Lande etablirt seien. Der Umstand, daß das Gouvernement jetzt englisch sei, habe mit der Kirche als solcher nichts zu schaffen, da die Kirche ein geistlich Reich sei. Er beklagte sich speciell über die Anmaßung des gegenwärtigen Bischofs von Grahamstown, der früher liberal gerichtet, seit einiger Zeit ganz auf die hochkirchliche Fährte gekommen sei. Als Belag führte er zwei Einzelfälle an, abgesehen davon, daß die Episcopalen überall einzudringen und Fuß zu fassen und andere zu verdrängen trachteten.

Der eine Fall ist, daß der Bischof sich erboten habe, an der Conferenz in Kingwilliamstown Theil zu nehmen, unter der Bedingung, daß man ihm ein für alle Mal principiell das Präsidium übertrage, daß er aber, nachdem dies verweigert wurde, nicht nur selbst von der Conferenz sich zurückgezogen habe, sondern auch allen seinen Missionaren, selbst denen, die gern hinkämen, die

Theilnahme verboten habe. Der zweite Fall ist, daß, als in Kingwilliamstown eine Schule ohne besondere Denomination gegründet wurde, er mancherlei Versuche gemacht habe, dieselbe als rein episcopale unter sein Patronat zu bringen; daß er zu diesem Ende, als man ein vorläufiges Schullokal gebrauchte, ein ihm gehöriges, leerstehendes Gebäude, für das man ihm den Miethspreis von 80 Pfd. Sterl. zu zahlen bereit war, unentgeltlich zu geben sich erbot, falls man ihm das Patronat überließe, daß er aber, als man dies weigerte, 100 Pfd. Sterl. Miethe verlangt habe. — So giebt es überall Spannungen.

Missionar Roß wohnt übrigens in Lovedale auf einem eigenen Grundstück von sechs Morgen, das er für 250 Pfd. Sterl. hat kaufen müssen. Ursprünglich erzählt er, habe alles Land, auf welchem jetzt Alice steht, als eine Schenkung des Kafferhäuptlings Makomo der schottischen Mission zu Lovedale gehört. Nach der Besiegung des Makomo aber hätten die Engländer die Schenkung nicht anerkannt, hätten vielmehr der Mission mit Ausnahme von zehn Morgen Gartenland allen Grundbesitz abgenommen, so daß die Mission genöthigt wurde, um genügende Grundstücke zu besitzen, noch eine Anzahl Erben hinzuzukaufen; dem Erziehungsinstitut als solchem, sei von der Regierung eine größere Fläche zugewiesen. — Dies haben die liberalen Engländer gethan; sie sind in der That nicht die berechtigten Leute, um heute die holländischen Bauern anzuklagen, die den französischen Missionaren nach der Besiegung von Moschesch doch wenigstens 1500 Morgen Ackerland belassen wollten.

Im Ganzen und Großen gefiel mir Theorie und Praxis der Schotten, die unter allen englischen Missionaren vielleicht am meisten durch Nüchternheit und evangelischen Sinn sich auszeichnen. Nur auf die Sabbathfrage durfte ich mit Roß nicht eingehen und eben so wenig auf das Cruzifix. Da brachte er dieselben unbiblischen beschränkten Ideen zum Vorschein, durch welche auch sonst die reformirte Kirche in Bezug auf diese Fragen gekennzeichnet ist. Als ich ihm sagte, ich wäre zu Weihnachten gern in Bethel gewesen, fragte er: Wann ist denn Weihnachten? Woher wissen Sie, daß Christus gerade an jenem Tage geboren ist? Die Schotten feiern den Weihnachtstag gar nicht. Ebenso unbiblisch wie er sich gegen das Crucifix stellte, verwarf er die Confirmation.

Am Nachmittag, als es ein wenig aufgehört hatte zu regnen, machten wir uns auf den Weg, um nun wenigstens noch die zwei Miles vom Wege, zehn Miles von Alice entfernte Station Knapshope zu erreichen, woselbst der alte Nestor der Capländischen Missionare, der Londoner Missionar Kaiser, ein geborner Deutscher, arbeitet. An einem Scheidewege wußten wir nicht, ob wir rechts

oder links fahren sollten. Ein Kaffer, den wir erreichten, konnte uns, und wir ihn nicht verstehen. Endlich verstand ich zum Glück das Wort Umfundisi (Lehrer), und merkte daraus, welches wohl der richtige Weg sein müsse. Er nannte dabei immer den Namen Kabusch, und schüttelte bei dem Namen Kaiser den Kopf. Wir wagten es aber endlich, und erreichten nach kurzer Fahrt Knapshope. Da erfuhren wir denn, daß Kaiser in der That von den Kaffern Kabusch genannt wird, d. h. der Kleine, wegen seiner kleinen Gestalt. Die Kaffern nennen keinen europäischen Eigennamen, sondern machen sich ihre eigenen; z. B. Calderwood heißt allgemein Gondila, d. h. „Nimm dich in Acht!" — weil er so scharf und eindringlich zu predigen pflegte.

Der alte Papa Kaiser und seine alte Kaiserin haben ihre deutsche Gemüthlichkeit noch nicht verloren, obgleich namentlich der Papa von der deutschen Sprache nur noch wenig sprechen kann, und im Gespräch Englisch, Deutsch und Holländisch allzeit mischt. Wir waren seit langer Zeit der erste deutsche Besuch und die beiden Alten waren hoch erfreut.

Sonntag, den 23. December. Das war ein froher stiller Sonntagsmorgen. Ich saß auf einem Stein, unter einem Baum neben der Kirche, welcher, obgleich nicht sehr hoch, das noch viel kleinere Kirchlein wie ein Thurm überragte. Er vertrat auch die Stelle des Thurms; denn an einem seiner Zweige war die Glocke befestigt, so fest, daß sie nicht geläutet, sondern nur angeschlagen werden konnte. Vor mir lag das kleine Häuslein des kleinen Missionars, an dessen einer Seite ich das Strohdach mit meinem Kinn, an der andern mit meinem ausgestreckten Arm berühren konnte. Das kleine Kirchlein stand offen und füllte sich allmählich mit Kaffern. Um dasselbe her lagen viele, viele Hütten, manche viereckige, die meisten runde, für die etwa vier hundert Bewohner des Orts. Unten im Thal rauschte die Keiskamma, die in einiger Entfernung einen zwischen Trauerweiden schäumenden, kleinen Wasserfall bildet; sie umzieht in weitem Bogen einen ziemlich steilen, mit Euphorbien und andern Bäumen besetzten Waldhügel, aus dessen Bäumen an einzelnen Stellen Felswände hervorragten. Das diesseitige Ufer des Flusses erstreckt sich an einem langen, sanften Abhang hinan, die Thalsole war mit Kaffergärten bedeckt. Etwa 120 Abendmahlsgenossen sind hier und in der weiten Umgegend dem Heidenthum entrissen. Es war so still und friedlich, daß ich mich an dieser Sabbathsraft recht erquicken konnte.

Der alte Kaiser hielt das Gebet in Kafferſch, ich predigte über Act. 17, 24—30; der alte Papa dolmetschte. In dem kleinem Kirchlein, dessen Dachgebälk und Strohdach von innen zu sehen war, saß vor mir eine sehr aufmerksam lauschende Gemeinde,

die meiſten barfuß, viele nur mit einer Decke umhüllt, andere mit großen Krinolinen und reichſtem Kopfputz; Weiber mit Kindern an der Bruſt gingen aus und ein, je nachdem die Kinder laut ſchrieen. Im Allgemeinen hatte ich den Eindruck, daß die Leute ſehr begierig waren, das Wort zu hören. Nach der Kirche drängten ſie ſich alle um mich her, um mir zu danken und die Hand zu drücken. Ich konnte freilich kein Wort verſtehen von dem, was ſie ſprachen, und konnte ihnen nur mit Auge und Hand zu verſtehen geben, daß ich ſie lieb hätte und ihnen reichen Segen wünſchte. Einzelne konnten einige Worte holländiſch; mit denen konnte ich einige Worte austauſchen. Ich hatte ihnen den Ernſt der Botſchaft des Evangelii ſo dringlich als möglich ans Herz zu legen geſucht. Nachmittag fuhr Prietſch fort und ſprach mehr von der Gnade und dem Verdienſt des liebenden Leidens Chriſti. Dieſe Predigt ſchlug mächtig ein. Ein alter Kaffer begann zu ſtöhnen; ein anderer ſchluchzte, die Weiber weinten laut und nach der Predigt ſchickte ein Mädchen zum Paſtor, ſie könne keine Ruhe finden, ihre Sünden ſeien ihr zu ſchwer. Merkwürdig war, daß beim Gebet alle die, welche aufſtanden, dem Altar, oder vielmehr dem betenden Geiſtlichen den Rücken zukehrten.

Nachmittags gingen wir ein wenig durch das Thal und durch die Gärten, und erfreuten uns beſonders an der Schlot, die vierzig Fuß hoch das Waſſer aus dem Fluß leitet, und dadurch ein großes Stück Gartenland unter Waſſer ſetzt.

Von ſeiner Gemeinde erzählte der alte Kaiſer, daß er nächſtens eine ziemliche Anzahl Kaffern zu taufen gedächte und dann etwa 140 Communicanten haben würde; 37 Inquirers begehrten die Aufnahme als Gemeldeglieder. Sie zahlen wöchentlich jeder einen Penny, der freilich bisweilen in dieſer theuren Zeit zurückbleibt; derſelbe wird zur Erhaltung der Schulen verwandt; die Verfaſſung der Gemeinde iſt wie in Oudshorn und anderen Independentengemeinden. Sie taufen nur Inquirers, d. h. ſolche, die die Taufe nachſuchend, ein gewiſſes Maß der Sinnesänderung bekundet haben, Kinder mit den Eltern nur einige Jahr alt. Polygamie und Lobola iſt in der Gemeinde verpönt als etwas, was dem Chriſtennamen Schande machen würde; auch die Wesleyaner haben in Bezug auf dieſen Gegenſtand in letzter Zeit von ihrer früheren laxeren Praxis abgelaſſen. Wird ein Ehepaar zu Members aufgenommen ſo wird ihre Ehe noch einmal chriſtlich geſegnet; einem Chriſten wird nicht geſtattet, einen Heiden zur Ehe zu nehmen; wer es dennoch thut, wird ausgeſchloſſen. Denn der Kaffer verlangt ſelbſt, ſtrenge behandelt zu werden, namentlich wenn ſein Gewiſſen erſt aufgewacht iſt; und wenn man vielleicht in früheren Zeiten durch die Noth gezwungen war, auch gemiſchte Ehen zuzulaſſen, ſo giebt es gegenwärtig bereits eine genügende

Anzahl getaufter junger Kaffern und Kaffermädchen, so daß niemand sagen kann, er müsse eine Heidin heirathen, weil er keine Christin finden könne. Für ihre Schulen lehnen die Londoner Independenten grundsätzlich die Beihülfe der Gouvernement-Grants ab, um mit dem Staat völlig unverworren zu bleiben; d. h. sie gestatten den Gemeinden, dieses Grants sich zu bedienen, ziehen aber von dem Augenblick an, daß die Gemeinen es thun, ihre eigene, von Gesellschaftswegen der Schule geleistete Unterstützung zurück.

Am Abend fragte ich Bruder Kaiser, ob er in seiner langjährigen Praxis wohl je einem Fall begegnet wäre, wo bei den Zaubereien der Kaffern ihm wirklich der Eindruck entstanden wäre, als lägen wirklich lügenhafte, satanische Kräfte vor. Er antwortete, er habe sehr viel mit Zaubereien zu thun gehabt, aber jederzeit habe er bei näherer Nachforschung befunden, daß alles schamloser Betrug der Zauberer sei. Er erzählte drei Beispiele, von denen ich leider nur zwei behalten habe. Das erste Beispiel ist Folgendes: Eine Familie glaubte sich behext, und ein Zauber ließ sich bereit finden, den vermeintlichen Spuk zu vertreiben. Er bereitete deshalb neben sich bei dem Hause zwei Haufen Mist, zwischen welchen er mit entsetzlichen Grimmassen herumarbeitete, um die Hili-Hili (Meerjungfer) herauszubringen, die den Spuk mache. Die Häuptlinge und Räthe stehen in respektvoller Ferne, um nicht von der Hili-Hili angehaucht zu werden. Bruder Kaiser und sein getaufter Dolmetscher, Jan Tschatsche, (der noch mit van der Kemp gewesen ist und noch lebt) stehen dicht dabei und passen auf. Plötzlich kommt aus dem einen Misthaufen etwas zum Vorschein; der Zauberer schreit: Seht da den Schwanz der Hili-Hili, die Häuptlinge fliehen entsetzt; Kaiser ruft: Greif zu Jan; dieser greift zu und holt einen alten Maiskolben heraus, den der Zauberer in den Mist gebracht hatte. Kaiser bringt denselben zu den Räthen, die zuerst entsetzt zurückprallen, dann aber höchst verwundert sind, als sie wirklich sich überzeugen, es handle sich nur um einen alten Maiskolben. — Das zweite Beispiel: Eine berühmte Zauberin soll herausfinden, wer der Urheber des Unglücks ist, das in einem Hause sich ereignet hat. Sie sucht im Hause umher, tritt heraus, riecht mit der Nase in die Luft, und sagt, nun habe sie die Spur des Uebelthäters; dann bricht sie auf und läuft; plötzlich stößt sie mit der Assagai in den Boden: „Hier ist die frische Spur!" Kaiser und Jan laufen heran: „Ei seht doch, es ist ja eines Jakals Spur!" Nach einiger Zeit stößt sie wieder in den Boden: „Hier ist die Spur." Kaiser und Jan laufen hinzu: „Ei seht doch, es ist ja eines Wolfes Spur!" — Zum dritten Mal stößt sie in den Boden; nun war es wirklich eine Menschenspur, aber Kaiser und Jan die hinzukommen

aus: „Ei seht doch, das ist ja gar keine frische, sondern eine ganz alte Spur!“ Endlich bleibt sie bei einem Dornbusch stehen und zeigt auf einen Klumpen Sachen, ganz mit Erde und Mist bedeckt: „Dies sind die Zaubermittel, mit denen das Haus behext war!“ Alle schrecken zurück; Kaiser und Jan greifen zu, gehen an den Bach und waschen die entsetzlichen Dinge aus und finden — ein Stück verwittertes Kalbfell und die Scheeren einer Krabbe — was jenes Weib dort natürlich vorher versteckt hatte. So wie aber der Missionar die Sachen berührt, schrecken alle Heiden zurück, nun werden sie gewiß plötzlich sterben. Als sie aber dennoch leben blieben, kehrte das Weib die Sache um und verklagte die beiden vor dem Rath. Sie haben meine Zauberkraftbücher abgewaschen, sie müssen gerichtet werden. Der Rath kam zusammen, aber Jan sprach zu ihnen: „Wenn denn doch die Zauberkraft mächtiger ist als der Mensch, so laßt doch die Zauberkraft selbst uns tödten, die auf dem Buch stand.“ Das leuchtete ihnen ein, und sie beobachteten sie lange Zeit, wann sie nun tod umfallen würden. Von ihrem Aberglauben geheilt wurden sie aber auch hierdurch nicht.

## III.

## Ankunft auf unsern Kafferstationen Petersberg und Emdizeni.

Montag, den 24. December, brachen wir früh 6 Uhr auf. In Anschauw, einer Wesleyanerstation, 1½ Stunden von Knapshope wollten wir zuerst ausspannen. Aber da man uns des Weges nicht genug berichtet hatte, fuhren wir vorbei und waren schon ungeduldig, als nach 3½ Stunde noch immer nichts von der Station zu sehen war. Wir konnten nun nicht länger warten, wir mußten ausspannen und füttern. Unser einer Esel, Jakal fraß nicht und war sichtlich krank, er machte uns sehr besorgt. Als wir dann wieder eingespannt hatten, und eine halbe Stunde weiter gefahren waren, sagte uns ein vorbeigehender Engländer, Annschauw läge schon sieben Meilen hinter uns.

Auf dem mit zahllosen Kafferkralen angefüllten Berghügel weideten große Viehherden, obschon es entsetzlich dürre war und wir nur selten etwas Wasser fanden. Das Amatolagebirge begleitete uns zur Linken, mit seinen grünen Wäldern und Weideplätzen; wir selbst fuhren durch ebenes Land, aus welchem hier und dort Kaffergärten ausgeschnitten waren. Es war eine ungemüthliche Fahrt, da nicht selten zwei Wege aus einander gingen, die erst nach einer Stunde wieder zusammen kamen und man so immer in Unsicherheit blieb, ob man auf dem rechten Wege sei,

während Stundenlang kein Reisender uns begegnete, der uns hätte zurechtweisen können. Namentlich ist es eine allgemein verbreitete afrikanische Unsitte, daß die Entfernungen zu klein angegeben werden, so daß man, nachdem man auf eine angegebene „halbe Stunde" bereits anderthalb Stunden gefahren ist, noch nicht das Ende absehen kann. Das letzte Ende des Wegs war doch wenigstens eben, so daß unsere Pferde nicht allzuschweres zu überwinden hatten, bis wir ¾4 Uhr denn glücklich Petersberg erreichten.

Die Station liegt ziemlich öde und kahl da; die Dornbüsche sind größtentheils ausgerottet, der ausgetrocknete Fluß hat nur noch einige Regenlöcher mit Brack-Wasser; die Bäume um das Haus her können in der Dürre nicht recht aufwachsen; die Kirche ist so niedrig, daß man mit der Hand das Dach berühren kann. Nur sein eigen Haus hat Bruder Liefeldt sehr geräumig und bequem eingerichtet, und mit einer Veranda grün geschmückt, so daß man von dieser aus, den Blick auf ein kleines Blumengärtchen gerichtet, die öde Umgebung vergißt. Ringsum liegen die Kafferhütten, wie die Kinder um die Mutter.

Bruder Liefeldt kam uns entgegen, überrascht und erstaunt; denn er hatte uns zum Weihnachtsfest nicht erwartet. Nachdem wir auch seine Frau und beiden Töchter begrüßt hatten, kamen nach und nach die Gemeindeglieder einzeln, bis ein Zeichen mit der Glocke alle in die Kirche rief, um dort im gemeinsamen Gebet dem HErrn zu danken für meine glückliche Herkunft. Ich begrüßte schon hier die Gemeinde mit einer Ansprache, die Bruder Liefelt dolmetschte.

Am Abend war in der Kirche Christbescheerung für die Schulkinder. Das Kirchlein war wunderschön geschmückt mit grünen

Petersberg.

aus: „Ei seht doch, das ist ja gar keine frische, sondern eine ganz alte Spur!" Endlich bleibt sie bei einem Dornbusch stehen und zeigt auf einen Klumpen Sachen, ganz mit Erde und Mist bedeckt: „Dies sind die Zaubermittel, mit denen das Haus behext war!" Alle schrecken zurück; Kaiser und Jan greifen zu, gehen an den Bach und waschen die entsetzlichen Dinge aus und finden — ein Stück verwittertes Kalbfell und die Scheeren einer Krabbe — was jenes Weib dort natürlich vorher versteckt hatte. So wie aber der Missionar die Sachen berührt, schrecken alle Heiden zurück, nun werden sie gewiß plötzlich sterben. Als sie aber dennoch leben blieben, kehrte das Weib die Sache um und verklagte die beiden vor dem Rath. Sie haben meine Zauberkraftbücher abgewaschen, sie müssen gerichtet werden. Der Rath kam zusammen, aber Jan sprach zu ihnen: „Wenn denn doch die Zauberkraft mächtiger ist als der Mensch, so laßt doch die Zauberkraft selbst uns tödten, die auf dem Buch stand." Das leuchtete ihnen ein, und sie beobachteten sie lange Zeit, wann sie nun tod umfallen würden. Von ihrem Aberglauben geheilt wurden sie aber auch hierdurch nicht.

## III.

## Ankunft auf unsern Kafferstationen Petersberg und Emdizeni.

Montag, den 24. December, brachen wir früh 6 Uhr auf. In Anschauw, einer Wesleyanerstation, 1½ Stunden von Knapshope wollten wir zuerst ausspannen. Aber da man uns des Weges nicht genug berichtet hatte, fuhren wir vorbei und waren schon ungeduldig, als nach 3½ Stunde noch immer nichts von der Station zu sehen war. Wir konnten nun nicht länger warten, wir mußten ausspannen und füttern. Unser einer Esel, Jakal fraß nicht und war sichtlich krank, er machte uns sehr besorgt. Als wir dann wieder eingespannt hatten, und eine halbe Stunde weiter gefahren waren, sagte uns ein vorbeigehender Engländer, Annschauw läge schon sieben Meilen hinter uns.

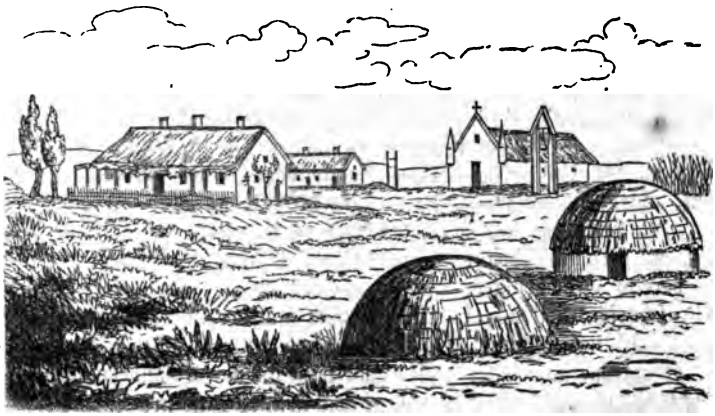
Auf dem mit zahllosen Kafferkralen angefüllten Berghügel weideten große Viehherden, obschon es entsetzlich dürre war und wir nur selten etwas Wasser fanden. Das Amatolagebirge begleitete uns zur Linken, mit seinen grünen Wäldern und Weideplätzen; wir selbst fuhren durch ebenes Land, aus welchem hier und dort Kaffergärten ausgeschnitten waren. Es war eine ungemüthliche Fahrt, da nicht selten zwei Wege aus einander gingen, die erst nach einer Stunde wieder zusammen kamen und man so immer in Unsicherheit blieb, ob man auf dem rechten Wege sei,

während Stundenlang kein Reisender uns begegnete, der uns hätte zurechtweisen können. Namentlich ist es eine allgemein verbreitete afrikanische Unsitte, daß die Entfernungen zu klein angegeben werden, so daß man, nachdem man auf eine angegebene „halbe Stunde" bereits anderthalb Stunden gefahren ist, noch nicht das Ende absehen kann. Das letzte Ende des Wegs war doch wenigstens eben, so daß unsere Pferde nicht allzuschweres zu überwinden hatten, bis wir ¾4 Uhr denn glücklich Petersberg erreichten.

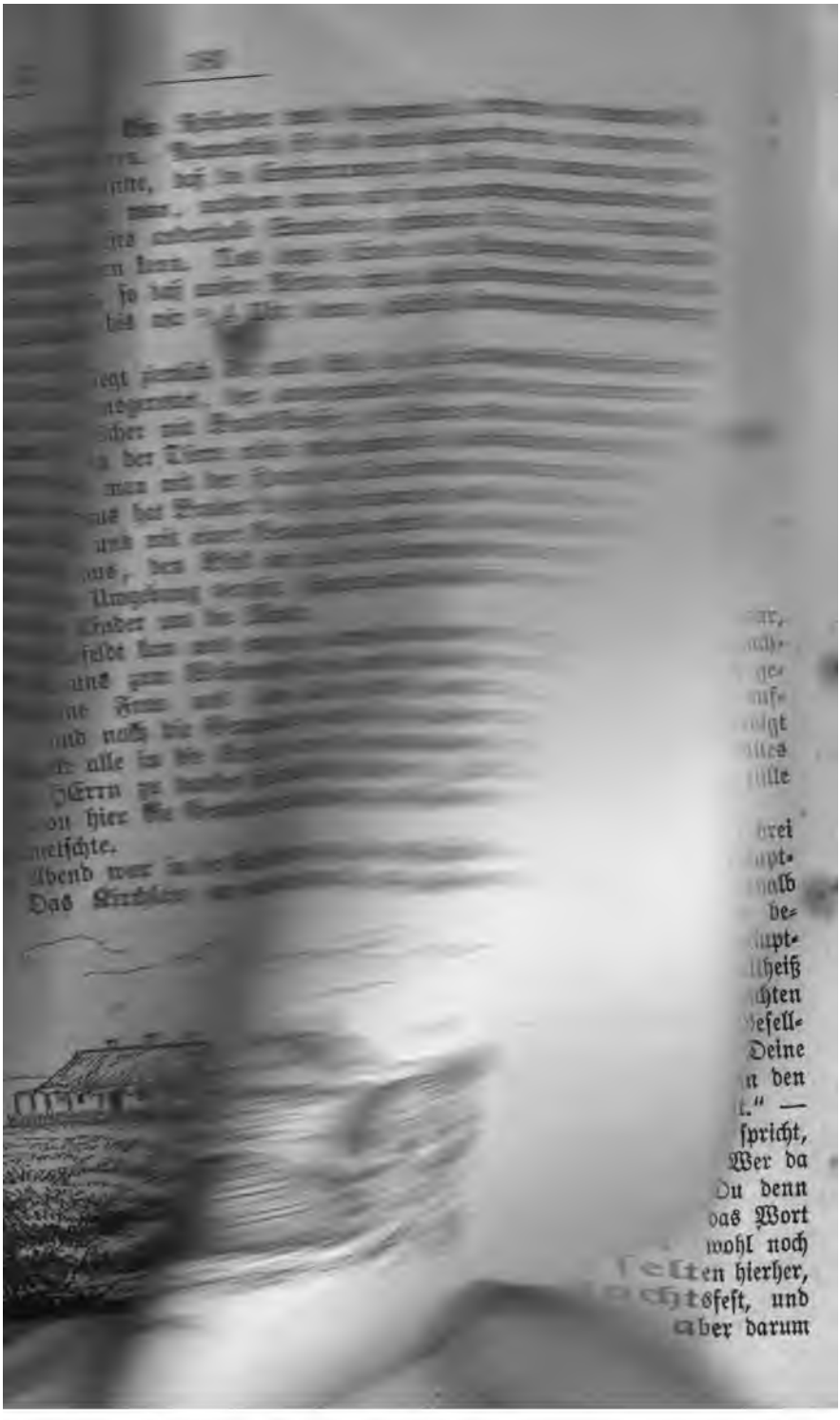
Die Station liegt ziemlich öde und kahl da; die Dornbüsche sind größtentheils ausgerottet, der ausgetrocknete Fluß hat nur noch einige Regenlöcher mit Brack-Wasser; die Bäume um das Haus her können in der Dürre nicht recht aufwachsen; die Kirche ist so niedrig, daß man mit der Hand das Dach berühren kann. Nur sein eigen Haus hat Bruder Liefeldt sehr geräumig und bequem eingerichtet, und mit einer Veranda grün geschmückt, so daß man von dieser aus, den Blick auf ein kleines Blumengärtchen gerichtet, die öde Umgebung vergißt. Ringsum liegen die Kafferhütten, wie die Kinder um die Mutter.

Bruder Liefeldt kam uns entgegen, überrascht und erstaunt; denn er hatte uns zum Weihnachtsfest nicht erwartet. Nachdem wir auch seine Frau und beiden Töchter begrüßt hatten, kamen nach und nach die Gemeindeglieder einzeln, bis ein Zeichen mit der Glocke alle in die Kirche rief, um dort im gemeinsamen Gebet dem HErrn zu danken für meine glückliche Herkunft. Ich begrüßte schon hier die Gemeinde mit einer Ansprache, die Bruder Liefelt dolmetschte.

Am Abend war in der Kirche Christbescheerung für die Schulkinder. Das Kirchlein war wunderschön geschmückt mit grünen



Petersberg.

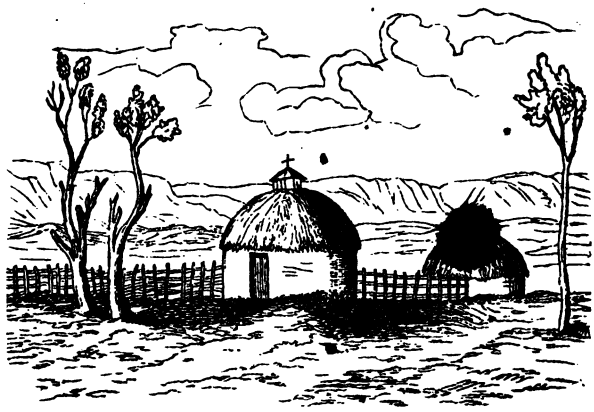


Laubgewinden, welche Balkengerüst und Fenster umgaben; überall sahen wir aus dem grünen Laub die brennenden Lichter, so daß das Kirchlein in eine Laubhütte verwandelt war. Vor dem Altar saßen die Kinder, die älteren in abgetragenen, rothen und weißen Uniformen, welche die Soldaten von King-Williamstown für einen Sixpence verkaufen. Erwachsene waren zu meinem Erstaunen fast gar keine hingekommen. Die Feier bestand darin, daß Bruder Liefeldt zuerst catechisirte, und daß zwischendurch Gesänge gesungen wurden, die ich auch deutsch mitsingen konnte; „Allein Gott in der Höh' sei Ehr," „Seelenbräutigam," „Laßt mich gehn" und „Nun danket alle Gott." Ich ließ auch die Kinder einzeln herankommen und schenkte jedem ein buntes, biblisches Bild, dessen Bedeutung sie mir aber erklären mußten; sie fanden ziemlich gut alles heraus. Dann wurden die Kinder mit Kleidungsstücken beschenkt. In das Haus zurückgekehrt, setzte ich die Bilderbescheerung fort und schenkte Jung und Alt, jedem ein Bild, Photographie oder Lithopraphie; ich meinerseits erhielt dann auch ein wohlgelungnes, photographisches Blatt, auf welchem unsere sämmtlichen Kafferland-Missionare abgenommen waren. Ein schöner Mondschein-Abend in der Veranda machte den Beschluß des Tages.

Dienstag, den 25. December, war nun das liebe Weihnachtsfest. Die Kinder sangen in der Frühe einen Choral vor meinem Fenster, und einviertel sechs Uhr zog die Gemeinde zum Frühgottesdienst in die Kirche. In Liefeldts Hause war keine Spur von Weihnachtsfeier, kein Christbaum, keine gemeinsame Bescheerung, keine deutsche Sprache zwischen den nur englisch redenden Familiengliedern, unter denen die Kinder auch nur sehr mangelhaft mit mir sich deutsch unterhalten konnten. Ich blieb aber fest dabei, zu keinem ein englisches Wort zu reden, und suchte Bruder Liefeldt, der da meint, die Kinder müßten, weil sie unter Engländern wohnten, zu Engländern erzogen werden, klar zu machen, welch heilig Erbgut väterlicher Erinnerungen er mit dem ganzen englischen Zuschnitt seines Hauses und seinem fast ausschließlichen Verkehr mit Engländern, seinen Kindern entziehe. Er schien dafür wenig Verständniß zu haben; die Rücksicht, vor allen Dingen für das beste, leibliche Fortkommen seiner Kinder zu sorgen, schien andere Gedanken zurückgedrängt zu haben.

Nachmittags kam Nauhaus nach Petersberg und ich begleitete ihn mit Prietsch Abends zu Pferde nach Emdizeni, welches wir, da es bereits dunkel wurde und zu regnen drohte, nach 40 Minuten sehr scharfen Reitens erreichten. Wir fanden nun wenigstens hier einen Weihnachtsbaum, zwar künstlich mit grünen Zweigen an einem Drathgerippe zugerichtet, weil es gar keine grünen Bäume (namentlich Fichten) dort giebt; aber es waren doch grünes Laub und Wachskerzen und Kuchen und Rosinen, und waren doch glückliche Kinder darum.

Mittwoch, den 26. December, hielt ich in der kleinen improvisirten runden Kafferkirche die Vormittagspredigt über das



Kirche von Emdizeni.

Evangelium des Festtags. Als der Gottesdienst zu Ende war, kamen noch acht Kaffern, Nachzügler aus einem fernen benachbarten Kral. Denen mußte ich, damit sie doch nicht vergeblich gekommen wären, eine zweite Predigt halten. Da sie sehr aufmerksam und ernst zu sein schienen, sprach ich nach der Predigt noch mit den Einzelnen über ihr Seelenheil; sie gingen auf Alles ordentlich ein; der Schluß ihrer Rede aber war: „So, nun fülle auch noch unsere Pfeifen mit Taback."

Als ich mit diesen fertig war, kamen nach ein Uhr noch drei andere Nachzügler von ferne; unter ihnen ein angesehener Häuptling. Ich konnte unmöglich die dritte Predigt halten. Deshalb ließ ich es bei einem eingehenden seelsorgerischen Gespräch bewenden, auf welches sie mit allem Ernst eingingen. Der Häuptling setzte mir mit beredten Worten auseinander: „Weil Schultheiß schon vor Jahren hier das Evangelium gepredigt hat, so betrachten wir Alle uns auch heute noch als eigentlich zur Berliner Gesellschaft gehörig, und das haben wir längst gelernt durch Deine Kinder, unsre Lehrer, daß wir nur durch den Glauben an den Herrn Jesum selig werden können; ja, das ist die Wahrheit." — Ich: „Aber hast Du nicht gehört, daß der Herr Christus spricht, und daß das große Buch des Lebens uns verkündigt: Wer da glaubt und getauft wird, wird selig? Warum bist Du denn noch ein ungetaufter Heide, wenn Du wirklich meinst, das Wort sei die Wahrheit?" — „Ja großer Lehrer, wir sollen wohl noch Alle kommen." — „Aber warum kommst Du denn so selten hierher, um das gute Wort zu lernen? Heute ist Weihnachtsfest, und wir feiern die Geburt unseres Herrn Jesu, bist Du aber darum

hierher gekommen, um mit der Gemeine zu feiern? Nein, Dich hat die Neugierde getrieben, Du wollteſt den großen Lehrer ſehen, der weit über das Waſſer gekommen iſt. Aber ſiehe, der Himmel iſt noch viel größer, als das große Waſſer, und von da herab iſt der große Lehrer gekommen, der Gottes Sohn iſt, und der hat Dir den Weg des Lebens verkündigt, und hat für Dich und Deine Sünden den Opfertod am Kreuz erlitten, und läßt Dich immer wieder bitten, Du ſollſt zu ihm kommen, und an ihn glauben. Warum kommſt Du nicht zu ihm?" — „Ja, großer Lehrer, das Wort, das Du ſprichſt, iſt ein großes Wort, iſt ein gutes Wort, Jeſus iſt zu [redacted]llen gekommen, und will Alle ſelig machen, die an ihn glauben." — „Nun, warum kommſt Du denn nicht zu ihm? Ich will es Dir ſagen, Du willſt nicht ablaſſen von Deinen väterlichen Sitten, und von Deinen liebgewordenen Sünden, aber damit kränkſt Du Deinen Heiland, denn Du weißt den Weg zur Seligkeit und willſt ihn nicht wählen, weil Du die Sünde lieber haſt, als Gottes Wort." — „Ja, Du haſt Recht, großer Lehrer, ich muß öfter herkommen, denn Deine Geſellſchaft iſt unſere Mutter, und Du biſt unſer großer Vater!" — „Willſt Du zu Jeſu kommen, ſo gehe hin und bitte um den heiligen Geiſt, ſo wird der Dir helfen!" — „Ja, großer Lehrer, aber wo iſt unſer Chriſtgeſchenk?" — Nauhaus holte eine Hand voll Tabak für die drei, wodurch ſie ausnehmend befriedigt waren.

Abends kam Bruder Liefeldt zu Pferde, und holte uns ab. Auf dem Wege beſuchte ich die alte Wittwe von Gazela, die Mutter vom Tois. Neben ihr wohnt ein Bruder von Tois. Die Alte hörte mich ſtumm an und antwortete nichts. Um ſie her ſaßen an ſechs junge hübſche Weiber. Weiterhin ſahen wir Tois ſelbſt, eine hohe, männliche, ſchöne Geſtalt, mit ausdrucksvollem Geſicht; er lag ganz unbekleidet auf einem Ziegenfell, nur mit einer einzigen Decke bedeckt. Nach einigen Worten höflicher Begrüßung ermahnte ich ihn, des Heils in Chriſto wahrzunehmen, das ihm jetzt noch gepredigt werde. Weiterhin begegneten wir einer leerſtehenden Kafferhütte, nebſt Dornenkral, deſſen Beſitzer geſtorben war. Kein Kaffer wagt, trotz des großen Holzmangels, von dem Material des Hauſes eines Geſtorbenen oder von dem übriggebliebenen Material eines durch den Blitz geſchädigten Hauſes etwas zu benutzen; das muß in ſich ſelbſt verfaulen. Auch Kaffergräber ſahen wir; ſie machen eine ganz flache Grube, werfen etwas Erde auf, ſo daß bisweilen noch ein Gebein hervorſieht, ſetzen einen Stein darauf, das iſt das ganze Begräbniß.

In Petersberg wartete unſer der anglikaniſche Geiſtliche von King-Williamstown, Archidiakon Kitten, um mir ſeinen Beſuch zu machen. Er wollte mich mit dem Faktiſchen in Bezug auf das Zerwürfniß unter den Deutſchen in Stutterheim bekannt machen.

Legionäre aus der früheren deutschen Fremdenlegion hätten in Stutterheim eine neue Kirche zu bauen begonnen, und hätten sich an die englische Kirche gewandt, mit der Bitte, den Grundstein zu legen; dies sei geschehen, und die Kirche habe einen Deutschen Namens Spring dort als Katecheten angestellt; derselbe sei früher Feldwebel gewesen und habe damals nicht eben geistlich gelebt, halte sich aber gegenwärtig ernst; von Zeit zu Zeit theile Missionar Greenstock das heilige Abendmahl aus. Dies sei der einfache Sachverhalt; es sei von der anglikanischen Kirche auf keinerlei Eingriff in unsere Mission oder die deutsche Gemeinde Kropf's abgesehen.

## IV.

### Bethel.

Donnerstag, den 27. December, früh ½ 7 Uhr, kam Nauhaus von Emdizeni zu Pferde, um uns nach Bethel zu begleiten. Da mir das Stoßen des federlosen Wagens in meinem immer noch nicht ganz gesunden Bein unangenehm war, auch die kleinen Reittouren der beiden letzten Tage mir nicht geschadet hatten, bestieg ich Nauhaus' Pferd und ließ Letzteren mit Prietsch fahren. Kefeldt begleitete mich zu Pferde bis King-Williamstown, etwa fünf bis sechs englische Meilen.

Die Stadt liegt lieblich im Thal, und ist im schnellen Aufblühen begriffen. Eine Vorstadt wird fast ausschließlich von Deutschen bewohnt; in derselben ist auch eine deutsche Kirche, an welcher der deutsche (hannoversche) Pastor Clüver arbeitet, dessen Frau eine Nichte von Harms ist. Das war eine rechte Freude, als wir Deutsche dort antrafen. Die lieben Leutchen wußten sich gar nicht zu fassen vor Freude, und machten ungemein liebenswürdige Wirthe.

Von King-Williamstown ritt ich noch 12 miles weiter bis Frankfurth, einem deutschen Dorf, welches auch zu Bruder Clüver's Gemeinde gehört. Hier wurde es uns ganz heimathlich zu Muthe; die Berge mit ihren grünen Matten und Waldschluchten sahen gerade aus wie der Odenwald, dazwischen die vielfach in deutscher Weise gebauten Häuser und Scheunen, die deutsche Feldabtheilung, die deutsche Weise der Bearbeitung mit Sense und eigener Handarbeit, Alles war wie daheim.

Auf unserm Ausspannplatz erreichte uns der Bruder von Tois zu Pferde; wir gaben ihm einen Zettel mit, der Kropf von unserer Ankunft benachrichtigen sollte; er hat ihn, obgleich völlig trunken, wirklich abgegeben.

Etwa eine deutsche Meile diesseits Bethel sprengten uns vier Reiter entgegen, Kropf und sein Sohn, Bruder Beste und Bruder Nauhaus, der von Frankfurth ab sein Pferd wieder bestiegen hatte. Später kamen auch noch der Schulze von Bethel und Petrus Maziko, der Lehrer, zu Pferde. Wir passirten noch ein anderes, sehr schön gelegenes deutsches Dorf, Ohlsen; dessen Bewohner, entlassene Legionäre, zum größten Theil bereits ihre Häuser und Erben verlassen und den Fingu verkauft hatten. Die Häuser verfallen daher fast alle. Nur an einer Stelle freuten wir uns, einen Kranz auf einem neu gerichteten Hause anzutreffen, und unsere Hottentotten waren nicht wenig über das Sensenmähen der Deutschen erstaunt. Ueberall sahen wir Spuren deutschen Fleißes, der dem Boden das mögliche abzugewinnen suchte. — Die Deutschen in Frankfurth kommen auch sehr gut auf, weil die Nähe von King-Williamstown für ihre Garten- und Ackerfrüchte einen bequemen Markt darbietet; einer hat in der theuern Zeit für 300 Pfd. Sterl. Kartoffeln geerntet. Unweit Ohlsen liegt Stutterheim, genannt nach dem deutschen General Stutterheim, der die deutsche Legion wider die Kaffern gesammelt hat. Auch dies Städtchen kann nicht aufkommen. Die deutschen Legionäre sind nicht der Stoff, aus dem eine Gemeinde sich bilden ließe, trotzdem, daß Kropf seiner Zeit sich dort sehr gemüht hat. Sie sind, schon als sie noch Soldaten waren, fast alle nur dann in die Kirche gegangen, wenn sie dazu kommandirt wurden. Jetzt enthält dieser, leider nur zehn Minuten von Bethel gelegene Ort zwei Kantinen (Branntweinschenken), in welchen Weiße und Kaffern fleißig einsprechen. Letztere sprengen alle Tage in großen Haufen durch Bethel, um in Stutterheim zu saufen, obenan der Häuptling Sandile mit seinen Geheimen Räthen. Sobald sie an der Kirche vorüberkommen, spornen sie ihre Pferde zu sausendem Carrière.

An der Grenze zwischen Stutterheim und Bethel wartete auf uns die schnell zusammengerufene Gemeinde, den Schulzen an der Spitze, auch die Schule, welche mich mit Gesang bewillkommnete und begleitete. Auch Bruder Anders und Brieft, sowie Schwester Kropf waren nun gekommen und begleiteten uns.

Freitag, den 28. December. Heute war Rasttag, zunächst für mein Bein, welches in Folge des gestrigen Ritts wieder erheblich geschwollen war und recht schmerzte. Wir sprachen mancherlei über die Mission und was damit zusammenhängt.

Am Abend überraschte Bruder Brieft's Frau, die noch eine Stunde zuvor unter uns gewesen war, uns plötzlich durch die Anzeige von der glücklichen Geburt eines Mägdleins.

Sonnabend, den 29. December. Nauhaus reiste zurück nach Emdizeni, Prietsch und Rein und Anders nach Wart-

burg. Ich betrieb eifrig meine Kafferstudien und begann mein Reisetagebuch von Anhalt her nachzuholen.

Gegen die Mutter unseres armen Bunge hatte ich den Wunsch geäußert, ich möchte ihren Sohn, der in einer Entfernung von vier deutschen Meilen in der Wildniß wohnt, gern sprechen. Sie sandte sofort einen reitenden Boten, und in sechs Stunden war Bunge hier und meldete sich mit dem Bemerken, er habe wenig Zeit und müsse gleich zurück.

Es war mir beweglich, diesem Manne nun gegenüber zu stehen, der so viel Gnade am eigenen Herzen erfahren hatte und Anderen solch helles Licht gewesen, und nun so tief in Satans Stricke zurückgefallen war, daß auf Wiederkehr kaum noch zu hoffen ist.

Ich hatte mit ihm ungefähr folgendes Gespräch:

„Gott hat mich über das große Wasser gesund hierher gebracht, damit ich sehe, wie es hier in der Gemeinde steht. Nun hat mein Herz auch deiner gedacht, daß ich dir sagen muß: In Europa ist eine große Menge von Christen, die für die Christen in Afrika beten; die haben vor Zeiten sich sehr erfreut, als sie hörten, daß du vom Heidenthum dich zum Herrn Jesus bekehrt hast; dieselbigen weinen nun darüber, daß du so ganz abgefallen bist. Aber nicht sie allein weinen über dich, sondern die Engel im Himmel weinen auch, und der Herr Jesus ist auch über dich betrübt. Darum habe ich dich rufen lassen, daß ich dir das sage!" — Bunge hatte den Kopf tief auf die Brust gesenkt; es arbeitete in ihm; ich wartete einige Zeit, aber er antwortete nichts. — So fuhr ich fort: „Sag mir doch, Bunge, du hast in früherer Zeit die Gnade Gottes reichlich an dir erfahren, du hast sie jetzt weggeworfen, du kannst den Unterschied selbst fühlen, sag mir nun, bist du jetzt denn glücklich?" Bunge: „Ich bin ein sehr unglücklicher Mensch, ich habe seit der Zeit, daß ich von hier gegangen bin, keine einzige ruhige Stunde gehabt, ich weiß nichts mehr vom Frieden in meinem Herzen." Diese Worte sprach er mit ganz gedämpfter, beklommener Stimme. — Ich: „Gedenke der früheren Zeit, wo du zu deinem Heilande beten und auch Andere zu ihm weisen konntest; damals verhieß dir der Herr seine Gnade und himmlischen Güter, Vergebung der Sünden, Gerechtigkeit und Friede und Freude im heiligen Geist, hat er nicht Wort gehalten?" — Bunge: „Ja, der Herr ist ein reicher, gnädiger Gott gewesen gegen mich!" — „Warum hast du dich von ihm gewandt; ist es denn besser, ein Kind des Teufels zu sein, als ein Gliedmaß unsers Herrrn Jesu?" — „Ich weiß das Alles, aber ich bin zu tief gefallen, ich werde nie wieder aufstehen, meine Sünde ist zu groß, für mich ist keine Vergebung und keine Wiederkehr." — „Du sagst, du weißt das Alles; weißt du denn nun nicht auch

Etwa eine deutsche Meile diesseits Bethel sprengten uns vier Reiter entgegen, Kropf und sein Sohn, Bruder Beste und Bruder Nauhaus, der von Frankfurth ab sein Pferd wieder bestiegen hatte. Später kamen auch noch der Schulze von Bethel und Petrus Maziko, der Lehrer, zu Pferde. Wir passirten noch ein anderes, sehr schön gelegenes deutsches Dorf, Ohlsen; dessen Bewohner, entlassene Legionäre, zum größten Theil bereits ihre Häuser und Erben verlassen und den Fingu verkauft hatten. Die Häuser verfallen daher fast alle. Nur an einer Stelle freuten wir uns, einen Kranz auf einem neu gerichteten Hause anzutreffen, und unsere Hottentotten waren nicht wenig über das Sensenmähen der Deutschen erstaunt. Ueberall sahen wir Spuren deutschen Fleißes, der dem Boden das mögliche abzugewinnen suchte. — Die Deutschen in Frankfurth kommen auch sehr gut auf, weil die Nähe von King-Williamstown für ihre Garten- und Ackerfrüchte einen bequemen Markt darbietet; einer hat in der theuern Zeit für 300 Pfd. Sterl. Kartoffeln geerntet. Unweit Ohlsen liegt Stutterheim, genannt nach dem deutschen General Stutterheim, der die deutsche Legion wider die Kaffern gesammelt hat. Auch dies Städtchen kann nicht aufkommen. Die deutschen Legionäre sind nicht der Stoff, aus dem eine Gemeinde sich bilden ließe, trotzdem, daß Kropf seiner Zeit sich dort sehr gemüht hat. Sie sind, schon als sie noch Soldaten waren, fast alle nur dann in die Kirche gegangen, wenn sie dazu kommandirt wurden. Jetzt enthält dieser, leider nur zehn Minuten von Bethel gelegene Ort zwei Kantinen (Branntweinschenken), in welchen Weiße und Kaffern fleißig einsprechen. Letztere sprengen alle Tage in großen Haufen durch Bethel, um in Stutterheim zu saufen, obenan der Häuptling Sandile mit seinen Geheimen Räthen. Sobald sie an der Kirche vorüberkommen, spornen sie ihre Pferde zu saufendem Carrière.

An der Grenze zwischen Stutterheim und Bethel wartete auf uns die schnell zusammengerufene Gemeinde, den Schulzen an der Spitze, auch die Schule, welche mich mit Gesang bewillkommnete und begleitete. Auch Bruder Anders und Brieſt, sowie Schwester Kropf waren nun gekommen und begleiteten uns.

Freitag, den 28. December. Heute war Rasttag, zunächst für mein Bein, welches in Folge des gestrigen Ritts wieder erheblich geschwollen war und recht schmerzte. Wir sprachen mancherlei über die Mission und was damit zusammenhängt.

Am Abend überraschte Bruder Brieſt's Frau, die noch eine Stunde zuvor unter uns gewesen war, uns plötzlich durch die Anzeige von der glücklichen Geburt eines Mägdleins.

Sonnabend, den 29. December. Nauhaus reiste zurück nach Emdizeni, Prietsch und Rein und Anders nach Wart-

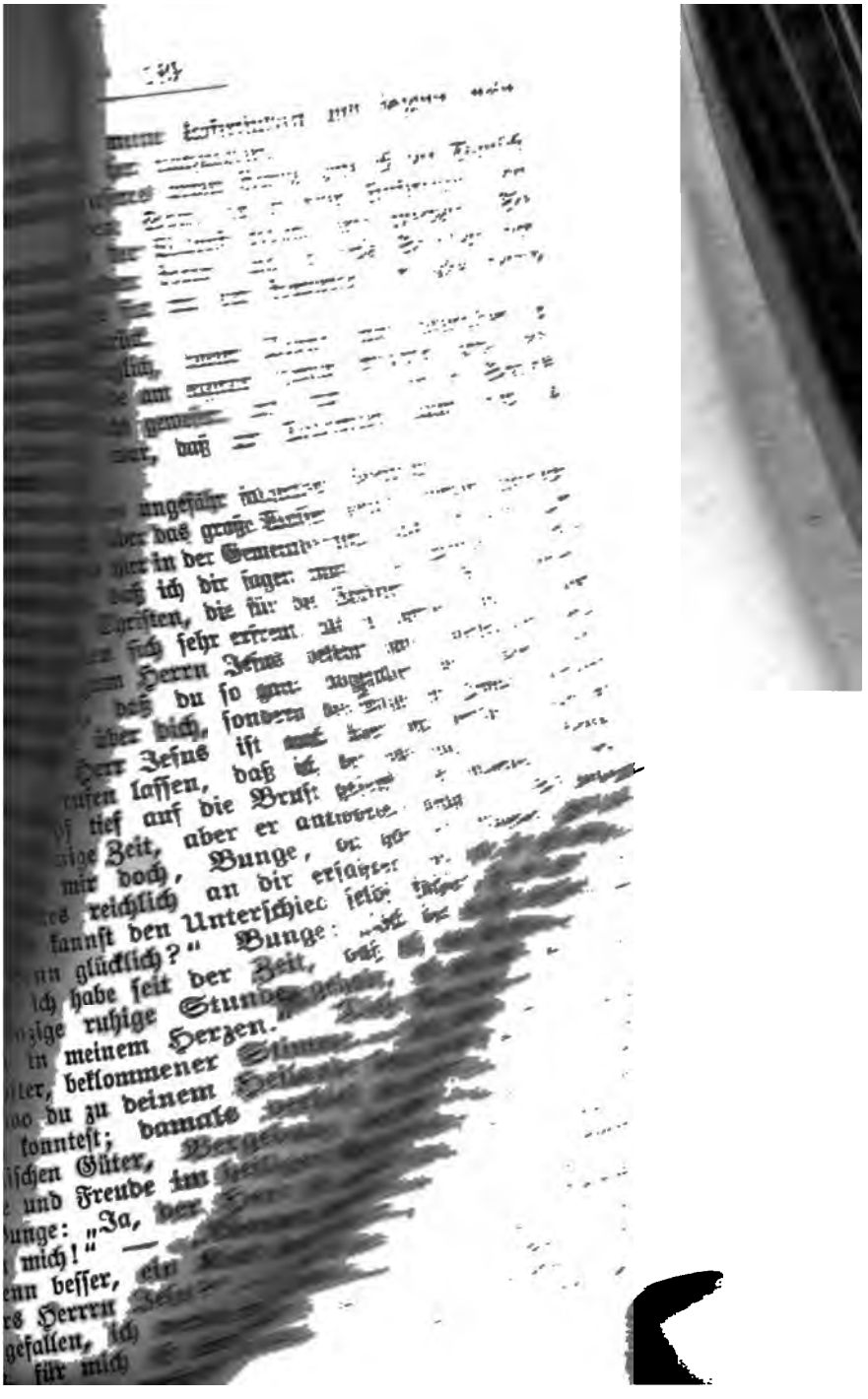
burg. Ich betrieb eifrig meine Kafferstudien und begann mein Reisetagebuch von Anhalt her nachzuholen.

Gegen die Mutter unseres armen Bunge hatte ich den Wunsch geäußert, ich möchte ihren Sohn, der in einer Entfernung von vier deutschen Meilen in der Wildniß wohnt, gern sprechen. Sie sandte sofort einen reitenden Boten, und in sechs Stunden war Bunge hier und meldete sich mit dem Bemerken, er habe wenig Zeit und müsse gleich zurück.

Es war mir beweglich, diesem Manne nun gegenüber zu stehen, der so viel Gnade am eigenen Herzen erfahren hatte und Anderen solch helles Licht gewesen, und nun so tief in Satans Stricke zurückgefallen war, daß auf Wiederkehr kaum noch zu hoffen ist.

Ich hatte mit ihm ungefähr folgendes Gespräch:

„Gott hat mich über das große Wasser gesund hierher gebracht, damit ich sehe, wie es hier in der Gemeinde steht. Nun hat mein Herz auch deiner gedacht, daß ich dir sagen muß: In Europa ist eine große Menge von Christen, die für die Christen in Afrika beten; die haben vor Zeiten sich sehr erfreut, als sie hörten, daß du vom Heidenthum dich zum Herrn Jesus bekehrt hast; dieselbigen weinen nun darüber, daß du so ganz abgefallen bist. Aber nicht sie allein weinen über dich, sondern die Engel im Himmel weinen auch, und der Herr Jesus ist auch über dich betrübt. Darum habe ich dich rufen lassen, daß ich dir das sage!" — Bunge hatte den Kopf tief auf die Brust gesenkt; es arbeitete in ihm; ich wartete einige Zeit, aber er antwortete nichts. — So fuhr ich fort: „Sag mir doch, Bunge, du hast in früherer Zeit die Gnade Gottes reichlich an dir erfahren, du hast sie jetzt weggeworfen, du kannst den Unterschied selbst fühlen, sag mir nun, bist du jetzt denn glücklich?" Bunge: „Ich bin ein sehr unglücklicher Mensch, ich habe seit der Zeit, daß ich von hier gegangen bin, keine einzige ruhige Stunde gehabt, ich weiß nichts mehr vom Frieden in meinem Herzen." Diese Worte sprach er mit ganz gedämpfter, beklommener Stimme. — Ich: „Gedenke der früheren Zeit, wo du zu deinem Heilande beten und auch Andere zu ihm weisen konntest; damals verhieß dir der Herr seine Gnade und himmlischen Güter, Vergebung der Sünden, Gerechtigkeit und Friede und Freude im heiligen Geist, hat er nicht Wort gehalten?" — Bunge: „Ja, der Herr ist ein reicher, gnädiger Gott gewesen gegen mich!" — „Warum hast du dich von ihm gewandt; ist es denn besser, ein Kind des Teufels zu sein, als ein Gliedmaß unsers Herrrn Jesu?" — „Ich weiß das Alles, aber ich bin zu tief gefallen, ich werde nie wieder aufstehen, meine Sünde ist zu groß, für mich ist keine Vergebung und keine Wiederkehr." — „Du sagst, du weißt das Alles; weißt du denn nun nicht auch



das Wort des Herrn: Ich will das zerstoßene Rohr nicht zerbrechen und das glimmende Docht nicht auslöschen? Ja, Bunge, du weißt das alles und weißt auch, was der Vater zu dem verlorenen Sohn gesprochen hat, als derselbe wiederkehrte. Bunge, du bist der verlorene Sohn, und der Vater sendet mich dir nach, dich zurückzurufen, was säumst du noch? Siehe, der Herr läßt dir sagen: Wenn deine Sünden blutroth sind, sollen sie doch schneeweiß werden; er ruft Alle zu sich, die mühselig und beladen sind; komm zurück zu deinem Vater!" — Er schwieg abermals stille und verbarg seine Augen in der Hand: es schien mir, als ob er seine Thränen verbergen wollte; er seufzte tief. Endlich sprach er: „Ja, Lehrer, ich weiß, daß Gottes Wort Wahrheit ist, ich weiß auch, daß Du die volle Wahrheit redest, aber ich bin zu tief gefallen, ich kann nicht!" — „Bunge, sag' mir das eine Wort, betest Du noch zu Gott?" — „Nein, Herr, ich kann nicht beten, seit ich abgefallen bin." — „Aber sage mir, wie war es früher, als Du noch ein helles Licht warst in Bethel für Deine Umgebungen, konntest Du da nicht beten? Hast Du nicht erfahren, daß Gott Gebete erhört?" — „Ja, Herr, oft." — „Nun, so bete jetzt doch auch wieder; Satan hat Dich zwar fest in seinen Klauen, aber der Herr Jesus ist mächtiger als Satan. Er ist gekommen, Satans Werke zu zerstören, er will auch Deine Fesseln zerbrechen, bitte ihn nur inständig darum." — „Nein, Herr, einen so tief gefallenen Sünder kann der Herr nicht mehr hören." „Wie, Bunge, als Du zum ersten Male Deinen Heiland gesucht hast, warst Du nicht damals auch ein sündiger Mensch, als Du betetest? Oder war es damals Deine eigene Tugend und Gerechtigkeit, um derentwillen der Herr Dich angenommen hat? War es nicht vielmehr eitel Gnade und Erbarmung? Meinst Du, daß die Gnade des Herrn, der die Sünder sucht, seitdem geringer geworden ist? Meinst Du, der Herr Jesus werde sein erlöstes Kind, das einmal im Glauben sein Eigenthum geworden ist, gern dem Satan zum Raube überlassen? Nein, es ist noch Hoffnung, ist noch Rettung für Dich; könntest Du doch nur glauben, Du würdest bald die mächtige Hülfe und Gnade Gottes mit Augen sehen." — Bunge schwieg nachdenkend stille. — Ich fuhr fort: „Ich gedenke noch einige Wochen hier zu bleiben, komm in dieser Zeit oft wieder her, mich zu besuchen; ich will auch für Dich beten, daß der Herr Dich annehme. — „Ja, Herr, ich werde wieder herkommen." — „Bring' aber auch Dein Weib mit, wenn Du kommst, gedenke, sie ist ein getauftes Glied des Herrn, und muß nun durch Deine Schuld in der Wüste leben." — „Nein, Herr, die kann ich nicht mitbringen, sie muß jetzt in ihren Gärten aufpassen." — „Bunge, auf das Heil der Seele aufpassen, ist *wichtiger, als* auf die Gärten aufpassen; bringe sie mit, wenn Du

kommst." — „„Lehrer, ich will es Dir nicht fest versprechen, aber ich will versuchen, ob es sich wird thun lassen." — „Bunge, Du hast mir heute gesagt, Du habest nicht gebetet, seit Du von hier gegangen bist; ich bitte Dich, laß heute die Sonne nicht untergehen, ohne zuvor zu beten, bete um den heiligen Geist, der Dir wieder zurecht helfe!" — „Ja, Herr, ich will beten, aber ich weiß nicht, ob ich werde können." — „Nun, so wollen wir denn jetzt mit einander beten!" Wir drei, Kropf, Bunge und ich, knieten nieder, Kropf betete. Dann las er ihm einen Brief von Döhne vor, den dieser an ihn geschrieben hatte; er hörte den Brief, und steckte ihn in die Tasche. Zum Abschied sprach ich zu ihm: „O wenn doch die Gnade des Herrn Dich wieder ergreifen möchte, wie fröhlich wollte ich sein, wenn ich Dich wieder meinen lieben Bruder in Christo nennen könnte." — Mit dem Versprechen, wiederzukommen, ging er davon! — Dieser Bunge ist ein vornehmer Fürst des Kaffernstammes der Amachlambe, war einst gründlich bekehrt, ein leuchtend Vorbild der Gemeinde als Schulze von Bethel. Dann ist er in's Heidenthum zurückgegangen, hat drei Weiber, ist in Armuth und Noth gerathen, und lebt von den Geschenken, die ihm die wenigen noch übrigen Glieder seines einst mächtigen Stammes bringen.

Inzwischen waren die drei Vorsteher der deutschen Gemeinde gekommen, mich zu begrüßen, zwei mit Namen Kumm, richtige Hinterpommern, und ein Schleswig-Holsteiner, früherer Legionär, zur Zeit Schulmeister in Stutterheim. Sie erzählten mir, wie die Ansiedler und Auswanderer vor einigen Jahren hierher gekommen seien, und zuerst sehr große Noth gehabt haben; aber diese Zeiten seien nun soweit vorübergegangen, daß sie gegenwärtig ihr gutes Brod hätten. Durch Kropf's Bemühungen hätten sie reichlich die Predigt des Worts und die Verwaltuug der Sakramente, dafür seien sie sehr dankbar, denn viele von ihnen hätten erst in Afrika die Gnadengüter recht würdigen gelernt! Früher hätten sie mit den Deutschen aus der Fremdenlegion zusammen ihre Gottesdienste gehabt. Als sie aber eine Kirchenordnung entworfen hätten (die alte hannoversche), so hätten sich an dreißig Legionäre, die nach Gottes Wort nichts fragten, von ihnen losgesagt. Einer von ihnen, ein Spekulant und Deutschkatholik, habe den Bau einer Kirche in Vorschlag gebracht, zu dem jene sich verbunden hätten, in der Hoffnung, der Bischof der anglikanischen Kirche werde die Kosten des Baues bezahlen. So hätten sie sich an den Archidiakon nach King-Williamstown gewandt, mit der Bitte, den Grundstein einzuweihen. Dieser habe ihnen auch einen Geistlichen bestellt, einen gewissen Katecheten Spring, der ihnen deutschen Gottesdienst halte, während der Missionar Greenstock bisweilen von Keiskammahoek komme, das Abendmahl zu

spenden. Mit dieser geistlichen Pflege seien sie aber um so weniger wirklich versorgt, als besagter Spring früher Feldwebel und Trinkgenosse der Legionäre gewesen sei, und auch jetzt, obgleich er sich vor Excessen hüte, nicht viel wirklichen Einfluß übe; die meisten jener Kirchenmitglieder gehen wenig oder gar nicht zur Kirche; zur vierteljährlichen letzten Sacramentsfeier seien sieben Glieder gekommen. Unter die Zahl dieser Opponenten haben sich auch Etliche aus den Ansiedlern aus Oppositionsgelüste begeben, aber manche derselben seien schon zurückgetreten, andere besuchen den deutschen Gottesdienst in Bethel. Sie beschrieben diese Leute als großentheils völlig weltlich gesinnte, auch in ihrem bürgerlichen Leben nicht sehr ernste Leute. Leider sei nun Eifersucht zwischen beiden Gemeinden. Spring habe Kropf verklagt, er habe den Schulmeister angewiesen, nicht englisch zu [illegible]en ꝛc., die Klage sei von dem Magistrat in allen ihren drei [illegible]tpunkten als ungegründet zurückgewiesen, aber das Gouvernement habe den grant von der Schule zurückgezogen, und verlange nun zuvor dreißig Pfd. Sterl. aus der Gemeinde selbst zum Lehrergehalt verbürgt. Darüber und über Streitigkeiten im Schulvorstand sei zur Zeit die Schule aufgelöst. Der Lehrer hat inzwischen einen Ruf als Lehrer nach Frankfurth erhalten und angenommen.

Es ist übrigens auch die Emigrantengemeinde keine Missionsgemeinde. Manche Uckermärker und Pommern haben Streit unter einander, Nachbaren verklagen sich, die Segnungen der Predigt nehmen sie hin, weil es ihnen nichts oder wenig kostet, versagen aber dem Pastor leicht die Ehrerbietung, wenn er ihnen nicht willfahrt. Es ist in dem Lauf der Jahre vieles besser geworden, aber es wird noch viel Geduld und Gebet kosten, ehe aus dieser zusammengelaufenen Auswanderermasse eine wirkliche Gemeinde wird, die ein Salz für die Gegend abgeben könnte. Sparsam und fleißig sind die meisten, aber auch geizig, wie zu Hause — und nicht Alle haben hier, wo keinerlei Nöthigung vorliegt, die Sonntagsarbeit eingestellt. Die Bemühungen der Baptisten, welche namentlich in Frankfurth arg hausen, und auch mit Selbstgerechtigkeit und Unsittlichkeit böses Beispiel geben, haben, Gott sei Dank, in dieser Gemeinde bisher keinen erheblichen Erfolg gehabt.

Sonntag, den 30. December, predigte ich Vormittags den Kaffern, Kropf dolmetschte. Die Kaffern hörten aufmerksam zu. Die neue Kirche ist sehr schön, hell, mit einer apsis und Altar, mit Cruzifix und Leuchtern. Kropf hat sie für etwa 800 Pfd. Sterl. erbaut, von welchen die Gesellschaft etwa 70 Pfd. Sterl. gesteuert hat. Das übrige ist durch geleistete Handarbeit und Beiträge der Kaffern und Weißen zusammengebracht. Nebenan steht noch die kleine, runde Kaffernkirche, die jetzt als Schulhaus benutzt wird, und die mir fast gemüthlicher schien, als die viel schönere neue.

Nachmittags predigte ich der deutschen Gemeinde über das Sonntagsevangelium; es war mir sehr beweglich. Vor mir auf der ersten Bank saß ein Lieutenant Lenz, Neffe des alten, treuen Major Lenz in Stettin, ein Hauptmann Mehlin aus Hannover, der jetzt als Geometer fungirt, und ein Baron de Vignes, früher österreichischer Kammerherr, der, vom Hofe entfernt, hier in der Fremde der Heimath sehnend gedenkt Diese drei kommen ziemlich regelmäßig zur Kirche; ein alter deutscher adeliger Herr freut sich besonders über Kropf's Wort, daß man auch noch im Alter sich bekehren könne, und lebt rechtschaffen mitten unter dem vielfach ungeistlichen Volk in Stutterheim. Weiterhin saßen die Pommern und Uckermärker und eine Anzahl Wenden (Niederlausitzer) in ihrer Nationaltracht. Dann einige Legionäre, die durch die Neugierde getrieben waren. Aber während diese Wenden nach der Predigt dankend, fragend und händedrückend mich umringten, verschworen sich zwei der Legionäre hoch, nie wieder in eine Kirche zu gehen. Sie führten dieses Vorhaben am Neujahrstag auch aus, saßen beim Branntewein und Kartentisch, und einer schlug den andern so in's Auge, daß sein Weib weinend zu uns kam, um ärztliche Hülfe bittend, weil ihrem Manne wahrscheinlich das Auge ausgeschlagen sei.

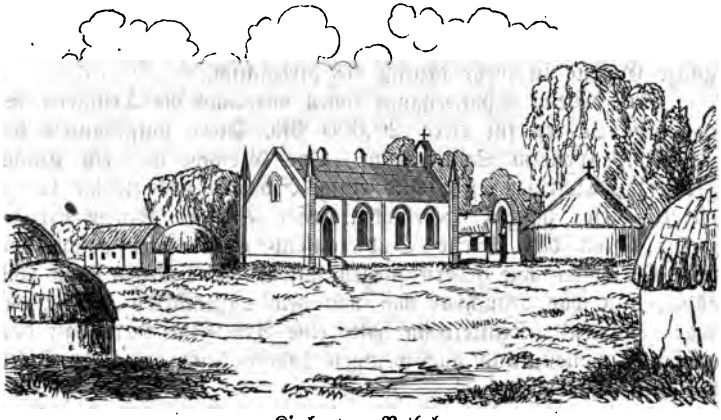
Montag, den 31. December, ging der Bruder des Bunge, Namens Ngatge, ein angesehener Kaffer, mit einer Ziege vorbei, die er verkaufen wollte. Da ich hörte, daß er ein angesehener Geheimrath und berühmter Redner sei, ließ ich ihn herbeirufen und Kropf kaufte die Ziege. Ich ließ mich inzwischen mit ihm in ein tieferes Gespräch ein. Er erzählte mir, daß er schon seit Jahren das Wort Gottes gehört habe. Ich: „Um so schlimmer, daß Du dich immer noch nicht bekehrt und das Wort angenommen hast." — Er: „Das Wort ist zu mächtig, ich kann mich ihm nicht unterwerfen, aber ich weiß, daß das Alles Wahrheit ist." — Ich: „Weißt Du, daß das Alles Wahrheit ist, so wisse auch, daß Du dereinst nach diesem Deinem Bekenntniß wirst gerichtet werden. Wie nun, wenn der Herr zu Dir sprechen wird: So lange habe ich Ngatge gerufen, und er hat nicht gehen wollen, wohin ich ihn rief, nun mag er hingehen, wohin er nicht will, in den Ort der Qual." — Er: „Ja, großer Lehrer, Du hast Recht; aber was soll ich machen, wenn ich doch nicht glauben kann!" — Ich: „Sprich doch nicht, ich kann nicht glauben, sondern lieber, ich will nicht glauben, dann wirst Du die Wahrheit sprechen. Du willst nicht von Deinen heidnischen Sitten, Sünden und Lüsten ablassen, darum kannst Du nicht glauben. Meinst Du, Gott sei zu schwach, Dich anzunehmen, wenn Du ernstlich zu ihm kommen willst? Glaubst Du, Gott freuete sich nicht, wenn Du kommst." Er schwieg still. Ich fuhr fort: „Hat der Herr Dich denn noch

nie so gerufen, daß Du es verstanden hast, er sucht Dich?" — Dies Wort machte ihn sehr ernst. Er hat nämlich viel schon in Träumen erfahren; seine Kinder, die getauft sind, hat er im Himmel, in dem Ort der Seligen gesehen, und sich selbst im Orte der Qual. Darum schwieg er jetzt so nachdenkend still. Ich fragte weiter: „Hast Du nie gebetet?" Ich wußte es, aber er sollte es mir selbst erzählen, wie er von den Engländern gefangen genommen, bereits den Strick um den Hals gehabt hat, und wie er in dieser Todesnoth den Herrn angerufen hat, und dieser fast auf wunderbare Weise ihm das Leben gerettet hat. Jetzt erzählte er es mit tiefer Bewegung und fügte hinzu, daß Gott ein starker Gott sei, zu helfen. — „Und doch hast Du es vergessen können, sagte ich, und hast so undankbar sein können?" Er antwortete: „Ja großer Lehrer, Du hast Recht, ich werde auch noch kommen, wenn meine Stunde da sein wird. Aber, fuhr er fort, obschon meine Haare grau werden, habe ich die eine Freude, daß meine Augen noch den großen Lehrer sehen konnten, denn Du bist unser Vater, und Deine Lehrer sind unsere Lehrer." — „Ja, und ich will mich freuen über Dich, so bald ich höre, daß Dir Gott ein neues Herz gegeben hat, und daß Du Gott die Ehre giebst und getauft wirst!" — Das Ende war wieder die Bitte um ein Stück Tabak.

Dienstag, den 1. Januar 1867. Also mit Gottes Hülfe sind wir heute in das neue Jahr getreten. Möchte es ein Jahr der Gnade sein, und möchte mich der Herr sicher in meine liebe Heimath zurückführen. Wie's ihm gefällt!

Heute hatte ich eine besondere Freude. Mein Erlernen der Kaffersprache hatte durch mein lahmes Bein einen guten Vorschub bekommen. Ich konnte nichts anfangen, mußte viel ausgestreckt liegen, und da habe ich fleißig studirt, so daß Bruder Kropf meinte, meine Aussprache wäre so, daß die Kaffern mich gut verstehen würden. So nahm ich mit ihm die Liturgie durch, übersetzte Wort für Wort und schrieb mir das Deutsche über den kafferschen Text, und dann hielt ich in Gottes Namen Liturgie in der Kafferusprache, dankbar und fröhlich in meinem Herzen, daß der Herr mich würdigte, auch in dieser Sprache sein Lob verkündigen zu dürfen. Der Herr half mir dabei, so daß hernach die Fingu, mit denen ich sprach, mir sagten, sie hätten mich sehr gut verstanden. Der eine sagte: „Mein Herz war erschrocken, da ich Dich sprechen hörte und sah, daß Du es warst, großer Lehrer; zuerst dachte ich, es wäre der Lehrer Liefeldt; aber sage mir doch, giebt es denn jenseits des Wassers auch Leute, welche die kaffersche Sprache lehren?" — Als ich ihm antwortete, der heilige Geist, der die Apostel am Pfingstfest fremde Sprachen gelehrt, habe mir auf mein Gebet das *Geschenk in* diesen drei Tagen gegeben, da sprach er wieder:

„Mein Herz ist sehr erschrocken!“ Ich antwortete ihm: „Bitte Gott den Herrn, so kann der heilige Geist auch das geben, daß ich noch von Angesicht mit Euch sprechen und Euch den Namen des Herrn verkündigen kann.“



Kirche von Bethel.

Nachmittags predigte Bruder Prietsch den Deutschen. Nach der Predigt kam einer derselben zu Bruder Kropf in großer Aufregung; er werde nun aus der Gemeinde treten, denn sein Shilling sei so gut, als der der andern. Ich hatte zwei „Hirtenstimmen“ mitgebracht, und Bruder Briest hatte dieselben an andere verkauft, weil er vergessen hatte, jener habe früher eine bestellt; daher dieser Zorn.

Nachher machten wir einen kleinen Spaziergang durch den Ort. Derselbe besteht aus einer langen, schattigen Allee von hohen Trauerweiden, an deren einer Seite Kirche, alte Kirche, Schullehrerhaus und die meisten Kafferhütten liegen, während auf der andern Seite Bruder Kropfs schönes, nach dem Garten zu mit einer Veranda versehenes Haus nebst einem Nebengebäude von zwei Kammern, das älteste, noch von Döhne gebaute Häuschen, in welchem zur Zeit Bruder Beste wohnt, nebst einer Vorrathskammer und der Tischlerwerkstatt, und weiterhin ein niedliches Häuschen des Bruder Briest mit Veranda steht. Da die hohen Weiden alles Dahinterliegende verdecken, so giebt es keinen Punkt, von wo man die Wohnhäuser und Kirche zugleich sehen könnte. Diese Weidenalle giebt dem ganzen Ort ein freundliches Ansehen. Aber auch außerdem ist die Lage des Orts sehr freundlich; er liegt in einem von Bergen eingeschlossenen, grünen Gebirgsthal in welchem zwei Flüßchen so zusammenfließen, daß Bethel selbst auf einer Halbinsel liegt. Nach der Seite hin, wo dies Thal sich öffnet, lehnt sich ein kleiner Hügel an, auf welchem das zehn We-

nuten entfernt gelegene Städtchen Stutterheim wenigstens für das Auge als eine Stadt auf hohem Berge sich präsentirt. Nach der andern Seite ragt über den das Thal begrenzenden Berg einer der höchsten Berge des Amatole-Gebirges hinüber. Der große Garten nebst dem Wurth-Land der Brüder, zieht sich bis an den Fluß hinab, dessen jenseitiges Ufer eine mit Waldresten bedeckte felsige Wand ist, von welcher ein kleiner Wasserfall herabrieselt. Die ganze Gegend ist mehr deutsch als africanisch.

Auf diesem Spaziergange sahen wir auch die Trümmer des vor sechs Jahren für circa 20,000 Pfd. Sterl. aufgebauten Palastes des General Stutterheim. Das Gebäude war ein Prachtgebäu mit Thürmen; jetzt sind einige Erdwälle das einzige Ueberbleibsel dieser ganzen Herrlichkeit. Ein einziger Sturm hat vor zwei Jahren das eiserne Dach tausend Fuß weiter geschleudert und die Balken wie Federn fliegen lassen. Der Regen hatte vollendet, und was brauchbar war von dem ungehüteten Hause, das war gestohlen. Stutterheim hatte eine Art kleine Herrschaft dort aufrichten wollen, und nach wenigen Jahren heißt es: Ihre Stätte kennt sie nicht mehr!

Noch merkwürdiger ist das gänzliche Verschwinden der Stadt Greytown mit allen ihren, zum Theil schönen Häusern. Vor zehn Jahren wurde sie schnell erbaut, seit fünf Jahren verlassen, heute sind von ihr nur noch winzige Erdhügel übrig.

Mittwoch, den 2. Januar, Vormittags erhielt ich den Besuch jener drei oben genannten Herren, de Vignes, Mehlin und Lenz, die Sehnsucht nach Hause aussprachen. Nachmittags war Taufe bei Bruder Briest. Die Schwester Briest hatte schon am dritten Tage wieder zu Mittag gekocht, und ließ es sich jetzt nicht nehmen, bei der Taufe alles selbst zu beschicken; in der Kirche hielt sie gleich nach der Taufe Kirchgang.

Dabei ist die Temperatur hier in den Hundstagen eine Hundekälte. Während am ersten Weihnachtstag in King-Williamstown 35 Grad R. im Schatten gewesen waren, zeigte hier am 31. December das Thermometer um 7 Uhr früh 6 Grad, Nachmittag 4 Uhr 8 Grad; diese auch in Africa unerhörte Kälte dauerte mehrere Tage. Ich bin dem Herrn sehr dankbar, daß er auch in diesem Punkt meine Reise so leicht macht. Ich habe von der gefürchteten africanischen Hitze bisher nichts gelitten, nicht einmal ein unbehagliches Gefühl, und gegen die africanische Hundstagskälte habe ich mich mit Decken schützen können.

Donnerstag, den 3. Januar. Heute machte ich die Correspondenz nach Europa klar, und vervollständigte mein Tagebuch bis zu diesem Tag: Gott sei Dank, daß ich dieses Drucks erledigt bin; drei bis vier Wochen Reisetagebuch nachholen, ist eine schwere *Aufgabe und kostet* allzeit einige Nachtruhe. — Mit meinem Kaffer-

lernen geht es auch gut vorwärts, ich hoffe das Ziel, das ich mir gesteckt, mit Gottes Hülfe zu erreichen.

Nachmittags fragte ich Bruder Kropf nach seinen Erfahrungen, in Betreff der Colonistenbrüder. Er meint, dieselben seien sehr kostspielig, könnten das nicht verdienen, was sie kosten, und übten eher einen schädlichen als heilsamen Einfluß auf die Heiden aus. Sie könnten weder in die Sprache, noch in die sittlichen Schwächen der Heiden sich hineinfinden, schlössen sich mit ihrer Arbeit von dem Verkehr mit den Heiden so gut wie ganz ab und verengten sich mit ihren engen Anschauungen. Dazu fänden sie selten das richtige Verhältniß zu den Lehr-Brüdern, wollten ihnen gleich sein an Ansehen, während ihre ganze Stellung doch eine andere sei, da sie nicht, wie die Herrnhuter Colonisten, zugleich Lehrer seien. So gäbe es nach allen Seiten hin Zwitterstellungen.

Abends kam der Magistrat Hr. Brownlee, um mir seinen Besuch zu machen. Er ist unter den Kaffern groß geworden, und kennt ihre Schliche. Einzelne sehr interessante Fälle erzählte er.

Einer seiner Police-Männer wird beschuldigt, er bezaubere die Leute; plötzlich meiden ihn alle andern und ein Fingu-Doctor wird gerufen, um die Zauberei aufzufinden. Er bringt auch heraus, daß jener Mann einen Pavian hätte, der habe in des anderen Kraal Blut gespuckt, und dadurch sei derselbe bezaubert. Die Sache kommt vor Brownlee als Richter, und derselbe untersucht sie sehr eingehend, den Lügen des Fingu-Doctors Schritt vor Schritt folgend, so daß die Kaffern von weit und breit kamen, um dieser interessanten Gerichtssitzung beizuwohnen, die mehrere Tage dauerte. Endlich fragte Brownlee den Doctor, von wo der Mann denn den Pavian geholt habe? Antwort: „Vom Buschmannsrevier!" Und wie viel Zeit hat er dazu gebraucht? „Eine Nacht!" Excellenter Pavian das! Ein Reiter zu Pferde braucht zwei volle Tage und der Pavian soll es in einer Nacht gelaufen sein! Hier ist eine Lüge, frage deine Geister noch einmal, daß sie dir besser Bescheid sagen. Aber nun sag mir weiter, wie lange ist es her, daß der Pavian das Blut in den Kraal gespuckt hat? „Einen Monat" — Was? einen Monat? und das Blut war gestern noch ganz frisch? Das kann nicht sein. Geh' hin und frage deine Geister, daß sie dir besser Bescheid sagen. „Nein ich kann sie nicht mehr fragen, ich kann nichts weiter antworten, du hast mich fest gemacht, bestrafe mich nur!" Ei! ich könnte dich jetzt zu 5 Pfd. Sterl. verurtheilen, aber ich werde das nicht thun, erst muß die Sache klar gemacht werden; über Nacht hast du Zeit, deine Geister wieder zu fragen. Am folgenden Tage wurde der Fall weiter verhandelt; zahllose Kaffern strömten herbei; immer fester redete sich der Fingu-Doctor, bis er zuletzt nichts weiter konnte und dann ausbrach: „Ich bin ein Lügner, verurtheile mich."

Er wurde zu 5 Pfd. Sterl. verurtheilt. Dieſer iſt entlarvt vor den Augen der Kaffern. Aber ſteht morgen ein andrer Zauber-Doctor auf, ſo findet er völlig ebenſoviel Glauben; denn die Leute ſind nicht durch ihren Unverſtand, ſondern durch ihre Sünde verkauft in dieſen thörichten Sinn. Brownlee verſprach mir zu nächſtem Sonnabend über acht Tage, wo ich ihn beſuchen werde, eine große Kaffergerichtsſitzung zu veranſtalten, damit ich einer ſolchen auch einmal beiwohnen könne. Er iſt ein rechter Segen und Helfer für die Miſſion; ſelbſt eines Miſſionars Sohn und ein ernſter Chriſt, wendet er trotz der Ungunſt mancher hochgeſtellten Perſonen, die er ſich dadurch zuzieht, allen Einfluß ſeines Amtes auf, um der Miſſion in allen ihren Gliederungen zu helfen. Als er in Stutterheim wohnte, hielt er ſich nach Bethel zur Kirche; gegenwärtig iſt er Diacon in der Gemeinde von Soga, der nahe bei ihm wohnt.

Freitag, den 4. Januar. Da Bruder Prietſch bald nach Anhalt zurückreiſen will, wurde beſchloſſen, eine Parthie auf einen der hohen Berge des Amatola-Gebirges, einen der höchſten Gipfel, der zwiſchen Bethel und Wartburg liegt; zu machen. Da die Excurſion größtentheils zu Pferde vor ſich gehen ſollte, wagte ich es, mit meinem bereits beſſer gewordenen Fuß die Reiſe mit zu machen. Wir ritten eine Stunde und ſtiegen eine halbe Stunde. Die Ausſicht war nicht eben allzu lohnend, obgleich man, da dieſer Punkt einer der höchſten iſt und nach der Küſte durch keinen höheren verdeckt, von der See aus ſichtbar iſt, eine weite Fläche und auf der andern Seite ein Gewirr von Höhenzügen überſchaute. Wir mochten etwa 3—4000 Fuß über dem Meere ſein, welches jedoch, wegen der Dicke der Luft, heute nicht ſichtbar war. Zu unſern Füßen lag Greytown, d. h. die noch erkennbare Eintheilung der Erben dieſer Stadt und einige Schutthaufen von Erdhügeln, über welche nach drei Jahren das Gras gewachſen ſein wird, ſo daß man ihre Stätte nicht mehr kennen wird. Weiter hin ſahen wir unſer liebes Wartburg.

Oben beſtiegen wir unſere Pferde, die wir an der Hand nachgeleitet hatten, und ritten durch das Gras zwiſchen Steinen durch. Das Gras mit den Kräutern war ſo hoch, daß es bisweilen den Reitern bis an die Kniee reichte, ein wunderlicher Anblick. Da wir den ſchmalen Fußpfad, der in den dichten Wald führen ſollte, nicht auffinden konnten, mußten wir lange in der ſchwülen Hitze hin und herreiten. Um ſo erfriſchender war uns die Waldeskühle und die üppig reiche Vegetation von Farren und Schlinggewächſen im Walde, wo wir nicht ſelten abſteigen mußten, um einen Baum zu umgehen, der ſich quer über den Pfad gelegt hatte. Aber wir fanden den richtigen Weg zum Waſſerfall, und waren gar nicht mehr fern von demſelben, als wir plötzlich Bruder

Prietsch vermißten. Alles Rufen half nichts. Wir mußten uns entschließen, Jacobus wieder den Berg hinaufzuschicken, um ihn zu suchen, und als auch dieser gar nicht wiederkam, mußten wir selbst zurück, um zu suchen, Kropf, Beste und ich. Da nicht wenig Tiger in diesen Bergen hausen, stiegen allerlei Besorgnisse in mir auf, denn das völlige Schweigen auf unser Rufen war uns ebenso unerklärlich, als das Faktum, daß von fünf Reitern einer sich ganz verloren hatte. Oben auf der Höhe fanden wir einen ganz kleinen Fußweg und frische Spuren. Wir folgten demselben. Er führte wieder tief in das Dickicht. Nach dreiviertel Stunden Reitens endlich erscholl Antwort auf unser Rufen und nicht lange darauf fanden wir Prietsch und Jakobus mitten im Urwald, aufgehalten durch einen Baumstamm. Obgleich wir nun unsern Wasserfall verloren hatten, waren wir froh, wieder bei einander zu sein. Aber nun gab es einen überaus beschwerlichen Weg ohne allen Steg durch das Waldesdickicht, das mit seinen Brombeer-, Dornen- nnd Schlinggewächsen aller Art zwar wunderschön aussah, aber uns Rock, Beinkleider und Hände zerfetzte; ich für meine Person kam noch ziemlich gut weg. Ueber eine große Zahl Baumstämme, Steine und Wurzeln gings hindurch, bis wir endlich den Wald sich lichten sahen und nach Bethel zurückeilten.

## V.

### Wartburg. Sandile.

Sonnabend, den 5. Jan. 1867. Eine Mittheilung des Herrn Brownlee war mir besonders merkwürdig, nämlich, daß es nach alter Kafferſitte dem beschnittenen Kaffer nicht gestattet ist, eine gewisse Muskel und Sehne am Hinterschenkel des geschlachteten Thieres zu essen. Dieselbe wird vielmehr ausgelöst und den noch nicht Beschnittenen, welche noch als unrein angesehen werden, zum Essen überlassen. Ein merkwürdiger Beitrag zur Bestätigung der Meinung, daß die Kaffern mit den Juden verwandt sind. — In neuerer Zeit, fügte Herr Brownlee hinzu, käme diese Sitte, wie so manche andere, mehr außer Brauch.

Am heutigen Tage mußte die Correspondenz nach Europa besorgt werden; sie nahm den ganzen Tag in Anspruch, so daß ich Mühe hatte, bis zum Abend hin fertig zu werden, um die von Bruder Rein gesandte Karre zu benutzen. Derselbe wünschte mich nämlich gern zum Epiphanienfeste bei sich zu haben. Da wir erst ½7 Uhr auf den Weg kamen, wurde es ganz dunkel, bevor ich in Wartburg ankam; ein festlicher Empfang wurde mir daher nicht zu Theil.

Sonntag, der 6. Januar, war für mich ein rechtes Epiphanienfeſt; ich hielt meine erſten Heidenpredigten. Wir ritten früh aus, und kamen gegen 9 Uhr auf einen der ſieben um Wartburg her gelegenen heidniſchen Kraale an. Bald waren die erwachſenen Glieder zuſammengerufen, ſämmtlich Heiden, ſämmtlich nur mit Decken oder Karoß bekleidet; die Weiber mit den Kindern an der Bruſt oder auf dem Rücken, hockten auf der Erde, während die Männer lang ausgeſtreckt dalagen; einige hatten Halsbänder von Perlen oder von Tigerzähnen, einer trug einen Hirſchſchwanz als kleidſamen Schmuck im Haar, einige hatten glänzende meſſingene Armringe. Ich erzählte ihnen von unſerm Miſſionshaus und ſeiner Ueberſchrift (Matth. 28, 18—20), und nahm daraus Anlaß, ihnen das Wort vom Reiche Gottes und den Ruf des Herrn Jeſu nahezulegen; ſie hörten ernſt und aufmerkſam zu. Wir ritten dann noch eine viertel Stunde weiter zu einem zweiten Kral, fanden aber deſſen Bewohner faſt ſämmtlich abweſend; ſie waren zu einem Sterbenden in der Nachbarſchaft gegangen, ihn zu beſuchen. Nur drei Erwachſene waren zurückgeblieben und eine Anzahl halb Erwachſener mit den Kindern. Ich ließ trotzdem dieſe Wenigen ſich lagern, von denen der eine noch ſich damit entſchuldigte, daß er in den Kral müßte, um zu melken. So hatte ich hier ein ganz kleines Auditorium; möge der Herr auch dies Samenkorn ſegnen. Nachher ritten wir zurück, und ich hielt der verſammelten Gemeinde in der Kirche zu Wartburg eine

Kirche in Wartburg.

Predigt über das Epiphaniasevangelium; ich ſtellte ihnen die Heiden aus dem Morgenlande als Muſter hin: 1) daß ſie ſchauten und merkten auf den Stern, den ihnen Gott zeigte; 2) daß ſie forſchten nach Chriſto; und 3) daß ſie dem Worte gehorchten, das ihnen gegeben ward; 4) daß ſie darum auch ihr Ziel er-

reichten; 5) nun aber auch dankbar waren und das Kind beschenkten und anbeteten; dem gegenüber warnte ich sie, nicht dem Herodes zu gleichen; der 1) nur erschrak über die Botschaft von Christo; 2) nur äußerlich forschte, ohne dem Worte Gottes zu gehorchen; 3) darum aber auch nur des Kindleins sich zu entledigen trachtete; 4) dem darum die empfangene Botschaft zum Unsegen geworden ist.

Es war schwüle Gewitterluft; deshalb waren manche matt und schläfrig, andere aber waren auch recht aufmerksam, und schienen das Wort mit Nachdenken aufzunehmen. Nachmittags, nachdem das Gewitter sich entladen hatte, feierten die Getauften hier auf dem Platz Epiphanias; sie hatten dazu geschlachtet und Kaffee gekocht und sangen Lieder und bewirtheten die Fremden — auch ein Missionsfest.

Montag, den 7. Januar, ritt ich wiederum früh mit Bruder Rein nach einem eine halbe Stunde entfernten Fingu-Kral, auf welchem etwa zwanzig getaufte Fingu wohnen. Dieselben sind sehr eifrig, sowohl in ihrer weltlichen Arbeit, als in der Sorge, das Wort Gottes unter sich wohnen zu lassen. Sie wohnen an einem hohen Bergabhange, zu ihren Füßen ein ganz grünes Thal mit grünen Matten und Bergabhängen, von einem Flüßchen durchflossen; ein liebliches Bild. — Die Gärten (Maisfelder) dieser betriebsamen Leute aber streckten sich weit hinaus und man sah sie unten darin arbeiten. Oben in dem Kral aber ragte vor den anderen eine im Bau begriffene längere Hütte hervor. Es war ein Kirchlein, welches die Fingu soeben mit ihren eigenen Händen auf eigenen Antrieb errichtet hatten, und welches ich, so Gott will, in einigen Wochen einweihen werde; sie wollen darin ihre gemeinsamen Morgenandachten halten. Neben dem Kirchlein steht der Glockenstuhl mit der Glocke, die einst der Missionsverein der Blumenstraße an Wartburg geschenkt hatte, die aber einen Sprung bekommen hatte, und darum in Wartburg nicht mehr gebraucht wurde. Ich versuchte, ob sie noch klänge, und schlug zwei Mal mit dem Klöppel an; sie klang noch ziemlich hell, und thut jedenfalls ihre Wirkung besser, als manches volle Glockengeläute. Denn alsbald sahen wir, wie die Leute tief unten im Thal, die uns über den hohen Berg hinabreitend kommen gesehen hatten, ihre Schaufeln und Geräthe bei Seite legten, und hinaufkamen.

Wir waren in der runden Kafferhütte des Vorstehers; sie ruhte auf einigen Baumstämmen, war zierlich geflochten, die Decke von Rauch geschwärzt, in der Mitte ein runder, etwas tieferer, mit einem Rande versehener, zwei und einen halben Fuß im Durchmesser haltender Kreis, der für das Feuer bestimmt war; eine Lagerstatt in einfachsten Verhältnissen zur Seite, auf derselben der

Milchschlauch, ein Sack von Ziegenfell, in welchen alle Milch, sobald sie gemolken ist, sofort geschüttet wird. Sie nimmt einen säuerlichen Geschmack an, gerinnt auch wohl, wird aber dadurch, daß sie von der Luft abgeschlossen ist, besonders kräftig, ja berauschend. Aus solchem Schlauch mag Jael den Sissera getränkt haben. An zwei Stricken hingen zwei hölzerne Haken herab, in denen Assagaien, Kirris ꝛc. lagen. Am Boden standen Kalabassen von Kürbis in größerer und kleinerer Gestalt, auch ein Schöpflöffel, der aus einem halben Kürbiß bestand; die fortschreitende Cultur hatte aber auch etliche irdene Gefäße, und einen eisernen Kochtopf, und die Kunstfertigkeit der Fingu einen aus Bast geflochtenen großen, weichen Korb geliefert. Uns als Gästen wurden, damit wir nicht wie die übrigen an der Erde kauern müßten, ganz niedrige, rohe Holzschemmel angeboten. Neben uns war ein heidnisches Mädchen beschäftigt, den Fußboden mit frischem Kuhmist wieder schön und rein zu machen. Letzteres wurde der Grund, weshalb wir, nachdem die Leute herangekommen waren (alle, mit Ausnahme einer Familie, die allzufern in ihrem Garten arbeitete), lieber in eine andere Hütte gingen. Bald war dieselbe angefüllt mit liegenden Männern, hockenden Weibern, still dasitzenden Kindern. Neben mir saß ein junger Fingu, der soeben aus dem Sündenschlaf erwacht war; er hatte einen Traum gehabt, in dessen Folge er meinte, bald sterben zu müssen. Er war schon gestern (am Sonntag) gekommen, hatte unter vielen heißen Bußthränen sich als einen Sünder bekannt, und das Wort Gottes, welches wir beide, Rein und ich, ihm sagten, mit großer Begierde aufgenommen, und sich zum Taufunterricht angemeldet. Nun saß er wieder neben mir in tiefer Bewegung.

Ich lehnte an einem der Baumstämme, die von innen die runde Hütte stützten; Br. Rein, der Dolmetscher, stand neben dem zweiten. Ich verlas den 23. Psalm aus der Kafferbibel, und legte ihn dann aus. Die Versammelten folgten mit lebhafter Theilnahme; viele weinten, anderen sah man den tiefen Ernst auf dem Angesicht ausgeprägt. Ich hatte große Freude. Bevor wir wegritten, bewirthete man uns mit Kaffermilch aus dem Ziegenschlauch.

Wir ritten nun auf einem kleinen Umwege nach Hause, um die schönen beiden Wasserfälle zu sehen, die nach afrikanischem Maß gemessen, recht voll waren, auch eine schöne Umgebung hatten.

Als wir zurückkehrten, zog sich wieder ein Gewitter zusammen. Ich nahm noch eine Kafferstunde bei Bruder Rein, und las in alten Missionsberichten von Wartburgs erster Geschichte. Am Abend begann ich von einem Berge herab eine Skizze zu nehmen, bis mich das Gewitter herabtrieb. — Die Gewitter im Kafferlande sind zumeist sehr heftig, die Blitze oft drei- bis vierfach, der Donner hallt aus den vielen Thälern lange wieder.

Dienstag, den 8. Januar, verging der Vormittag mit Zeichnen und Gesprächen über die Missionsthätigkeit am Platz. Die beiden, Bruder Rein und Anders, meinen es mit ihrem Amte redlich und arbeiten in demselben nach Kräften treu.

Am Nachmittag wurden wir angenehm überrascht durch einen Geheimrath Sandile's (des früher so mächtigen Kafferkönigs), der uns mittheilte, sein Herr sei hier und wünsche vorzusprechen. Er kam bereits vier Stunden weit geritten von Anta her, wurde vom Regen überrascht, wollte Tabak betteln und dann noch nach Hause zu seiner kranken Tochter und Frau. Nachdem ich auf Rein's Rath meine hohen Reitstiefeln angezogen hatte, um auch in der äußerlichen Erscheinung als umfundisi umkulu (großer Lehrer) mich vor den andern auszuzeichnen, ging ich in die Vorhalle, woselbst Sandile sitzen mußte, weil er nicht in europäischer Kleidung, sondern als rothgeschmierter, nackter Kaffer, mit seiner Decke allein umhüllt, gekommen war. Ich begann das Gespräch: „Du bist, o König Sandile, allzeit den Missionaren meiner Gesellschaft wie ein treuer Freund gewesen, dafür sage ich Dir Dank!" Er: „Ja, Du hast Recht, ich bin allzeit der Freund Deiner Lehrer gewesen." Ich: „Ich denke, Du wirst auch nie Ursach gehabt haben, dies zu bereuen, meine Lehrer haben sicherlich auch Dir nur Gutes erwiesen!" — Er: „Ja wir haben als Freunde gelebt." — Hier wandte er sich zu seinem Geheimrath, der neben ihm saß, ein verschmitztes Gesicht, in Kleidung nur dadurch unterschieden von seinem König, daß er eine rothe Jacobinermütze trug, die das Spitzbubengesicht nur um so verschmitzter aussehen machte.

Ich erfuhr unterdeß, daß eine seiner Töchter von den Engländern getauft sei, und eine zweite nach der Königin „Victoria" heiße. Ich knüpfte daran an, und sagte, ich werde gehen und einige Bilder holen, die er seiner Tochter mitnehmen möge. Ich holte sechs von den Stuttgarter colorirten Bildern, die er sammt seinem Geheimenrath aufmerksam betrachtete. Sie gaben mir erwünschte Gelegenheit, ihm ausführlicher zu erzählen, einestheils die Geschichten von Pharao und Belsazar, anderntheils die Auferweckung Lazari, Petri Gehen auf dem Meer, die Verklärung und die Himmelfahrt des Herrn; er hörte aufmerksam zu. Er bat um ein Glas Wasser, und als ihm dann auch eine Tasse Kaffee und Kuchen gereicht wurde, gab er von letzterem seinem Geheimrath ein Stück ab, aß nicht Alles auf, sondern gab mit königlichem Anstand die Tasse zurück. Ueberhaupt war seine Haltung im Sitzen edel; sein Oberleib schön geformt, nur daß die Muskeln in Folge seines vielen Trinkens etwas schlaff waren; sein linkes Bein war vom Knie bis zu den Schenkeln ganz dürr, wie vertrocknet; im Uebrigen war er eine hohe, edle Gestalt mit etwas

jüdisch aussehendem, fast regelmäßigem Angesicht und großen, schwarzen Augen. Seine Hautfarbe war eher gelblich als schwarz. Ich sagte ihm dann: „Siehe, Deine Kinder sind theils getauft, theils suchen sie den Herrn, dann wird Deine Stunde kommen, daß Du auch dem Herrn Dein Herz giebst und Dich taufen lässt." Er: „Gott hat mir noch nicht es gegeben, daß ich kommen darf." Ich: „Sprich nicht, Gott hat Dich nicht haben wollen, er hat Dir das Wort der Gnade nahe genug gebracht, und er will, daß allen Menschen geholfen werde und zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Du wirst auch sicherlich einmal Deine Knie beugen vor ihm, denn er ist der König des Himmels und der Erde, dem Niemand auf die Dauer widerstehen kann. Siehe jetzt das große Volk der Heiden, die hier wohnen und dem Evangelio noch widerstehen; es wird eine Zeit kommen, da wird es hier keine Heiden mehr geben, denn Christus, der König muß Alles sich unterwerfen. Darum solltest Du kommen und Deine Geheimenräthe sollten kommen (es waren inzwischen noch vier andere von seinen Begleitern hereingetreten), und Dein Volk sollte kommen, bald, so lange der Herr noch in Gnade und Barmherzigkeit zu Euch redet." — Sandile schwieg still, sein großer Geheimrath neben ihm aber wurde ganz nachdenkend aussehend. — „Hast Du nicht etwas Tabak für mich?" „Nein, ich rauche nicht, hier ist auch keiner, komm aber zu mir und besuche mich in Berbel, so sollst Du welchen haben." — Aber siehe diese Bilder, die ich Dir gezeigt habe, willst Du sie lieber für Dich behalten, so sollen sie Dein sein, so will ich gehen, und für Deine Tochter andere holen!" — „Ich will sie selbst behalten!" — Ich ging also, und holte andere Bilder; diesmal suchte ich eine Reihe von zwölf Bildern aus, die das ganze Leben des Herrn von seiner Geburt an, durch seine Wunder zu seinem Leiden, Sterben und Auferstehen führen. Außerdem holte ich ein sehr großes Bild in Farbendruck, welches ich in London von der Traktatgesellschaft bekommen hatte, welches den König darstellte, wie er den Mann ausweist, der kein hochzeitliches Kleid an hatte. — „Siehe hier, Sandile," sagte ich, „weil Dein Vater ein König war, will ich Dir ein Geschenk machen, wie große Leute es sich schenken." —

Er betrachtete das große, wirklich künstlerisch schön ausgeführte Bild mit großen Augen, er und seine Begleiter lauschten, als Aeneas ihnen die Geschichte erzählte. Dann holte ich meine Reihe von zwölf Bildern hervor, aber er schien für heute genug zu haben; er zeigte auf die ersten sechs, die in Papier eingewickelt waren, und sagte: „Wickle diese auch ein, es regnet, bring mir sie am Sonntag mit." Ich hatte ihn nämlich aufgefordert, ich werde am Sonntag bei Tyo Soga zum Gottesdienst sein, dort möchte er auch hinkommen, ich wollte ihn da noch einmal sehen.

Dorthin ſollte ich ihm die Bilder mitbringen. Dann erbat er eine Schnalle, um ſeine Decke zuzubinden, und von mir einen Sixpence, wofür er Tabak kaufen wollte. Weitere Belehrungen aus Gottes Wort ſchien er nicht haben zu wollen. Er winkte ſeinen Begleitern, daß ſie die Pferde zurüſteten.

Nun war alſo keine Zeit mehr zu verlieren, denn ob ich ihn bei Soza wiederſehen werde, das ſcheint mir zweifelhaft. Ich redete ihn alſo ſehr ernſt an: „Lange Zeit hat Dich der Herr geſucht; Du mußt nicht wieder ſagen, Gott will mich noch nicht haben. Nein, es ſind Deine Weiber, Dein Saufen und Deine Räthe und Deine heidniſchen Sitten und Sünden, die Du nicht fahren laſſen willſt; denn das ſagt Dir Dein Herz, daß Du nicht Gottes Knecht ſein kannſt, ſo lange Du hieran feſthältſt. Nun aber höre, König Sandile, der König des Himmels und der Erde, der Dich erſchaffen hat, und ſein eingeborner Sohn, der auch für Dich ſein Blut vergoſſen hat, die laſſen Dir auch durch meinen Mund wieder die Gnade anbieten; ſäume nicht zu kommen, Du mit Deinen Räthen und mit Deinem Volk — (damit wandte ich mich auch zu den übrigen Anweſenden); ja, auch Euch iſt das Heil bereitet, daß ihr es ſollt annehmen, — denn wiſſe Sandile, daß derſelbe König des Himmels, der Dich heute zu ſeinem Unterthan haben will, einſt kommen wird zum Gericht über alle, die ſich auf Erden nicht zu ihm bekehrt haben. Das iſt ganz ſicher, denn das Wort Gottes ſagt es, daß vor ihm ſich einſt beugen ſollen aller derer Kniee, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde ſind; auch Du wirſt ihn einſt als den König der Ehren anbeten. Aber ſeine Feinde müſſen auch vor ihm ſich beugen. Siehe zu, daß Du ihn anbeteſt als ſein Unterthan mit Freuden, und nicht als von ihm Verdammter mit Zittern!“ — Hiermit endete die Unterredung; denn Sandile wurde ſein Pferd vorgeführt; er nahm es beim Zügel und peitſchte es erſt einige Mal im Kreiſe herum, bis es ganz ſtill ſtand; dann ſchwang er ſich hinauf, ſeine 15 Begleiter desgleichen, und ſo ging der Zug den Wartburger Hügel hinab über die Fuhrt und jenſeits in geſtrecktem Galopp von dannen.

Ob vielleicht Prinzeß Victoria ihrem Vater die bibliſchen Bilder weiter deuten wird? Könnte er gewonnen werden, das würde noch heute von großem Einfluß ſein. Sandile wird von allen Kaffern in Britiſch Kafferland als Oberhaupt anerkannt, hat wieder viel Leute um ſich verſammelt, kann einige tauſend Reiter ſtellen und richtet auch ſchon wieder die Sachen ſeines Volkes als ein Fürſt. Freilich iſt er ein arger Sclave des Branntweins und allwöchentlich jagt er mit ſeinem Gefolge durch Bethel, um im nahgelegenen Stutterheim ſich zu berauſchen.

Nachdem er gegangen war, kam der alte David Nxamnxa,

jener bewährte treue Christ, in meine Stube, um mich zu bitten, ich möchte ihnen doch noch einmal Gottes Wort predigen, und da ich nächsten Sonntag bei Soga zu sein gedächte, möchte ich es jetzt in der Woche thun. Ich sagte gleich für heute Abend zu, falls der Regen so weit nachließe, daß die Fingu von der Außenstation noch herankommen könnten. Er sprach seine große Freude darüber aus, daß ich beabsichtigte, auch Bunge in seiner Wüste aufzusuchen und versprach, selbst mitzukommen. Ich ermahnte ihn, daß solche unglückliche Abgefallene auch Gegenstand seiner Fürbitte sein müßten, und daß er gelegentlich auch ein ernstes Wort zu ihnen reden müßte. Er antwortete, er habe schon längst die Absicht gehabt, Bunge aufzusuchen. Inzwischen legte sich der Regen, die Fingu kamen und ich hielt ihnen eine Abendpredigt, der sie mit rechter Aufmerksamkeit zuhörten. Rein dolmetschte.

Mittwoch, den 9. Januar, wartete der alte Kiwane in der Küche. Sein Angesicht sah ehrlich aus; er meinte, er gedächte hier auf dem Platz zu sterben. Er klagte, daß sein Glaube nicht mehr so frisch sei, als im Anfang. Ich wies ihn auf den alten Simeon, der bis an das Ende seines Heilandes geharrt, und dann noch zuletzt die seligste Erfüllung gefunden habe. Er sagte, er sei in der Nacht erwacht, und habe da sofort gebetet, und so thue er allzeit, wenn er in der Nacht erwache. So thun hier alle gläubigen Kaffern; wenn sie in der Nacht erwachen, stehen sie auf, knieen nieder und beten und schlafen dann weiter.

Um 8 Uhr kam ein junger Fingu in großer Bewegung seines Herzens und begehrte Trost für seine zerschlagene Seele. Ich sprach mit ihm durch Rein's dolmetschende Vermittelung. Er erzählte, daß der Herr ihm erschienen sei vor der Thür seiner Hütte; er habe nicht streng ausgesehen, aber sehr herrlich und sehr ernst, und habe ihm gesagt, er solle von seinem Sündenwege ablassen; — er sei darauf auf seine Kniee und sein Angesicht niedergefallen in großem Schrecken; als dann die Erscheinung des Herrn verschwunden sei, habe er deutlich eine Stimme gehört, die zu ihm sprach: „Geh' hin und bekehre dich!" Seitdem sei er voll Unruhe und Schrecken und könne nicht Frieden finden. Er legte nun ein ganz eingehendes Sündenbekenntniß ab unter vielen Thränen und Schluchzen, die oft seine Worte erstickten. Er habe als Knabe schon gestohlen, er habe die Ehe gebrochen, er habe in den Kantinen gesoffen und dann mit Wort und Hand gestritten, er habe dann die Autorität der Oberen nicht geachtet, sondern sei ein ganz wilder Mensch gewesen. — „Und hast Du nicht noch eine größere Sünde auf Deinem Gewissen?" fragte ich ihn; er wiederholte, die genannten Sünden seien die größten seines Lebens, größere wisse er nicht.

„Nun denn," sagte ich zu ihm, „bedenke, ist es nicht Gott

gewesen, der Dir Leib und Seele geschenkt hat, und viele Güter reichlich und täglich, hast Du ihm dafür gedankt, und damit ihm gedient? Gott hat Dich nach seinem Bild geschaffen, hast Du nicht Deines Gottes Bild geschändet und dünkt Dich diese Sünde und Dein Undank nicht große Sünde zu sein?" — „Ja wohl", antwortete er. „Nun denn, diese Sünde hast Du an Gott dem Vater begangen, aber Du hast auch Gott den Sohn beleidigt; er hat für Dich sein Blut vergossen und ist gekommen, Dich auch zu erlösen, Du hast das gewußt und auch oft gehört ohne Frucht, dünkt Dich das nicht Sünde zu sein?" — „Ach ja, das ist große Sünde," antwortete er. — „Aber siehe ferner, wie Gott der heilige Geist auch für Dich ausgeschüttet ist, wie hier ringsum die Predigt des Evangelii verkündigt wird, und Du hast so lange Zeit es verachtet, das Wort zu glauben und anzunehmen, dünkt Dich das nicht Sünde zu sein?" — „Ach ja," antwortete er, „ich bin ein ganz arger, grober Sünder, an dem nichts Gutes ist!" — „Nun denn, wenn Du das weißt, hast Du denn auch wohl von Jesu gehört, daß er gekommen ist, die Sünder zur Buße zu rufen, daß er ihnen vergeben könne?" — „Ja, ich habe es gehört!" — „Hast Du auch gehört, daß er versprochen hat, das zerstoßene Rohr nicht zu zerbrechen und daß er gerade die mühseligen und zerschlagenen Herzen zu sich einladet?" „Ja, ich weiß es." — „Aber glaubst Du es auch von ganzem Herzen, daß der Herr Dich also haben will?" — „Ja, ich glaube es." — „Aber sprich doch, wirst Du denn auch Deine alten Sünden ganz und gar ablegen und von Dir thun?" — „Ja, ich möchte es gern!" — „Wirst Du es im Stande sein, mit Deiner Kraft auszuführen?" — „Ich weiß es nicht, das steht bei Gott!" — „Du hast Recht gesprochen, wenn Gott mit Dir ist und Deines Jesu Kraft in Dir ist, dann wirst Du es können, sonst nicht, darum rufe ihn täglich an um Gnade und Erbarmen!" — „Ja, das thue ich allezeit." — „Und dann komm mit den andern zum Taufunterricht, damit Du auch die Gnade Deines Herrn empfangen könnest!" Das versprach er und ging unter vielen Thränen fort.

Nachdem der Fingu gegangen war, bestiegen wir unsere Pferde und ritten nach einem, eine kleine Meile entfernten Kral des Mahasche. In demselben wohnen viele Menschen. Ihnen ist auch oft das Evangelium gebracht; Rein und Anders reiten öfters hin, um zu predigen. Stephan Schwen war als Schullehrer hingesandt; aber sie hatten ihre Kinder nicht zur Schule angehalten, so daß der erste erfreuliche Anfang bald nachließ und die Schule ganz aufgehoben werden mußte. Wir riefen die Platzbewohner zusammen. Neben einem Viehkral war eine rohe Holzbank der einzige Sitz. Auf derselben nahm ich mit Bruder Rein Platz, die Uebrigen lagen auf dem Bauch oder auf den Ellbogen

geſtützt, etwa 18 Männer; die Frauen, etwa 12 an der Zahl, durften nicht vor dem Eingange des Krals, an welchem wir ſaßen, vorüber gehen, ſie mußten um den ganzen Kral herum, weil der Eingang des Krals ein heiliger Ort iſt, den nur Männer und von dem weiblichen Geſchlecht nur Kinder und verwittwete Greiſinnen betreten dürfen. Die Kaffern gingen alle völlig nackt, nur mit der Decke bedeckt; die Weiber, die ganz in die Decke eingehüllt waren, trugen außerdem große metallene Armſpangen; zwei oder drei Weiber und ein Mann waren civiliſirte Kaffern und hatten ſich europäiſch gekleidet. Ich hielt den Verſammelten, welche mit großer Aufmerkſamkeit zuhörten, eine Predigt, in welcher ich ihnen den Ernſt des Gerichts und den beſtimmten Willen Gottes, ſie Alle zu Reichsgliedern zu berufen, nachdrücklich ans Herz legte. Gott gebe, daß etwas Frucht bleiben möge. Dann ritten wir zehn Minuten weiter zu einem anderen, kleineren Kral, deſſen Bewohner die Botſchaft, ſie möchten zu dem erſtgenannten kommen, nicht befolgt hatten. Wir brachten etwa vier Männer und eben ſo viel Frauen zuſammen, denen ich vom Pferde aus ihre Säumigkeit vorwarf, zu kommen, wenn man ſie zum Anhören des Wortes riefe, und denen ich dann mit kurzen Worten eine Einladung, zum Reiche Gottes zu kommen, brachte.

Dann ritten wir wieder eine Viertelſtunde weiter zu dem Kral des Häuptlings Wuta, welcher, ein Verwandter von Bunge, in früherer Zeit eine ziemliche Anzahl Kaffern beherrſchte und auch jetzt noch zu den angeſeheneren gehört. Er iſt ein ausgeſprochener Feind des Evangelii und hat alle unſere Verſuche durch Stephan Schwen, auf ſeinem Krale eine Schule zu errichten, vereitelt; in früheren Zeiten hatte er die Miſſionare verfolgt und am Leben bedroht, und auch heute iſt er ein bitterer Feind. Wir fanden ihn nicht zu Hauſe; ſein Bruder, ein berühmter Regenmacher und Zauberer, ein Menſch mit einem verzweifelt verſchmitzten Geſicht, ein Muſterbild eines Zauberers, ſaß nackt vor ſeinem Kral; er erzählte uns, bei Hrn. Brownlee, dem Magiſtrat, ſeien heute eine Menge Fälle zu richten von Viehdiebſtahl, und dazu ſei auch Wuta als Zeuge vorgefordert.

Da Mr. Brownlee nicht mehr ſehr weit entfernt wohnte, ritten wir hinüber, ihn einen Augenblick zu beſuchen. Wir fanden in ihm und ſeiner Frau ein paar recht liebe, freundliche Leute, beide Miſſionarskinder. Bei ihrem Häuschen hatten ſie einen allerliebſten Garten angelegt mit allerlei Bäumen und Pflanzen. Mr. Brownlee erbot ſich, Wuta in ſein Bureau kommen zu laſſen, damit ich ihn dort ſprechen könne.

Als ich in das Gerichtszimmer eintrat, fand ich daſſelbe angefüllt mit Häuptlingen, Geheimen Räthen und angeſehenen Kaffern, die zuhören wollten, was ich Wuta zu ſagen hätte. Wäh-

rend der Unterredung kamen immer mehr, so daß auch viele draußen in der Veranda bleiben mußten. Es war nach Kaffernweise eine angesehene Versammlung, wie dies auch der zum Theil werthvolle Schmuck an Armringen von Metall und Elfenbein, die Halsbänder von Tigerzähnen, die Reiherfedern und Schwänze vom Kafferhirsch in den Haaren, bezeugten. Bruder Rein bat den Magistrat, Herrn Brownlee, der auch zugegen zu sein wünschte, und der als geborner Afrikaner fließend kafferisch spricht, er möchte doch an seiner Statt dolmetschen, und da er deutsch sehr gut versteht, übernahm er dies Amt. Hier hatte also der Herr eine besondere Gelegenheit geschenkt, auf dem Areopag den Herrn zu verkündigen, und zwar durch den Mund eines vornehmen englischen Richters, der selbst in Sandile's Augen eine Autorität ist.

Ich wandte mich zuerst an Wuta: „Ich bin eben auf deinem Kral gewesen, dich zu sprechen; ich freue mich, daß ich dich nun hier sehen kann." Er: „Ja, großer Lehrer, ich freue mich auch, dich zu sehen." Ich: „Wuta, ich will, daß du mir eine Frage beantwortest: Du bist schon so lange auf dem Platz der Lehrer und willst doch dem heilsamen Worte nicht gehorsam sein; warum bist du ein Feind des Wortes?" Er: „Ich bin kein Feind des Wortes, ich lebe in Frieden mit den Lehrern." Ich: „Du nimmst aber ihr Wort nicht an; sage mir die Antwort auf zwei Fragen: Ist das Wort, das die Lehrer dir bringen, kein gutes Wort, oder ist dein Herz zu schlecht, daß es dem guten Worte widerspricht?" Er: „Lehrer, die Frage ist zu groß, die du mir thust, ich weiß keine Antwort darauf zu geben." Ich: „Nun, Wuta, haben wir nicht Stephan Schwen zu dir gesandt, der den Kindern deines Krals Gottes Wort bringen sollte; warum hast du ihn fortgeschickt?" Er: „Ich habe ihn nicht fortgeschickt, sondern er ist fortgeblieben, weil die Leute ihre Kinder nicht geben wollten." Ich: „Bist du nicht Häuptling auf deinem Platz, werden die Leute nicht auf dich sehen und thun, was du thust? Aber du bist selbst ein Feind des Wortes." Er: „Ich verstehe nicht, was du sagst." Ich: „Nun, so will ich es dir deutlicher machen: Siehe, daß du lebst, und daß du Nahrung hast und Kleider, das kommt nicht von selber, sondern das ist ein Geschenk Gottes; dafür sollst du Gott danken und ihm dienen; das thust du aber nicht, sondern liebst Weiber, Vieh, Branntwein, Lüge mehr als Gott. Darüber zürnt Gott und wird dich strafen, wenn du dich nicht bekehrst. Aber dieser eine Gott hat von einem Blute alle Menschen gemacht, die Kaffern, die Engländer, die Hottentotten, die Deutschen, alle sind seine Kinder und alle von einem Blut, und er will sie alle in sein Reich versammeln, um sie selig zu machen. Darum hat er für alle einen Heiland gesandt, das ist sein eingeborner Sohn, Jesus Christus. Der hat

uns den Weg der Wahrheit gelehrt, wie er in der Schrift verzeichnet ist; er ist dann für uns am Kreuz gestorben und auferstanden und wieder zu seinem Vater gen Himmel zurückgekehrt. Aber an dem Tage, als er gen Himmel fuhr, hat er Boten bestellt, die sollten allen Heiden den guten Weg der Seligkeit verkündigen, und diese Boten sind ausgegangen in alle Welt; und als sie starben, sind andere Boten an ihrer Statt gekommen, und solche Boten sind auch unsere Missionare. Siehe, diese Boten sind auch auf deinen Platz gekommen, Wuta, und du hast sie nicht angenommen und ihrem Worte nicht gehorcht. Bedenke nun wohl, was du thust; der Herr Jesus hat gesagt zu seinen Boten: Wer euch hört, der hört mich, und wer euch verachtet, der verachtet mich. Wuta, es sind nicht Menschen, die du zurückweisest, sondern es sind Boten des lebendigen Gottes!" Er: „Ich habe ja Niemand zurückgewiesen." Ich: „Gehst du denn fleißig in die Kirche, um das gute Wort Gottes zu hören?" Er: „Nein." Ich: „Hast du das Wort angenommen, das dir die Lehrer auf deinen Kral bringen wollten?" Er: „Ich kann dazu nichts helfen, wir gebrauchen unsere Kinder, daß sie Holz holen müssen, daß sie das Vieh aufpassen müssen, und daß sie uns dienen müssen, so können wir sie nicht in die Schule schicken." Ich: „Siehe im Lande umher, giebt es nicht Hunderte von Kindern in den Schulen der Missionare, haben deren Eltern kein Vieh, brauchen deren Eltern kein Holz? Nein, Wuta, ich will dir sagen, was die Ursache ist: Du willst nichts von dem Worte der Wahrheit hören, und obschon dein Gewissen dir sagt, daß die Lehrer die Wahrheit sagen, so merkst du, du müßtest von deinen heidnischen Sünden ablassen, wenn du dem Worte folgen wolltest; dir sind aber deine Sünden lieber, als die Gnade Gottes. Nun aber höret mir allesammt zu, ihr Männer; denn das Wort, was ich nun sage, könnt ihr Alle gebrauchen. Schon seit langer Zeit hat der Herr seine Boten an das Kaffervolk gesandt und hat ihnen sagen lassen: Kommt herzu, Alles ist bereit, und ich will euch haben zu Unterthanen meines Reiches. Und die meisten haben das Wort verachtet und wollen nicht kommen; sie denken, die Mehrzahl seien ja doch die Heiden. Aber ich sage euch, euer Widerstreben wird euch nicht helfen; der Herr ist stärker, als ihr und als der Satan, dem ihr dient. Er hat es gesagt in seinem Worte, daß ihr Alle einmal werdet eure Kniee vor ihm beugen müssen und ihn als euren Herrn anbeten; — ja, es wird die Zeit kommen, daß man weit und breit im Kafferlande keinen Heiden mehr finden wird; aber wisset auch, daß der Herr, der jetzt so gnädig euch ruft, einst ein schweres Gericht halten wird, und welche von den Kaffern nicht an ihn glauben wollen, die wird er niederschlagen, und die an ihn glauben, die wird er selig machen.

Gehet hin und fragt die getauften Kaffern, ob sie nicht selig sind und Friede haben in Vergebung der Sünden. Einst werdet ihr in der Ewigkeit vor seinem Richterstuhl stehen, und da werdet ihr eure Kniee vor ihm beugen müssen. Seht, jetzt ist noch die Zeit der Gnade, der Herr ruft auch euch durch meinen Mund, daß ihr, sei es bei Soga, sei es in Wartburg, sei es irgendwo, die Lehrer aufsuchet und von ihnen den Weg der Seligkeit lernet und euch taufen lasset, damit ihr auch Unterthanen werdet des großen Königs im Himmel."

Die Versammlung hatte mit gespannter Aufmerksamkeit gelauscht; Mr. Brownlee hatte, wie Rein mir sagte, trefflich gedolmetscht. Nun möge der heilige Geist weiter arbeiten!

Am Abend gab es in Wartburg großen Auflauf. Ein Kafferjüngling war von einem andern Kaffern zu hart geschlagen worden; seine Mutter war, weil Rein nicht gleich Urtheil sprach, schon von der Station gelaufen, und andererseits äußerte auch David Xamxa, der erweckte Christ, daß, wenn Rein seinen Bruder (den Heiden, der geschlagen hatte) fortschickte, dann würde er sie Alle fortschicken, denn ihr Bruder sei ihr Fleisch und Blut. Der alte Xamxa hatte einen bösen Mund, aber gab sich doch bald. Die Aufregung war aber sehr groß, überall standen Gruppen und discutirten den Fall.

Donnerstag, den 10. Januar, nach dem Frühstück, kam Mahasche, der Häuptling des Krals, auf dem ich gestern gepredigt hatte; er wollte mir seinen Gegenbesuch machen. Ich ging mit ihm in die Veranda und hatte ein neues, interessantes Gespräch mit ihm. Er: „Ich komme, dir zu danken für das angenehme Wort, das wir gestern aus deinem Munde gehört haben." Ich: „Gestern habe ich dich gebeten, du möchtest über das Wort weiter nachdenken, hast du das gethan?" Er: „Ja, ich habe gefunden, daß die Lehrer alle nur ein Wort sprechen, und daß dasselbe immer nur auf ein Ziel hingeht." Ich: „Hast du auch darüber nachgedacht, wie das zugehen mag?" Er: „Das Wort, was die Lehrer sagen, ist die Wahrheit, darum können sie alle nur dasselbe sprechen." Ich: „Wenn ihr Kaffern unter einander sprecht, hörst du da auch immer dieselbe Rede?" Er: „Nein, der eine redet dies, der andere das, sie reden Lügen." Ich: „Ja, sie reden von ihrem Eigenen, aber die Lehrer dürfen nichts von ihrem Eigenen reden, sie dürfen nur reden, was Gott ihnen befiehlt, und was in der heiligen Schrift steht, und was darin steht, das ist die Wahrheit, darum reden sie allezeit dasselbe." Er: „Ja, du hast Recht, großer Lehrer; Alles, was die Lehrer sagen, ist wahr." Ich: „Aber wenn du das weißt, warum nimmst du es nicht an, warum kommst du nicht zu Jesu?" Er: „Ich weiß es nicht, ich kann nicht." Ich: „Ich will es dir sa-

gen, deine Sünden stehen noch zwischen dir und deinem Heiland, und was das Schlimmste ist, du glaubst nicht, daß du ein Sünder bist; oder sprich selbst, hast du auch Sünden gethan, deren du dich schämen mußt?" Er: „Nein, ich weiß keine." Ich: „Hast du nicht schon ganz böse, gottlose Menschen gesprochen, die gerade so reden, und die sich selbst für vortreffliche Menschen halten?" Er (lächelnd): „Ach ja, sie sagen alle, sie sind gut, wenn sie auch ganz schlecht sind." Ich: „Siehe, Mahasche, so sagst du auch, du seiest gut, obschon du ein böses Herz hast. Das kommt vom Satan, der macht gern die Leute glauben, sie hätten ein gutes Herz, damit er sie desto fester halte, und sie nicht zu Jesu kommen um Vergebung der Sünden. Wenn du nun weißt, daß Gottes Wort Wahrheit ist, so laß dich belehren aus Gottes Wort, so wirst du auch daraus lernen, daß du ein Sünder bist, und wirst dann auch den Weg lernen, wie Gott Sünden vergiebt durch Jesum Christum." Er war hierbei nachdenkend geworden und bewegte das Gehörte. Ich fuhr fort: „Hast du nie gesehen, daß, wenn ein Bock vor der Heerde geht, dann die Schafe alle nachfolgen, wohin der Bock geht?" Er: „Ja, das habe ich gesehen." Ich: „Siehe, du bist der Bock, auf dich sehen die Leute des Krals, bitte den Herrn, daß er dich den guten Weg leite, damit du Andern auch den guten Weg zeigen könnest." Er: „Ja, ich weiß nicht, wie." Ich: „Hast du bereits gebetet um den heiligen Geist?" Er: „Nein." Ich: „Siehe, wenn du Hunger hast und ein reicher Engländer hat Brod, wird er dir Brod geben, so lange du ihm gar nicht gesagt hast, du habest Hunger?" Er: „Nein." Ich: „Wenn du Hunger hast, und du weißt, der Missionar hat Brod, was thust du?" Er: „Ich gehe hin und bitte ihn." Ich: „Siehe, so gehe hin und bitte Gott um den heiligen Geist und dann höre oft und mit Nachdenken das Wort, das gepredigt wird; so wirst du alle diese Dinge besser verstehen, und Gott wird dir geben, was du bedarfst." Er: „Ich danke dir, großer Lehrer, für das angenehme Wort, was du mir gesagt hast; ich verspreche dir, ich will darüber weiter nachdenken." Ich: „Thue das, gehe aber, wenn ich fort bin, zu diesem deinem Lehrer, sein Wort ist mein Wort; er wird dir ferner sagen, wie du kannst selig werden." Damit verabschiedete ich ihn.

Bald darauf kam Rein mit dem jungen Fingu Stockwe, der noch neue Sünden bekannte; er habe auch sich beschneiden lassen und unter den fürchterlichen Schmerzen Gott gelobt, er wolle ihm dienen, wenn er wieder gesund würde; Gott habe ihn gesund gemacht, und er habe sein Versprechen nicht gehalten. Ich wies ihn auf das Gebet um Gnade. Er sagte, er bäte auch den Herrn um Vergebung.

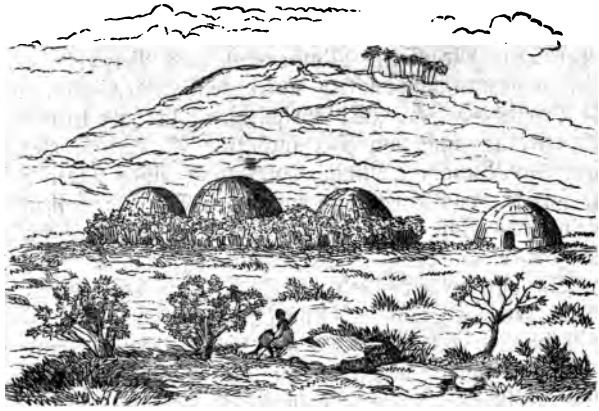
Um neun Uhr kam Bruder Anders, um zur Schulprüfung abzurufen. In dem Anbau der Kirche fanden wir fünfundvierzig Kinder und etwa fünfzehn Erwachsene versammelt, welche letztere an dem Lauf der Prüfung, bisweilen selbst mitsprechend, lebhaften Antheil nahmen. Die Kinder waren zum Theil recht geweckt; sie sind kräftiger, als die Hottentottenkinder, haben auch ein frischeres Auge, obgleich sie in den Kenntnissen nicht geförderter waren. Sie konnten eine hübsche Anzahl Kirchenlieder, die drei ersten Hauptstücke des Katechismus, wußten in der biblischen Geschichte recht gut Bescheid, sangen aber sehr schreiend und unrein; etwa acht konnten mit einiger Fertigkeit lesen, eben so viel Schreibehefte zeigten einen guten Anfang in dieser Uebung. Im Rechnen waren nur einzelne über die allererſten Anfänge hinausgegangen. An dem an der Wand hangenden Planiglob konnten sie eine Menge Namen von Flüssen, Städten, Vorgebirgen ꝛc. nennen. Mit dem englisch Lesen und Sprechen ging es nur noch schwach. Es sind aber erst die Anfänge gemacht mit Schulhalten; die Schulgemeinde der Erwachsenen ist noch nicht mitthätig; der Lehrer muß auch sie erst dahin bringen, zu würdigen, was durch die Schule erreicht werden soll. Ueberhaupt ist darin ein merklicher Unterschied zwischen den Farbigen der Colonie und den Kaffern des Kaffernlandes, daß in letzteren nur noch in sehr geringem Grade das Gefühl erwacht ist, selbst mitzuhelfen, daß das Reich Gottes gebaut werde. Die Kaffermission fordert unsägliche Geduld und ein wirklich Jesus liebendes Herz, welches um des Herrn willen nicht müde wird, diese Kaffern zu lieben, unter denen selbst die gefördertsten Christen oft nur durch eine schwache Scheidewand von heidnischen Sünden geschieden sind.

Der Unterschied zwischen Kaffer und Hottentott (dieser Name als Gesammtname der Farbigen in der alten Colonie gebraucht) ist ein durchgehender. Der Hottentott hat keinerlei Gefühl für Nationalität; er bildet mit den 350,000 seines Gleichen auf keinerlei Weise ein Volk, während bei den Kaffern nur etliche Hundert bei einander wohnen dürfen, um sich als Kaffern zu fühlen. Der Hottentott ist von Geburt ein sklavisch gesinnter Mensch, der in dem Weißen seinen gebornen Herrn sieht, den er zwar belügen und betrügen möchte, dem er aber allzeit sclavisch gehorcht. Der Kaffer dagegen sieht den Europäer als den Eindringling an, den er fürchtet und haßt, dessen Joch er gern abwürfe, dem er aber nie als Sclave unterthan zu sein sich entschließen würde. Der Hottentott ist schwach, schlaff von Charakter, der Kaffer verschlagen, zäh festhaltend an seiner Meinung; der Hottentott kennt keinerlei Nationalsitte, der Kaffer ist von derselben bis in die innerste Faser beherrscht. Er hat seine angestammten Fürsten, denen er blindlings folgt, und deren Macht er anerkennt, selbst wo sie von den Engländern ge-

brochen ist; er hat ein Familienbewußtsein, eine sehr energische Liebe zu seinen Blutsverwandten; nur mit Mühe gewöhnt er sich an den Gedanken, daß nicht das ganze Land mehr sein Eigenthum ist. Während der Hottentott den Werth des Geldes kaum achtet, sondern, wo er etwas besitzt, es sofort in Kleider und allerlei Tand verwandelt, daher auch, wenn der Missionar nur den richtigen Zeitpunkt abzupassen versteht, gern willig und reichlich zu Kirche und Mission beiträgt, hält der Kaffer das Seine zäh und geizig zusammen, und glaubt noch dem Missionar einen Gefallen damit zu thun, wenn er sich durch ihn mit den Gnadenmitteln bedienen läßt. Kein Hottentott würde wagen, trotzig und ungehorsam dem Lehrer entgegenzutreten, während dies dem Kaffer in heftigen Augenblicken leicht begegnet. Einen auffallenden Contrast zu diesem Stolz und Selbstbewußtsein des Kaffern bildet sein Hang zum Betteln. Des Bettelns schämt sich ihr König so wenig, als der geringste Knecht. König Sandile bettelte bei mir um einen Sixpence zu Tabak, um dieselbe Summe, wie die nackten Betteljungen in St. Vincenz. Der Kaffer ist hart und zähe, und darum ein besserer, natürlicher Ackergrund, als der weiche schwammige Hottentott, obgleich es andererseits ungemein schwer hält, in solch Steinherz einzudringen. Die Muthmaßung, daß die Kaffern von den Juden abstammen (etwa als Mischvolk von Ismaeliten und Negern), findet nicht nur in der Sprache und in den Sitten, sondern auch in der Physiognomie der Kaffern ihre Bestätigung; etliche Gesichter, unter andern auch das von Sandile, haben ausgeprägt jüdische Züge. Einen Kaffer sah ich, den, wenn er europäisch gekleidet in Berlin ginge, Jedermann für einen Juden halten würde; derselbe hatte selbst von seinen Landsleuten den Namen „Jod" erhalten. Das singende Lispeln der Sprache erinnert ebenfalls vielfach an das Mauscheln der en famille redenden Juden. Das Nichtessen der Spannader, die lobola, die verbotenen Verwandtschaftsgrade bei Ehen, die Beschneidung, das ausgeprägte Familienbewußtsein, bestätigt die Vermuthung.

Freitag, den 11. Januar, ritten wir früh ½9 Uhr in die Wildniß, um den armen Bunge aufzusuchen. Rein und Anders und außerdem David Xamxa, Julius Xamxa und Stephan Schwen begleiteten uns, so daß wir mit unsern sechs Pferden und zwei nebenlaufenden Füllen eine stattliche Kavalkade bildeten. Nachdem wir die ersten drei Meilen neben dem grünen Gebirge und schönen Waldschluchten geritten waren, wurde die Gegend immer wüster, bis wir endlich zwischen dürren Steinen einen kleinen Kral von vier Kafferhütten antrafen. Dort wohnte Bunge mit seinen drei Weibern. Etwa sechs Erwachsene waren vor dem Kral. Bunge selbst war, als er uns kommen sah, in die Hütte gegangen, um sich europäisch zu kleiden. Nach einiger Zeit kam

er heraus, grüßte und nöthigte uns, einzutreten in die Hütte, in welcher ſein rechtmäßiges, getauftes Weib, früher eine ernſte Chriſtin,



Bunge's Hütten.

Nomama, ſaß. Er begann mit der verlegenen Frage, ob er für uns ſchlachten ſolle, es ſei jetzt ſolche Hungerzeit. Wir beruhigten ihn mit der Verſicherung, das wir das nicht verlangten, noch annehmen würden. Ich redete ihn dann weiter an: „Iſt alſo dies nun Dein Haus?“ — Er: „Es iſt eigentlich kein Haus, es iſt nur eine Hütte.“ — Ich: „Gefällt Dir denn das Haus beſſer, als Dein ſchönes großes Haus, das Du in Bethel gebaut haſt?“ Er: „Nein.“ — Ich: „Was hat Dich denn bewogen, das ſchöne Haus mit der ſchlechten Hütte zu vertauſchen? — Er ſchwieg ſtill. — Ich: „Bunge, ich hatte Dich gebeten, zu mir zu kommen, Du biſt nicht gekommen. Ich hatte Dich gebeten, Deine Frau mitzubringen, Du haſt ſie nicht gebracht.“ — Er: „Ich wollte ſpäter kommen.“ — Ich: „Später bin ich nicht mehr hier, ſo komme ich zu Dir.“ — Er: „Ich freue mich, Dich zu ſehen.“ — Ich wandte mich zu Nomama: „Welche Zeit war ſchöner, die Du in Bethel lebteſt und mit der Gemeinde beten konnteſt, oder jetzt hier in der Wildniß?“ — Sie: „Jene Zeit in Bethel war ſchöner.“ Ich: „Warum biſt Du gegangen?“ — Sie: „Ich habe nicht gehen wollen, mein Mann hat mich hierher gebracht.“ — Ich: „Hat denn ein Weib keinen Mund, um mit ihrem Manne zu reden, und ihn zu bitten?“ — Sie (zu Rein gewandt): „Weißt Du es denn nicht mehr, wie ich geweint und gefleht habe, als mein Mann wegging?“ — Ich: „Und nun gedenkſt Du nicht mehr der Ewigkeit, wo Du Gott antworten ſollſt?“ — Sie: „Nein, ich denke nicht mehr daran.“ — Ich: „Wie willſt Du vor Gott beſtehen, wenn er Dich nach Deinen Kindern fragt?“ Sie: „Ich weiß nicht, ich denke darüber nicht mehr nach.“ —

Ich: „Gleichst Du nicht dem Vogel Strauß, der seinen Kopf in den Busch steckt vor den Verfolgern? Ist er dadurch gerettet?" Sie: „Ich habe nicht Schuld, mein Mann hat uns hierher gebracht." — Ich: „Bist Du dadurch gerechtfertigt? Betest Du für Deinen Mann?" — Sie: „Nein, ich bete nicht mehr." — Ich: „Verbietet Dir Dein Mann auch das Beten?" — Sie: „Nein, aber wenn man mitten unter den Heiden lebt, vergißt man das Beten." — Ich: „So sprich nicht, ich habe keine Schuld, der Herr wird es auch von Dir fordern." — Darauf wandte ich mich wieder zu Bunge: „Bunge, hast Du je einen Tiger gesehen, der seine Jungen von einem anderu wilden Thiere zerreißen läßt." Er: „Nein." — Ich: „Giebt es wohl Menschen, die schlimmer sind, als solcher Tiger?" — „Er: „Ich weiß nicht." — „Ich: „Siehe, Du bist solcher Mann! Siehe hier Dein Weib, siehe Dein Kind (ein zehnjähriger Knabe), ist es getauft?" — Er: „Ja, er heißt Petrus." — Ich: „Siehe, Dein Weib und Kind, für die Du als Vater sorgen solltest, hast Du herausgerissen aus der christlichen Gemeinde, und hast sie hier unter die Heiden in Satans Gemeinde gebracht; wenn Du selbst in's Verderben gehen willst, hast Du denn keine Liebe zu Weib und Kind?" — Er: „Ich liebe sie, aber mit fleischlicher Liebe. Aber ich weiß, ich bin ein verlorner Mensch, ich habe keine Freude hier." — Ich: „So sage mir, was trieb Dich fort aus Bethel, wo Du geehrt und geliebt warst. Hast Du nicht den Spuk von dem Pavian angeregt, um in dem Aufruhr einen Vorwand zu haben zum Weggehen?" — Er: „Nein, ich habe es nicht gethan; ich habe auch den Pavian nicht gesehen, aber die zwei N. und N. haben ihn gesehen." — Ich: „Nun, warum bist Du denn weggegangen?" Er: „Meine Kinder starben mir alle; ich konnte nicht an einem Orte bleiben, wo mir die Kinder starben." — „Ich: „Hast Du gehört, daß Bethel anderer Leute Kinder frißt? Ist es nicht der Herr, der die Kinder giebt, und der sie nimmt zu unserer Züchtigung? Du bist der Hand des Herrn entlaufen und bist in des Teufels Hand gerannt." — Er: „Ja, ich weiß es." — Ich: „Nun, es ist Zeit zum Wiederkehren für Dich; Dein Heiland sucht Dich; wird ein Hirt, dessen Vieh sich verirrt hat, dasselbe in der Wüste umkommen lassen, ohne es zu suchen?" — Er: „Ich verstehe und danke Dir, daß Du von so fern her gekommen bist, nach mir zu sehen." — Ich: „Nicht ich bin es, der Dich sucht, Dein Heiland sucht Dich; er kann es nicht sehen, daß eins seiner Kinder in Satans Klauen bleibe. Kennst Du nicht noch das Wort von dem verlornen Sohn, und was er bat?" — Er: „Ich weiß es nicht mehr, sag es mir." Bruder Rein erzählte ihm die Geschichte. Ich fuhr fort: „Siehe, so sollst Du auch kommen, als ein verlorner Sohn, und Gnade suchen bei Deinem

Vater. Haſt Du die Worte des verlornen Sohnes behalten? Doch ich will Dir ein kurzes Gebet ſagen: Ein armer Sünder ſtand im Tempel im Schmerz über ſeine Sünden, ſchlug an ſeine Bruſt und ſprach: Gott ſei mir Sünder gnädig! Sprich mir doch einmal dieſe Worte nach." — Er: „Gott ſei mir Sünder gnädig!" — Ich: „Bunge, nun habe ich eine Bitte an Dich, die Du mir erfüllen mußt. Siehe, wenn ich ein Großes jetzt von Dir bitten würde, Du würdeſt es mir geben, weil ich von fern gekommen bin, Dich zu beſuchen. Nun iſt es ein ganz Geringes, was ich bitten will, aber verſprich mir, es zu thun." — Er: „Sage erſt, was es iſt." — Ich: „Du haſt vorher mit dem Munde die Worte geſprochen: Gott ſei mir Sünder gnädig! Ich wollte, Du beteteſt ſie wieder mit dem Herzen; das kann freilich nur der heilige Geiſt Dir geben, aber verſprich mir, alle Abende nur dieſe Worte zu beten: Gott ſei mir Sünder gnädig!" — Er: „Ich kann es nicht verſprechen; es iſt zu ſchwer, ich habe keine Kraft dazu." — Dabei blieb er. Drei oder vier Mal machte ich einen vergeblichen Verſuch, ihm dies Verſprechen abzugewinnen, er war auch nicht weiter zu bewegen, dieſe Worte wieder nachzuſprechen, eben ſo wenig, als ich ſeine Frau bewegen konnte zu dem Verſprechen, ihn an dies Gebet zu mahnen. Es durchſchauerte mich, als ich dieſe Gewalt des Satans ſah; ich vermahnte die unglücklichen Leute, ſo viel ich konnte, wies ſie auf Gottes Gnade und Gottes Gericht. Nomama ſchien ganz hart, Bunge antwortete beſcheiden und mit verhaltener, demüthiger Stimme, als ginge dennoch etwas in ihm vor.

Inzwiſchen waren David und Julius eingetreten, und ich wandte mich an erſteren. „David, ich habe Bunge ermahnt, ſo viel ich konnte, ſprich Du nun zu ihm." David redete ihn nun mit tiefer Bewegung an. „Bunge, Du biſt mein Fleiſch und mein Blut; es gab eine Zeit, da ſind wir denſelben Weg gewandelt, nun iſt es ſo anders; darüber bin ich in tiefſter Seele betrübt." Dann ermahnte er ihn mit eindringlichen Worten, Buße zu thun und wieder zu kommen. Bunge hörte ſchweigend zu.

Darauf ergriff Julius Xamxa das Wort: „Siehe, hier kommt der große Lehrer über das Meer; zu Hauſe brach ein Krieg aus, aber mitten im Kriege hat er Frau und Kind im Gewühl verlaſſen und iſt über das große gefährliche Waſſer gekommen, um uns hier die Gnade Gottes zu predigen, bewegt dich das nicht? — Ich habe dich geſehen, als ich noch ein Kind war, und habe von dir gelernt, du biſt uns vorangegangen als Chriſt, und jetzt finden wir dich ſo, daß wir jungen Leute dich ermahnen müſſen. Siehe, wir kommen, nicht wie ſonſt Kaffern kommen, die ein Anliegen haben, wir ſuchen nichts Irdiſches, wir ſuchen deine Seele. Siehe hier den Lehrer, den haben die Väter geſchickt, um nach

deiner Seele zu ſehen. Du erinnerſt dich doch noch an Prinz Alfred, wie er in deinem Hauſe war, ſich auf dein Sopha legte und dich dadurch ſo ehrte; jetzt kommt nun dieſer große Lehrer und ſetzt fort, was Prinz Alfred an dir gethan hat. Du weißt doch die Geſchichte vom verlorenen Sohn, komm doch auch ſo wieder, wie er."

Nachdem zwiſchendurch auch Bruder Rein und ich unſere Ermahnungen fortgeſetzt hatten, gingen David und Julius hinaus, und Stephan trat herein; er ſprach in beſonders lieblicher, geſalbter Weiſe, erinnerte ihn an ſein ganzes früheres Leben, wie der Herr ihm ſo große Gnade gegeben habe, habe ihn bekehrt und geſegnet, ſo lange er auf Gottes Wegen gewandelt, und habe ihn zum Licht für Andere gemacht; jetzt aber ſei er ſelbſt ſo unglücklich und habe Frau und Kinder ins Elend gebracht; er (Stephan) käme viel unter die wilden Kaffern und müſſe deren Läſterungen hören, wie ſie mit Fingern auf Bunge's Vorbild wieſen; nun möge er die Liebe der Lehrer erkennen, die ihn zu ſuchen gekommen wären; er möge wieder anfangen zu beten und Gnade und Vergebung ſuchen! — Bunge: „Ich bin verwundert darüber, daß die Lehrer und ihr Brüder an mich denkt und zu mir kommt, um mich aus dieſer Todesgrube (umnxuma wokufa) zu erretten."

Ich brach darauf einen ſchwarz geräucherten, dürren Zweig von ſeiner Hütte: „Siehe dieſen dürren Zweig, Bunge, der bedarf nur einen Funken Feuer, daß er brennt, und dennoch iſt Gott mächtig, auch ihn wieder grün zu machen; Gott gebe dir, daß du nicht ein dürres Holz ſeieſt, das in der Hölle brennt, ſondern durch Gottes Gnade wieder lebendig werdeſt." — Dann machte ich noch einen Verſuch, ihn zum Beten zu bewegen; er ſchwieg ſtill. Ich fuhr fort: „Antworteſt du nicht?" Er ſagte: „Ich kann es nicht nachſprechen, ich habe keine Kraft." Auch ſeine Frau antwortete nichts, als ich ſie noch einmal bat.

Darauf verließen wir die enge, ſchwarze Hütte. Für jetzt, das war mein Gefühl, iſt nichts erreicht; Gott erbarme ſich, daß ſpäter vielleicht der Samen aufgehe. Draußen ſuchten wir alle ſechs einen Platz zum Gebet; wir wollten für den armen Verlorenen beten, mit dem zu beten ſein Unglaube uns gehindert hatte. Wir fanden in dieſer Wüſte, wo kein Menſchenauge uns traf, zwiſchen den beiden Hütten ein Plätzchen. Rein betete zuerſt, dann Julius, dann ich. Hernach kam Bunge und wollte mir die Hand zum Abſchied geben. Ich weigerte ſie ihm, und ſagte: „Einem Menſchen, der geradezu es ablehnt, beten zu wollen, kann ich die Hand nicht geben; wenn du dich bekehrt haſt, ſollſt du mein lieber Bruder ſein."

Unfern der beiden Hütten, in denen Bunge mit ſeinem rechtmäßigen Weibe lebt, ſtehen zwei andere Hütten, die ſeiner

zwei anderen Weiber; das eine war alt, häßlich, soll zänkisch und dennoch die Verführerin Bunge's sein; das andere jung, hübsch, hatte einen Säugling auf dem Arme. Ich redete beide an, wies sie auf das Unrecht der Ehe Bunge's mit ihnen hin und sagte ihnen von Gottes Gnade und Gericht, sie ermahnend, daß sie zum Herrn sich bekehren, ihr Gott mißfälliges Eheband aufgeben, und also ihre Seele retten sollten. Die Alte schien etwas bestürzt zu sein, meinte, Bunge lebe gar nicht mit ihr, als mit einer Frau, sie sei krank und elend; die Junge hörte meine Worte mit ungläubigem Lächeln an.

Am Nachmittage ritten wir zu Mr. Brownlee, der uns mit deutscher Herzlichkeit empfing, ob er schon von englischer Abkunft und in Afrika geboren ist, ein trefflicher Mann, der auch als Richter den Herrn treu bekennt.

Sonnabend, den 12. Januar, machten wir früh einen Spazierritt nach einem merkwürdigen Granitblock auf der Höhe der Bergkette, dem größten, den ich mich erinnere gesehen zu haben, wohl 200 Schritt lang und 30 Fuß hoch über der Erde; auf demselben und in der Nähe pflückten wir seltene Farrenkräuter, unter anderen auch ein wohlriechendes.

Am Nachmittag wohnte ich einer Gerichtssitzung bei. Eine Menge rother Kaffern (so nennt man die sich roth schmierenden, deren Decken auch diese eigenthümliche rothbraune Farbe annehmen), und ich ergötzte mich an der Lebhaftigkeit ihrer Gestikulationen und an dem Ausdruck ihres sehr beredtsamen Vortrages. Der eine, dem das Recht zuerkannt war, daß sein Gegner ihm 6 Pfd. Sterl. zahlen mußte, hatte vor der Thür lauschend des Urtheils geharrt, und als es gesprochen war, wiederholte er es zum öfteren laut rufend mit triumphirender Lebendigkeit.

Abends bestiegen wir unsere Pferde und ritten zu Mr. Tiyo Soga, einem bekehrten Kaffer, der in England studirt und eine Engländerin geheirathet hat und dann nach Kafferland zurückgekehrt war, um dort als Prediger und Missionar unter seinem Volk zu arbeiten. Er hat etwa einhundertundfünfzig Communicanten nnd übt als Kaffer einen großen Einfluß auf seine Umgebung aus; er ist ein Mann von feiner, europäischer Bildung, großer Begabung und größerer wissenschaftlicher Tüchtigkeit, als der man sonst bei englischen Theologen zu begegnen pflegt. Sein Urtheil ist scharf und klar und seine Sprache bestimmt, so daß er auch auf seiner Station, trotzdem er Kaffer ist, das Heft in Händen behält, sowohl im Hause, als auch den weißen Mitarbeitern gegenüber.

Sein College Mr. Sclater bereitete sich soeben, als Missionar zu den Fingu zu gehen, welche kürzlich aus der Colonie hinaus in das freie Kafferland gewandert sind. Dieselben sind

[illegible]

[illegible] Nachmittagsgottesdienst das Mittagbrod. Da ein Gewitter sich zusammenzog, eilten wir, unsere Pferde zu besteigen, und ritten die sieben englische Miles zu Herrn Brownlee in 50 Minuten, und kamen gerade vor Ausbruch des Regens von dort in drei Viertelstunden in Wartburg an.

# VI.

## Reise über Bethel, Peelton nach Kingwilliamstown, Jubiläum und Missionsconferenz.

Montag, den 14. Januar. Ich studirte Kafferſprache, vollendete mein Tagebuch bis hierher und dann ſolls nach Bethel gehen. — Wir kamen in Bethel erſt gegen Abend an, unterwegs genöthigt, ſtellenweiſe auszuſteigen, weil der Regen den Weg faſt unfahrbar gemacht hatte.

Dienſtag, den 15. Januar, wurden wir ebenfalls durch den Regen den ganzen Vormittag in Bethel aufgehalten; ich packte mit Bruder Beſte's Hülfe meine Sachen, Bruder Kropf und Brieſt ritten, und nach Tiſch fuhr ich mit Bruder Rein auf ſeiner Karre. Obgleich wir ziemlich naß wurden, fanden wir die Kobuſe nicht zu ſehr angeſchwollen, kamen auch über den hohen ſteilen Frankfurter Berg recht gut hinüber, obgleich eine Botſchaft unterwegs uns gewarnt hatte, der Weg ſtecke voller Wagen, die im Koth nicht fortkönnten, und die Paſſage verſperrten. Von Frankfurt, wo wir die Schule beſahen (die zugleich Kirche iſt, während der deutſche Lehrer zugleich ſchneidert), erreichten wir in einer halben Stunde Wiesbaden, wo wir einen Hauptmann v. Linſingen, früheren Legionär, beſuchen wollten, der durch manche ſchwere Gänge hindurch endlich ſeinen Heiland gefunden hat. Wir fanden aber nur ſeine liebenswürdige Frau zu Hauſe; er ſelbſt war nach dem anderthalb Stunden entfernten Berlin gereiſt, woſelbſt er eine andere Wirthſchaft gepachtet hatte. Gegen Abend kamen wir in Peelton an, einer der blühendſten Kafferſtationen der Londoner Geſellſchaft.

Der Miſſionar Birt, obgleich ſein Haus in engliſchem Comfort eingerichtet iſt und auf ein bedeutendes Privatvermögen ſeines Herrn ſchließen läßt, hatte in ſeinem Weſen durchaus nichts Engliſches. Mit wirklich deutſcher Herzlichkeit und Gemüthlichkeit bewillkommte er uns als alte Freunde, ſandte aber zugleich Botſchaft in alle Theile ſeiner Gemeinde, ich ſei da und werde am Abend predigen. Er hatte einen ſchönen Garten, darin ein Exemplar von einer großen Königin der Nacht, die im vorigen Jahr in Einer Nacht mit hundert Blüthen geblüht hatte. Mr. Brockway, Birt's College, war ebenfalls ein freundlicher Mann, doch ſahen wir ihn nur einen Augenblick.

Sobald die Sonne untergegangen war, ging es in die Kirche, woſelbſt über hundert Perſonen in der Eile ſich verſammelt hatten. Ich predigte über Epheſ. 2, 17—22, Rein dolmetſchte.

Am Abend erzählte Birt von der wunderbaren Erweckung, da die Station ihren großen Umfang (vierhundert Getaufte) zu verdanken hat (d. h. neben der ungemein günstigen Lage, welche tausenden von Kaffern Gelegenheit zu Gärten darbietet in den weiten, fruchtbaren Thälern). Ein Heide in der Nachbarschaft, setzt sich eines Tages vor, er will mit seinen beiden Weibern zur Kirche nach Peelton gehen. Diese wollen durchaus nicht, weil auf ihrem Kral gerade ein Tanzfest war, dem sie lieber beiwohnen wollten. Der Heide aber blieb mit ruhiger Gelassenheit dabei: „Ihr geht mit mir zur Kirche!" Sie gingen — und — beide Frauen wurden erweckt, während der Mann Heide blieb. Die letztere (zweite) Frau, kehrte gar nicht mit ihm nach seinem Kral zurück und die erste Frau sagt ihrem Mann, was in beider Herzen vorgegangen sei. Der Mann ist unglücklich; Heiden ziehen mit Assagaien aus, um die Frau aus Peelton zurückzuholen; Birt tritt ihnen entgegen mit der Frage, ob man denn gegen ein Weib mit Assagaien auszöge. Sie ziehen ab, da er erklärt, in solcher Sprache ließe er nicht mit sich reden. Die Frau arbeitet nach sechs Wochen in des Missionars Garten, da kommt ihr Mann aufgeregt, um sie zu holen. Was die beiden mit einander gesprochen haben, weiß man nicht. Nur, daß man ihn mit verweinten Augen aus dem Garten kommen sah, und als Birt ihn fragte, was ihm sei, er antwortete, er wolle nur, daß er auch erst bekehrt sei. O, sagte Birt, dazu wird Rath werden, und sehr bald, denn wenn Du ihn mit Thränen suchst, ist er nicht fern. Nach sechs Wochen bekannte er den Herrn entschieden vor seiner heidnischen Umgebung.

Bald sollte sein Glaube geprüpft werden. Bei irgend einer festlichen Gelegenheit sammelten sich die Heiden vor seinem Hause, damit er ein heidnisch Festgelage gebe, zu welchem er nach ihrem Rechte verpflichtet sei. Er weigerte sich entschieden, weil er heidnische Feste nicht mehr mitmache, noch weniger selbst ausrichten könne. Zuvor hatte er nach Peelton geschickt, um Hülfe zu bitten; man hatte ihm zwölf gläubige Kaffern gesandt. Als nun die Menge tobend vor dem Hause stand, traten diese hervor, um zu sprechen. Man hinderte sie mit Toben und Drohen; ja bereits machte man Miene Hand anzulegen, als die Weiber sich ins Mittel legten, und diesen Ausbruch verhinderten. Nun durften jene sprechen — und sie bezeugten den Herrn mit solchem Nachdruck, daß sich die tobende Menge in zwei Theile spaltete, von denen ein Theil die Zeugnisse hören wollte, der andere Theil spottend von dannen zog. Diese letzteren bauten nach einiger Zeit sich ihre Krale etwas weiter ab, um nicht von dem von jetzt ab wiederholten Zeugniß des Evangelii belästigt zu sein. Aber nachdem das Feuer einer Erweckung um sich gegriffen hatte, kamen

bereits nach wenigen Wochen Boten von einem jener Krale zu Birt mit der Bitte, daß er seine Männer doch auch dorthin senden möge, das Evangelium zu predigen. — So war der Beginn der großen Erweckung, welcher Peelton seine Größe zu danken hat.

Es war ein wunderbar schöner Anblick, als ich am Abend auf jenem flachen Hügel stand, auf dem Peelton gebaut ist, und rings um mich im Thal die reichen, weiten Gärten, und in ihnen die vielen weißen viereckigen Häuser, deren Bewohner meist ernste Christen sind, und weit umher diese Massen heidnischer oder christlicher Kafferkrale sah, an fünfzehnhundert Seelen unter der Pflege des Wortes vom Kreuze.

Am Abend predigte ich in dem kleinen Kirchlein. Es war klein; denn da das Londoner Comité die Anlegung einer Station an diesem Orte durch Birt nicht begünstigte (weil man ihn als englischen Pastor in Beaufort begehrte), so hatte er die Kirche ohne Unterstützung der Gesellschaft mit seinen Leuten bauen müssen. Die Versammlung, obgleich erst soeben zu einem außerordentlichen Gottesdienst zusammengerufen, war erfreulich zahlreich, an hundert Erwachsene, die mit großer Theilnahme zuhörten.

Mittwoch, den 16. Januar, fuhren wir früh nach King-Williamstown; Rein lehrte mich unterwegs die Kafferschen Verbalformen. Clüver empfing uns mit deutscher Herzlichkeit.

Gegen 11 Uhr gingen wir in die Kirche der schottischen Presbyterianer, in welcher die allgemeine Missionskonferenz versammelt war. Etwa fünfundzwanzig Missionare hatten sich versammelt; die Berliner Gesellschaft, die Londoner Independenten, die freie schottische Kirche und die united presbyterian church (ebenfalls schottisch, im Begriff sich mit den freien Schotten zu vereinigen) waren vertreten; die von der Brüdergemeinde hatten schriftlich ihre Grüße gesandt, weil sie verhindert waren, die Wesleyaner und die Bischöflichen fehlten absichtlich; die letzteren, weil die Versammlung nicht principiell dem Bischof das Präsidium zuerkennen wollte; die ersteren wegen des Streits über die neue, vom Wesleyaner Appelyard gelieferte, von den Missionaren der übrigen Gesellschaften als sprachlich unbrauchbar und untüchtig öffentlich erklärte, durch die Londoner Bibelgesellschaft publicirte Bibelübersetzung. Ueberhaupt sprach sich in der Versammlung ein ziemlicher Gegensatz gegen die Wesleyaner aus, namentlich bei Besprechung des von Tiyo Soga eingeleiteten Hauptthemas: „Auf welche Weise man ein möglichst enges Zusammenwirken der verschiedenen Missionare im Kafferland erzielen, resp. Grenzstreitigkeiten vorbeugen könne."

Der mit vielem Beifall aufgenommene Vortrag von Soga war lichtvoll, klar, nur daß er mehr die vorhandenen Schwierigkeiten, als die Mittel zu ihrer Hebung aufdeckte. Die Discussion war wenig eingehend; sie gab mir den Beweis, wie die refor-

mirte Kirche, die eine geordnete Macht im Kirchenregiment als Papismus verdammt, und zu einer genügenden Lehre von der Kirche aller Lehrgrundlagen entbehrt, überall praktisch diesen Mangel fühlt, und nun vergeblich danach ringt, durch selbstgewählte Comité's und gegenseitige Verträge die Lücke auszufüllen. Den Gewinn der vormittäglichen Diskussion kann ich kaum auf den zehnten Theil des Werthes einer Diskussion unserer Pastoralkonferenzen in Deutschland veranschlagen. Gegen die Wesleyaner war man allseitig gereizt, weil sie lax in der Zucht, überall in die Parochialrechte der andern Gesellschaften rücksichtslos eingriffen und dadurch die Möglichkeit eines brüderlichen Miteinanderarbeitens untergruben. Einzelne erfreuliche Ausnahmen wurden mit Dank anerkannt. Gegen unsere Berliner Missionare war man sehr freundlich; Kropf wurde zum Präses ernannt, Rein wurde mehrfach in ein Comité mitgewählt und meine Anwesenheit mit allgemeiner Theilnahme und Freude begrüßt. Auch ich fühlte mich wohl in dem Bruderkreise und verkehrte gern mit den einzelnen Persönlichkeiten.

In der Nachmittagssitzung kamen fast nur Geschäftsangelegenheiten zur Sprache und ein über Kafferſche Ehe- und Erbrechte zu haltender Vortrag wurde auf das nächste Jahr zurückgesetzt, weil der Referent erklärte, nichts aufgeschrieben zu haben. Dann wurde die Geschäftsordnung für das am folgenden Tage zu feiernde fünfzigjährige Amtsjubiläum des alten, würdigen Herrn Brownlee, eines der ältesten Missionare Kafferlands besprochen. Während der Jubilar in unserer Mitte war, wurde nicht blos die Festordnung nebst der dabei zu haltenden Ansprache discutirt, sondern auch über den Erfolg der für ein Ehrengeschenk (ein Brownlee-Stipendium für einen in Lovedale zu erziehenden Kaffer-Lehrer) gesammelten Collekte in der Weise berichtet, daß z. B. einer sagte, er habe in seinen Kreisen wenig bekommen, da die Leute zwar persönlich für Brownlee, aber nicht für ein Stipendium geben zu wollen, erklärt hätten. Dann wurde discutirt, ob nicht 150 Pfd. Sterl. genug seien für das Stipendium, ob man nicht den Ueberschuß (von etwa 50 Pfd. Sterl. dem Hrn. Brownlee zu freier Verwendung übergeben wolle. Es wurde beschlossen, daß man diese Verwendung einem Comité übergeben wolle, in dessen Mitte Brownlee als Mitglied zugezogen werden solle. Schließlich wurde die dem Jubilar am folgenden Tage zu überreichende Adresse von einem, zwei Schritte von dem Ohr des Jubilars Stehenden verlesen. Solche Taktlosigkeiten bringen doch nur Engländer zu Stande; meinem deutschen-Gefühl war es, als ob dem alten Mann das Fell über die Ohren gezogen würde; doch muß er selbst wohl nichts Aehnliches empfunden haben; denn er blieb ruhig sitzen.

Abends sieben Uhr war in derselben Kirche ein von etwa

hundertfünfzig bis zweihundert Personen besuchtes Meeting, in welchem auch ich eine halbstündige Ansprache, meine erste in englischer Sprache, zu halten hatte. Holländisch spricht es sich doch viel gemüthlicher.

Donnerstag, den 17. Januar, versammelte sich früh Morgens der deutsch-lutherische Kirchenvorstand von King Williamstown in Clüvers Wohnung, um mit mir über die kirchlichen Zustände ihrer Gemeinde zu sprechen. Gegen 11 Uhr gingen wir in die Wohnung des Jubilars, woselbst besonders das Gedränge der Leute festlich war. Das Haus des alten Brownlee ist am einen Ende der Stadt, inmitten einer großen Anzahl Kafferhütten, nahe bei einer einfachen, aber recht geräumigen Kirche. Festgäste, Schwarze und Weiße, waren wohl bis an die Tausend erschienen. Da Alles so kahl und festschmucklos war, stellten wir Deutschen uns in den Flur und sangen dem Jubilar das Lied: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren," was den alten Herrn zu Thränen rührte und unter den, solche Art der Feier nicht kennenden Engländern, einen tiefen Eindruck hervorrief. Dann ging es zur Kirche; jeder ging auf eigene Hand, auch der Jubilar, zu dem ich eilte, damit er doch nicht ganz ohne Ehrengeleit in das Gotteshaus trete. In der Kirche hatten sich die Gäste gedrängt; Govan aus Alice übernahm den Vorsitz und hielt das Meeting in aller steifen Form ab; Rechnung wurde gelegt, die Adresse verlesen, die Ansprachen wurden gehalten, in kafferscher, englischer und holländischer Sprache; ich hielt die meinige deutsch, damit doch auch dieser Klang gehört werde; der junge Herr Brownlee dolmetschte. Die Redner wurden durch Trampeln und Stoßen mit Fuß und Stock geehrt; die meisten hielten Ruhmreden, in welchem dem Jubilar viel, und nebenher auch Gott dem Herrn ein wenig Ehre gegeben wurde. Das Ganze war etwas frischer als der gestrige Tag, aber von der tiefen Gemüthlichkeit eines deutschen Festes wissen die Engländer doch gar nichts. Die Feier schloß mit der Anzeige des Vorsitzenden; daß nunmehr das Programm absolvirt sei, und dann mit Gebet und Segen. Tyo Soga's Rede in der Kaffersprache war voll Feuer und Leben und wurde mit gespannter Aufmerksamkeit angehört.

Der letzte Redner war ein heidnischer Kaffer, der auch seinerseits die Verdienste Brownlee's rühmte. Er bezeugte, vier Stücke gelernt zu haben: 1) daß ein Gott sei; 2) daß er eine Seele habe; 3) daß dieselbe unsterblich sei; 4) daß der Mensch nicht sündigen müsse. Ich erkannte in ihm den Kralvorsteher Mahashe wieder, bei dessen Kral ich von Wartburg aus meine erste Ansprache an die Heiden jener Gemeinde gehalten hatte. Ich trat nach der Feier zu ihm heran und sagte ihm, die erste Lection hätte er gut gelernt, nun solle er nicht säumen, auch die

zweite zu lernen, daß er nämlich ein Sünder sei, und daß Christus auch ihn zu retten gekommen ist, und ihn zur Buße ruft.

Nach der nächtlichen Feier versammelte ein festliches Mahl in der Schule die Bergen, und draußen die Schwarzen; Chris Brownlee hatte zu dem Ende zwei Hammel und einen Ochsen hereingesandt. Unser Zelt war an der Decke durchweg mit frischen Sandzweigen geschmückt, wodurch nicht blos ein festlicher Anblick, sondern auch willkommene Kühlung in der Sommerhitze erzielt wurde. Gegen Abend fuhr ich mit Rauhaus und Esek nach Petersberg.

---

# VII.

## Petersberg.

Freitag, den 18. Januar. Als wir von einem kleinen Morgenspaziergang zurückkehrten, warteten in der Halle zwei Reiter auf mich, der eine ein Sohn von Tois, in England und Sonneblum erzogen, den andern stellte er mir als seinen Onkel vor. Der junge Mann wollte mir auch seine Aufwartung machen. Es war ein frischer, kräftiger, sehr gut aussehender Mann, von der englischen Kirche als Dolmetscher und Lehrer angestellt. Bisher hatte er auf der anglikanischen Missionsstation St. Auguſtin gearbeitet; jetzt war er auf einer Ferienreise zu Hause, um nach deren Verlauf nicht nach Auguſtin, sondern nach der anglikanischen Station Queenstown zurückzukehren, und eine eigene Schule zu übernehmen. Der Eindruck, den ich von der inneren Gestalt des jungen Mannes bekam, entsprach nicht seinem einnehmenden Aeußern. Er scheint geistig und geistlich unbedeutend und sehr unentwickelt zu sein. Von Auguſtin erzählte er, daß in der dortigen Schule ein regelmäßiger täglicher Unterricht in Gottes Wort gar nicht ertheilt würde, daß man überhaupt nicht weit über die Anfänge des Buchstabirens hinausgekommen sei. Ueber seinen eigenen Bildungsgang konnte er wenig sagen, und davon, daß ihm als Christen die Pflicht obliege, nun auch daheim bei seinem Vater und seinem Volk die Ferienzeit zu benutzen, ihnen vom Herrn Jesu zu sagen, schien er keine Ahnung zu haben. Doch nahm er meine dahingehende Mahnungen und Weisungen ganz gut auf; er versprach, sie zu befolgen. Seinen Begleiter nannte er mir leider nicht beim Namen, sonst würde ich mit ihm gern in ein tieferes Gespräch eingegangen sein. Es war, wie ich später erfuhr, der Umbidschwa, der eigentliche Erbsohn des

alten Gazela, der dem Tois die Häuptlingswürde ſtreitig macht, auch einen kleinen Anhang um ſich geſammelt hat, und der eine Zeit lang leſen gelernt und, wie es ſchien, ernſtlich nach dem Heil in Chriſto geſucht hat. Jetzt hat er zwei Weiber genommen (wahrſcheinlich zur Befeſtigung ſeines Anſehens als Häuptling), und die erſten Anfänge des Glaubens ſind in ihm zurückgetreten. Als ich ihn ſpäter näher beobachtete, war ich erſtaunt über den ſchönen, lieblichen, ſanften und doch männlichen Ausdruck ſeines Geſichts.

Während ich noch mit den beiden ſprach, traten ſechs Männer ein, die geſammte Zahl aller getauften Männer die noch in Petersberg ſind, unter ihnen Petrus, Marcus, Johannes, Bela. Sie kamen, mich zu grüßen.

Das Geſpräch drehte ſich um die Pflichten eines getauften Chriſten, in Gebet und Wachſamkeit für ſein eigen Heil zu ſorgen, durch Geben und Zeugen an der Erbauung der Gemeinde mitzuhelfen, und den Heiden mit Wort und Vorbild den Weg zur Seligkeit zu zeigen. Ihre Antworten waren nicht ſehr eingehend; ſie ſchienen über dieſen geſammten Pflichtenkreis ſich noch keine beſtimmte Vorſtellung gemacht zu haben.

Während wir noch ſprachen, trat Tois ſelbſt ein, europäiſch gekleidet, mit ihm fünf ſeiner angeſehenen Männer, Schulzen und Kralvorſteher, theils ärmlich europäiſch gekleidet, theils mit ihrer rothen Kafferdecke, ſämmtlich Heiden. Ich forderte ſie auf, Platz zu nehmen, und zu warten, bis ich den Chriſten-Kaffern geſagt hätte, was ich ihnen zu ſagen habe. Sie folgten meinen Worten an jene mit geſpannter Aufmerkſamkeit. Es war ein nachdenkenswerther Anblick in der Veranda des Petersberger Miſſionshauſes; zur Linken, wenn man eintrat, die ſechs chriſtlichen Gemeindeglieder, alle ſchwarz, wenngleich ärmlich gekleidet, nach Kafferweiſe auf dem Boden kauernd oder liegend. Zur Rechten der Thür, auf einer Bank ſitzend, Tois in europäiſcher, wenngleich nicht eleganter Tracht, neben ihm, der Thür zunächſt, ſein gehaßter Nebenbuhler Umditſchwa, und auf der andern Seite ſein getaufter Sohn, zu ihrer Seite auf der Erde kauernd die heidniſchen Begleiter des Tois; in der Thür ſtehend Bruder Liefeldt als Dolmetſcher.

Dieſer Verſammlung durfte ich nun das Heil in Chriſto Jeſu predigen. Ich wandte mich vornämlich und faſt ausſchließlich an Tois: „Tois, du biſt unſern Miſſionaren allzeit ein treuer Freund geweſen, und haſt ſie nicht gehindert in ihren Arbeiten, ſondern haſt ihnen Plätze gegeben auf deinem Lande, dafür danke ich dir.“ Tois: „Ich bin allzeit ein Freund und Beſchützer geweſen deinen Sendboten, wir ſind Freunde miteinander.“ Ich: „Du hörſt nun aber aus ihrem Munde ſchon lange Zeit das Wort der Wahrheit, warum nimmſt du es nicht an?“ Tois: „Das Wort, das die Sendboten predigen, iſt ein gutes Wort, es iſt die

Wahrheit; was die Kaffern ſagen, iſt Lüge; aber ſie verkündigen die volle Wahrheit. Deshalb ſage ich auch allzeit meinen Leuten, ſie ſollen gehen und das gute Wort hören aus der Lehrer Munde." Ich: „Meinſt du, du wirſt ſelig ſein können, wenn du nicht ſelbſt kommſt und glaubſt?" Tois: „Frage deine Lehrer, ſie werden dir ſagen, daß ich auch oft komme, um das Wort zu hören." Ich: „Ja Tois, ſo lange Jahre hörſt du bereits das Wort Gottes und dennoch gehorchſt du ihm nicht, um daſſelbe anzunehmen und dich taufen zu laſſen, wie willſt du dies verantworten?" Tois ſchwieg ſtill und ich fuhr fort: „Denke doch nur ja nicht, daß du mit deiner Macht im Stande biſt, der Macht des Herrn Jeſu zu widerſtehen. Der iſt der Herr aller Herren, und vor ihm müſſen alle Menſchen ſich beugen, und die ihm nicht willig die Ehre geben, die wird er zertreten; das alles weißt du und willſt ihm dennoch nicht dein Herz geben. Siehe auf deinen Weg, daß derſelbe nicht in die Hölle dich führe und in die ewige Qual. Siehe unſere Boten an; wir haben daheim beſſere Häuſer, ſie könnten dort reich werden, wenn ſie ſo arbeiten wollten, wie ſie hier unter euch arbeiten. Wir ſind daheim eine Anzahl ernſter Chriſten, die ſparen ſich das Brod vom Munde ab, um mit vielem Gelde die Boten zu bezahlen, die hier in Africa arbeiten; mehr als 100,000 Ochſen würden wir kaufen können für das Geld, was alle Miſſionare in Afrika gekoſtet haben. Die Boten ſelbſt gehen von Vaterland und Freundſchaft, um euch das Evangelium zu bringen, was treibt ſie? Werden ſie reich von euch, wie die Kaufleute und Händler? Nein, ſie opfern ſich auf für euch, die Liebe zu euren Seelen treibt ſie, und der ſtarke Befehl des Herrn Jeſu, der geſagt hat, Chriſten ſollen hinaus gehen in alle Welt und allen Heiden das Evangelium predigen! Warum nehmt ihr dieſe Botſchaft nicht an, die doch Gottes Botſchaft iſt?" Tois: „Bin ich denn euer Feind? Als ich von Bethel ging und hierher meine Wohnung verlegte, war mein erſtes, daß ich ſagte: Ich muß Sendlinge haben, und dann habe ich weiter geſagt, die Sendlinge müſſen Boten aus meiner alten Geſellſchaft (der Berliner) ſein, denn die habe ich kennen gelernt, daß es gute Leute ſind, die uns lieb haben, und das hat mir viel Schwierigkeiten gemacht; aber ich habe nicht nachgelaſſen und bin endlich zum Gouverneur ſelbſt gegangen, bis ich Boten von deiner Geſellſchaft bekommen habe." Ich: „Das alles weiß ich, und bin dir dankbar dafür, und ſage auch, Tois iſt mein Freund; eben aber darum wünſchte ich auch, daß Tois nicht blos von dem Worte hörte, ſondern es auch annehme und dadurch ſelig werde. Sage mir doch Tois, wenn dir ein reicher Herr wollte 100 Ochſen ſchenken in King-Williamstown und ſagte dir, komm her und nimm die Ochſen aus meiner Hand, ſo ſollen ſie dein eigen ſein, und du machteſt dich aus deinem,

Kral und gingeſt nur bis hierher, bis zur Fuhrt am Fluß, gingeſt aber nicht über den Fluß, würdeſt du die Ochſen bekommen?" Tois: „Nein, ich bekäme ſie nicht, ich müßte ganz hinein gegangen ſein." Ich: „Verſtehſt Du wohl, was ich dir habe ſagen wollen?" Tois: „Ja, Lehrer, ich verſtehe es ſehr wohl. Mit dem Munde ſage ich andern: Geht hin zu dem guten Wort Gottes, aber mit meinem Wandel thue ich nicht, wie ich ſollte." Ich: „Nun ſiehe Tois, was für eine Verantwortung auf Dir laſtet. Biſt Du nicht der große Bull, der vor ſeiner Herde hergeht und dem die Herde folgt? Was willſt du ſagen, wenn dein Volk dich hernach anklagt, und ſagt, unſer Häuptling hat uns ſchlecht geführt, ſonſt wären wir auch längſt Chriſten geworden." Tois: „O nein, großer Lehrer, ich höre nicht auf, ihnen zu ſagen, ſie ſollen zu den Lehrern gehen und hier ſiehe meinen Sohn, der getauft iſt; ich habe ihn zu Unterricht und Taufe geſchickt, denkend, die andern werden ein Beiſpiel daran nehmen, auch gebe ich meinen Leuten ein Vorbild, denn ich gehe fleißig zur Kirche." Ich: „Ja freilich Tois, das habe ich ſchon zu Hauſe gewußt, ich habe mich allzeit gefreut, wenn meine Lehrer mir geſchrieben haben, Tois geht in die Kirche, Tois iſt unſer Freund, aber ich habe immer gehofft und gewartet, daß ſie einen Brief ſchreiben ſollten, Tois iſt getauft! Aber der Brief iſt noch nicht angekommen. Wie kannſt du andern ein Vorbild ſein, wenn du trotz aller Erkenntniß von der Wahrheit, dennoch ein Heide bleiben willſt?" Hier wurde er ſehr ernſt und ich merkte, er war in ſeinem Herzen getroffen. Er ſchwieg eine Zeit lang ſtille, dann ſah er mich mit mitleidsforderndem Blick an und ſagte mit gedämpfter Stimme: „Ja freilich, aber ich habe ſechs Weiber!" Dies iſt eins der ſchlimmſten Bollwerke des Heidenthums; wenn ſich der arme Heide auch perſönlich von den Weibern trennen wollte, ſo ſind ja doch dieſe Weiber ſein Vermögen, ſeine Arbeitskraft, Zeichen ſeines Anſehens, verbindendes Glied mit den Mächtigen des Volks, die durch ihre Entlaſſung tödtlich gekränkt werden würden. Ich antwortete ihm: „Haſt du es nie erlebt, daß einer zwei Weiber hat, und er ſchickt eine nach Hauſe und behält die andere bei ſich? Kommt das unter Kaffern nicht vor?" Tois: „O das kommt ſehr oft vor!" Ich: „Nun denn! wenn ihr Heiden eure Weiber um eurer Sünden und um eurer Laune willen fortſchicken könnt, und ſie finden einen andern Mann, warum könnt ihr das nicht um des Reiches Gottes willen auch thun? Aber ihr wollt nicht, ihr wollt euer Sündenleben lieber haben, als die reichen Güter des Reiches Gottes. O wie reich könntet ihr ſein! Ich muß es euch ſagen; aber fragt auch ſelbſt die darum, die ihr Heidenthum aufgegeben haben, wie ſelig es iſt, ein Chriſt zu ſein, dem der Friede Gottes geſchenkt iſt und Vergebung der Sünden. Und das andere, das werdet ihr

hernach mit Schrecken erfahren, wenn ihr den Herrn verachtet habt, und er auch nun rufen wird: Gehet von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, ich kenne euch nicht!" Tois schlug den Blick nieder und hörte schweigend zu. Ich fuhr fort: „Tois, mir geht soeben ein großer Gedanke durch das Herz und ich erschrecke. Siehe, Du sitzest da vor mir, da sitzt neben Dir Dein Feind, so nahe bei Dir, als wäre er Dein Freund, und doch seid Ihr Gegner, und dann auf der andern Seite Dein Sohn, der getauft ist; zu Deiner Linken sitzen Deine Leute, die auch Heiden sind, wie Du; und zur Rechten sind diese getauften Gemeindeglieder. Nun hebt sich mein Herz und ich sehe in die Ewigkeit; wir alle werden auch einst dort vor Christi Stuhl stehen. Wie viele von uns werden von ihm die Ehrenkrone bekommen, und wie viele werden in die Qual gestoßen werden?"

Hier wurde Tois wiederum nachdenklich. — Ich benutzte diesen Augenblick und fuhr fort: „Tois, Du sagst, Dein Volk folgt nicht Deinem Beispiel und Deinem Wort, nun so will ich selbst zu Deinem Volke sprechen, rufe sie alle zusammen zu Deinem Kral." Tois: „Mein Ansehen ist nichts mehr. Wenn ich sie rufe, werden sie nicht kommen, die Kaffern sind Amahlilihlli (thörichte Leute), sie werden nicht kommen." Ich: „Wenn nicht viele kommen, so will ich zufrieden sein, ob auch nicht alle da sind, rufe Du sie nur; und sage ihnen, daß der große Lehrer über das Meer gekommen ist, und sie sprechen will!" Darauf besprach er sich mit seinen Großen, die an der Erde hockten und deren Verdict war: „Es ist ein gutes Wort, was der große Lehrer spricht, thue es." Tois sagte mir also: „Gut, ich werde es thun, ich werde sie rufen; aber warum nicht hierher zur Kirche, warum willst Du zu meinem Kral kommen? Ich: „Weil Du der Häuptling bist, will ich Dich ehren dadurch, daß ich auch zu Dir komme zu Deinem Kral." Tois: „Nein, großer Lehrer, hier ist Gottes Haus, hier ist die Stätte, wo das Wort verkündigt wird, hierher wollen wir lieber kommen!" Ich: „Nun so kommt denn hierher. Am Donnerstag, wenn Ihr den Schuß hört, müßt Ihr hier sein." (Um 9 Uhr wird in King Williamstown eine Kanone gelöst, die den Zeitmesser für die ganze Umgegend abgiebt.) Tois: „Gut, ich werde meine Leute rufen, und werde auch selbst kommen!"

„So," sagte ich, „so komm nun, wir wollen in die Kirche gehen, dort sind die Kinder versammelt zur Schulprüfung." So kam denn nun die ganze Gesellschaft mit in die Kirche, und hörte, wie die Kinder die Geschichten aus dem alten und neuen Testament erzählten, wie etliche fertig lasen, sie sahen ihre Schreibebücher, hörten sie englisch buchstabiren und die Anfänge des Rechnens praktisiren. Namentlich Umdidschwa und die rothen Heidenkaffern folgten der Prüfung mit gespannter Aufmerksamkeit.

Nachher folgten sie in die Halle zurück, woselbst die Häuptlinge nun ein Frühstück bekamen.

Als ich da die beiden feindlichen Häuptlinge so friedlich neben einander sitzen sah, konnte ich mich dessen nicht enthalten, sondern sagten ihnen, wie wir Lehrer Boten des Friedens seien, und wie ich deshalb glücklich sein würde, wenn ich zwischen ihnen beiden auch Frieden machen könne. Tois antwortete: „Ja wir wissen es, daß ihr nur Frieden bringt.“ Umdidschwa widersprach nicht, und als ich späterhin beiden meine Stereoskope zeigte, Ansichten von großen Kirchen, da reichten sie sich dasselbe gegenseitig zu und sprachen mit einander über die Wunderdinge, die sie sähen. Liefeldt meinte, seit vielen Jahren hätten sie so freundlich nicht mit einander gesprochen.

Am Nachmittage besuchte ich sämmtliche Häuser in Petersberg, Christen, wie Heiden, und fand manchen lieben Christen, manchen Lauen, den ich anspornen, manchen Suchenden, den ich stärken konnte.

Zwei alte Leute zogen mich besonders an, ein alter Simeon, ein Christ, der mit beredten Worten lebhaft sein Verlangen abzuscheiden und bei Christo zu sein bekundete, und eine alte Heidin, die keinen Gottesdienst versäumt, auch täglich mit Sonnenaufgang in den Frühgottesdiensten regelmäßig gefunden wird, die aber trotzdem sich nicht zur Taufe meldet, weil sie dazu zu unwürdig sei. „Ich sehe das Ding in mir nicht,“ sagte sie, „was ich sehen muß, ehe ich ein Christ werden kann.“ Sie bekannte, eine große Sünderin zu sein, auch zu glauben, daß sie nur in Christo Gnade haben könne. Aber fuhr sie fort, „ich sehe so viele, die getauft werden, und hernach wieder die früheren Sünden begehen, und daraus merke ich, daß die Sache zu schwer ist.“

Das arme Weib, in einer Mischung von Sündengefühl und Selbstgerechtigkeit, wie man derselben auch in der alten Christenheit so oft begegnet, wollte erst dann sich taufen lassen, wenn sie eine vollkommene Heilige geworden wäre; alles Reden von der überwältigenden Gnade in Christo nahm sie als Wahrheit an, wies es aber mit einer Bestimmtheit zurück, die mir zeigte, daß es in ihrem Innern doch nicht richtig stand, so daß ich ihr sagen mußte, sie solle ihre Narrenspossen sein lassen, und erst lernen einfach ein armer Sünder sein, so würde der Herr sie wohl finden.

Einen Christen fand ich, der sein Weib in King-Williamstown dienen ließ, einen andern, der seine Jungen nicht von King-Williamstown zurückbekommen konnte zum Comfirmandenunterricht, einen dritten, der sein Weib und Kinder zu ihrem Bruder unter die Heiden hatte zurückkehren lassen, und vielleicht selbst nächstens nachgehen wird; dazu fand ich einen alten Hottentotten, der in

seinen Augen klüger war, als die ganze Welt. Dagegen andererseits fand ich auch solche, die ihren Glauben in aller Demuth bekannten, und solche, die, während ich die in der Hütte befindlichen Heiden ermahnte, endlich ihrer Seligkeit wahrzunehmen, mit warmer Rede einstimmten.

Sonnabend, den 19. Januar, ritt ich Vormittags nach einem etwa eine Meile entfernten Außenkral, um zu predigen. Der Kralvorsteher war ein alter, stattlicher Mann, sein Sohn, der Vorsteher des Nachbarkrals, der auch herübergekommen war, hatte Miene, Wuchs und Haltung wie ein König; überhaupt habe ich nie so ausdrucksvolle Gesichter gesehen und so aufmerksame Hörer gehabt, wie an diesem Morgen. Die Sonne war glühend heiß, keine Spur von Schatten ringsum, die Männer lagerten mit dem Rücken der Dornenwand des Viehkrals zugekehrt, die Weiber hockten zur Seite, etwa 30—40 Personen in Summa. Nachdem ich von der Sündfluth ausgehend, den Versammelten Gottes Strafernst und Gnade verkündigt hatte, lagerte ich mich mit ihnen im Kreise und begann zu fragen, was sie denn nun verstanden hätten. Sie antworteten einer dies, der andere das; ihre Antworten bewiesen, daß sie gut aufgepaßt und aufgefaßt hatten. Als ich einen Mann mit besonders klugem Gesicht fragte, was er behalten hätte, bekam ich die Antwort: „Ich habe nichts verstanden, ich habe nichts gehört, siehst Du denn nicht, ich habe keine Ohren, meine Ohren sind Beesten-Ohren." Dann fuhr er nach einiger Zeit fort: „Ich will Dir sagen, was ich gehört habe: Du hast gesagt, daß wir Sünder sind, und daß alles was wir sind, Gottes Geschenk ist; und dann hast Du gesagt, daß Gott nicht die Sünder so strafen will, wie sie es verdient hätten, und daß Gottes Sohn Mensch geworden ist um die Strafe der Sünder zu tragen. Du hast gesagt: Daß Gott ein großer König ist, und ein Herr im Himmel und auf Erden, und daß wir alle seine Knechte sein müssen; Du hast gesagt, daß wer an Jesum glaubt, nicht soll verloren werden!" — Ich antwortete ihm: „Du hast mehr behalten, als die andern alle; thue nun aber auch nach dem, was Dich der heilige Geist gelehrt hat; laß ab von Deinem Heidenthum und sei ein Christ, so wirst Du mir bald danken, daß ich Dir den Rath gegeben habe!"

Am Nachmittag zeichnete ich, trotz der heißen Sonne, weil es der letzte Termin war, um noch eine Skizze von Petersberg nehmen zu können. Gegen Abend fuhren wir (Liefeldt und ich) nach King-Williamstown, welches wir gegen halb 7 Uhr erreichten. Ich zog mich bei Bruder Clüver um, und machte dann dem Archediacon Kitten einen Gegenbesuch. Der Mann gefiel mir sonst gut, nur konnte ich nicht umhin, seinen Prätensionen gegenüber, daß die Anglikaner Geistlichen allein als wirklich Ordinirte anzu-

sehen seien, die Bemerkung zu machen, das sei ja doch baare Lächerlichkeit. Er hatte dagegen nichts einzuwenden, als, es sei doch einmal ihr Princip, das sie festhalten müßten. Auf meine Aufforderungen, die Wurzeln dieses Princips in Geschichte und Offenbarung nachzuweisen, vermochte er nicht einzugehen. Er hatte behauptet, darum der Missionsconferenz nicht beiwohnen zu können, weil einestheils die übrigen Missionare nicht ordinirt seien, und weil anderntheils die Independenten Schismatiker seien, mit denen man nicht tagen dürfe.

Unser Gespräch mußte leider abgebrochen werden, weil ein plötzliches Unwohlsein mich nöthigte, zu Clüver zurückzukehren. Aber kaum einige Schritte gegangen, mußte ich umkehren; heftige Krankheitserscheinungen erfolgten in jeder Gestalt; die Hitze des Tages schien doch zu viel gewesen zu sein. Ein zweiter Versuch, nach Hause zu gehen, hatte denselben Erfolg; so mußte ich denn die Pflege der Frau Archediacon annehmen, die mit heißem Brandy, mit Terpentinumschlägen ꝛc. ihr Möglichstes that. Inzwischen kam der alte, treue Clüver, den ich hatte benachrichtigen lassen; er brachte den Doctor mit, die Karre folgte ihm. Als der Doctor kam, war der Hauptanfall vorüber, und gegen 10 Uhr konnte ich auf der Karre nach Hause fahren. Bei Clüvers wurde ich auf das Liebreichste gepflegt; es erfolgten noch einige Ausbrüche von Erbrechen, bis gegen Mitternacht; dann hatte ich bis 7 Uhr fieberhaften Schlaf; endlich schlief ich ruhig.

---

## VIII.

### Besuch unter Deutschen und Engländern, in Potsdam, Berlin, Pirie, Keiskammahoek, Burnshill.

Sonntag, den 20. Januar, erwartete mich die King-Williamstowner deutsche Gemeinde in der lutherisch-deutschen Kirche, an welcher Clüver Pastor ist. Ich bat den Herrn um Kraft, und konnte die Predigt um 10 Uhr so halten, daß ich frischer von der Kanzel herabkam, als ich hinaufgestiegen war. Ja um 12 Uhr konnte ich die Karre besteigen, und achtzehn Miles weit nach Potsdam fahren, um auch dort zu predigen, und Abends 6 Uhr konnte ich die dritte Predigt in Berlin halten, das etwa zwölf Miles von King-Williamstown entfernt ist.

In der Kirche von King-Williamstown wurde mir überaus heimisch; als ich die schön geordnete lutherische Liturgie hörte, als

ich die vollen, schönstimmigen Responsorien der Gemeinde hörte, als ich dann von der Kanzel herab wieder einmal in deutsche Angesichter schauen und zu Deutschen deutsch reden durfte, da hatte ich Mühe, meine Bewegung zu unterdrücken.

Der Weg nach Potsdam war hügelig, Dornenland, nicht viel bebaut, auch nicht schön. Etwa dreiviertel Meilen von King Williamstown passirten wir schon ein deutsches Dorf, Namens Breitbach. Die Gemeinde von Potsdam besteht aus Ansiedlern, die vor zwei Jahren lachten, als Clüver sich ihnen als Pastor anbot, die aber seitdem selbst ihr Kirchlein gebaut haben, in welchem ich über hundert Personen versammelt fand, aufmerksame Hörer, welche mit vieler Liebe an ihrem Kirchlein hangen, und um dasselbe wie um einen Mittelpunkt sich sammeln. Berlin, wie Potsdam nur ein kleines Oertlein, hat eine wunderschöne Lage in Dornhügeln. Eine Menge Häuser früherer Legionäre liegen in Ruinen; etwa drei bis vier sind noch bewohnt. Ein Herr von Herzberg, Großneffe des früheren Ministers, ist Schulmeister; ein Graf Lillenstein, ein sehr achtbarer Mann, der aber wegen Armuth seinen Garten ohne Tagelöhnerhülfe mit eigenen Händen bestellt, ist Kirchenvorsteher. Ein Oberst Keßeler und ein katholischer Major, dessen protestantische Frau die Kirche mit Altardeck, Blumenguirlanden ꝛc. auf das Lieblichste ausgeschmückt hatte, und außerdem einige wenige Landleute, zusammen zweiundzwanzig Personen bildeten mit den oben Genannten die ganze Versammlung.

Ich predigte über Eph. 2, 18 ff. (in Potsdam über Joh. 2, 1—11, und in King-Williamstown über Offenb. 21, 1—5), und hatte aufmerksame Hörer. Die Kirche war die Hütte eines früheren Legionärs, aus der man die Seitenwände entfernt hatte. Der Blick von Berlin auf das gegenübergelegene Charlottenburg und in die tiefen Dornschluchten war wunderschön; und was Licht, Luft und Aussicht betrifft, wollte ich wohl, unser Missionshaus stände in diesem kleinen, afrikanischen Berlin, um dort zu den drei vorhandenen, effectiv bewohnten Häusern das vierte zu bilden.

Es war Abends ein viertel 11 Uhr, als ich frisch in King-Williamstown wieder ankam.

Montag, den 21. Januar, traf anstatt der verabredeten Karre, Bruder Liefeldt's Sohn mit einem Reitpferd in King-Williamstown ein, um mich abzuholen. Obgleich mir heute eine Karre lieber gewesen wäre, bestieg ich getrosten Muthes mein Rößlein, und erreichte nach einstündigem Ritt, begleitet von Bruder Nauhaus (der Brownlee vertreten hatte in einer Sonntags-Abend-Predigt), das sechs Miles entfernte Petersberg.

Dort wechselten wir die Pferde, und ritten gegen 10 Uhr weiter nach Pirie, einer frei-schottischen Station. Dieselbe liegt

etwa zehn Miles von Petersberg entfernt am Fuß des Amatola-Gebirges, in einer grünen, frischen, fruchtbaren Thalschlucht, in welcher sich eine beträchtliche Zahl Kaffern angebaut hat, weil das gesunde Wasser des stets fließenden Flusses nie versiegt. Die Zahl der communionsfähigen Members war, namentlich durch den Zuzug der Fingu auf 135 gewachsen. Die beiden Missionare Roß, Vater und Sohn, waren anfangs etwas steif, wurden aber bald wärmer. Die kleine Steinkirche genügte kaum für hundert Mann und entbehrte jedes Schmuckes.

Nach etwa 1½ Stunden ritten wir weiter, etwa zwölf Miles weit über einen wunderschön bewaldeten Gebirgsrücken in das Thal der Keiskammahoek. Oben auf der Höhe erreichten wir eine noch Hunderte von Fußen über uns emporragende steile Felswand, die der Roßtrappe glich. Dann führte der Weg durch Wald und Wiese, durch Gras, dessen einzelne Halme bis über den Rücken der Pferde reichten; überall hatten wir prachtvolle Aussichtspunkte bis hinab ins Thal. Wir befanden uns auf klassischem Boden. Ueberall waren Felsen und Waldschluchten, in denen die Kaffern gegen die Engländer gekämpft hatten.

Endlich gegen halb 4 Uhr erreichten wir Keiskammahoek, ein früheres Fort, gegenwärtig ein Dorf, in welchem viele Deutsche wohnen. Der Magistrat, Mr. Bissitt, hatte uns zu Mittag einladen lassen, da er von unserer Absicht, die Hoek zu besuchen, gehört hatte. In seinem Hause war alles in englischer Pracht, fast luxuriös. Als alter Schiffscapitain liebte er es, sich comfortable einzurichten, und hatte sich von Indien lauter schön zierlich geschnitzte Möbel kommen lassen. Dabei waren Mr. und Miß Bissitt ungemein gastlich und nicht blos kind (aufmerksam), sondern auch heartely (herzlich) gegen ihre Gäste, so daß ich ein paar angenehme Stunden dort verlebte. Leider wurde es darum 6 Uhr. Dann kamen wir in dem noch drei Miles weiter im Gebirge liegenden St. Mathews an, der anglikanischen Missionsstation des Mr. Greenstock, Schwiegersohns des Bischofs Cotteril, welche letzterer mir als die eigentliche Musterstation der anglikanischen Missionsthätigkeit bezeichnet hatte, und welche das eigentliche Ziel unserer Reise war.

Die Station umfaßt ein weites Gebirgsthal und ist mit allem Aufwand von Geld angelegt, etwa für 2500 Pfd. Sterl. Trotzdem sind die Gebäude einfach und nicht sehr groß und geräumig. Sein eigen Haus hat Mr. Greenstork sich allerliebst angelegt. Ueberhaupt sind beide, Mr. und Miß Greenstork, allerliebste Leute, freundlich, gebildet, fromm, für die Mission begeistert, so daß ich mich bald heimisch fühlte.

Ich fand bei ihm außer Mrs. Dawson, der jungen Schottin, die auf dem Cambrian meine Reisegefährtin gewesen war und hier

nun als Kaffeelehrerin in der Schule [illegible], noch einen Herrn Spring, Badenser, früheren Feldwebel in der Fremdenlegion, der, nachdem er eine Zeit lang als deutscher Schullehrer sein Brod verdient hatte, vom Bischof Conrad zum Diacon gemacht war, um Geistlicher sein zu können an der deutschen Gemeinde zu Neuhammerbach und Stammheim. — Er erzählte mir mancherlei von seiner deutschen Gemeinde, wie sie allmählich sich sich mehre, während die Stammheimer dazu allerdings wenig Neigung zeigen.

Das Missionshaus in Mariahilf wird auch ganz andern Grundsätzen verwaltet, als das gewöhnliche. Man die Kinder in möglichst wenig Berührung, und es wird auch nicht besonders gesehen, viele Heidenkinder dorthin zu bringen. Dagegen ist eine gute Schule mit ausgedehnter Handarbeit damit bei der Hand. Die Schüler sind zum großen Theil [illegible], d. h. Verlassene. Aus dieser Zahl sucht man Lehrer zu gewinnen, die in Lovedale weiter ausgebildet, hier in Dienst der Mission genommen werden sollen. Zu der Station gehören fünf Außenstationen, welche durch Einzelbesuche gepflegt und überwacht werden. Man bemüht sich, die jungen Christen nicht in ungesunde Missionsluft zu verpflanzen, sondern sie inmitten ihrer heidnischen Umgebungen leben zu lassen, damit sie unmittelbar für Jesum zu Salz seien, andererseits mitten unter den Versuchungen festgehalten lernen mögen. Jede solche Außenstation hat einen eingeborenen Vorsteher, der seine Heerde zu bewachen hat; aber von ihnen sind zugleich Lehrer, welche die Ersten vermöchte zu Diacons ordinirt werden. Diese halten, wenn möglich den englischen prayer-Gottesdienst ab, in ihre Gemeinden, versammeln sich monatlich um den Missionar Grenfell in Mariahilf, damit sie theils über ihre Gemeindeleute berichten, theils vom Herrn wünschen, alles zur Erbauung der Gemeinde Nützige besprechen, dann über auch selbst unterwiesen werden, wie sie ihre Gemeinden zu regieren haben. Zu dem Ende hält ihnen Grenfell jedesmal die Predigttexte, über welche sie in künftigen Monat zu predigen haben, bespricht die Predigttexte mit den Stationen, und giebt ihnen zugleich eine Auslegung der Stellen und eine Disposition, um sie zu Predigern vorzubereiten. Zur Feier des heiligen Abendmahls kommen sie auf der Hauptstation zu bestimmter Zeit zusammen.

Der vier Stunden täglich umfassende Schulunterricht beschränkt sich auf die gewöhnlichen deutschen Elementar-Unterrichtsgegenstände. Dagegen ertheilt der Missionar selbst [illegible] Stunden Religionsunterricht an verschiedene Klassen: den Schulkindern, den Taufcandidaten, zu denen, die zum heiligen Abendmahl vorbereitet werden. Beim Beginn des Unterrichts [illegible] versammelt: dann, nach etwa [illegible] halben Stunde

wird die erste Klasse mit Gebet entlassen, nach einer zweiten halben Stunde ebenso die zweite Klasse.

Wenn ein wegen grober Sünden Excommunicirter wieder Aufnahme begehrt, muß er während der Probezeit in die unterste Klasse wieder eintreten.

Mr. Greenstock versicherte, schöne Erfolge erreicht zu haben. Er reist beständig zu den Außenstationen, mit den Sonntagen wechselnd. In der Mutterstation hielt er die täglichen morning und evening prayers. Liturgische Gebete werden cantillirt, das Vaterunser und der Glaube gesungen, die Psalmen im Doppelchor vierstimmig psalmodirt; die Lectionen geschehen durch den Lector, schöne vierstimmige Kirchenlieder pro tempore werden eingelegt. Ich habe einem Morgen- und einem Abend-Service beigewohnt und erinnere mich keines schöneren liturgischen Gottesdienstes, als dieses hier. Die Kaffern sangen so rein, so exact im Doppelchor, die ganze Haltung der Versammlung war so würdig und feierlich, daß ich tief ergriffen wurde. Das Psalmodiren im vierstimmigen Doppelchor habe ich in keinem Gemeindegesange in solcher Vollendung gefunden, als hier. Ob freilich diese liturgische Weise, wenn täglich wiederholt, allzeit für Jeden diesen erbaulichen Eindruck behalten werde, das wage ich nicht zu behaupten.

Es wird in St. Mathews viel Fleiß auf den Gesang verwandt. Alle Abende versammeln sich die jungen Leute dazu. Ich wohnte solcher Versammlung bei und erfreute mich an der Schönheit der Stimmen und der Präcision des Vortrages. Die Zahl sämmtlicher Getauften beträgt 299.

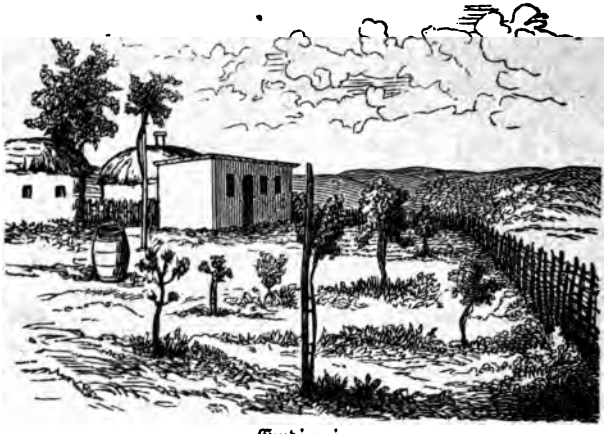
Wegen der Stutterheimer Gemeinde sprach ich noch eingehender mit Mr. Greenstock; ich glaube, die Engländer haben sich da eine Last aufgebürdet, die noch schwer sie drücken wird, vielleicht auch einmal ihr Gewissen.

Dienstag, den 22. Januar, ritten wir um 8 Uhr aus der Missionsstation, nahmen um halb 9 Uhr das Breakfast ein bei unserem freundlichen Magistrat, der mich noch mit allerlei Kaffermerkwürdigkeiten beschenkte, und ritten dann mitten durch das Gebirge, die Keiskamma verschiedene Male überschreitend. Das Gebirge ist grün und schön, wie unsere deutschen Waldgebirge. Pittoreske Felsen starren im Buma-Paß empor; auf den grünen Abhängen wohnen zahlreiche Kaffern und haben ihre Gärten um ihre Hütten gelegt. Auch hier überall Erinnerungen an die Kafferkriege, Ueberbleibsel von Forts, Gedenkplätze von Ermordungen und Treffen.

Nach dreistündigem, scharfen Ritt erreichten wir Burnshill, eine schottische Missionsstation, woselbst uns Mr. Laing mit großer Herzlichkeit bewillkommte. Auch er klagte, daß die letzten Jahre in der Kaffermission, wie fast in allen Gesellschaften, eher

Jahre des Stillſtands und Rückſchritts, als des Fortſchritts geweſen ſeien. Es ſcheint indeß, als ob dieſe, wohl durch die Dislocation der Kaffern über den Kai bewirkte Erſcheinung nun ihr Ende erreicht habe. — Er führte uns, als wir um halb 4 Uhr fortritten, zu ſeiner auf hohem Hügel erbauten geräumigen neuen Kirche. Von dort aus ſieht man auf lauter merkwürdige Plätze; hier ein Felſen, von welchem Ghika ſeine der Zauberei verdächtige Frau herabgeſtürzt hat; dort große Bäume, unter denen Ghika begraben liegt; dort der Fleck, wo Sandile als Kind gelebt hat; dort Ruinen eines großen Forts; dort der Platz, wo einige ſechszig Wagen der Engländer von den Kaffern genommen und verbrannt ſind.

Von der Kirche aus weiter auf die Höhe des Gebirges reitend, hatten wir zur Rechten immer ſchöne Ausſichtspunkte durch dornige Waldſchluchten; zurück ſchauten wir in die Thäler des Amatola-Gebirges; vor uns weit hinaus in die Ebene, eines der ſchönſten Panoramen des ſchönen Amatola-Gebirges. — Dann ging es hinab, und, nachdem wir die Ebene erreicht, im ſchnellſten Galopp vorwärts, ſo daß wir noch vor Sonnenuntergang nach einem Ritt von 36 Miles Emdizeni erreichten.



Emdizeni.

# IX.

## Emdizeni und Siwane, Versammlung in Petersberg.

Mittwoch, den 23. Januar. Das Wasser in Emdizeni und Petersberg ist salpetrig. Bruder Prietsch hatte es zu Weihnachten fühlen müssen, ich mußte nun meinen Tribut bezahlen; ich wurde wieder unwohl und fieberte schlaflos die ganze Nacht.

Für heute war ein Ritt durch Siwane's Land festgestellt, um zu sehen, ob dasselbe wirklich so trefflich zur Missionsstation sich eignete, als die kafferländer Brüder, insonderheit Bruder Nauhaus, so bestimmt behaupteten. Wir bestiegen also, obgleich ich recht unwohl war, die Pferde und ritten zunächst etwa neun Miles zu dem Magistrat in Siwane's Land, Mr. Kayser, Sohn des alten Missionars Kayser. An der Herzlichkeit der Aufnahme und an der Freundlichkeit des Entgegenkommens der lieben Kayserschen Eheleute war zu merken, daß beide deutschen Blutes, obschon englischer Zunge waren. Kaysers Haus liegt unweit eines alten, verlassenen Forts, dessen Häuser mehr und mehr verfallen.

Während Mr. Kayser noch mit Polizeisachen zu thun hatte, die er schnell beendigte, lag ich auf dem Sopha und ruhte, wiederum unfähig, irgend etwas zu genießen. Unsere Kaffern, deren drei von Emdizeni freiwillig mitgegangen waren als unser Ehrengeleit, brachten die Nachricht, Siwane sei auf dem Lande des Magistrate gewesen, sei aber nach seinem Kral zurückgekehrt, um mich dort zu empfangen. Ich zog es vor, zuerst sein Land zu sehen und dann erst ihn selbst zu sprechen.

So brachen wir drei dann zu Mittag auf, Nauhaus, der Magistrate und ich, und wir durchkreuzten das Land Siwane's nach allen Richtungen in einem vierstündigen Ritt. Das Land ist ein rechtes specimen des alten Kafferlandes, von der Cultur der Europäer gar nicht erreicht, ganz wild, so weit nicht die Kaffern selbst ihre Gärten sich aus dem Walde oder den Bergabhängen herausgearbeitet haben. Obschon von zwei oder drei Flüßchen durchschnitten, ist es doch wasserarm, da die Flüsse zumeist nur nach Regen fließen, obschon alle ihre nie austrocknenden Löcher haben; nur ein Fluß fließt beständig, obgleich nicht mit vielem Wasser. Eine Fläche trafen wir nirgends; überall Hügel, die mit tiefen, theils sanft abfallenden, theils schroffen, theils kahlen, theils waldigen Schluchten durchfurcht waren. An den Abhängen der Schluchten und auf den Rändern wimmelte es von Kralen, größe-

ren und kleineren, der Kaffern, deren ungefähre Anzahl Mr. Kayser auf 5—7000 angab. Alle leben ohne geordnete Missionsthätigkeit wild dahin; die einzige Missionsunternehmung in dem ganzen Lande Siwane's wird durch einen wesleyanischen eingebornen Lehrer geleitet, der in der Nähe von Mr. Kayser wohnt. Es ist also noch Raum genug zur Arbeit, und wenn wir sänd eine Station anlegten, ehe eine andere Gesellschaft uns zuvorkäme, so würde hierselbst eine willkommene Gelegenheit zur Anlegung eines neuen Missionswerkes dargeboten sein, was zur Stärkung des Gesammt-Complexes unserer Mission hier im Lande von großer Wichtigkeit sein könnte.

Mr. Kayser ergriff diesen Gedanken mit großer Lebhaftigkeit und versprach seinerseits alle Förderung mit Rath und That. — Wir nahmen für alle Fälle sofort Augenschein von den eventuell auszusuchenden Plätzen, und fanden ihrer drei. Der eine ist eben das genannte Fort. Aber der Platz hat gegen sich, daß er, obgleich Siwane's Kral am nächsten, doch nicht im Centrum der dichten Heidenbevölkerung liegt; daß auch jener wesleyanische native teacher (eingeborener Lehrer) bereits dort in der Nähe wohnt. Etwa eine deutsche Meile weiter fanden wir einen Platz auf einem Bergrücken, zu dessen Füßen nach Kaysers Aussage ein Flüßchen fließt, das nie versiegt, und um welchen herum die Heiden in dichtester Bevölkerung wohnen. Der dritte Platz ist wieder etwa eine Meile weiter an der Keiskamma, ein lieblich Thalgelände, welches auch durch Ausleitung der Keiskamma zum großen Theil unter Wasser gebracht werden kann. Das wäre ein ausgesuchter Platz; nur daß die Anlegung einer Wasserschloot bedeutende Kosten machen würde, daß auch nur wenige von Siwane's Leuten in der Nähe wohnen, und daß jenseits der Keiskamma auch nur wenige Heiden wohnen.

So würde denn dem Platz Nr. 2 der Vorzug zu geben sein, wenigstens so weit wir auf den ersten Anblick beurtheilen konnten. Dieser Platz hat auch noch den Vorzug, daß er von der alten, jetzt verlassenen Landstraße (zwischen Grahamstown und King-Williamstown) durchschnitten wird, also auch für den Verkehr nicht so ganz unzugänglich ist. Ich mußte lebhaft bedauern, daß nicht, statt in Emdizeni, an diesem Ort die neue Kafferstation angelegt worden ist.

Den Rückweg von der Keiskamma nahmen wir in einer anderen Richtung. Er sollte näher sein, führte uns aber auf kaum wegsamen Viehpfaden bergauf, bergab durch Schluchten und Wald, oft so steil, daß wir absatteln und unsere Pferde nach uns führen mußten. Es gab dort die prachtvollsten Walddickichte, die wir durchkreuzten, und mancher Maler hätte sich glücklich geschätzt, dort Tage lang zeichnen zu dürfen. Ab und zu aber wurden

wir nicht blos durch felsige Flußschluchten, sondern auch durch künstliche Dornengehege aufgehalten, mittelst derer die Kaffern ihre Gärten gegen das andringende Vieh zu schützen versuchten.

Endlich wollten meine Kräfte nicht mehr ausreichen zum Klettern; ich bestieg mein Kafferpferd und ritt mitten durch dichte Dornen und über Felsblöcke hinweg eine steile Höhe hinan, deren Erklimmen zu Pferde ich vor vierzehn Tagen für unmöglich gehalten haben würde. Es war ein prachtvoller Weg an den tiefen, dunklen Schluchten vorbei, oder durch dieselben hindurch, oder über die weiten Rücken hin. Aber ich war doch herzlich froh, als ich, um vier Uhr bei Herrn Kayser angekommen, mich wieder auf dem Sopha ausstrecken konnte.

Auf dem Rückwege waren wir auch zu Siwane geritten; derselbe aber war ausgegangen, wie man uns berichtete; einer unserer Begleiter freilich wollte ihn in der einen Hütte gesehen haben. Wir ließen ihm Botschaft zurück, er solle zum Magistrate herüberkommen, sobald er wiederkäme. Er sandte auch nach einiger Zeit einen Kaffer mit der Nachricht, er werde kommen. Allein der Abend brach herein, und wir durften deshalb nicht länger, als bis sechs Uhr zögern; so brachen wir denn um sechs Uhr auf und erreichten um halb acht Uhr wohlbehalten unser Emdizeni, woselbst ich diese Nacht trefflich schlief, obschon ich den ganzen Tag nichts hatte essen können.

Donnerstag, den 24. Januar, fühlte ich mich durch Gottes Barmherzigkeit so gestärkt, daß ich um halb 9 Uhr satteln konnte, um nach Petersberg zu reiten, wohin Tois sein Volk zusammenzuberufen für heute versprochen hatte. Mein Kafferfuchs, der merkte, daß es nach Hause ginge, flog über das höckerichte Terrain wie ein Vogel, so daß ich in kaum 40 Minuten die anderthalb Meilen zurückgelegt hatte. In Petersberg fand ich alles leer, nur hier und da einige rothe Kaffern; auf dem Wege traf ich freilich die Getauften und die Einwohner von Emdizeni bis auf den letzten Mann. Schon dachte ich, Tois Wort, „sie werden nicht kommen", werde in Erfüllung gehen, aber nach und nach kam Häuflein auf Häuflein, so daß wir merkten, die Kirche werde lange nicht alle Versammelten fassen können. So wurde denn die Einrichtung getroffen, daß die Getauften und die Suchenden in der Kirche, die rothen Kaffern aber draußen vor der Thür ihren Platz nehmen sollten.

Da saßen sie denn, etwa 160 Mann stark, Männer und Frauen, alle in ihrer Ordnung, in heidnischer Weise schönst geschmückt, gruppenweise, wie ich mir denke, daß die Juden in der Bergpredigt gesessen haben, höchst ausdrucksvolle Gesichter. Und ihnen gegenüber das Häuflein der Gläubigen, an achtzig Mann stark, in der Kirche, harrend, singend, betend; es war für mich

ren und kleineren, der Kaffern, deren ungefähre Anzahl
ſer auf 5—7000 angab. Alle leben ohne geordnete
thätigkeit wild dahin; die einzige Miſſionsunternehm
ganzen Lande Siwane's wird durch einen wesleya
bornen Lehrer geleitet, der in der Nähe von Mr.
Es iſt alſo noch Raum genug zur Arbeit, und w
eine Station anlegten, ehe eine andere Geſellſ
käme, ſo würde hierſelbſt eine willkommene Gele
gung eines neuen Miſſionswerkes dargeboten ſei
kung des Geſammt-Complexes unſerer Miſſion h
großer Wichtigkeit ſein könnte.

Mr. Kayſer ergriff dieſen Gedanken mit
und verſprach ſeinerſeits alle Förderung mit
Wir nahmen für alle Fälle ſofort Augenſchein
auszuſuchenden Plätzen, und fanden ihrer drei.
das genannte Fort. Aber der Platz hat gege
gleich Siwane's Kral am nächſten, doch nic
dichten Heidenbevölkerung liegt; daß auch jener
teacher (eingeborener Lehrer) bereits dort
Etwa eine deutſche Meile weiter fanden wir e
Bergrücken, zu deſſen Füßen nach Kayſers A
fließt, das nie verſiegt, und um welchen
dichteſter Bevölkerung wohnen. Der dritte
eine Meile weiter an der Keiskamma, ein
welches auch durch Ausleitung der Keiskam
unter Waſſer gebracht werden kann. Das
Platz; nur daß die Anlegung einer Waſſerſ
machen würde, daß auch nur wenige von
Nähe wohnen, und daß jenſeits der Keisk
Heiden wohnen.

So würde denn dem Platz Nr. 2 der
wenigſtens ſo weit wir auf den erſten An
ten. Dieſer Platz hat auch noch den Vo
alten, jetzt verlaſſenen Landſtraße (zwiſch
King-Williamstown) durchſchnitten wird, a
kehr nicht ſo ganz unzugänglich iſt. Ich
daß nicht, ſtatt in Emdizeni, an dieſem Or
angelegt worden iſt.

Den Rückweg von der Keiskamma na
deren Richtung. Er ſollte näher ſein, füh
wegſamen Viehpfaden bergauf, bergab du
oft ſo ſteil, daß wir abſatteln und unſe
ren mußten. Es gab dort die prachtv
wir durchkreuzten, und mancher Maler h
dort Tage lang zeichnen zu dürfen.

oer zu den Assagaien
, die mit Löwen käm-
ter euch sind die star-
denen sie gegen diesen
e Zauberer sind nur die
ann hat mit den Zaube-
eiber geworden, wenn sie
chen! Und ihr meint, ihr
Nein, nimmer werdet ihr
t die Christen, die kennen
hat; habt ihr sie nicht eben
gen sie: „Fragst du, wer
r Herr Zebaoth, es ist kein
halten!“ Dieser Jesus Chri-
n Satan sein Reich zerstört
t, so weit die Sonne scheint,
auch, denn er hat auch euch
r müßt Ihm dienen, ihr mögt
zwingen!
hier und viele Heiden, aber so
n; die Zeit kommt, wo ihr weit
Heiden finden werdet. Alle wer-
in oder bekehrt!
eine gräßliche Botschaft, von dem
kündige Euch, daß Euer Gott ein
ch eine Mutter gesehen, die ihr
Oder die, weil es ungehorsam
n Stein zerschlug? Also hat auch
den Tagen Eurer Unwissenheit und
nun läßt er Euch verkündigen, daß
nde haben, und daß Ihr Buße thun
werden. Höret daher auf das Wort
t fleißig die Gotteshäuser auf; denn
Kaffern lügen, Lehrer reden die Wahr-
t; ich habe es aus Eurem Munde ge-
ttes Sohn Mensch geworden, und am
sterben mußte. Seht, da ist das große
ott hat Eure Sünden auf ihn gelegt,
let. Wie ein Bittender steht er jetzt vor
von Euch? Euer Vieh? Nein. Eure
Aecker? Nein. Eure Sünden bittet er
ße. Euer Elend bittet er von Euch, daß
erzen bittet er von Euch, daß er sie selig
abweisen? so wird der andere Herr kommen,
knechten.

ein ergreifender Augenblick. Einige der Kralvorsteher erkannte ich wieder von anderen früheren Besuchen auf ihren Kralen her.

Endlich wurde angefangen. „Ein' feste Burg ist unser Gott" sang das Häuflein da drinnen, daß es siegesmuthig hinausschallte in die doppelt so starke Zahl der draußen stumm und schweigend zuhörenden Heiden. Dann setzte Bruder Liefeldt den Versammelten in kurzen Worten den Zweck meines Kommens auseinander. Darauf hielt ich meine Predigt über Act. 17, 24 ff. Namhaus dolmetschte. Ich sprach etwa Folgendes:

„Ich bin durch einen mächtigen Herrn über das Meer gesandt worden, daß ich euch eine große Botschaft bringe. Ihr fragt mich: Wer ist der große Herr, was ist die große Botschaft? Ist der große Herr der Herr in Berlin, jenseits des Meeres, der alle Sendlinge gesandt hat? Ja, ihr Männer, es ist dieser Herr, aber der eigentliche Herr ist größer. Oder ist es der große König, von dessen Siegen wir vor Kurzem so viel gehört haben? Nein, ihr Männer, es ist ein größerer König, der König, der Himmel und Erde gemacht hat, und der ein Herr ist aller Herren. Ihr fragt weiter, was für ein Bote bist du? Ihr Männer, ihr nennt mich umfundisi umkulu (großer Lehrer); aber ich bin ein Wurm gegen den großen Heidenlehrer, dessen Rede an die Heiden in Athen ich euch eben vorgelesen habe; und dieser große Lehrer ist ein Wurm gegen den großen Lehrer, der vom Himmel kam, um aller Welt die Wahrheit zu verkündigen, und der noch heut seine Boten sendet, um durch ihren Mund zu den Völkern zu sprechen. Seht, dieser umfundisi umkulu hat mich gesandt, dieses Königs Bote bin ich; höret also aufmerksam zu, denn er läßt euch ein großes Wort sagen. — Das Erste, was er mich verkündigen läßt, ist, daß Er es ist, der Himmel und Erde gemacht hat. Euer Land, eure Beeste sind nicht von sich selbst, Er hat ein Wort gesprochen, da war euer Land da; Er hat ein Wort gesprochen, da war euer Vieh da; Er hat ein Wort gesprochen, da waret ihr selbst da; Ein Wort kostet es Ihn, so seid ihr Alle nicht mehr; fürchtet Ihn! Aber er ist ein gnädiger Gott, eure Zauberer und Regenmacher sind Lügner. Er, der Herr selbst, läßt die Sonne aufgehen, Er sendet Regen, Er sendet Speise für euch und euer Vieh; Ihn müßt ihr bitten, zu Ihm flehen, Ihm danken, denn Er ist euer großer Vater im Himmel. Habt ihr das gethan? Ihr wisset nichts von Gott, ihr dankt ihm nicht; soll er nicht zürnen? Ihr fürchtet euch nicht vor Gott, aber vor dem Teufel fürchtet ihr euch, denn euer Herz sagt euch, daß er mit Recht Gewalt über euch hat. Wollt ihr euch immer fürchten? Euer Gott läßt euch sagen: Es ist einer gekommen, der mit dem Teufel gekämpft und den Teufel besiegt hat. Wer ist der? Ihr Männer, wenn ein Löwe euer Vieh fraß, habt ihr da die Weiber

ausgesandt, mit ihm zu kämpfen, haben Kinder zu den Assagaien gegriffen? Nein, Männer mußten es sein, die mit Löwen kämpfen. Satan ist ein starker Löwe; wo unter euch sind die starken Männer, wo sind ihre Waffen, mit denen sie gegen diesen Löwen kämpfen? Ach ja, ihr wißt es, die Zauberer sind nur die Werkzeuge dieses Löwen, aber welcher Mann hat mit den Zauberern gekämpft? Eure Helden sind Weiber geworden, wenn sie den Zauberspuk auch nur von fern rochen! Und ihr meint, ihr wollt gegen den Löwen selbst kämpfen? Nein, nimmer werdet ihr in diesem Kampfe siegen. Aber fragt die Christen, die kennen den Mann, der diesen Löwen besiegt hat; habt ihr sie nicht eben in der Kirche singen hören? Da sangen sie: „Fragst du, wer der ist? Er heißt Jesus Christ! der Herr Zebaoth, es ist kein anderer Gott, das Feld muß Er behalten!“ Dieser Jesus Christus, Gottes einiger Sohn, hat dem Satan sein Reich zerstört und hat selbst sein Reich aufgerichtet, so weit die Sonne scheint, alles ist sein eigen, ihr gehört ihm auch, denn er hat auch euch mit Seinem Blute erkauft, und ihr müßt Ihm dienen, ihr mögt wollen, oder nicht! Er wird euch zwingen!

Noch sind wenige Christen hier und viele Heiden, aber so wird es nicht lange Zeit mehr sein; die Zeit kommt, wo ihr weit und breit in Kafferland keinen Heiden finden werdet. Alle werden entweder niedergeschlagen sein oder bekehrt!

Aber predige ich euch denn eine gräßliche Botschaft, von dem Zorn Gottes? Nein, ich verkündige Euch, daß Euer Gott ein Mutterherz hat. Habt ihr auch eine Mutter gesehen, die ihr Kind erwürgte, weil es schrie? Oder die, weil es ungehorsam wurde, sein Haupt mit einem Stein zerschlug? Also hat auch Euch der Herr getragen in den Tagen Eurer Unwissenheit und hat Euer verschont. Aber nun läßt er Euch verkündigen, daß die Tage der Nachsicht ein Ende haben, und daß Ihr Buße thun sollt, falls Ihr wollt gerettet werden. Höret daher auf das Wort des großen Propheten, suchet fleißig die Gotteshäuser auf; denn Ihr wißt, da ist Wahrheit. Kaffern lügen, Lehrer reden die Wahrheit, das wißt Ihr recht gut; ich habe es aus Eurem Munde gehört! Lernet, warum Gottes Sohn Mensch geworden, und am Kreuz für Eure Sünden sterben mußte. Seht, da ist das große Wort, das Lösegeld! Gott hat Eure Sünden auf ihn gelegt, daß Ihr frei werden solltet. Wie ein Bittender steht er jetzt vor Euch! Was bittet er von Euch? Euer Vieh? Nein. Eure Kleider? Nein. Eure Aecker? Nein. Eure Sünden bittet er von Euch, daß er sie büße. Euer Elend bittet er von Euch, daß er es wende. Eure Herzen bittet er von Euch, daß er sie selig mache! Wollt Ihr ihn abweisen? so wird der andere Herr kommen, der Satan, und Euch knechten.

Ihr Männer, ich war am letzten Sonntag in King-Williamstown und habe Eure Brüder gesehen, trunken, zerlumpt, wunderlich gekleidet. Wenn ich Euch nun anblicke, so spreche ich: ich sehe Männer, aber wenn ich jene ansehe, so sage ich, sie sind Narren! Ich schäme mich, sie noch Menschen zu heißen! Und wer hat sie so heruntergebracht? Der Satan! Und womit? Mit dem Branntwein! Ja, der Branntwein, der selbst Eure Fürsten zu Narren macht, wird Euch noch erwürgen, er wird Euch arm machen und umbringen. Und doch ist Branntwein nur ein Strick, mit dem Satan diejenigen plagt, die nicht Christi Knechte sein wollen. Er hat ihrer noch viele! Gedenket daran, daß ich es Euch gesagt habe.

Aber das Alles ist nur in dieser Zeit; es folgt auch noch eine Ewigkeit! Seht drüben den brennenden Berg, wer von Euch wollte gern mitten in der Flamme sein, ohne Ausweg, ohne Rettung? Und wenn dort noch Rettung wäre, Niemand rettet aus dem Feuer, das ewig brennt! Aber zum Gericht wird der Herr kommen, zum letzten Gericht über all seine Feinde, und dann wird er Jeden ewig verstoßen, der ihn auf Erden verschmäht hat. Und wie lieblich werden dagegen die Felder sein der Seligen. Eure Berge sind grün vom Thau, Eure Beeste fett, und Ihr seid wohl, wenn es geregnet hat; aber viel herrlicher wird das Land sein, darinnen der Herr Jesus zum ewigen Freudenmahl berufen wird, die ihm hier auf Erden dienen. Nun, ihr Männer, ich habe zu Euch gesprochen, was mein Gott mir aufgetragen hat. Wählet nun! Laßt nicht meine Worte sein wie der Wind, der an Euren Ohren vorbeisaust, sondern fanget sie auf in Eurem Herzen, laßt Euch unterweisen durch die Lehrer, lasset Euch taufen auf den Namen des Herrn Jesu, auf daß Ihr dem zukünftigen Zorn entfliehet, und an dem Erbe der Heiligen Theil habt!"

Mit Gebet des Bruder Nauhaus wurde die Versammlung entlassen. Sie gruppirten sich in Abtheilungen, um eine kleine Speisung, die ich für die Ferngekommenen hatte bereiten lassen, zu genießen. Inzwischen wandte ich mich an die kleine Gemeinde in der Kirche, und hielt ihnen ernst und dringlich vor, wie sie bereits den Ketten des Heidenthums entflohen seien, aber noch vielfach matt und schwach wären im Glauben und Bekenntniß. Ich hielt ihnen vor, wie heute die Versammlung in der Kirche und die draußen ein Abbild sei von dem, wie es sein werde in der Ewigkeit, wie aber sicherlich mancher, der jetzt hier in der Kirche sitze, dann würde zu den Verworfenen gehören, und mancher der draußen Sitzenden angenommen werden würde. Dann ermahnte ich sie, unter Hinweisung auf die blutige Kreuzesliebe des Herrn, zu größerer Wachsamkeit und Treue.

Die Versammelten hörten unter Schluchzen und Weinen

meinen Worten zu, und es war mir, als spürte ich etwas vom Wehen des heiligen Geistes, als ich den Segen über sie sprechen durfte!

Tois und Umdidschwa aßen mit uns bei Tische. „Habt Ihr Frieden geschlossen", fragte ich. „Ja, wir leben in Frieden", war Tois Antwort. „Werdet Ihr auch im Himmelreich mit am Tische Jesu sitzen", fragte ich weiter. „Ich weiß es nicht", antwortete Tois. „Siehe zu", antwortete ich, „daß Du es sicher wissest, und dann thue Fleiß einzugehen."

Die draußen blieben noch lange versammelt, und wiederholten unter einander jedes meiner gesprochenen Worte; die Christen erfuhren die Gastlichkeit der Petersberger Gemeinde bis gegen Abend.

Ich ritt nach Emdizeni zurück, wieder im Fluge. Als ich dort eine Skizze aufnahm, trat Andreas, der neugetaufte Fingu, zu mir. „Du hast ein großes Wort gesprochen zu den Heiden, aber das Du zu uns in der Kirche sprachst, war größer. Ja, großer Lehrer, ich will Fleiß thun, daß ich den Namen des Herrn Jesu bekenne." Er ist ein ernster Christ, und verspricht viel. Möge der Herr ihn in Gnaden bewahren!

Freitag, den 25. Januar, früh morgens, fühlte ich mich leiblich wieder ziemlich beschwert, und so matt, daß ich nicht gern meinen Sitz oder Lager verließ. Ich hatte seit mehr als zwei Tagen eigentlich gar keine feste Speise genießen können; dazu ist mein Leiden ein in dieser Zeit auch unter Afrikanern gewöhnliches, und das salpeterhaltige Wasser hier oben in Emdizeni will mir durchaus nicht zusagen. Ich begnügte mich, heut Vormittag das Tagebuch der letzten acht Tage zu schreiben und die Schule zu besuchen, und zwischendurch zu schlafen.

In der Schule fand ich vierzehn Kinder, die kleine Hälfte der Gesammtzahl, die sich auf zweiunddreißig beläuft. Ein junger Bursch von den Eingeborenen wurde als Helfer in der Schule benutzt. Ueber Leistungen und Haltung der noch mit den ersten Anfängen beschäftigten Schüler läßt sich noch nichts sagen.

Nachdem ich mich zu Mittag zu dem Entschluß ermannt hatte, ein gut Stück Fleisch zu essen, fühlte ich mich so viel fester, daß ich es wagen konnte, einen Weg von zwei Meilen zu reiten, um drei von Bruder Nauhaus hier und da besuchte Kraale ebenfalls aufzusuchen.

Der erste lag in Siwanes Land. Ich fand an fünfzehn Männer bald beisammen, an die ich eine Ansprache hielt, um sie auf den Herrn Jesum hinzuweisen. Sie waren sehr aufmerksam. Im zweiten Kral (dessen Vorsteher Sofika, einer der Geheimen Räthe Tschakas, vor einigen Monaten gestorben war) fand ich nur Wenige, zu denen ich sprechen konnte; im dritten Kral fand ich wieder mehrere. Ich freute mich, auf diese Weise das Arbeit-

feld des Bruder Nauhaus kennen zu lernen. Mit Sonnenuntergang kehrte ich frisch und gestärkt zurück.

Sonnabend, den 20. Januar, kam Siwane mit einer stattlichen Begleitung Berittener, um mir seinen Gegenbesuch zu machen. Ich ging gleich auf die Hauptsache ein: „Ich freue mich, Dich hier zu sehen; ich war in Deinem Lande, und habe es überall angesehen. Da habe ich viele Leute gesehen, die da wohnen, aber eine Schule habe ich nicht gesehen. Sage mir doch, Siwane, warum bist Du unter allen großen Häuptlingen des Landes der einzige, der für sein Volk noch keinen Lehrer hat?" Er: „Ich verlange sehr, einen Lehrer zu haben in meinem Lande, aber da ist keiner. Es wohnt wohl ein Fingu dort, der Gottes Wort lehrt, allein meine Augen sehen nach einem andern weißen Lehrer aus." Ich: „Würdest Du einen weißen Lehrer gern annehmen, wenn ich Dir einen sendete? — Er: „Ich habe Dir gesagt, ich würde mich sehr freuen, wenn ein weißer Lehrer käme." — Ich: „Verstehe mich recht, ich verspreche Dir nicht, Dir einen Lehrer zu senden, denn ich weiß nicht, was die andern großen Väter jenseits des Meeres dazu sagen werden. Aber das eine will ich Dich jetzt schon fragen. Wenn ich Dir einen weißen Lehrer sende, wirst Du ihm auch Land geben, daß er unter Deinem Volke wohnen könne?" — Er (nach einigem Nachdenken): „Ehe ich diese Frage beantworte, will ich zuvor eine kleine Frage thun. Würde der Lehrer, welchen Du senden willst, auch nicht streiten mit dem schwarzen Lehrer, der auf der andern Seite von mir wohnt?" — Ich: „Wir Lehrer sind nicht wie die Kaufleute, die den für einen Feind halten, der in ihrer Nähe einen Kaufladen aufschlägt; wir wollen nichts von Euch, sondern wollen Euch nur die himmlischen Güter bringen. Deshalb freuen wir uns, wenn recht viele mit und neben uns arbeiten. Der schwarze Lehrer wird unser Bruder sein; wir werden eine Stunde weiter gehen, so haben wir unsere Schüler, und er die seinigen. Dein Land ist ja groß genug." — Er: „Ja, es ist wahr, mein Land ist nicht enge. Ich freue mich über das Wort, das Du sagst, Du willst den schwarzen Lehrer nicht vertreiben, das Wort ist gut." — Ich: „Wenn ich Dir einen Lehrer sende, wirst Du mir dann auch von Deinen Leuten geben, die uns beim Bauen der Schule helfen?" — Er sann auf Antwort; deshalb fuhr Nauhaus fort: „Siehe, der große Lehrer meint, Du sollst die Schule als Deine ansehen, der Lehrer soll Dein Lehrer sein, wie ich der Lehrer und Unterthan von Tois bin, und darum denkt der große Lehrer, Du werdest wohl gern bauen helfen an der Schule." — Er: „Erst möge nur der Lehrer kommen, dann wollen wir mit einander einen Platz aussuchen, wo er bauen kann. Ihr kennt ja dann aber die Weise der Kaffern; sie werden arbeiten und helfen und

Ihr werdet ein Geringes bezahlen." — Ich: „Ich meine, werden Deine Leute nicht freiwillig helfen, indem sie Gras und Holz bringen?" — Er: „O ja, ich denke, ja wohl, daß sie helfen werden!" — Ich: „Wie denkst Du darüber. Da Du eine Schule haben willst, würdest Du dem Lehrer helfen, und die Leute vermahnen, daß sie kommen, Gottes Wort zu hören? Unser Ziel ist, daß die Heiden das Wort lernen; das können sie aber nur, wenn sie kommen, es zu hören." — Er: „Ich würde kein Gesetz geben, welches sagt: Gehet zur Kirche. Ich werde aber selbst hingehen, das werden die Leute sehen und auch gehen!" — Ich: „Das ist ein gutes Wort, darüber freue ich mich." — Er: „Ja, ich liebe schon lange Gottes Wort, und höre es auch jetzt bei dem schwarzen Lehrer, künftig werde ich es bei dem weißen Lehrer hören." — Ich: „Tois kommt fleißig zu unserer Kirche, das Wort zu hören; wirst Du eben so fleißig kommen?" — Er: „Was soll ich antworten? Wir wollen darüber reden an dem Tage, wenn die Schule gebaut werden wird. Jetzt mag ich nichts sagen, damit Ihr hernach nicht sagen möget, ich habe gelogen." — Ich: „Du hast ein weises Wort geredet, ein Narr verspricht mehr, als er hält, aber ein Weiser hält mehr, als er verspricht." — Er: „Ich werde bisweilen kommen, bisweilen werde ich auch nicht kommen. Ich kann es nicht leiden, wenn der schwarze Lehrer immer mich zwingen will und sagt, ich müsse glauben. — Ich: „Komm nur fleißig zur Kirche und höre das Wort, so wird es stark sein; nicht der Lehrer, sondern das Wort wird Dich zwingen, es wird Dir so süß sein, daß Du nicht mehr davon lassen kannst." Er: „Ja, ja, so ist es! Ich liebe das Wort, ich liebe die Schule, mehr kann ich nun über diesen Gegenstand nicht sagen. — Aber hast Du nun eine Decke für mich?" — Nauhaus antwortete sofort abschneidend, er habe ja eine schöne Decke. Er antwortete: „Diese schöne Decke (von Tigerfell und Buschbock) ist nicht meine, ich habe sie mir geborgt, um vor dem großen Lehrer würdig zu erscheinen." — Endlich sagte ihm Nauhaus, unsere Sache sei heute noch nicht zu Ende; an dem Tage, wo die Schule gebaut werde, solle er die Decke empfangen.

Siwane war offen und zugänglich; seine ganze Haltung erweckte Vertrauen; es war hier ganz anderes Schrot und Korn, als etwa bei dem trunkenen Sandile. Auch er schien noch nicht Lust zu haben, die Unterhaltung abzubrechen. Er fuhr fort: „Ja, ich wünsche einen weißen Lehrer zu haben; denn die Kraft ist bei den Engländern (unter dem Namen versteht der Kaffer auch die Deutschen mit). Zu der Zeit des Kafferkrieges war ich klein, aber das habe ich gesehen, bei den Kaffern war keine Kraft, sondern auf der andern Seite. Darum will ich, daß mein Volk auch lerne, wie die Engländer." — Ich: „Siehe, es ist

Gott der Herr allein, der ein Volk erniedrigt und wieder erhöht. Er erhöht einen Menschen, daß er Fürst sei, und dann stößt er ihn nieder, daß er nichts ist. Nicht die Engländer sind es gewesen, sondern Gott der Herr, der die Kaffern hat unterliegen machen. Aber damit hat er nicht Gedanken des Zornes gehabt, sondern Gedanken des Friedens. Ihr Kaffern seid ein stolzes Volk, und würdet nimmermehr arbeiten, wenn Ihr nicht zuvor gedemüthigt seid. Darum hat Gott für jetzt Eure Macht gebrochen. Die Engländer haben dazu Kraft, weil sie ein Volk sind, das Gott fürchtet. Werden die Kaffern erst den Herrn Jesum anbeten, so kann Gott sie auch noch einmal zu einem starken, glücklichen Volk machen!" — Er: „Dies ist das Ding, welches ich nicht verstehe, denn ich bin dumm und meine Leute sind auch dumm. Freilich sind auch Dinge, die wir besser verstehen, als Ihr, obgleich wir das Buch nicht kennen (nicht lesen)". — Ich: „Die Dinge der Erde erkennt Ihr und erkennen wir mit unserm Verstande; aber es giebt auch himmlische Dinge, die weiß nur Gott, und der hat sie uns durch seine Propheten und Apostel offenbart. Das sind die Dinge, die wir Euch lehren wollen; das sind die großen Dinge, die Dir sagen, wie Du ewig vor Gott selig sein kannst!" — Er: „Daß ein Gott sei, weiß ich jetzt auch. Früher, wenn Jemand krank wurde, etwa an der Gicht, da sandten wir zu unsern Aerzten, die haben viel an dem Kranken herumgearbeitet, und ihn dann liegen lassen. Jetzt senden wir nicht zu den Aerzten, dann wird der Kranke selbst gesund, und wir sagen dann, Gott hat den Kranken gesund gemacht." Ein anderes Beispiel, wie er beschrieb, daß auch die Kinder Gottes Geschenk seien, läßt sich nicht füglich mit seinen Worten wiedergeben. Dann fragte er, warum es jetzt nicht regne. Ich antwortete ihm, der Regen sei Gottes Werk, die Menschen zu segnen, die Dürre sei auch Gottes Werk, damit die Menschen zu Gott beten, und darum wollten wir Lehrer das Volk lehren, daß sie auch um Regen beten lernten. — Damit endete die Unterredung. Als er sah, daß mir sein Stock gefiel, schenkte er ihn mir mit der Bemerkung, er habe ihn selbst aus dem Walde geschnitten. Ich versprach ihm dafür ein Hemd, das ich selbst getragen habe, ein schönes, buntes Hemd.

Die Mittags- und Nachmittagsstunden verwandten wir zu Besuchen in der Gemeinde, in der wir jedes einzelne Haus aufsuchten. Getaufte, Taufkandidaten und Heiden gaben tiefe, eingehende Antworten, die davon zeugten, daß an diesem Ort das Wort tiefe Wurzeln geschlagen hat. Vierzehn Taufkandidaten harren der Aufnahme. „Ich bin nicht mehr auf der Erde, ich bin im Himmel, dort ist meine Wohnung", sagte ein alter Greis, dessen Sehnen vielleicht sehr bald gestillt sein wird. Ein anderer

sprach seinen Schmerz über seine Sünden und sein Verlangen nach dem Heil in Christo in der ergreifendsten Weise aus. Nauhaus bestätigte, daß er an diesem ernsten Christen viel Freude habe.

Gegen Abend besuchten wir zuerst die aus einer Felsschlucht entspringende Quelle, die das gute Trinkwasser giebt, und die Nauhaus gleich zuerst eingedammt hatte. Dann gingen wir in eine Felsschlucht der Madisa, ein prachtvolles Stück Gebirgsromantik. Auf dem Rückwege sprachen wir bei Sotondoshe, dem Schulzen, ein. Er kauerte mit seinen zwei Weibern und einem Häuflein Kinder um das Feuer. „Sotondoshe, hast Du das zu Herzen genommen, was ich neulich in Petersberg sprach?" Sotondoshe: „Ja, ich habe das Wort gehört, und vergessen werde ich es nie; aber Du Lehrer, hast uns zu hart geschlagen." Ich: „Habe ich denn blos Wunden geschlagen mit dem Wort, habe ich nicht auch den Arzt Euch gezeigt, der Eure Wunden heilen will?" Sotondoshe: „Ja, das ist wahr, und wir erkennen, daß das ganze Wort Wahrheit ist; aber das ist es ja eben, warum wir uns fürchten, weil wir das Wort nicht angenommen haben". Ich: „Sotondoshe, was hindert Dich, daß Du das Wort noch heute annimmst, wenn Du es doch für Wahrheit hältst?" Sotondoshe: „Daß das Wort Wahrheit ist, das weiß ich, aber darum fürchte ich mich so sehr vor dem Tage des Gerichts; das Wort ist uns gepredigt, was sollen wir dort dem Herrn antworten?" Ich: „O wie leicht kannst Du dieser Furcht entgehen, wenn Du nur gründlich Dich bekehrst und die Gnade annimmst, die Dir der Herr anbietet." Sotondoshe: „Was soll ich weiter reden, dies ist nicht ein Ding, was mit Worten erreicht wird." Ich: „Nein, sicherlich nicht, aber bitte Gott, daß er Dir seinen Geist gebe, auf daß Du mit der That und Wahrheit es ergreifest." — Sotondoshe antwortete nichts. Leider ist er erst vor wenigen Monaten durch ein zweites Weib an das Heidenthum gebunden. Sonst wäre er vom Reiche Gottes nicht fern, zu welchem es ihm weder an Erkenntniß, noch an Heilsverlangen fehlt!

Am Abend war Beichte. Vierzehn farbige Mitglieder empfingen die heilige Absolution; ich ertheilte sie Nauhaus, und er mir! O Herr, laß im Himmel gelöst sein, was auf Erden gelöset ist nach Deiner Erbarmung!

Sonntag, den 27. Januar, war heiliges Abendmahl, das Kirchlein war gedrückt voll gekleideter (christlicher), und rother (heidnischer) Kaffern; ich predigte über die Einsetzungsworte und ertheilte und empfing das heilige Sakrament. Nachmittags kam die ganze Gemeinde zusammen, um Abschied zu nehmen; sie waren sehr bewegt und dankbar, es war mir, als spürte ich, sie hätten sich lieb gewonnen. Ueberhaupt ist der Kaffer keineswegs so stumpf gegen freundschaftliche Gefühle, als man ihm gewöhnlich

wieder Bollwerke entgegenstelle. Er antwortete wie einer, der nicht weiß, auf welche Seite er sich neigen solle.

In Petersberg trafen wir mit einbrechender Dunkelheit ein. Die Gemeinde war zum heiligen Sakrament versammelt, das sie aus meinen Händen zu empfangen wünschte. Ein lieber Gast war bei der Feier zugegen, unser früherer Missionar Gregorowsky aus Sommerset, der Abends zuvor zum Besuch gekommen war. Er ist ein stiller, völlig subjectivistisch gerichteter, frommer Mann, im Aeußern dem alten Vater Goßner sehr ähnlich, nur daß bei ihm Milde im Ausdruck des Gesichts lag, während aus Goßner's Augen mehr Feuer des Bekenners leuchtete. Er hat in seiner Gemeinde eine gesegnete Wirksamkeit, viele Hunderte von Getauften. Außer Sommerset bedient er eine zweite Gemeinde auf neun Stunden Entfernung. Auf diese Weise hat er ein Gehalt von nahezu 300 Pfd. Sterl., von dem er behauptet, daß es nur gerade ausreiche, um seine Bedürfnisse zu decken.

Ich fragte ihn, wie er denn unter den Independenten seine kirchliche Stellung genommen habe. Er antwortete, die Independenten legten gar kein Gewicht hierauf, sondern ließen jeden Missionar auf seine Weise gewähren; er selbst gebrauche im heiligen Abendmahl die lutherische Spendeformel, und die übrigen Geistlichen hätten bei ihm communicirt, ohne sich hieran zu stoßen.

## X.

### Rückreise nach Bethel, Conferenz.

Montag, den 28. Januar, blieben wir etwas länger, als wir beabsichtigt hatten, in Petersberg, da wir den Bruder Gregorowsky noch etwas genießen wollten. Gegen 11 Uhr kam die Gemeinde um zu „grüßen," und wir fuhren nach King-Williamstown weiter. Wir hatten beabsichtigt, Mr. Appelyard auf Mountcook zu besuchen, waren aber zu der falschen Annahme verleitet, er sei verreist. In King-Williamstown erfuhren wir nun beim Wesleyaner-Pastor Fisch, er sei dennoch zu Hause. Es war aber nun bereits zu spät, noch nach Mountcook zu fahren; so mußte ich dies aufgeben.

In Fisch fand ich einen lebendigen, frischen Geistlichen; er sprach mit vieler Befriedigung von den Fortschritten seiner Genossenschaft, die im vorigen Jahre um mehr als zwei tausend Glieder gewachsen sei, unter denen zwei Drittel Schwarze seien.

nachſagt. Freilich betrachtet er den Europäer als Fremdling, und als den Herrn, dem er vornämlich als Bettler gegenüberſteht, um von ihm zu empfangen. Aber ſo wie er ſein Weib und ſeine Verwandten wirklich lieb hat, für letztere auch alles hingiebt, wo es noth thut, ſo bildet ſich, wenn der Miſſionar ſich auf ein näheres Verhältniß einläßt, doch auch bald ein Pietätsband, das Jahre dauert. Es war mir rührend, wie ein alter, grauer Heiden-Kaffer, einer von Tois Räthen, völlig elektriſirt wurde, als er hörte, ich werde Döhne ſehen. Er konnte kaum Worte genug finden für den wärmſten Wunſch und Auftrag, daß ich doch ja Döhne von ihm grüßen möchte: — und Döhne, von dem er zuerſt das Wort Gottes gehört hat in Bethel, iſt doch ſchon mehr als ein viertel Jahrhundert lang fort. Nauhaus beſtätigte es, daß es ſich namentlich zu Emdizeni, eben ſo wie früher in Stendal, mit den Kaffern ſehr gut lebte, daß ſeine Dienſtboten die treuſten, ehrlichſten Leute ſeien, und daß er auch unter den umwohnenden Heiden manchen hätte, der mit Liebe an ſeiner Perſon hange. Unter denen, die mich zum Abſchied zu grüßen kamen, war auch wieder der alte Sotondoſhe: er war ſehr bewegt, es arbeitete ſichtlich in ſeiner Seele. Ich ſprach zu ihm: „Du biſt nicht fern vom Reich Gottes, mein letzter Segensſpruch für Dich iſt, daß Du mögeſt ganz hineinkommen!“ — Als wir die Pferde beſtiegen, ſtimmten die Verſammelten einen Choral an, unter deſſen Klängen wir dahin eilten.

Wir ritten zunächſt zu Tois, der zu Mittag in Emdizeni geweſen war als anſtändig gekleideter Mann, und der ganz verſtändig mitgeſprochen hatte. Jetzt fanden wir ihn als rothen Kaffer nackt auf einem Fell liegend mit einer Decke umhüllt, von ſeinen Geheim-Räthen, etwa funfzehn Mann, umgeben, am Viehkral; ich hatte ernſt genug ihm den Weg des Heils öffentlich und ſonderlich ans Herz gelegt, ſo daß ich mich diesmal mit einigen ernſten Abſchiedsworten begnügte. Von ihm ritten wir zu Umdidſchwa's Kral. Auch ihn fanden wir als rothen Kaffer. Ich ſuchte auch in ſeinem Gewiſſen einige Stacheln zurückzulaſſen. Dieſer junge Mann hat für mich etwas überaus Anziehendes; ſein mildes Angeſicht, ſein offenes Weſen, verbunden damit, daß es doch Zeiten für ihn gab, wo er ernſtlich ſuchte, erweckt immer wieder in mir die Hoffnung, er könne noch gewonnen werden. „Wann wirſt Du dem Herrn die Ehre geben, und Dich zu Jeſu bekennen, deſſen Wort Du als Wahrheit erkannt haſt?“ fragte ich ihn. „Es iſt zu ſchwer,“ lautete die Antwort, „ich kann nicht loskommen. Ich weiß, Du haſt Recht, aber ich kann nicht!“ Ich ermahnte ihn, erſt ein Weib zu haben und ſich von der zweiten loszumachen, auch nicht ferner in die Stadt zu reiten zum Saufen, damit er dem heiligen Geiſt, der an ihm arbeite, nicht immer

wieder Bollwerke entgegenſtelle. Er antwortete wie einer, der nicht weiß, auf welche Seite er ſich neigen ſolle.

In Petersberg trafen wir mit einbrechender Dunkelheit ein. Die Gemeinde war zum heiligen Sakrament verſammelt, das ſie aus meinen Händen zu empfangen wünſchte. Ein lieber Gaſt war bei der Feier zugegen, unſer früherer Miſſionar Gregorowsky aus Sommerſet, der Abends zuvor zum Beſuch gekommen war. Er iſt ein ſtiller, völlig ſubjectiviſtiſch gerichteter, frommer Mann, im Aeußern dem alten Vater Goßner ſehr ähnlich, nur daß bei ihm Milde im Ausdruck des Geſichts lag, während aus Goßner's Augen mehr Feuer des Bekenners leuchtete. Er hat in ſeiner Gemeinde eine geſegnete Wirkſamkeit, viele Hunderte von Getauften. Außer Sommerſet bedient er eine zweite Gemeinde auf neun Stunden Entfernung. Auf dieſe Weiſe hat er ein Gehalt von nahezu 300 Pfd. Sterl., von dem er behauptet, daß es nur gerade ausreiche, um ſeine Bedürfniſſe zu decken.

Ich fragte ihn, wie er denn unter den Independenten ſeine kirchliche Stellung genommen habe. Er antwortete, die Independenten legten gar kein Gewicht hierauf, ſondern ließen jeden Miſſionar auf ſeine Weiſe gewähren; er ſelbſt gebrauche im heiligen Abendmahl die lutheriſche Spendeformel, und die übrigen Geiſtlichen hätten bei ihm communicirt, ohne ſich hieran zu ſtoßen.

## X.

### Rückreiſe nach Bethel, Conferenz.

Montag, den 28. Januar, blieben wir etwas länger, als wir beabſichtigt hatten, in Petersberg, da wir den Bruder Gregorowsky noch etwas genießen wollten. Gegen 11 Uhr kam die Gemeinde um zu „grüßen," und wir fuhren nach King-Williamstown weiter. Wir hatten beabſichtigt, Mr. Appelyard auf Mountcook zu beſuchen, waren aber zu der falſchen Annahme verleitet, er ſei verreiſt. In King-Williamstown erfuhren wir nun beim Wesleyaner-Paſtor Fiſch, er ſei dennoch zu Hauſe. Es war aber nun bereits zu ſpät, noch nach Mountcook zu fahren; ſo mußte ich dies aufgeben.

In Fiſch fand ich einen lebendigen, friſchen Geiſtlichen; er ſprach mit vieler Befriedigung von den Fortſchritten ſeiner Genoſſenſchaft, die im vorigen Jahre um mehr als zwei tauſend Glieder gewachſen ſei, unter denen zwei Drittel Schwarze ſeien.

Freilich nehmen die Wesleyaner es mit der Bekehrung und dem Taufunterricht nicht so genau, und sehen eine Spur vorübergehender Rührung leicht als Bekehrung an. Ihr Eifer ist indeß immerhin sehr anerkennenswerth. Sie ziehen, da sie nicht weiße Lehrkräfte genug besitzen, auch die Kaffern selbst vielfach als Mitarbeiter heran, zunächst als Nationalhelfer und Schullehrer; nächstens denken sie auch etliche zu Geistlichen zu ordiniren. Sie sind aber nicht so scheu gegenüber den traurigen Erfahrungen, die die Kaffermission vielfach mit solchen Native-Teachers zu machen hat, und die auch Fisch auf mein Befragen in Bezug auf seine Native-Teachers nicht in Abrede stellte.

Die Wesleyaner besolden diese Nationalgehülfen bisher mit 20—75 Pfd. Sterl., den ordinirten Geistlichen gedenken sie 150 Pfd. Sterl. zu geben; die meisten erhalten 200 Pfd. Sterl. In dem Hause des Herrn Fisch sah es sehr elegant aus.

Nachdem ich mich beim Herrn Archediacon verabschiedet und bei seiner Frau, meiner liebenswürdigen Krankenpflegerin, bedankt hatte, blieben wir noch ein liebes Stündchen bei Clüver, machten sodann dem Civil-Commissionar (der höchsten Civilperson im Kafferland), Mr. Taylor, unsere Aufwartung, und erhielten von ihm die Zusicherung, daß er das Missionsunternehmen bei Siwane befördern wolle. Dann fuhren wir nach Peelton, zu Missionar Birt, wo wir leider zwei Nächte zu früh ankamen, um einen prachtvoll wie die Königin der Nacht blühenden weißen Cactus, der mit mehr als hundert, dem Aufbrechen nahen Knospen bedeckt war, in seiner Pracht zu schauen. Bruder Birt nahm uns auch heute mit aller Freundlichkeit auf, und erzählte in seiner treuherzigen Weise viel aus seiner reichen Missionserfahrung.

Dienstag, den 29. Januar, nöthigte mich Bruder Birt bereits um 6 Uhr zu einer Fahrt nach South-Peelton, damit ich dort eine Ansprache an die zum Morgengottesdienst versammelte Gemeinde halte. Es war dies der Ort, von dem ich oben erzählt habe, daß daselbst eine so durchgreifende Erweckung stattgefunden habe. Diese Filial-Station von Peelton, etwa eine halbe Stunde entfernt, hat sich ganz aus eigenen Mitteln ein Kirchlein erbaut, in welchem sie alle Morgen zum Gebet sich sammelt; ich fand über hundert Erwachsene bei einander, die meiner über 2. Cor. 13, 13 gehaltenen Ansprache mit lebhafter Theilnahme folgten.

Nach dem Frühstück fuhren wir nach Frankfurth, woselbst Clüver mich bereits erwartete. Die Frankfurther Gemeinde, etwa hundert Deutsche, hatte sich zum Gottesdienst in dem selbsterbauten Kirchen- und Schulgebäude versammelt; ich predigte über Joh. 3, 1—15, und fand auch hier eine sehr aufmerksame Gemeinde.

Von Frankfurth fuhr mich Herr von Linsingen, ein früherer hannoverscher Hauptmann und Legionär, der in Afrika den Herrn suchen gelernt hat, zwei Meilen weit nach Braunschweig, woselbst die ebenfalls von Clüver bediente deutsche Gemeinde sich soeben ein eigenes Gotteshaus erbaut hatte. Auch hier fand ich über hundert Erwachsene versammelt, denen ich eine Predigt über den reichen Mann hielt. Die Gemeinde war trotz der drückenden Schwüle ernst aufmerksam bis zum letzten Augenblick.

Es ist überhaupt erfreulich, wie die deutschen Auswanderer in Kafferland innerlich und äußerlich sich aufnehmen. Durch die Bank fleißig, haben sie es auch bereits bis zu einem gewissen Wohlstand, ja Reichthum gebracht, und den Bemühungen unsers Kropf und Clüver's, zum Theil auch Liefeld's ist es gelungen, sie kirchlich um das lutherische Bekenntniß und lutherische Gemeindeordnung zu sammeln. Freilich ist die alte, aus Deutschland mitgebrachte Gleichgültigkeit, Unglaube, Mangel an Opferwilligkeit, bei großen Ansprüchen in Bezug auf Kirche und Schule, noch lange nicht überwunden, und Clüver hat bisweilen seine große Noth; allein er hält fest, und bricht mit seiner großen Hingabe und Freundlichkeit auch durch dies Eis, und befestigt trotz mancher Widerwärtigkeiten, Zerwürfnisse, Anfechtungen und Aergernisse die lutherische Gemeinde je mehr und mehr.

Ziemlich erschöpft, da die Ausläufer meines letzten Unwohlseins noch nicht ganz überwunden waren, langte ich am Abend in Bethel an, woselbst wir die übrigen Brüder bereits zur Conferenz versammelt fanden.

Mittwoch, den 30. Januar, begannen die Conferenz-Verhandlungen mit der Vorlesung und Besprechung der Stationsberichte, welche Gelegenheit boten zu eingehenden Besprechungen über die Amtsführung der Missionare; sowie über die besten Wege, um die Heidengemeinden zu selbstthätiger Mitarbeit zu erziehen. Meine Besuche bei den Missionaren anderer Gesellschaften und die dort gesammelten Erfahrungen boten mir Stoff, die Brüder auf manche bisher noch nicht, oder weniger eingehend, betretene Wege hinzuleiten.

Donnerstag, den 31. Januar, wurden die Gespräche über die Amtsführung der Missionare fortgesetzt, und in Specie auf die Frage eingegangen, ob die Aussendung von Handwerkerbrüdern für die Mission von überwiegendem Nutzen, oder vielmehr schädlich sei. Auch diese Conferenz sprach sich gegen die Aussendung von Handwerkerbrüdern aus.

Am Abend versammelte sich die Gemeinde auf den freien Antrieb einiger christlichen Mitglieder zu einer Gebetsversammlung, in welcher der Herr um Regen angefleht wurde. Es beteten etwa sechs Kaffern, so daß jedesmal zwischen zwei Gebeten ein

Vers des Liedes „Aus tiefer Noth" gesungen wurde; den Inhalt der etwas redneriſch geſprochenen Gebete, konnte ich nicht verſtehen, die Haltung der Gebetsgemeinde war würdig. Ein Amalienſteiner betete holländiſch, ich deutſch. Etwas Regen iſt ſeitdem geſtern und heute gefallen, obgleich noch nicht genügend; manche Milisfelder ſind bereits vertrocknet.

Freitag, den 1. Februar, wurde in der Conferenz die Umgeſtaltung der Conferenzen berathen und beſprochen. Ich beabſichtigte, Bruder Kropf zum Superintendenten des kafferländiſchen Miſſionskreiſes einzuſetzen, und überhaupt die Kaffernmiſſion, da dieſelbe in der That manches hoffnungserweckende Lebenszeichen mir darbot, nach Kräften zu ſtärken. Zu dem Ende ſprach ich mit den Brüdern die betreffenden Paragraphen der Inſtruction durch, um ihre Erfahrungen und ihren Rath in Betreff der einzuführenden Aenderungen zuvor einzuholen. Außerdem legte ich den Plan zur Errichtung der Station bei Siwane zu eingehender Berathung vor. Er fand allſeitige, freudige Zuſtimmung. Endlich beſprachen wir das Verhältniß der hieſigen deutſchen Gemeinde zu der Miſſionsgemeinde, und es wurden die nöthigen Beſtimmungen zur Regelung dieſes Verhältniſſes getroffen. — Gegen Abend machten wir einen kleinen Spaziergang durch die Umgebungen des ungemein lieblich gelegenen Bethel.

Sonnabend, den 2. Februar, wurde zunächſt über die Landvermeſſungsangelegenheit geſprochen. Es empfahl ſich, daß ſo bald als möglich der Stationsgrund vermeſſen und mit Beſitztitel verſehen werde; wenngleich die Einzelvermeſſung der den Bewohnern gehörenden Parcellen, weil ſie die polizeiliche Gerichtsbarkeit der Miſſionare und damit die Befugniß, widerwärtige Elemente fern zu halten, beſchränkte, manches gegen ſich hatte. Sodann wurden die Schulverhältniſſe beſprochen, und beſtimmt, daß jeder einzelne Bruder den Grant der Regierung (von 15—45 Pfd. Sterl.) nachſuchen ſolle. Weiter wurde nach dem vorhandenen Kirchenſchmuck, der agendariſchen Ordnung, den Taufzeiten gefragt und darüber das nöthige veranlaßt. Auch der Verkehr der Miſſionare mit anderen Geſellſchaften kam zur Sprache, und es ergab ſich, daß unſere Miſſionare nicht nur, wie ich mich davon ſelbſt überzeugt hatte, von allen andern mit Achtung angeſehen werden, ſondern auch mit allen in Frieden leben, ja engere Beziehungen zu den anderen Geſellſchaften haben, als dieſe reformirten Abtheilungen unter einander. Während z. B. alle den biſchöflichen, wegen deren katholiſirenden hierarchiſchen Tendenz fremd ſind und wiederum die meiſten von ihnen ſeitens der Biſchöflichen als Schismatiker gemieden werden, während die Wesleyaner wegen ihrer propagandiſtiſchen Beſtrebungen mit Eiferſucht angeſehen werden, und wiederum dieſe wegen der Verwerfung der Appel-

yard'schen Bibelübersetzung die anderen als ihre Gegner ansehen, sind unsere lutherischen Brüder von allen geachtet, und mit Niemand im Streit. Die Episcopalen erkennen an, daß in dem Ausbau der liturgischen Formen, der Beobachtung des Kirchenjahrs ꝛc. wir ihnen gleich sind, ja sie auch noch übertreffen in einzelnen Stücken; die Wesleyaner erkennen an, daß wir auf diese Formen nicht den übertriebenen Werth legen, wie die Anglikaner, und daß wir das, was ihnen obenan steht, die Förderung wahren Thatchristenthums unsere Hauptsache sein lassen; die schottischen Presbyterianer erkennen an, daß wir, gegenüber den manchen neumodischen Abweichungen auf dem Grunde der reformatorischen Bekenntnisse stehen; die Londoner erkennen unsern Eifer in der Amtsführung an, — und so stehen unsere lutherischen Missionare inmitten der vielen anderen da, wohlgelitten, weil sie bei vorkommenden Grenzüberschreitungen nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, sondern Unrecht tragen können, und weil sie, ohne viel Aufhebens zu machen, ihr Werk in der Stille treiben mit größerem Ernst und sorgsamerer Wahl bei der Zulassung zur Taufe, als irgend eine andere Missionsgesellschaft; darum zwar kleinere, aber im Ganzen auch reinere Gemeinden habend, als die meisten der anderen. So erweist sich auch hier die lutherische Kirche als die wohlgeschmückte, werthe Magd des Herrn, die das in sich vereinigt, was die andern an zerstreuten Stücken besitzen, und die in der Stille bauend, Gnade findet vor Gott und Menschen!

Sonntag, den 3. Februar, war wieder ein reicher Segenstag. Im Vormittagsgottesdienst konnte ich drei Kaffern (erwachsene) taufen; ich las die Taufliturgie nach der ins Kafferische übersetzten Bachmann'schen Agende. Am Nachmittag ordinirte ich Bruder Beste und instituirte ich Bruder Kropf als Superintendenten der Kaffer-Synode; der Abend vereinigte die Brüder zum gemeinsamen Empfang des heiligen Abendmahls.

Montag, den 4. Februar, wurde zunächst Vormittags die Schulprüfung gehalten. Petrus Maziko erwies sich als ein mäßig geschickter Lehrer; das Fragen verstand er weniger; er scheint ein eingelehrter Schulmeister zu sein, der namentlich auch viel deutsche Bücher studirt. Er hat ganz bedeutende geistige Gaben, weiß sie aber nicht immer praktisch an den Mann zu bringen.

Der übrige Theil des Tages brachte für die Conferenz-Besprechung sehr wichtige Gegenstände, die Frage nach den Vorbedingungen der Taufe bei Kindern und Erwachsenen unter den Heiden, nach der Confirmation in ihrer wahren kirchlichen Bedeutung, die Excommunication, die Eheschließung, die Polygamie und das Lobola. Es war die einstimmige Ansicht der Brüder, daß die Polygamie für das Kaffervolk keine Frage mehr sei, sondern von

Vers des Liedes „Aus tiefer Noth" gesungen wurde; den Inhalt der etwas rednerisch gesprochenen Gebete, konnte ich nicht verstehen, die Haltung der Gebetsgemeinde war würdig. Ein Amaliensteiner betete holländisch, ich deutsch. Etwas Regen ist seitdem gestern und heute gefallen, obgleich noch nicht genügend; manche Milisfelder sind bereits vertrocknet.

Freitag, den 1. Februar, wurde in der Conferenz die Umgestaltung der Conferenzen berathen und besprochen. Ich beabsichtigte, Bruder Kropf zum Superintendenten des kafferländischen Missionskreises einzusetzen, und überhaupt die Kaffernmission, da dieselbe in der That manches hoffnungserweckende Lebenszeichen mir darbot, nach Kräften zu stärken. Zu dem Ende sprach ich mit den Brüdern die betreffenden Paragraphen der Instruction durch, um ihre Erfahrungen und ihren Rath in Betreff der einzuführenden Aenderungen zuvor einzuholen. Außerdem legte ich den Plan zur Errichtung der Station bei Siwane zu eingehender Berathung vor. Er fand allseitige, freudige Zustimmung. Endlich besprachen wir das Verhältniß der hiesigen deutschen Gemeinde zu der Missionsgemeinde, und es wurden die nöthigen Bestimmungen zur Regelung dieses Verhältnisses getroffen. — Gegen Abend machten wir einen kleinen Spaziergang durch die Umgebungen des ungemein lieblich gelegenen Bethel.

Sonnabend, den 2. Februar, wurde zunächst über die Landvermessungsangelegenheit gesprochen. Es empfahl sich, daß so bald als möglich der Stationsgrund vermessen und mit Besitztitel versehen werde; wenngleich die Einzelvermessung der den Bewohnern gehörenden Parcellen, weil sie die polizeiliche Gerichtsbarkeit der Missionare und damit die Befugniß, widerwärtige Elemente fern zu halten, beschränkte, manches gegen sich hatte. Sodann wurden die Schulverhältnisse besprochen, und bestimmt, daß jeder einzelne Bruder den Grant der Regierung (von 15—45 Pfd. Sterl.) nachsuchen solle. Weiter wurde nach dem vorhandenen Kirchenschmuck, der agendarischen Ordnung, den Taufzeiten gefragt und darüber das nöthige veranlaßt. Auch der Verkehr der Missionare mit anderen Gesellschaften kam zur Sprache, und es ergab sich, daß unsere Missionare nicht nur, wie ich mich davon selbst überzeugt hatte, von allen andern mit Achtung angesehen werden, sondern auch mit allen in Frieden leben, ja engere Beziehungen zu den anderen Gesellschaften haben, als diese reformirten Abtheilungen unter einander. Während z. B. alle den bischöflichen, wegen deren katholisirenden hierarchischen Tendenz fremd sind und wiederum die meisten von ihnen seitens der Bischöflichen als Schismatiker gemieden werden, während die Wesleyaner wegen ihrer propagandistischen Bestrebungen mit Eifersucht angesehen werden, und wiederum diese wegen der Verwerfung der Appel-

yard'schen Bibelüberſetzung die anderen als ihre Gegner anſehen, ſind unſere lutheriſchen Brüder von allen geachtet, und mit Niemand im Streit. Die Episcopalen erkennen an, daß in dem Ausbau der liturgiſchen Formen, der Beobachtung des Kirchenjahrs ꝛc. wir ihnen gleich ſind, ja ſie auch noch übertreffen in einzelnen Stücken; die Wesleyaner erkennen an, daß wir auf dieſe Formen nicht den übertriebenen Werth legen, wie die Anglikaner, und daß wir das, was ihnen obenan ſteht, die Förderung wahren Thatchriſtenthums unſere Hauptſache ſein laſſen; die ſchottiſchen Presbyterianer erkennen an, daß wir, gegenüber den manchen neumodiſchen Abweichungen auf dem Grunde der reformatoriſchen Bekenntniſſe ſtehen; die Londoner erkennen unſern Eifer in der Amtsführung an, — und ſo ſtehen unſere lutheriſchen Miſſionare inmitten der vielen anderen da, wohlgelitten, weil ſie bei vorkommenden Grenzüberſchreitungen nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, ſondern Unrecht tragen können, und weil ſie, ohne viel Aufhebens zu machen, ihr Werk in der Stille treiben mit größerem Ernſt und ſorgſamerer Wahl bei der Zulaſſung zur Taufe, als irgend eine andere Miſſionsgeſellſchaft; darum zwar kleinere, aber im Ganzen auch reinere Gemeinden habend, als die meiſten der anderen. So erweiſt ſich auch hier die lutheriſche Kirche als die wohlgeſchmückte, werthe Magd des Herrn, die das in ſich vereinigt, was die andern an zerſtreuten Stücken beſitzen, und die in der Stille bauend, Gnade findet vor Gott und Menſchen!

Sonntag, den 3. Februar, war wieder ein reicher Segenstag. Im Vormittagsgottesdienſt konnte ich drei Kaffern (erwachſene) taufen; ich las die Taufliturgie nach der ins Kafferſche überſetzten Bachmann'ſchen Agende. Am Nachmittag ordinirte ich Bruder Beſte und inſtituirte ich Bruder Kropf als Superintendenten der Kaffer-Synode; der Abend vereinigte die Brüder zum gemeinſamen Empfang des heiligen Abendmahls.

Montag, den 4. Februar, wurde zunächſt Vormittags die Schulprüfung gehalten. Petrus Maziko erwies ſich als ein mäßig geſchickter Lehrer; das Fragen verſtand er weniger; er ſcheint ein eingelehrter Schulmeiſter zu ſein, der namentlich auch viel deutſche Bücher ſtudirt. Er hat ganz bedeutende geiſtige Gaben, weiß ſie aber nicht immer praktiſch an den Mann zu bringen.

Der übrige Theil des Tages brachte für die Conferenz-Beſprechung ſehr wichtige Gegenſtände, die Frage nach den Vorbedingungen der Taufe bei Kindern und Erwachſenen unter den Heiden, nach der Confirmation in ihrer wahren kirchlichen Bedeutung, die Excommunication, die Eheſchließung, die Polygamie und das Lobola. Es war die einſtimmige Anſicht der Brüder, daß die Polygamie für das Kaffervolk keine Frage mehr ſei, ſondern v

den christlichen Kaffern selbst so perhorrescirt werde, daß es unmöglich sei, einen Polygamisten zu taufen. Das Lobola sitzt in den heidnischen Kaffern noch ziemlich fest, und sucht auch unter den christlichen sich immer mehr wieder einzuschleichen, in Gestalt von freiwilligen Geschenken an Geld und Werthgegenständen. Die Frauen selbst halten darauf, und sind darauf stolz, daß recht viel für sie bezahlt worden sei; sie sind übrigens vielfach kleine Plagegeister, die recht wohl wissen, daß sie nur wegzulaufen brauchen, um ihren Mann in tödtliche Verlegenheit zu bringen, und die ihn auf Grund ihres Kaufpreises auf alle Art zu peinigen verstehen.

Leider ist auch die Beschneidung noch nicht ausgerottet, und vielfach machen auch getaufte Kafferjünglinge (die als Kinder mit den Eltern getauft sind) heimlich diesen Brauch mit, selbst der wohlverdienten Schläge nicht achtend, die sie von ihren christlichen Eltern dafür zu erwarten haben. Die Beschneidung gewährt nämlich die Ehre der Mannhaftigkeitserklärung, das Recht der bis zu einem gewissen Grade straflosen Unzucht, und des Stehlens, welche beiden letztgenannten Laster bei einem Unbeschnittenen viel strenger bestraft werden.

Wiederum sind es auch hier die Weiber, die vor Allem diese Unsitte aufrecht erhalten, indem sie einen unbeschnittenen Mann verspotten, als sei er noch ein Junge und kein Mann. Bemerkenswerth ist es, daß manche anglikanische Missionare, als sähen und hörten sie nichts, die Beschneidung einfach als einen nationalen Brauch erklären und unbekämpft bestehen lassen; einer von ihnen, einer der ernsteren, sendet sogar seine Taufjünglinge hin und sagt, nun sollen sie sich beschneiden lassen — als wüßte er nicht, daß eben zu den Feierlichkeiten des Aktes selbst die schamloseste Unzucht gehört. — Aber der Drang nach Proselytenmacherei ist bei den Anglikanern so stark, daß solche Kameelchen alle mit Leichtigkeit verschluckt werden.

Am Montagabend war eine Missionsstunde, in welcher ich ebenso von unserem Missionshause und den Hülfsvereinen erzählte, wie wir daheim von den Kaffern und Basſuto's erzählen. Die Leute hörten mit gespannter Aufmerksamkeit zu.

Dienstag, den 5. Februar, ging ich nach dem zehn Minuten entfernten Stutterheim, um die mir von dem Geistlichen Herrn Spring nahmhaft gemachten ernstesten unter den Opponenten wider Kropf aufzusuchen und aus ihrem eigenen Munde Bericht über die Ursachen der vorhandenen Spaltung zu erfragen.

Die ganze Sache stellte sich also: Nachdem Kropf fünf Jahre lang die deutschen Legionäre als der vom englischen Gouvernement besoldete Chaplan geistlich bedient hatte, wurde die Legion aufgelöst, eine Zahl deutscher Emigranten wanderte ein und baute sich auf

Stutterheim — Bethelscher Feldmark an. Kropf bediente diese unentgeltlich noch ferner 1½ Jahre, bis er es für nöthig befand, zu festerer Organisation sie unter eine kirchliche Gemeindeordnung zu stellen. In Gemeinschaft mit Clüver in King-Williamstown und Parisius in Capstadt entwarf er unter Zugrundelegung der alten lüneburg-ölser Kirchenordnung eine den Verhältnissen der deutschen Lutheraner in Süd-Africa angemessene lutherische Kirchenordnung, die er seiner neugebildeten Gemeinde vorlegte. Fast alle Emigranten nahmen dieselbe mit Freuden an, auch ein Theil der früheren Legionäre. Aber der größere theil der letzteren, in Gemeinschaft mit einigen aufgeredeten Emigranten konnte den Gedanken, unter irgend welche kirchliche Ordnung gestellt zu werden, nicht ertragen, und erklärte demzufolge, der neuconstruirten Gemeinde nicht angehören zu wollen. Ein Speculant, ein Deutschkatholik, benutzte die Aufregung und setzte es durch, daß die Opponenten eine eigene Kirche bauten, zu welcher er die gewinnstbringenden Materialien lieferte. Um nun für den Kirchban englische Unterstützung zu haben, wenden sich die Opponenten an den Archidiacon Kitten in King-Williamstown mit dem Begehren, daß er den Grundstein der Kirche weihen und sie, die keinem kirchlichen Verband angehörten, in die anglikanische Kirche aufnehmen möchte. Der Archidiacon, überzeugt, daß die anglikanische Kirche als die des englischen Gouvernements die einzig berechtigte im Lande ist, der eigentlich alle Christen der Gegend von Rechtswegen zugehören, findet in der bloßen Erklärung jener Leute, ohne den Fall specieller zu prüfen, Grund genug, Leute und Kirche in den anglikanischen Verband aufzunehmen. Da sie aber nur deutsch sprechen, muß er für einen deutschen Pastor sorgen; er findet ihn in der Person eines irgendwelchen ungeeigneten Mannes, den er einstweilen mit der Seelsorge der Stutterheimer betraut, bis derselbe bei Nacht und Nebel sich entfernt. Darauf findet er einen andern Legionär, früheren Feldwebel und Cameraden der Opponenten, Mr. Spring, der, nachdem die Legion aufgelöst war, sein Brod als Schulmeister gesucht hatte. Dieser wurde nun aufgesucht, und weil ihn in letzter Zeit Niemand des Trinkens beschuldigen konnte, und er einen, vor den Augen der Welt unanstößigen Wandel führte, zum Diacon geweiht, und der deutsch-lutherischen Gemeinde zu Keiskammahoek als Prediger gegeben, und zugleich beauftragt, alle vierzehn Tage von Keiskammahoek die vier deutsche Meilen zu reisen, um den Opponenten in Stutterheim eine deutsche Predigt vorzulesen. Alle drei Monate kommt dann der Missionar Greenstock aus St. Mathews, um das heilige Abendmahl zu halten und die Kinder zu taufen, dabei dient Spring als Dolmetscher. Es läßt sich denken, daß bei dieser mangelhaften Seelenpflege in Stutterheim alles in Verwirrung geräth, und jeder nach seinem

Belieben lebt; die Branntweinschenken machen gute Geschäfte, Schlägereien sind nicht selten, und Kropf nebst Beste haben an diesen Deutschen keine andere Aufgabe, als ihre Kranken unentgeltlich mit Medizin und ärztlicher Hülfe zu versehen, wofür sie ihrerseits ihn wiederum wegen unerlaubter Ausübung ärztlicher Praxis bei der Obrigkeit denunzirt haben. In Bezug auf eine von Kropf eingerichtete Schule wurden unter Springs Mithülfe unwahre Denunziationen eingesandt und Streitigkeiten erhoben, die mit gänzlicher Auflösung der Schule endeten. Dies ein Stück anglikanischer Propaganda, über deren geschichtlichen Bestand ich gestern an den Bischof Cotteril speciell berichtet habe.

Am Nachmittag machte ich meine Besuche in jeder einzelnen Kafferhütte in Bethel, bei Heiden wie bei Christen. Neben manchen Zügen lebendigen Christenthums und ernstlichen Suchens, begegnete ich manchem ausgebrannten Krater und maulfertigem Bekenntniß, denen die Seele fehlte; freilich gab es auch ernste Beter. Viele von ihnen waren Verwandte von Bunge und durch diesen zum Herrn gewiesen.

Auch Bunge's alte Mutter besuchte ich. Sie dankte mir warm, daß ich ihren Sohn auch in der Wüste aufgesucht habe und erzählte mir, derselbe habe die Absicht gehabt, auch mich wieder zu besuchen, sei aber durch einen schweren Unfall, der seinen Sohn betroffen, verhindert worden. Die alte Mutter sagte mir, sie wolle auch noch einmal hin in die Wüste, um ihren Sohn zu sehen. Da ich weiß, daß dies die Präliminarien zum gänzlichen Nachziehen zu sein pflegen, warnte ich sie. Sie antwortete: „Es ist ja doch mein Fleisch und Bein, ich muß hingehen auf Einen Tag, ihn noch einmal zu warnen; dann kehre ich wieder." Dazu bat sie mich mit Thränen, ich möchte doch ihrem unglücklichen Sohn nicht zürnen, sondern auch ferner für ihn beten. Recht rohem Heidenthum begnete ich in manchen Hütten. Wenn ein Mensch zwanzig Jahre lang das Evangelium hören kann, ohne sich ernstlich zu bekehren, so wird sein Herz doch entsetzlich hart und stumpf. Am Abend war die Gemeinde mit mir zu gemeinsamer Feier des heiligen Sacraments versammelt.

Mittwoch, den 6. Februar, waren wir früh in den Sätteln. Es galt, die Außenstation an der Kobuse zu besuchen, in welcher 34 Fingufamilien sich seßhaft niedergelassen haben, von denen die größere Zahl bereits getauft und der Bethelер Gemeinde hinzugefügt ist. Ich ging in sämmtliche Hütten und konnte mich an der wirklich frischen Frömmigkeit mancher Gemeindeglieder erfreuen. Auch die Heiden, die ich dort vorfand, waren nicht unempfänglich. Da diese Fingu sich angekauft haben, und immermehr Nachzügler nach sich ziehen, so eröffnet sich hier ein nicht unbedeutendes Missionsgebiet. Es ist wie ein frischer Lebenshauch,

der durch Bethel weht mit diesen Fingu. Dieselben haben selbst zwei Diaconen erwählt, in deren Hütten sie regelmäßig Andacht halten; außerdem reitet Beste hinüber zum Predigen.

Nachdem der Besuch dieser, in langer Linie längs der Kobuse zerstreut wohnenden Fingu den größten Theil des Tages beansprucht hatte, ritten wir hinüber zu den deutschen Emigranten, deren Gehöfte in grünem lieblichem Thale, an den Waldrändern des Amatole-Gebirges entlang liegen. In vier oder fünf Häusern kehrten wir ein und trafen zum Theil recht verständige, auch christlich angeregte Leute. Dieselben haben, nachdem sie die erste schwere Hungerzeit durchgemacht, fast alle ihr gutes Auskommen und sind den Engländern und Kaffern ein Muster von Fleiß und Sparsamkeit. Sie sind ein guter Anfang zu einer deutschen lutherischen Kirche in Afrika, obgleich ihre seelsorgerische Behandlung sehr schwer ist und sie die gewöhnlichen deutschen Fehler vielfach zeigen. —

Donnerstag, den 7. Februar, galt es ein Abschiednehmen. Zuerst fuhren Liefeldt und Nauhaus heim; dann packte ich meinen Koffer mit Beste's treuer Hülfe. Dann schlug die Scheidestunde. Die gesammte Gemeinde von Bethel, auch sämmtliche Fingu von der Kobuse waren gekommen und standen unter den hohen Trauerweiden vor der alten Kirche; ich sprach zu ihnen einige Abschiedsworte, und drückte jedem Einzelnen die Hand; dann sangen sie: „Jesu, geh voran!" und ich bestieg mit Rein die bereiten Pferde. Unter den segnenden Klängen des Liedes ritten wir davon. Mein Wagen sollte mir am folgenden Tage folgen.

Nachdem wir sonder Unfall nach siebenviertelstündigem Ritt Wartburg erreicht hatten, benutzte ich die Abendstunden dieses Tages, um auch hier Hausbesuche zu machen. Ich fand die Gemeinde etwas frischer, als die zu Bethel, obgleich nicht so frisch, wie die an der Kobuse; manche von wirklicher Frucht des heiligen Geistes zeugende Antwort hat mich erfreut, und manchen Heiden fand ich reif zum Taufunterricht.

Freitag, den 8. Februar, setzte ich früh meine Hausbesuche fort. Dann kam fortwährender Besuch, theils aus Stutterheim, theils von Mr. Brownlee's Damen. Mr. Brownlee selbst war durch einen Sturz vom Pferde erheblich verletzt, und dadurch verhindert. Am Abend war eine Gebetsstunde um Regen. Es ist entsetzlich dürre, so dürre, wie seit zwölf Jahren nicht; die Ernte scheint bereits gänzlich verloren zu sein.

Sonnabend, den 9. Februar. Heute also, da ich dies schreibe, ist die Post nach Europa abzufertigen. Das ist dann immer ein großer Schreibetag. Ich schreibe auch schon seit einigen Stunden, bin aber frisch und fröhlich dabei, trotzdem ich den Tag

meiner Rückkehr doch je länger je mehr heranſehne. — Soeben bin ich den Pfarrgarten hinabgegangen. Ein Steig von 310 Schritten iſt mit Pfirſichbäumen beſetzt, deren reichſte Fruchternte ſammt den Blättern hinwelkt. Unten ſtehen Trauerweiden am Bach, ein prächtiger Garten! — (zu Mittag) Dem Herrn ſei Dank, der Regen iſt gekommen, reichlich, durchdringend. Nun faßt alles wieder Hoffnung. Vormittag war ein bekehrter Kaffer zu Rein gekommen und hatte ihn gefragt, ob er nicht den Regenmacher N. N. in der Nachbarſchaft beim Magiſtrat verklagen ſolle, daß er ſolch Unglück über das Land bringe; denn wenn auch die Chriſten noch ſo viel beteten, ſo könne ja der Herr ſie nicht erhören, weil inzwiſchen der Zauberdoktor ſeine Lügenkünſte ausübe, die Gott veranlaßten, dennoch den Regen nicht zu ſchicken. —

## XI.

### Wartburg, Eluxolweni, Tembani, Emgwali, Beſuch bei Sandile, Abſchied von Kafferland.

Sonntag, den 10. Februar. Wiederum ein reicher Segenstag! Die Gemeinde von Wartburg war verſammelt, um das heilige Abendmahl mit mir zu feiern. Es ſind viele liebe, ernſte Chriſten hier — freilich waren auch einige Schläfer unter der Menge, die ich kaum wach zu rufen im Stande war während meiner Predigt. Das ſtörte mich in etwas, auch ſangen die Leute nicht ſchön. Deſto köſtlicher war der Nachmittag. Ein ganz kleines Dörflein, in dem acht Fingufamilien wohnen, vierzig Seelen ſtark, hatte ſich auf eigenen Antrieb und mit eigenen Koſten ein ganz kleines Kirchlein gebaut, um gemeinſam ihre Morgen- und Abendandachten dort halten zu können. Heute ſollte daſſelbe durch mich eingeweiht werden. Das Kirchlein iſt ganz beſcheiden, hat außer ſeiner Thüre nur ein Fenſterlein mit vier Ruthen. Ein auf Blöcken ruhendes Brett ringsum an den vier Wänden bietet Gelegenheit zum Sitzen, ein Tiſch mit weißem Laken war einſtweilen der Altar. Etwa 12 Fuß breit, 25 Fuß lang, 10 Fuß hoch iſt der Raum; Baumzweige, die mit Lehm bewo:fen ſind, bilden die Wände, das Dach iſt mit Stroh bedeckt. Den einen Giebel ziert ein 4 Fuß hohes hölzernes Kreuz, das ich durch Bruder Brieſt habe anfertigen und der Kirche ſchenken laſſen. Am andern Giebel hängt auf einfachem Balkengerüſt die Glocke, welche 1844 vom Blumenſtraßenverein an Itemba geſchenkt iſt, die aber

einen Sprung bekommen hat, und nun ihren etwas gedämpften Klang der kleinen Fingugemeinde leiht. Dies Kirchlein ist umgeben von etwa zwölf bis vierzehn Kafferhütten, und liegt auf hohem Bergabhang, etwa 150 Fuß hoch über dem Thalgrund, und eben so tief unter dem Gipfel des Bergabhanges. Zu den Füßen des letzteren schlängelt sich ein immer fließendes Bächlein, die Bomvana (Rothbach), zwischen grünen Matten; an seinen Ufern haben die fleißigen Fingu große Gärten angelegt. Jenseits des Thales erhebt sich ein hoher grüner Bergrücken mit schönen Waldgruppen, Schluchten und grünen Abhängen. Das Ganze bildet so sehr ein Bild des Friedens, daß ich in meiner Weihrede dem Platz den Namen Eluxolweni (im Frieden) und dem Kirchlein den Namen Ikerike yoxolo (Friedenskirchlein) gab. Gegen

Eluxolweni.

ein halb vier Uhr ritten wir über den hohen Bergrücken, Bruder Rein, Anders und ich; mein Johannes wollte es sich nicht nehmen lassen, uns zu begleiten und ritt selbvierter sein rothgraues Rößlein. Als wir von Oben auf das Kirchlein herabschauten, fanden wir große Gesellschaft vor, viele Christen aus Wartburg, auch etwa fünfzig rothe Kaffern aus den umliegenden Kralen; unter ihnen auch Mahasche, den ich früher schon besucht hatte, und einige andere, mir bereits bekannt gewordene Heidengesichter. In Ngeto's Hütte fanden wir unsere Sakristei. Von dort gingen wir im Zuge zur Kirche, singend das kafferſche Lied: Unsern Eingang segne Gott!" In der Kirche, welche sich allmählich gedrängt füllte, sangen wir, bis Alle Platz gefunden hatten, zwei Verse von „Nun danket alle Gott!" Endlich saßen Alle, ringsum auf den Bänken etwa vierzig, und im Schiff, auf dem mit Strohmatten sauber bedeckten Boden noch etwa sechszig; damit war das Gebetkirchlein vollgefüllt bis auf den letzten Raum, die übrigen mußten vor der

Thür auf der Erde ſich lagern. Nun folgte das Hauptlied: „Thut mir auf die ſchönen Pforten!“ Ich ſprach: „Engameni loyise nelonyana, nelomoya oyingewele“ (im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes). Bruder Rein hielt das Eingangsgebet, und ich die Weihrede über Jeſ. 66, 1. 2., die Rein dolmetſchte. Es ging eine ſehr tiefe Bewegung durch die Verſammlung. Oft wurde das allgemeine Schluchzen ſo ſtark, daß ich inne halten mußte. Es hörte auch nicht auf, bis wir die Kirche verließen. Anſtatt meines Schluß- und Weihegebets las ich aus der Kafferbibel die paſſenden Verſe von Salomonis Tempelweihgebet; darauf wurde geſungen: „Sei Lob und Ehr dem höchſten Gut“ und Bruder Rein und nach ihm der Fingu, der in dieſem Kirchlein die tägliche Andacht halten ſoll (er heißt Ngäto) hielten noch Weihegebete. Ich gab der Kirche den Namen Ikerike yoxolo und dem Platz den Namen Eluxolweni und erläuterte die Bedeutung des Namens der mit großer Andacht und innerer Bewegung lauſchenden Gemeinde. Die rothen Kaffern, die im Hintergrunde ſaßen, redete ich beſonders an, daß ſie die Zeichen der Zeit erkennen und ſich auch zum Herrn bekehren möchten.

Dann ſprach ich (vor Rein's Gebet) die Weihworte: Ndiyanikela lenhlu katixo ibesekonzweni ka Tixo egameni loyise nelonyana, nelo Moya oyingewele, d. h. ich übergebe dies Gotteshaus dem Dienſte Gottes, im Namen des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geiſtes. — Zum Schluß ſangen wir: „Lob, Ehr und Preis ſei Gott!“ — Die Collekte, welche fünf preußiſche Thaler betrug, reichte hin, die ſämmtlichen baaren Auslagen, die das Kirchlein verurſacht hatte (für Thürlein und Fenſterlein) zu decken, und gewährte die Möglichkeit eines zweiten Fenſterleins.

Nach der Feier nahm ich eine kleine Skizze. Man ließ mir kaum ein Viertelſtunde Zeit dazu; dann wurde ich herabgerufen in Ngeto's Hütte, wo man eine Erfriſchung bereitet hatte. Ein Schaf war geſchlachtet, und von dem erſten Weizen, der auf dieſem Orte geerntet war, hatte man das Brod gebacken. Thee wurde aus einer geborgten Theekanne eingeſchenkt. Als wir ſo beim Feſtmahle ſaßen, gedachte Bruder Rein daran, daß gerade heut vor zwölf Jahren der erſte Sonntag geweſen ſei, den er in Wartburg gefeiert habe. Da habe die ganze Verſammlung aus vier Perſonen beſtanden; die eine war Rein ſelbſt, neben ihm David Xamxa und ſein Sohn Julius; der erſte noch auf Itemba von Schultheiß getauft, und außer ihnen noch ein Heide, ein rother Kaffer. Ihr Kirchlein war ein kleines Zelt von Leinwand, in dem ſie mit einander beteten. Und heute ſteht in Wartburg eine große, ſchöne, ſteinerne Kirche inmitten vieler Hütten und Gärten, und mehr als 100 Getaufte gehören dazu. „Und heut“,

fuhr Chlengwana fort, „heute haben wir der großen Kirche sein Kalb eingeweiht.“ Und zu diesem Gottesdienst waren an sechszig erwachsene Getaufte und wohl eben so viel erwachsene Heiden zugegen, abgerechnet die große Kinderzahl. So hat der Herr gnädig geholfen.

Nachdem wir uns am Essen erlabt hatten, ging ich hinaus, um die draußen versammelte Menge zu begrüßen. Ich fand die Heiden um Mahasche gruppirt, neben ihnen David Xamxa und Abraham Xobongo und Kiwane, den Alten, den Erstling von Schultheiß' Getauften aus Itemba. Ich redete Mahasche, den heidnischen Schultheiß, an: „Wann wirst du, Mahasche, auf deinem Kral die erste christliche Kirche bauen?“ Er war bestürzt; „Andazi“, antwortete er, d. h. „Ich weiß nicht“. Ich fuhr fort: „Ich aber weiß es, Mahasche, dann wirst du die Kirche bauen, wenn du wirst klug geworden sein, und wenn du den Herrn Jesum nicht mehr vergeblich dich rufen lässest, sondern dich demüthigst und, dein Sündenleben aufgebend, ein Christ werden wirst. Seht“, fuhr ich fort, „diese Berge und Gärten ringsum, sammt dem Volk, das darin wohnt, ist alles des Herrn Jesu Eigenthum, er hats mit seinem Blut erkauft, und euch, ihr rothen Heiden, dazu. Meine Augen sehen bereits im Geist das Land mit Christenkirchen bedeckt; euer Widerstand ist eitel, ihr Heiden; klug ist, wer bald kommt, ehe der Herr zürnt. Ihr wißt, wie sah es vor zwölf Jahren aus; da kam der Umfundisi, mit ihm David und Julius und ein rother Heide; das war alles, und seht nun die hundert Getauften; so geht das Reich des Herrn siegreich fort, was wollt ihr widerstreben? Seht das Kirchlein, Christenhände haben es aus eigenem Antriebe gebaut, die einst Heidenhände waren; ich sehe unter eurer Zahl, ihr Heiden, viele Hände; welche von denselben werden wohl auch noch fröhlich an einem Christentempel mitbauen? Der Herr wird sie sich auswählen und euer ohnmächtiges Heidenthum wird untergehen! Wer kommt noch und will sich mit erretten lassen?“

„Komm, sagte ich zu dem alten David Xamxa, komm, Du hast es selbst erlebt und erfahren, sag ihnen, was Christenthum ist, und sag ihnen, was Heidenthum ist.“ Da stand der alte, lange (mehr als sechs Fuß hohe) David auf und streckte seine dürre Hand aus über die rothen Heiden und sprach: „Ja, es ist ein süßes Ding das Wort Gottes! Seine Süßigkeit geht über Alles! Süß ist es, beim Herrn Christo zu sein, und sein Wort zu hören. Alles Gute kommt von Jesu, alle Dinge, durch welche wir leben, sind seine Gabe. Daß das Vieh sich vermehrt und daß gute Ernten werden, ist sein Werk, und nur allein sein Werk; er ist es, der uns segnet. Hat er uns nicht soeben sichtbarlich vor aller Augen erhört? Um den Regen, der heute und gestern gefallen ist, hatten wir vorgestern gebeten,

und dies ist alles sein Segen, daß er uns ihn geschenkt hat, daß er die Felder und die Saaten erfrische. Aber über Alles gut ist das Wort Gottes, das erfrischt das Herz noch mehr und macht es noch mehr gesund, als der Regen das dürre Land erfrischt hat. Das Wort Gottes ist unsere einzige Hoffnung!"

Nun rief ich den alten Kiwane und sprach: „Kiwane sprich auch Du zu diesem Volk!" Als der alte Mann, dem durchaus alle Rednergaben abgehen, die Stimme erhob, begannen die zu hinterst sitzenden Heiden spottend zu lachen; aber war es mein strafender Blick, war es der ernste Inhalt von Kiwane's Worten, die Spötter wurden sehr bald ganz ernst und aufmerksam. Kiwane sprach: „Gott der Herr hat vor vielen Jahren uns Kaffern gestraft mit Krieg und Blutvergießen. Aber damit hat Gott Platz machen wollen für das Wort Gottes; das ist lange Zeit nun nach dem Kriege verkündigt worden, damit die Leute durch dasselbe zu Christo gezogen werden. Ja gewiß, das Wort ist süß, das Wort ist unsere Hoffnung; aber es wird eine Zeit kommen, wo das Alles vergehen wird. Noch wird das Wort Euch gepredigt, und Ihr könnt es hören zu Eurer Seligkeit, aber es wird die Zeit kommen, wo das nicht mehr geschehen wird, dann werden die Todten aufgeweckt, und das Gericht wird gehalten."

Das Wort von der Todtenauferweckung verfehlt so leicht bei keinem Heiden seine Wirkung, bei den heutigen Heiden im Kafferland so wenig, als bei den alten Heiden des Areopagus, und alle Zuhörer hatten sehr ernste Mienen bekommen.

Aber nun war es auch die höchste Zeit für uns; die Pferde standen gesattelt neben uns, und die Regenwolken mit der hereinbrechenden Finsterniß waren bereits so tief herabgesunken, daß wir mitten im Nebel standen. In der Dunkelheit aber sind die Gebirgspfade gefährlich, auch wenn das Reiseziel so nahe ist als unser Wartburg. Wir sprengten also im vollen Carrière den Berg hinan, immer tiefer in die Wolken hinein, so daß wir zuletzt wirklich nicht wußten, wo wir waren. Endlich erreichten wir einen Fußsteig, dem wir folgten; er führte uns bergab in das Thal aus der Wolkenschicht heraus, und unser erster Blick unter dem Rand der Wolken zeigte uns, noch tief unter uns, das heimische Kirchlein von Wartburg. So ging's denn den steilen Gebirgspfad hinab. Als wir das Wartburger Wohnhaus kaum erreicht hatten, so hatten Nacht und Wolken sich auch bis in diese Tiefe herabgesenkt, und noch fünf Minuten später goß der Regen in Strömen. Wir dankten dem Herrn für beides, sowohl dafür, daß draußen der Regen fiel, als dafür, daß wir sicher im Trockenen saßen.

Montag, den 11. Februar, brachen wir erst gegen Mittag auf, um bei Mr. Brownlee und Soga den Abschiedsbesuch

zu machen. Mr. Brownlee und ſeine, durch den Tod ihres einzigen Bruders ſoeben tief betrübte Frau, nahmen uns mit gewohnter Herzlichkeit auf, und begleiteten uns gegen Abend von ihrem Gute Tembani (Hoffet) nach Emgwali, Tiyo Sogas Station. Außer ihnen war noch ein Verwandter, Mr. Smith, member of the parlament und Mitglied der retrenchment commission in demſelben, und die Frau des Miſſionars Brockway von der Parthie, ſo daß wir eine ganze Schaar in Emgwali anlangten. Mr. Soga war ſoeben von einem Ritt über die Kai zurückgekehrt, woſelbſt er mit den Fingu über neu anzulegende Miſſionsarbeiten verabredet hatte. Er war voller Hoffnungen. Die Fingu drüben waren ſehr ernſt und willig, das Evangelium aufzunehmen, und erwarteten ſehnlichſt den verheißenen Miſſionar. Inzwiſchen hatte ſich aber auch hier der anglikaniſche Miſſionar Mr. Waters dazwiſchen geworfen, und hatte geltend gemacht, die anglikaniſche Kirche ſei die mächtigſte, der einſt auch alle anderen angehören würden und ſie ſollten deshalb nur gleich zu dieſer ſich begeben; ja verſteckte Drohungen waren verlautbart, daß die Fingu im Beſitz ihres Landes nicht ſicher wären, wenn ſie nicht die von der Regierung begünſtigte Nationalkirche annähmen. So waren denn die Fingu, unter denen der bisherige Beſtand der Getauften, der Mehrzahl nach, die geiſtlichen Kinder der Schotten ſind (von Lovedale her) irre geworden, und ihr Häuptling hatte die den Schotten gegebenen Verſprechungen ignorirt und mit den Anglikanern ähnliche Beziehungen angeknüpft. Tiyo Soga hatte er, als derſelbe nun kam, gar nicht angenommen, ſo daß derſelbe ohne Erfolg zurückgereiſt war. Kaum aber war dieſer zu Hauſe angelangt, ſo ſendete ihm Mr. Tſchammers einen Boten nach, der ihn eilig zurückrufen mußte. Jener Kafferfürſt hatte ſeinem Volk die Sache vorgelegt, und dieſes hatte ſich für die Schotten entſchieden und es galt jetzt nur, ſo raſch als möglich den Miſſionar Sclater dorthin zu ſchicken. Aber dieſer war nun eben nach Port Eliſabeth gereiſt und auf zwei Telegramme war keine Antwort erfolgt. Heute Abend endlich traf ein Brief von ihm ein, der meldete, er werde in einigen Tagen kommen.

Das Geſpräch wandte ſich bei dieſen Umſtänden um die zwei Angelpunkte, einmal die Hoffnungen auf die Bekehrung der freien Kaffern, die in der letzten Zeit ſo verlangend nach dem Evangelium ſeien, und die ungeiſtlichen Bekehrungs- und Propaganda-Verſuche der Anglikaner. Namentlich Mr. Waters ſoll die Maſſentaufen lieben, welche dann, da ein jeder, der die Taufe begehrt ohne genauere Prüfung getauft wird, oft große Aergerniſſe zur Folge haben. Einer ſeiner Hauptbekehrten lebte heimlich als Heide, und hatte ſogar ſeine mehreren Weiber insgeheim, während er nur der äußeren Vortheile willen den Schein eines Chriſten

erheuchelte. Auch andere Fälle von Laxheit der Disciplin bei den Anglikanern wurden erzählt. Namentlich berichtete Bruder Rein von einem Falle, daß ein Mensch, der soeben der Lüge überführt worden und von Rein dem anglikanischen Geistlichen als ganz unlauterer Mensch charakterisirt worden sei, dennoch sofort von den Anglikanern die Taufe empfangen habe. So bereitwillig daher die Fähigkeiten und der Charakter eines Greenstock und anderer anglikanischen Geistlichen anerkannt wurden, so allgemein wurde es gemißbilligt, daß z. B. Waters den Genannten die Beschneidung gestattet und das Rothschmieren als blos äußerliche Sitte nicht verbietet, obschon selbst Mr. Brownlee, der die Kaffernationalität und Sitte wohl würdigt und so viel als möglich berücksichtigt, erklärte, daß gerade die genannten Sitten sowohl Zeichen des Heidenthums, als auch Autorisation zu heidnischem Wesen seien.

Am Abend versuchten wir, den Kafferhymnus zu fixiren, den der erste bekehrte Kaffer Untsikana, dessen Sohn jetzt auf Emgwali lebt, gedichtet und in Musik gesetzt hatte, zu einer Zeit, als noch keine Uebersetzungen europäischer Lieder vorhanden waren. Der Dichter hatte deshalb für Versmaß und Melodie kein ander Vorbild, als die alten kafferschen, eintönigen, tieftraurigen Nationalgesänge gehabt, und dieser Gesang ist daher ein Unicum, höchst charaktervoll, ganz aus Anschauungsweise und Gemüth des Kaffervolks herausgewachsen, darum aber auch ihr tiefstes Herz bewegend. Ich selbst war einst Zeuge, wie die gefüllte Kirche in Emgwali während des Singens in ein lautes Schluchzen überging. Das Lied nun ist soeben im Begriff auszusterben, weil von den älteren, die es correkt sangen, nur noch wenige am Leben sind und die jüngere Generation es vergißt und Niemand im Stande war, das Gehörte in Noten zu bringen. Deshalb that ich nun das Letztere, und habe ziemlich genau es fixirt. Das Lied ist nach Text und Melodie ganz der alten Psalmodie verwandt, und diese Wahrnehmung gab uns wieder Gelegenheit, auf die Verwandtschaft der Kaffern mit Abraham und Israel hinzuweisen. Tiyo Soga meinte, daß der Gesang des Mose und der Mirjam völlig kafferisch gedacht sei, und viele Psalmen einen Geist und Ton athmeten, als ob sie von Kaffern abgefaßt seien; so völlig bewegten sie sich in deren Anschauungs- und Ausdrucksweise.

Dienstag, den 12. Februar, hielt ich Frühmorgens in der Kirche zu Emgwali meine Abschiedsansprache. Die Gemeinde war nicht allzu zahlreich versammelt; der Magistrate und Ghika-Commissionar Mr. Brownlee dolmetschte, da Bruder Rein nicht wohl war. Dann gegen neun Uhr brachen wir auf, eine Cavalcade von sieben stattlichen Reitern, um Sandile unseren angekündigten Besuch abzustatten. Außer Mr. Brownlee war sein Vetter, der obenerwähnte Mr. Smith, mit mir und Bruder Rein das

Contingent der Weißen; die Kaffern waren, der Prediger Tyo Soga, der eigentliche Parochus des Sandile und außer ihm sein Bruder und ein anderer getaufter Kaffer, der Sohn jenes oben erwähnten Kafferdichters und Erstlings unter den Kaffergetauften. Wir mußten vorsichtig reiten, weil die grasbewachsenen steilen Bergrücken, über welche hin bergauf, bergab unser Weg führte, vom frisch gefallenen Regen schlüpfrig waren.

Nachdem wir etwa sieben Miles geritten waren, sahen wir unten im Grunde Sandile's Kral, wie es schien, in reger Bewegung. Sandile kam uns entgegen, als wir absattelten; seine Großen und Geheimenräthe lagen alle im Kreise neben dem Kral; seine Kinder liefen nackt umher und hängten sich zutraulich an Mr. Brownlee's Rockschoß. Da ich zu den Versammelten sprechen wollte, bemerkte Sandile, die Frauen sollten auch kommen und hören. Diese bedurften aber einiger Zeit, ihre Toilette zu machen; so gingen wir also auf dem Kral umher und auch in die Hütte der großen Frau Sandile's.

Vor dem Eingang sprachen wir zwei interessante Frauen. Die eine war die Prinzessin Victoria, ein siebenzehnjähriges Mädchen, die Tochter von Sandile's großer Frau, gegenwärtig das vornehmste Kaffermädchen. Sie war eine ungemein liebliche Erscheinung, mädchenhaft, züchtig, tief traurig; denn sie wußte, daß sie nun binnen Kurzem einem Mann verkauft werden solle, den sie nie gesehen, der vielleicht auch sie nie gesehen, der aber für solche vornehme Frau viel Vieh zahlen würde. Sie war in Soga's Hause früher erzogen, im Christenthum unterwiesen, und ein frommes Kind, zur Taufe reif; als der Vater sie in das rothe Heidenthum zurückrief. Soga sagte mit schmerzbewegtem Munde: „Diese ist mein Kind!" Sie stand dabei und konnte kaum ihre Thränen zurückhalten; sie die geheime Jüngerin Christi in der rothen heidnischen Decke, im Begriff, bald das Opfer der Habsucht ihres königlichen Vaters zu werden. Nie habe ich einen ähnlichen Eindruck gehabt. — Ich sprach mit ihr einige Worte, ermahnte sie, dem Herrn Jesu treu zu bleiben und auszuharren, sie verbarg ganz traurig ihr Angesicht.

Bald wurde aber unsere Aufmerksamkeit abgelenkt durch ein zweites Weib, welches geschichtliche Berühmtheit erlangt hat, Sutu, die große Frau des verstorbenen Ghika, Sandile's Mutter. — Sie war bei Ghika's Tode durch Makomo's, des Ehrsüchtigen, Lügen als Mörderin Ghika's bezeichnet, die ihn vergiftet habe; sie wäre wirklich getödtet worden, wenn sie nicht durch einen schottischen Missionar errettet wäre. Zum Dank hat sie späterhin bei Ausbruch des Kafferkriegs wieder dreien schottischen Missionaren das Leben gerettet. Im Kriege selbst ist sie von den Engländern eine Zeit lang als Regentin des Ghikavolks eingesetzt, und hat

ihre Aufgabe mit so viel Geschick und Erfolg gelöst, daß es zum nicht geringen Theil ihr zu verdanken ist, daß der Kafferkrieg diesen günstigen Verlauf genommen hat. Sie sieht gerade so aus, wie das Bild, welches vor einigen Jahren von ihr und Sandile den Missionsberichten beigegeben worden ist. — Jetzt war sie etwas mager, weil die Kaffern zur Zeit haben hungern müssen.

Wir traten dann in die Hütte der „großen Frau" des Sandile, und fanden dort außer dieser noch vier andere Frauen desselben. Sie waren bescheiden und machten keinen üblen Eindruck.

Mittlerweile hatten sich die Weiber alle gesammelt, und zogen im weiten Bogen um den Kral herum, an welchem die Männer saßen, und in dessen Nähe sie nicht beim Vieh vorübergehen dürfen, weil dieser Platz zu heilig ist. Dann hielten sie sich bei der nächsten Hütte in ehrfurchtsvoller Entfernung, bis Sandile's Befehl und Erlaubniß ihnen gestattete, heranzutreten. Sie lagerten sich in einer Ecke hinter dem Dorngehege des Krals. — So war nun die Versammlung bei einander, die glänzendste und vornehmste von Eingeborenen, die in Britisch-Kafferland heute zusammengebracht werden könnte. Hier lagerte Sandile selbst, der frühere Beherrscher des Landes, nackt auf einem langhaarigen Bockfell hingestreckt, mit einer rothen Decke bekleidet, welche indeß gestattete, seinen wahrhaft königlichen majestätischen Nacken und Rücken in seinen edlen Formen zu erkennen. Seine Assagai lag neben ihm. Um ihn her alle seine Großen und Geheimenräthe, vielfach noch mit Tigerfellen, dem Zeichen der Häuptlingswürde bekleidet, und mit Halsbändern von Tigerzähnen (dergleichen auch Sandile trug) geschmückt. Etliche trugen auch Halsbänder von einer gewissen Muschel, die auch nur Häuptlinge tragen dürfen. Da saß denn Sandile's gefürchteter Bruder Dundasche, der Prinz, mit gräulicher Heidenphysiognomie, weiter hin Anta's Sohn und Xoxos Sohn, alles große Häuptlinge. Sie lagerten theils auf Matten, theils auf Fellen. Zwei Kaffern von jenseits der Kai mit ihren Waffen saßen in einiger Entfernung. Sie hatten eine Streitsache, die Sandile schlichten sollte. Ein vornehmer Kaffer sprengte heran, mit Muschelhalsband, zwei Diener hinter ihm. Vor Sandile machte er Halt: „Ah Sandile," grüßte er, und dann stieg er vom Pferde und setzte sich in den Kreis. Es war ein Sohn Umhala's. Er brachte einen Schlauch mit sich, das abgezogene Fell eines Böckleins mit Taback gefüllt. Kaum sahen dies die Räthe, so kam einer nach dem andern, und jeder bekam mit lächelnder Miene von dem lächelnden Häuptling seine Hand voll.

Endlich war der Zeitpunkt da; auch die Weiber Sandile's alle, Sutu an der Spitze, hatten sich gelagert, und ich konnte sprechen:

„Sandile! begann ich, ich habe ein Wort an Dich zu reden und will ein Wort von Dir heimnehmen. Die großen Lehrer jenseits des Meeres haben mich gesandt, diesen weiten Weg, aber die Worte, die ich zu Dir spreche, sind eine Botschaft des großen Gottes im Himmel selbst. Der läßt Dir durch meinen Mund ankündigen, daß die Stunde nun gekommen ist, wo Du nicht länger als ein Heide leben, sondern ihm die Ehre geben sollst und Dich taufen lassen mit all Deinem Volk. Du weißt bereits das große Wort, daß Gott der Herr, der auch Dein Herr ist und Dich zum König gemacht hat unter Deinem Volk, ein heiliger Gott ist, welcher Sünden straft, und daß er auch ein barmherziger Gott ist, welcher nicht des Sünders Tod will, sondern daß sich der Sünder bekehre und lebe. Siehe, dieser heilige Gott hat seinen Sohn Jesum gesandt, der für uns Mensch geworden ist, der aber, obschon er unsere Sünden hätte strafen können, lieber selbst in den Tod gegangen ist, um unsere Sündenstrafe auf sich zu nehmen und uns zu erlösen. Diesen hat Gott auferweckt und wird auch alle durch ihn auferwecken. Ja, Ihr Männer, Ihr werdet alle einst sterben, und Eure Freunde werden Euch schnell begraben, und dann schneller sich davon machen von dem Ort eures Begräbnisses, und Euer Leib wird Staub sein in Kurzem. Aber er soll nicht Staub bleiben; an jedes einzelne Grab wird die Stimme Jesu ergehen, und wird rufen: Komm hervor, Sandile, komm hervor Dundasche; komm hervor Antas Sohn, und so wird er einen Jeden bei Namen rufen, und dann werdet Ihr ihm antworten müssen. Sprich, Sandile, wird dann der Herr sagen, ich habe meine Lehrer zu Dir gesandt, die haben Dir meinen Befehl überbracht, daß Du sollst mein Knecht sein, jetzt sprich, Sandile, wie hast Du mir gedient als ein Knecht? Und also wird er einen Jeden von Euch allen, ihr Männer, die ihr mein Wort höret, fragen. Was werdet ihr dann antworten? Jetzt läßt euch der Herr bezeugen durch meinen Mund, daß er euer Herr ist und daß ihr kommen sollt und Buße thun für euer Heidenleben und euch taufen lassen in seinem Namen. Ich habe meinen Auftrag gesagt, Sandile, jetzt will ich, daß du mir antwortest! Was soll ich den großen Männern jenseits des Meeres sagen, was ist Sandile Wort, das er zurücksendet?"

Sandile schwieg ganz still, ebenso seine Männer, von denen einige bisweilen verstohlen gelacht hatten, die aber alle bei der Erwähnung der Auferstehung sehr ernst geworden waren. Endlich sprach Sandile: „Mein Mund schweigt, ich weiß nicht recht, was ich sagen soll!" Ich: „Ihr Häuptlinge habt die Weise, daß, wenn ihr eine wichtige Antwort geben wollt, erst eure weisen Leute unter einander sprechen. Laß sie alle miteinander reden, siehe, da sitzen sie alle!"

Hierauf ſprach Sandile zu ſeinen Räthen, ſie flüſterten unter einander und darauf nahm er wieder das Wort und ſprach als ihre Meinung: „Sie ſagen, ich ſoll dir antworten. Ja, ich nehme das Wort an!“

Dann fuhr er fort: „Auch mein Vater hat ja die Miſſionare angenommen, und ich bin ja auch allzeit ihr Freund geweſen; von meinen Leuten ſind viele getauft und ich beläſtige ſie nicht.“ Ich: „Daß du ein Freund der Miſſionare biſt, weiß ich und danke dir, daß du auch der Freund meiner Kinder allzeit geweſen biſt. Ich ſage dir, daß aus dieſem Grunde dich Gott bisher geſpart hat; wäreſt du ein Feind der Gläubigen, du lebteſt längſt nicht mehr, denn ſeine Kinder ſchützt der Herr und ſchlägt ihre Feinde zu Boden. Aber, wenn du ſagſt, du nimmſt mein Wort an, warum geſtatteſt du denn nicht, daß deine Tochter Victoria getauft werde, nachdem ſie doch den Glauben erlangt hat?“ Er: „Was glaubt ſie denn?“ Ich: „Sie glaubt, daß Jeſus Chriſtus Gottes Sohn iſt und daß ſie muß getauft werden als ſeine Jüngerin, um ſelig zu werden.“ Er: „Sie iſt ja doch mein Fleiſch und mein Blut; ich bin arm; ich muß doch leben von ihr, darum werde ich ſie verkaufen, auf daß ich Vieh zu eſſen habe.“ (Ein guter Beweis, daß die lobola eben ordinäres Verkaufen iſt.) Ich: „Eure Ochſen und Schafe mögt ihr kaufen und verkaufen, aber dein Kind iſt eine Gabe Gottes und ſein Ebenbild, das ſollſt du nicht verkaufen.“ Er: „Wovon ſoll ich denn aber Speiſe nehmen, um zu eſſen?“ Ich: „Haſt du denn je geſehen, daß wir Weißen unſere Töchter verkaufen? Und giebt Gott uns nicht reichlich zu eſſen?“ Er: „Das iſt der Weißen Weiſe ſo, die haben auch immer Koſt; aber wir ſind oft arm, unſere Weiſe iſt es, daß wir Vieh nehmen für unſere Kinder.“ Ich: „Gott will nicht, daß ihr eure Kinder verkauft. Wirſt du des Herrn Jeſu Wort hören, ſo wird er dir es an nichts mangeln laſſen und du und dein Volk werdet noch ein glückliches Volk werden, und werdet andere Freuden kennen, als die man über Vieh haben kann; aber jedes Volk, das ihn nicht annimmt, wird von der Erde vertilgt werden. Denket nicht, daß es in eurer Gewalt ſteht, ob ihr den Herrn Jeſum ehren wollt; ihr werdet einſt von ihm gerichtet werden und da werdet ihr ihn ehren müſſen.“ Er: „Du ſiehſt, meine Kinder hat mir das Gouvernement genommen und da ich ſie gebrauchte, nicht wiedergegeben; mein Sohn iſt in Sonneblum, er kommt nicht zurück; meine Tochter iſt getauft, und ſie kommt nicht wieder, da ich ſie gebrauche. So muß ich dieſe Tochter behalten, um Vieh für ſie zu haben. Aber meine Tochter kann ja thun was ſie will, ich hindere ſie nicht, ſich taufen zu laſſen.“ Ich: „Mein Wort aber geht weiter, ich ſpreche nicht blos von deiner Tochter, ſondern ich ſpreche von dir und von deinen weiſen

Männern und von deinem Volk; der Herr Jesus will, daß ihr alle euch sollt taufen lassen, denn siehe, das Land und das Volk gehört dem Herrn an und ist sein Eigenthum, siehe zu, daß er nicht erzürne und euch strafe, wenn ihr euch weigert ihn zu ehren." Er: „Ja, das ist ein großes, wichtiges Wort, das du da sprichst; ich höre es und ich werde darüber nachdenken." Ich: „Ja ihr Männer alle, noch einmal rede ich zu euch als ein Bote Christi meines Herrn. Es ist sein heiliger Wille und Befehl, daß ihr ihn als euern Herrn erkennt und ihm dient; ihr wißt es selbst, ohne daß ich es euch sage, was in eurem Thun ihm mißfällt, ihr wißt auch, daß ihr kommen sollt zu den Lehrern und das Wort hören und getauft werden; ich spreche zu euch als euer Freund; Sein Wille ist nicht, daß ihr sterbet, sondern daß ihr euch bekehret und lebet. Gott gebe euch offene Augen, ihr Männer und segne euch dazu, daß ihr es erlanget, damit ihr gerettet werdet!"

Nachdem auf diese Weise das Gespräch beendigt war, folgte die Mahlzeit. Sandile hatte eine Kuh schlachten lassen, die Haut lag ausgespannt unfern des Lagerplatzes. Zuerst brachten Diener saure Kaffermilch in einem blechernen Gefäß. Sie waren ganz nackt, wie überhaupt diese Diener bei der Mahlzeit nackt sein müssen, damit sie nicht etwa Zaubermittel oder Gift an die Speisen thun können. So brachte mir denn solcher völlig unbekleideter Mensch die Milch; ich trank etwas davon und gab sie dann meinen Gefährten. Darauf folgte eine große Schüssel mit mächtigen Stücken Rindfleisch. Zwei nackte Kaffern bedienten. Der eine nahm solch Rückenstück in die Hand und legte es in eine Schüssel und brachte es zu mir. Mr. Brownlee tranchirte für uns; ich aß mein Stück halb und gab es dann einem der Knaben, die dabei standen. Dann bekam Sandile seine Schüssel; ein ausgesuchtes Knochenstück; Sandile aß erst, mit vielem Geschick sein Messer benutzend, das Fleisch ab; dann biß er auch Stücke vom Knochen, sog sie aus und spie die Knochen wieder aus. Dieser etwas weichere Knochen gilt für eine besondere Delikatesse. Dann brachen die Diener Zweige vom Dornenstrauch, die als Schüssel und Teller dienten, und brachten zunächst den Häuptlingen ihre großen Stücken. Diese bissen ein und schnitten mit dem Messer vor dem Mund das Stück ab.

Wir warteten das Ende des Mahls nicht ab, unsere Pferde waren gesattelt und wir ritten zunächst einen steilen, mit Felsklippen bedeckten Berg hinauf, von dessen Gipfel wir auf der andern Seite unmittelbar zu unsern Füßen die Kobuse hatten, die hier eine Halbinsel umspült, auf welcher noch die Ruinen unserer alten Station Itemba deutlich erkennbar waren; weiter hinten in der Ferne waren die Ruinen von Neu-Itemba, die Kirchenmauern noch acht Fuß hoch. Dann ritten wir auf dem Bergrücken weiter, links das Thal der Kobuse,

rechts das der Oolonce (an welcher Wartburg und Sandile's Platz liegt), mit Gärten und steilen Felsabhängen. Nach einem Ritt von acht Miles erreichten wir Tembani. Es war ein beschwerlicher Weg, steile Bergabhänge und öftere Passage durch Flüsse mit schlechten Fuhrten; aber der Herr brachte uns glücklich zurück, und dann drei Miles weiter am Abend nach Wartburg.

Mittwoch, den 13. Februar, war ungewollter Rasttag; unsere Reisedisposition sollte uns heut an den Thomasfluß zu der Station des Schotten Mr. Tschammers führen, der besonders eingeladen hatte. Nun aber war derselbe jenseits der Kai aufgehalten worden, und da wir uns in Gosen erst für morgen angemeldet haben und da Bruder Hartmann heute zur Kirchweihe verreist ist, mußten wir heute schon feiern, und ich habe Gelegenheit gefunden, mein Tagebuch bis hierher zu vervollständigen. — Die Wege, die sehr naßgeregnet sind, und die Flüsse, die sicher schon voll sind, haben dann auch Zeit, noch wieder ein Wenig abzutrocknen.

Am Nachmittag kam Mr. Brownlee und blieb bis zum späten Abend. Ich lerne ihn immer mehr schätzen als einen biedern, christlich ernsten Mann, der das Interesse der Mission auf warmem Herzen trägt. Sein Urtheil über diejenigen unserer Missionare, mit denen er näher verkehrt hat, war sehr klar und richtig und wohlwollend. Er empfahl besonders eine Erhöhung der Gehälter, die bei den gesteigerten Preisen unumgänglich sei.

Im Laufe des Tages kamen die Wartburger Gemeindeglieder alle einzeln und brachten Kleinigkeiten zum Andenken; Geflochtenes aus Perlen und Stroh, Geräthschaften und dergleichen. Ihre Angesichter glänzten, als sie es mir übergaben.

# Dritte Abtheilung.

## Reise durch das Missionsgebiet im Oranjefreistaat.

# I.

## Reise von Wartburg nach Silo. Abschied. Gosen. Engotini. Hakney.

Donnerstag, den 14. Februar, als am Geburtstage meiner herzlieben Frau, setzte ich meinen Wanderstab weiter, um aus Kafferland heraus nach vollbrachtem Werk die Reise fortzusetzen. Im Frühgottesdienst, zu dem sich täglich bei Sonnenaufgang die gesammte Gemeinde versammelt, hielt ich meine Abschiedsansprache. Die Weiber schluchzten, alle drückten mir draußen die Hand, einige brachten noch kleine Andenken. Die Abreise verzögerte sich indeß und es wurde gegen neun Uhr, als wir die Pferde bestiegen.

Der Wagen war bereits gestern durch Ochsen, die Julius Xamxa gern hergab, vorweggesandt; denn es galt schwere, steile Berge zu überwinden, die die Esel kaum bewältigt haben würden. Die letzteren mit den Pferden, waren auch vorweggesandt, damit sie, wo wir sie einholten, ausgeruht seien. Nun bestiegen wir drei Reiter, Bruder Rein, Anders und ich unsere Pferde und sprengten nach. Es liefen viele große giftige Schlangen über den Weg. Zwei derselben so nahe, daß mein Pferd fast darauf trat. Die Kaffern indeß mit ihren langen Stöcken hatten sie bald erlegt.

Eine halbe Stunde von Wartburg, weit über die Grenzen der Feldmark hinaus, fanden wir noch wieder einen großen Haufen Weiber und Kinder, Kaffern und Fingu, aufgestellt, die dort Abschied nehmen wollten. Sie standen zur Rechten und Linken des Wegs, so daß wir zwischendurch reiten mußten. — Als wir näher herankamen, stimmten sie an: „Jesu geh' voran." Wir stiegen von den Pferden und nahmen von den Einzelnen mit Händedruck Abschied. Als wir die Pferde wieder bestiegen, sangen sie: „Unsern Ausgang seg'ne Gott," aber sie waren so bewegt, daß unter den vielen Schluchzenden kaum zwei bis drei blieben, die singen konnten. Unter den Klängen dieses Segensliedes ritten wir davon, dem Thomasflusse zu, den wir in eineinviertel Stunden erreichten. Hier verließen uns Julius Xamxa und sein Br'

und erfreute mich der weiten, geräumigen Baulichkeiten und Gartenanlagen. Dann ging ich mit Bruder Hartmann, der unter manchem Kreuz seufzt, in die Stille. Er schüttete mir sein Herz aus über die Schwere des Missionswerks unter den Kaffern, welches durchaus nicht vorwärts wolle; er war sehr dankbar für meine aufmunternden Worte. Ich kann nämlich doch nicht anders, als die Kaffermission für eine aufblühende zu halten, die neben sehr finsteren Schattenseiten doch des Erfreulichen sehr vieles darbietet. Wenn in zehn bis zwölf Jahren Gemeinden von 100—600 Seelen sich sammeln, wenn selbst Heiden es für selbstverständlich halten, ihre Mehrweiber zu entlassen, bevor sie sich zum Taufunterricht melden, wenn Weiber ihre Männer fortziehen lassen, und selbst lieber auf den Stationen bleiben, wo sie mit Wort und Sakrament bedient werden, wenn selbst alte Mütter lieber neben der christlichen Kirche wohnen, als mit ihrem Sohn unter den Heiden, und wenn sie auf diese Weise den Sohn selbst nöthigen, auch zur Station zu ziehen, wenn dem alten Sündenleben mit völligem Ernst Abschied gegeben wird, wenn Heiden selbst und Heidenchristen mehr zum Kirchenbau leisten, als Weiße, wenn sie ihre Gebetsstunden unter einander halten, so sind das Alles doch Früchte des heiligen Geistes, die die Lichtblicke geben zu den Schattenresten des alten Heidenthums, welche in Gestalt von Lüge, Hurerei, Aberglauben auch selbst bekehrten Christen noch vielfach anhaften. Und im Ganzen und Großen sieht man doch, daß die Heiden beginnen, sich ihres Aberglaubens zu schämen, und daß diese Festungen des Satans zu wanken beginnen.

Am Abend sattelten wir unsere Pferde und ritten unserem, durch die für alle unsere Bedürfnisse so zuvorkommend sorgende Liebe des Bruders Hartmann mittelst Ochsen voraufgesandten Wagen und Pferden nach. Der Weg führte zuerst einen steilen Weg hinauf. Oben hörte wieder der Baumwuchs auf; es ging der Weg, sich hebend und senkend, über eine lange Hochfläche, bis zum Rand eines hohen Berges. Als wir diesen erreichten, öffnete sich uns eine Aussicht von einer Schönheit und Großartigkeit, wie sie auch in Afrika selten gefunden wird. Ungeheure Gebirgsblöcke von 6—7000 Fuß Höhe lagen in buntem Gewirre durcheinander; Tafelberge, runde Kuppen, pyramidale Spitzen, hohle Sättel, scharfe Gräte, alle nur denkbaren Fels- und Bergformationen waren hier zu schauen, zwischendurch grüne Ebenen mit Farmhäusern; aus allen hervorragend, zwischen hohen, grünen Bäumen wohl 1500—2000 Fuß unter uns das liebliche Silo und rechts davon die kahlen Häuser von Wittlesea. Wir weideten unsere Augen einige Minuten an diesem schönen Bilde; dann stiegen wir von den Pferden, um den steilen Felspfad, der

hinabführte, zu Fuß zurückzulegen. Der Pfad wandte sich durch Schluchten und Klüfte, bis wir mit den letzten Strahlen der scheidenden Sonne nach dreistündigem Ritt das gastliche liebe Silo erreichten. Die Brüder Gysin, Reichel, Brauer und Stephan hatten uns bald in ihrer Mitte, das Glöcklein läutete, die Gemeinde kam zusammen, die Abendandacht, in der ich die Gemeinde mit einer Ansprache begrüßte, wurde gehalten, und wir waren bald mitten in Afrika wieder wie zu Hause.

Sonnabend, den 16. Februar, hatte die Freundlichkeit des Bruder Gysin dafür gesorgt, daß schon frühe eine Karre bereit war, um uns nach dem etwa 1½ Meilen entfernten Engotini zu bringen zu Bruder Meyer. Wir fuhren durch die ungeheure Fläche von Silo (an 11,000 Morgen), welche nur langsam berganſteigt, rings umgeben von Berghöhen, deren eine der Spangenberg heißt. Engotini ist nicht so reich mit Wasser versehen, als Silo; es litt viel durch die Dürre, hatte überhaupt fünf Unglücksjahre hinter einander gehabt, so daß die Schwarzen vielfach von dort fortziehen. Bruder Meyer ist ein feuriger, thatkräftiger, rascher, entschlossener Mann, der früher zu Pferde die fernsten Krale aufgesucht hatte, gegenwärtig aber durch eine Körperverletzung einen Hemmschuh bekommen hat, so daß er gar nicht mehr reiten darf. Seine Frau, eine Urenkelin des alten lieben Bischof Gregor (Verfasser von „Ach, mein Herr Jesu dein Nahesein") zeigte mir noch ein selbstgeschriebenes Andachtsbuch ihres Urgroßvaters, in welchem auf jeden Tag des Jahres ein Liedervers von ihm gedichtet war. Bruder Meyer klagte auch sehr über den Zustand seiner Kaffergemeinde, der ihm besonders drückend ist darum, daß seine Getauften vielfach fortziehen wegen der Mißernten und Hungersnoth, und daß also seine Station in den letzten Jahren fast eher ab-, als zugenommen hat an Seelenzahl, trotz seiner rastlosen Arbeit und recht erfreulichen Erfolge. Ueber die Kaffermädchen klagte er besonders und meinte, er habe sich fest vorgenommen, kein Kaffermädchen mehr zu taufen, weil fast ausnahmslos alle den fleischlichen Gelüsten nicht Widerstand leisten könnten. Er meinte, die Praxis, die Getauften in Außenstationen wohnen zu lassen, mitten unter den Heiden, damit sie ihr Christenthum dort bewährten und selbst missionirten, gewinne in seinen Augen immer mehr den Vorzug, da das Zusammenhalten der Heiden in Instituten die Getauften vielfach erschlaffen mache; wenigstens seien nach seiner Erfahrung die Christen in Außenkralen viel frischer und zuverlässiger. Beiträge geben auch hier die Heiden nur wenige, so daß weder Engotini, noch Silo, noch Gosen, trotz der ausgedehnten Ländereien, sich selbst erhalten könnten. Eine dieser Stationen hat an 130 Pfd. Sterl. Zuschuß bedurft. — Es scheint, als ob das alte System und die alte Praxis der Brüdergemeinde einer

Krisis entgegengeht. Weil die Handwerker nicht mehr das Nöthige aufbringen zur Erhaltung der Stationen, so denkt man daran, die einzelnen Missionare auf Gehalt zu setzen. Die Brüder sehnen sich nach getrenntem eigenen Haushalt, können auch das Loos als obersten Entscheider nicht mehr alle billigen (namentlich da, wo es in der Frage, ob jemand getauft oder confirmirt werden soll, angewandt wird), andere finden sich gedrückt durch die Einrichtung, daß eigentlich keine oberste Spitze in der Leitung ist, daß die Laienbrüder alle mit predigen ꝛc.; es scheint, als ob eine Krisis sich vorbereitet, weil der neue Wein nicht mehr die alten Schläuche tragen mag. Gott möge in Gnaden seine schirmende Hand ausbreiten über dieses gesegnete Gottesvolk der Brüdergemeinde, dem der Herr durch die reichen Erfolge unter den Heiden selbst Brief und Siegel ertheilt hat.

Schwere Klagen wurden in Engotini laut über den unerträglichen Proselytismus der anglikanischen Kirche. Missionar Waters habe in Engotini, während er bei Bruder Meyer gastlich aufgenommen ward, draußen die Stationsbewohner zusammenrufen lassen, um Geld unter sie zu vertheilen, und sie so zu der bei ihnen ohnehin schon allzu beliebten Auswanderung über den Kai in seine Gemeinde hin zu ermuthigen. Dazu habe er einen wegen Lüge und Ehebruch vielfach bestraften Nationallehrer, dessen Schandthaten ihm deutlich aufgedeckt waren, angestellt, um mittelst desselben, weil er in Silo früher gewesen ist, und die Leute kennt, die auswandernden Getauften für sich zu gewinnen. Einen Brief habe ich mit meinen Augen gelesen, in welchem einem unserer Missionare 200 Pfd. Sterl, nebst der sofortigen Weihe zum Diacon und dann bald zum Priester angeboten wurden, wenn er überträte; einem sehr begabten wesleyanischen Missionar sind ähnliche Anerbietungen gemacht, wenn er er überträte. Es ist ein wunderlich Ding, die anspruchsvolle Proselytenmacherei der anglikanischen Kirche, die in allen Stücken die römisch-katholische nachahmt, und dabei doch aller derjenigen Stücke entbehrt, welche jene relativ stark macht. Sie stützen sich darauf, daß die law (das Gesetz) sie als die allein anerkannte Kirche hinstelle, und dasselbe Gesetz spricht aus, daß die Gerichtsbarkeit der Bischöfe in Capland, wie in allen Colonien, keinerlei gesetzliche Grundlagen habe; sie suchen mit Geld Seelen zu gewinnen, und einen großen Schein von Macht um sich zu verbreiten, und doch leben sie von der Gnade einiger reichen Hochkirchlichen in England, von denen sie alle fünf Jahre durch Collektenreisen die Mittel wieder erlangen; sie prätendiren die reine evangelische Lehre vor anderen zu haben, und doch sind die wohlgemeinten 39 Artikel so weitherzig und unbestimmt gefaßt, daß Calvinisten und High-church zu gleicher Zeit darin sich wohn-

lich machen können, und ist diese Unbestimmtheit im Ausdruck absichtlich gewählt, um eben verschiedenen Meinungen Raum zu gewähren; sie rühmen sich ihrer Liturgie, als der allerschönsten, und doch ist dieselbe vielfach eine ungeordnete bunte Zusammenstellung aus guten, alten Gebeten, die ohne tieferes Verständniß für Liturgik willkürlich gemacht ist; sie stehen zu ihrer episkopalen Succession als zu ihrem Palladium und können dieselbe weder aus der heiligen Schrift, noch aus der Geschichte beweisen; sie prätendiren, die alleinige Staatskirche zu sein in Kafferland und haben daselbst kaum 1000 members; sie wollen alle Arbeiten anderer kirchlichen Gemeinschaften, die seit mehr als fünfzig Jahren gearbeitet und den Boden aufgebrochen haben, einfach ignoriren und sich in deren Arbeit setzen, und doch haben sie so wenig geistliche Kräfte, daß sie von andern Missionsgesellschaften wegen Untreue entlassene Missionare mit Freuden aufnehmen, und als Hauptkräfte ansehen; ja, daß sie moralisch bescholtene Leute in ihre Katechisten- und Diaconämter bringen, um nur einigermaßen dem Bedürfniß zu genügen. Ihrem Bedürfniß aber ist genügt, wenn nur einstweilen ein Platz occupirt und für die Kirche gesichert ist; ob die Seelen dabei genügend gespeist werden oder nicht, das steht nicht in zweiter, sondern in dritter Linie. Sie meinen, durch beständiges Wiederholen der kirchlichen prayers und Lectionen werde allmählich der Sauerteig die Massen durchdringen, auch ohne geordnete Seelenpflege, und dabei laufen die unsittlichsten Menschen in ihren Gemeinden ungestraft umher; ja, bescholtene Subjekte werden getauft, um nur die Zahl zu mehren. — Sie glauben, die wahre, gesetzliche Kirche zu sein, und können sich nicht einmal eines Colenso erwehren, dessen Anhängerzahl täglich zunimmt. Unter solchen Umständen gewinnt die anerkennenswerthe Rührigkeit ihrer Propaganda allerdings einen abschmäckigen Charakter und verdunkelt selbst solche höchst schätzbaren Lichtblicke, wie sie mir in den Arbeiten eines Bischof Gray und Cotteril, Archidiacon Meriman und Greenstock so wohlthuend entgegengetreten sind.

Am Nachmittag fuhren wir von Engotini mit Bruder Meyer's vier muthigen Pferden im schnellsten Tempo nach Hakney, einer der bedeutenderen Londoner Stationen, an welcher Bruder Murray arbeitet, ein lieber, kindlich gläubiger, ernster Christ, dessen demüthige, stille Weise uns ordentlich deutsch anheimelte. Er ist Schottländer und hat gerade vor einem Jahr seine junge, liebe Frau verloren. Jetzt hatte er am letzten Mittwoch den vergrößernden Anbau der Kirche eingeweiht; die erwarteten Gäste aus der Zahl der Missionare waren ausgeblieben, nur vier aus der Brüdergemeinde und zwei Londoner, Royn und Riedt, eingeborne Prediger, waren gekommen. Dennoch war er über das Meeting sehr erfreut; er sagte, es sei ein screwing-meeting ge-

wesen, d. h. eine „Schrauben-Versammlung", in welcher nämlich durch die Redner an die Hörenden Schrauben angesetzt werden, damit sie recht viel zahlen; so habe er denn 35 Pfd. Sterl. herausgeschraubt. In dieser Kunst sind die Londoner Meister; auch Murray schraubt aus seiner etwa 300 members starken Gemeinde bereits jetzt jährlich über 70 Pfd. Sterl. heraus, und hat das Versprechen, daß sie nächstens das ganze Gehalt des Missionars, 150 Pfd. Sterl., aufbringen werden. Auch er vertrat lebhaft das Prinzip, die Getauften nicht um die Kirche in ein Dorf zu sammeln, sondern sie sich bewähren zu lassen inmitten der Heiden; traurige Rückfälle kämen zwar vor, aber doch auch sehr erfreuliche Erfahrungen gestählter Treue.

Wir gingen mit einander nach der neuen Kirche; die sah aber sehr wenig schön aus; ein Raum für 600 Zuhörer war hergestellt, aber für kirchlichen Anstand und Schmuck haben die Londoner kein Verständniß. Der Staub und Schmutz lag auf der Erde, die Bänke schief, das Mauerwerk nicht einmal überall ausgebessert, während doch vor wenigen Tagen Einweihungsfest (opening) gefeiert war.

Sonntag, den 17. Februar. Es war ein rechter Ruhetag, in welchem das Wort Silo, als Ruhe des Herrn, seine rechte Erfüllung fand. Der Ort liegt gar zu friedlich, die Hottentottenhäuser viereckig in Reihen und Straßen bis an die Kirche heran. Die Kirche war freilich noch umschirmt mit einer starken Lehmmauer, mittelst deren die christlichen Hottentotten im letzten Kriege gegen räuberische Engländer sich vertheidigt hatten, welche, um das schön gelegene Silo zu Bauernplätzen umzugestalten, die Ausrottung der christlichen Gemeinde beabsichtigt hatten. Der Glockenstuhl und zum Theil die Gebäude zeigten noch Spuren von gewechselten Kugeln, und an der einen Hausecke zeigte man den Platz, wo eine Hottentottenkugel einen Engländer in dem Augenblicke niederstreckte, wo er versuchte, das Missionsgebäude in Brand zu setzen. Weit hinaus noch sind die Schutzmauern zu sehen, die Christen gegen Christen aufgerichtet hatten.

Heute war es Ruhe in Silo; der frisch gefallene Regen hatte wie mit einem Zauberschlage die dürre Erde mit frischem Grün bedeckt; die klare, frische Luft nach dem Gewitter erquickte Leib und Seele. Ich predigte holländisch über das Sonntagsevangelium. Der Hottentottengemeinde nämlich wird holländisch gepredigt, während die Kaffergemeinde kafferschen Gottesdienst hat.

Die Hottentotten sind am Aussterben, kaum noch 200 Seelen hier, während doppelt so viel Kaffern den Platz der Ausgestorbenen einnehmen. Merkwürdigerweise sind eine Menge junger Mädchen, theils Fingu, theils Amatembu vorhanden, während die jungen Bursche fehlen, die sie heirathen könnten. Die Hotten-

totten sehen fast ganz wie Europäer aus, meist mit sanften Gesichtszügen, wie denn das Gefühl in ihnen viel entwickelter ist, als der Verstand. Die Gemeinde hat in letzter Zeit auch in Silo bedeutend an Seelenzahl abgenommen durch die Auswanderung. Es sind aber gar liebe Leute unter ihnen, so auch der Erstling unserer Getauften aus Bethel, Hermanus Josua, der mit freudestrahlendem Angesicht zu mir kam, um mich als den Vater seiner Gesellschaft zu begrüßen. Er ist von Döhne getauft, dann ein treuer Bekenner und ernster Arbeitsgehülfe gewesen, und ist nun ein Greis, dem man den Frieden Gottes aus den Augen leuchten sieht.

Auch ein Fingu in der Gemeinde ragte durch besondere Gaben hervor; er hatte das Orgelspiel in kurzer Zeit bis zu einer merkwürdigen Vollkommenheit erlernt, als der Lehrer am Finger litt, und dadurch am Spiel gehindert wurde. — Auch andere recht liebe Christen giebt es in der Gemeinde, obschon das heranwachsende Geschlecht nicht an die Kraft der Alten reicht. — Der Gesang in der Gemeinde ist wahrhaft ergreifend, lieblich rein, schöne Stimmen, sechs- bis achtstimmig.

Am Abend wurde das heilige Abendmahl gefeiert von beiden Gemeinden zusammen, weshalb die Gebete und Gesänge zuerst holländisch, dann kafferisch gesprochen wurden. Ich nahm Theil als Gast und habe großen Segen gehabt. Schon die ganze Erscheinung der Gemeinde, in der die Frauen vom Kopf bis auf die Füße weiß gekleidet waren (nur einige trugen unter dem weißen Ueberwurf und Kopfputz ein schwarzes Kleid), war sehr lieblich. Auch die drei dienenden Brüder hatten weiße Talare. Nachdem gesungen und gebetet war, wurde zuerst die erste Hälfte der Einsetzungsworte verlesen, dann übergab der consekrirende Bruder Brauer den beiden dienenden Brüdern Stephan und Gysin den Teller mit langgeschnittenen Oblaten. Der eine trug den Teller, der andere nahm von demselben immer ein Stück und brach es und gab es zweien Communikanten in die Hand; dann gingen sie also durch die ganze Gemeinde, bis jeder sein gebrochenes Stück Brod in der Hand hielt. Hierauf sprach der consecrirende Bruder: „Nehmet, esset, das ist der Leib Christi", worauf Alle mit einander aßen. Dann fiel die ganze Gemeinde auf ihre Kniee und sangen: „Heiliger Herre Gott, heiliger, starker Gott, heiliger, barmherziger Heiland, du ewiger Gott, erbarme dich unser!" Darauf wurde der Wein consekrirt aus einer Flasche in zwei gläserne Kelche gegossen. Die beiden Kelche wurden den beiden dienenden Brüdern überreicht, nachdem der consekrirende Bruder zuvor aus dem einen selbst getrunken hatte. Die Brüder überreichten den einen Kelch der ersten Frau, den andern dem ersten Mann, diese reichten es dem Nachbar weiter, der dienende Bruder folgte mit der Flasche,

um immer wieder zu füllen. Vor der Consekration gab jeder seinen beiden Nachbarn den Bruderkuß. Gesang und Gebet beschloß die Feier. Auch während des Herumreichens der heiligen Gaben wurde gesungen. Die ganze Feier hat mir einen tiefen Eindruck gemacht und ist mir reich gesegnet gewesen. Möge der Herr die Gnade, die er ertheilt hat, beständig machen an mir und der Gemeinde.

Montag, den 18. Februar, hatte ich vor dem Erwachen einen schweren Traum: Der selige Kiekhöfer kam in Begleitung eines andern Bruders und sagte mir: „Lieber Wangemann, sei auf Schweres gefaßt, dein Weib ist eben gestorben." Ich erwachte gleich darauf, und alles stand so lebendig vor mir, daß ich innerlich erbebte; doch fand ich im Gebet Kraft und konnte Alles dem Herrn anheim geben. Er ist ja ein barmherziger Herr, der das Lösegeld gezahlt und angenommen hat, der uns auch nicht nach unserer Missethat vergilt, und nicht so mit uns handelt, wie wir es mit unsern Sünden verdient hätten. Der Herr wird mir Weib und Kind bewahren nach seiner Erbarmung.

Am Nachmittag kamen die Brüder Murray von Hakney und Meyer von Engotini zum Besuch; der erstere wollte weiter nach Queenstown, der letztere am Abend zurück; beide wurden aber durch den Regen hier zurückgehalten, der so stark fällt, wie seit Jahren nicht. So ist auch an meine Weiterreise nicht zu denken, der Kay und die andern Flüße machen jeden Gedanken daran unmöglich, und ich muß lernen, mein Herz in Geduld fassen und danken, daß ich hier in Silo unter Brüdern, und nicht in der Fremde bin.

Wir sprachen weiter über den Fortgang des Evangelii im Kafferlande. In Hakney hat der Herr ein großes Werk; an 200 Erwachsene haben sich zum Taufunterricht gemeldet, alles Fingu, die angewandert sind. Bruder Rein hat mit manchen derselben gesprochen und sich an ihrem Ernst erfreut. Es scheint, als ob für Kafferland die Zeit gekommen sei, wo das Evangelium nicht blos in kleinen Gemeinden zusammengedrängt bleiben soll. Die Praxis der älteren Mission, nur umschränkte Gemeinden zu haben und diese zu weiden, bewährt sich nicht mehr. Die nach diesem Grundsatz geleiteten Herrnhuter Gemeinden Silo und Engotini nehmen in demselben Maaße ab, als die andern wachsen. Silo ist, wie ich gestern erfuhr, bereits auf die Zahl von 560 Getauften herabgesunken (von 800); während Hakney seine Kirche vergrößern mußte, um alle Hörer zu fassen. In Hakney ist eben der Missionar nichts anderes als Lehrer und Seelsorger, alle äußeren Dinge gehen ihn nichts an. Während in Silo und Engotini die Leute mit ihrem noch zu vertheilenden Lande, mit Streitsachen über Grenzverletzungen, mit allerlei irdischen Dingen

kommen und in dem Lehrer ihren Herrn und Richter sehen, wobei die Parthei, die Unrecht bekommt, sich allzeit verletzt fühlen wird, so hat in Hakney ein Lehrer mit all diesen Dingen nichts zu thun: Die Leute kommen zu ihm nur in Sachen ihres Seelenheils, oder holen in weltlichen Dingen Rath, wie von einem Freunde und Berather. Während in Silo die Leute sehen, daß die Missionare viel Häuser, Schafe, Wagen, Ochsen und großen Landbesitz haben und dadurch den Eindruck bekommen, sie seien reiche Leute, die vom Ihrigen abgeben können an die Kaffern, und darum es für befremdlich halten, wenn sie auch aufgefordert werden, etwas für die Mission zu thun, sehen sie in Hakney den Lehrer einfach in seinem Hause wohnen, und sehen, daß er doch auch leben muß, und verstehen viel eher die Pflicht, auch für ihn und seinen Unterhalt zu sorgen, um somehr, da sie sehen, des Lehrers ganzes Werk und Arbeit beschränkt sich auf die Predigt des Evangelii, auf Missionsreisen und Hausbesuche; während in Silo sie sehen, daß der eine in der Mühle arbeitet, der andere in der Stellmacherei, in der Schmiede oder im Laden und daß sie Geld verdienen mit ihrer Arbeit, so daß das Gemeindeglied nicht einsieht, wozu Leute, die auf diese Weise ihr Brod verdienen, noch von der Gemeinde unterhalten werden sollen. Es war eben in früherer Zeit anders. So lange ein geordneter, obrigkeitlicher Schutz fehlte, mußte die Mission darauf sehen, festen Fuß zu fassen auf eigenem Grund und Boden; heutzutage würde die Kaffermission viel ersprießlichere Fortschritte machen, wenn die Lehrer eben nur Lehrer wären. Die allgemeine Erfahrung ist dazu, daß die in geschlossenen Instituten zusammengehaltenen Christen viel matter und lauer sind, als die in den Außenstationen, wie ich dies in Bethel gefunden habe und in Wartburg, und wie dies auch Bruder Meyer mit seiner Erfahrung bestätigte.

Am Abend hatte ich die Abendpredigt. Ich hatte zum Thema „Silo, die Ruhe Gottes" und zum Text: „Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes" (Hebr. 4). Das Eingangsgebet hielt Bruder Rein, das Schlußgebet unser alter Josua Hermanus; Bruder Meyer dolmetschte. Es war mir sehr beweglich, zu diesen Kaffern von der Ruhe Gottes zu reden, die sie bisher so hartnäckig (als Volk) zurückgewiesen haben. Mir selbst aber war auch wie nach Silo zu Muthe, und dieser ungewöhnliche Regen ist sicher ein Bote des Herrn, der aus der angestrengten, ununterbrochenen Arbeit heraus mir einmal ein Paar unfreiwillige Ruhetage bereiten will.

Dienstag, den 19. Februar. Die gehofften Ruhetage sind ausgeblieben. Die Brüder Meyer und Murray baten so dringend, ich möchte noch einmal hinüberkommen nach Engotini und Hakney und ihnen das Netz ziehen helfen, daß ich nachgab.

Ich fuhr Nachmittags mit Bruder Meyer hinüber nach Engotini, ein Treiben wie das Treiben Jehus des Sohnes Nimsi. Ich suchte einige einsame Plätze auf; Abends predigte ich über die Weisen aus dem Morgenlande.

Mittwoch, den 20. Februar, zerquälten sich Murray's ermüdete Pferde, mich in 1¾ Stunden nach Hakney zu ziehen; ich war pünktlich zur verabredeten Stunde dort; aber Pünktlichkeit ist nicht eine hervorragende Tugend der Engländer; so fand ich denn die Gemeinde erst eine Stunde später versammelt, und konnte nicht zu der mit den Siloer Brüdern verabredeten Zeit zurück sein.

Dagegen hatte ich die Freude, um 12 Uhr einem Classmeeting beizuwohnen. Etwa 120 Inquirers hatten sich eingefunden. Nach einem Eingangslied forderte Mr. Murray die Vorgeschrittensten, die Taufcandidaten auf, auf das Chor allein zu gehen, woselbst sich etwa fünfzig Personen im Kreise auf die Erde setzten. Wir beide folgten ihnen, und ich hörte nun, wie er nach dem, in 107 Fragen gefaßten, schottischen Katechismus unterrichtete; ich selbst sprach auch mit den Einzelnen und fand unter ihnen eine Anzahl recht ernster Christen. Unten in der Kirche sammelten sich die Inquirers um 10—12 Aeltesten und Diaconen, einzeln oder zu zweien sich zu ihnen setzend, um von ihnen weiter belehrt zu werden. Das Ganze machte einen recht lebendigen Eindruck; nur schienen die ab und zu laut werdenden Thränengüsse etwas gemacht zu sein. Murray begünstigte dieselben aber nicht. Es freute mich aber ungemein, in dies gewaltige Regen in dieser Gemeinde einen Einblick genommen zu haben. Die Taufcandidaten sind fast alle Fingu, und es scheint in der That, als ob die Stunde dieses Stammes gekommen sei, wo er in Massen zu den Pforten des Herrn eingehen soll.

Wir ritten Nachmittags zurück nach Engotini, ich auf einem sehr unbequemen Pferde, welches sehr plagte, so daß ich etwas zerstoßen in Engotini ankam, von wo aus Bruder Meyer in 45 Minuten mich nach dem 1½ Stunde entfernten Silo mit dampfenden Pferden zurückbrachte.

Am Abend war die Gemeinde wieder versammelt; Rein predigte Kafferſch; Bruder Gysin richtete an die Gemeinde einige, meine Ab- und Weiterreise betreffende Worte; darauf hielt ich eine kurze Abschiedsansprache, holländisch, durch Josua Hermanus in das Kafferſche gedolmetscht. Dieser Erstling der Getauften unserer Gesellschaft ist bisher ein hellleuchtendes Licht gewesen und hat die Mission in Silo mit Wort und That bauen helfen bis auf diesen Tag. Ich setzte mich nach der Kirche etwas zu ihm, und erfreute mich an seinem kindlich einfältigen Glauben.

Während des Abendessens überraschte und erquickte uns

Bruder Brauer, der schon Tags zuvor mit seinem Sängerchor uns durch einige schöne Lieder (Chöre und Soli aus der Schöpfung) erfreut hatte, durch eine Anzahl Choräle, die der Posaunenchor blies. Ein Gemeindeglied in der Kirche hatte meine Ansprache und Seegenswünsche im Namen der Männer erwidert; nun kamen die Weiber auch noch, weil sie nicht den Schein haben wollten, als ob sie weniger dankbar seien für den Segen, den sie aus meinen Vorträgen empfangen zu haben bekannten. Wir blieben bis nach 11 Uhr zusammen im trauten Kreise.

---

## II.

### Reise von Silo nach Bethanien, Queenstown, Lessyton. Wesleyaner. Sonntag in der Wüste Bürgersdorf. Bethulien.

Donnerstag, den, 21. Februar, versammelte die Morgenandacht zum letzten Mal uns mit der Siloer Gemeinde in der Kirche. Bruder Brauer hielt die Andacht in kafferscher Sprache. Hernach versammelten sich die Getauften massenweise vor der Thür, um uns zum Abschied die Hand zu drücken. Unter ihrem Gesange fuhren wir, d. h. Rein, Gysin und ich, auf der von Bruder Brauer gefahrenen Karre; die beiden lieben Brüder wollten die rührende Gastlichkeit der herrnhuter Geschwister, welche selbst unsere Mundvorräthe für die Weiterreise sorglich bedacht hatten, auch dahin ausdehnen, daß sie uns noch 1½ Meilen weit das Geleit gaben. Sie kamen mit bis zum Kaifluß, dessen noch heute hoch angeschwollene gewaltige Fluthen uns nachträglich davon überzeugten, daß es gestern unmöglich gewesen wäre, den Fluß zu passiren. Unser Wagen kam glücklich hindurch, nur daß ein Hemmschuh auf den Klippen zerbrach.

Am jenseitigen Ufer des Kai spannten wir aus. Die von den Brüdern zur Schonung unserer Pferde zum Ziehen des Wagens gegebenen Ochsen mußten fressen; wir beide daher, Rein und ich, nachdem wir mit den Brüdern den Abschiedstrunk genossen, bestiegen Rein's Reitpferde Hengst und Hippos, von welchen ich das erstere um 6 Pfd. Sterl. als ein Reservepferd gekauft hatte für die Reise nach Bethanien, auf welchem Wege das Vieh vielfach in letzterer Zeit gefallen und die Pferdekrankheit in dieser Jahreszeit gewöhnlich ist.

So hatten wir die Annehmlichkeit, nach schnellem Ritt schon ½ 1 Uhr Queenstown zu erreichen, wo wir zunächst den Prediger Philipps, früheren Griqua-Missionar bei Adam Kock, aufsuchten. Da er nicht zu Hause war, gingen wir zu dem wesleyanischen Prediger und Missionar Dugmore, einem der begabtesten unter den Wesleyanern, und wurden auf das Herzlichste aufgenommen. Von seiner Missionsthätigkeit sprach er weniger, weil er vornämlich die weiße Gemeinde zur Zeit bedient; er verwies mich auf Missionar Bertram, der in Lesseyton, 1½ Meile von Queenstown eine der bedeutendsten Kaffergemeinden versieht. Er, Dugmore, gab mir dagegen einen Ueberblick über die Gesammtthätigkeit der Wesleyaner unter den Kaffern, welche gegenwärtig bereits drei Superintenturen umfaßt, Grahamstown, Queenstown und Natal. Das Werk des Herrn geht erfreulich fort; der Distrikt Queenstown allein umfaßt bereits über 1000 Getaufte und eben so viel Suchende, Hörer des Worts. Namentlich haben die Erweckungspredigten des amerikanischen Wesleyaner Taylor eine allgemeine Erregung auf allen wesleyanischen Stationen zu Wege gebracht, in deren Folge die Hoffnung, das Werk durch eingeborne Evangelisten weiter betreiben zu können, erheblich gewachsen ist. In Lesseyton sind bereits zwanzig getaufte Eingeborne in dem Werk der Evangelisation beschäftigt.

Am Nachmittag sprachen wir noch Dr. Philipps in seinem Hause. Er erzählte uns, daß auch unter den Griquas in Nomansland das Evangelium gut vorwärts gehe; daß selbst in dieser Zeit, wo kein Missionar unter ihnen war, die Diaconen durch Predigten und Unterweisung so gut als möglich das Werk fortführten, und daß die Gesammtheit der Getauften mehrfach an ihn Botschaft gesandt habe, um ihn zurückzurufen. Er sei auch gewillt, wieder zu ihnen zu gehen, aber Adam Kock selbst sammt seinen Großen, deren Neigung zum Trunk er zu scharf überwacht habe, seien nicht willig, ihn wieder zu rufen; so wolle er nicht eher gehen, als bis diese selbst auch ihn rufen würden. Dr. Philipps zeigte uns auch seine neue Kirche, die er für 1200 Pfd. Sterl. (sammt einem 100 Pfd. Sterl. kostenden kleinen steinernen Thurm) erbaut hatte. Die Kanzel, so wie die ganze Ausschmückung der Kirche ist gothisch, sehr schön kirchlich gehalten.

Das ganze Städtchen Queenstown, als sechseckiger Stern gebaut, gewährt einen lieblichen Anblick, obgleich es an die Großartigkeit von Grahamstown und King-Williamstown nicht heranreicht. Es liegt unterhalb des Hangklip, eines steilen, über 6000 Fuß hohen Berges in einer schönen Ebene.

Es war bereits dreiviertel-sechs Uhr geworden; wir mußten also eilen, um noch vor Erlöschen des Tageslichts Lesseyton zu erreichen. Wir ritten daher auf einem näheren Fußsteig, auf dem

Bruder Brauer, der schon Tags zuvor mit seinem Sängerchor uns durch einige schöne Lieder (Chöre und Soli aus der Schöpfung) erfreut hatte, durch eine Anzahl Choräle, die der Posaunenchor blies. Ein Gemeindeglied in der Kirche hatte meine Ansprache und Seegenswünsche im Namen der Männer erwidert; nun kamen die Weiber auch noch, weil sie nicht den Schein haben wollten, als ob sie weniger dankbar seien für den Segen, den sie aus meinen Vorträgen empfangen zu haben bekannten. Wir blieben bis nach 11 Uhr zusammen im trauten Kreise.

## II.

### Reise von Silo nach Bethanien, Queenstown, Lesseyton. Wesleyaner. Sonntag in der Wüste Bürgersdorf. Bethulien.

Donnerstag, den, 21. Februar, versammelte die Morgenandacht zum letzten Mal uns mit der Siloer Gemeinde in der Kirche. Bruder Brauer hielt die Andacht in kafferscher Sprache. Hernach versammelten sich die Getauften massenweise vor der Thür, um uns zum Abschied die Hand zu drücken. Unter ihrem Gesange fuhren wir, d. h. Rein, Gysin und ich, auf der von Bruder Brauer gefahrenen Karre; die beiden lieben Brüder wollten die rührende Gastlichkeit der herrnhuter Geschwister, welche selbst unsere Mundvorräthe für die Weiterreise sorglich bedacht hatten, auch dahin ausdehnen, daß sie uns noch 1½ Meilen weit das Geleit gaben. Sie kamen mit bis zum Kaifluß, dessen noch heute hoch angeschwollene gewaltige Fluthen uns nachträglich davon überzeugten, daß es gestern unmöglich gewesen wäre, den Fluß zu passiren. Unser Wagen kam glücklich hindurch, nur daß ein Hemmschuh auf den Klippen zerbrach.

Am jenseitigen Ufer des Kai spannten wir aus. Die von den Brüdern zur Schonung unserer Pferde zum Ziehen des Wagens gegebenen Ochsen mußten fressen; wir beide daher, Rein und ich, nachdem wir mit den Brüdern den Abschiedstrunk genossen, bestiegen Rein's Reitpferde Hengst und Hippos, von welchen ich das erstere um 6 Pfd. Sterl. als ein Reservepferd gekauft hatte für die Reise nach Bethanien, auf welchem Wege das Vieh vielfach in letzterer Zeit gefallen und die Pferdekrankheit in dieser Jahreszeit gewöhnlich ist.

So hatten wir die Annehmlichkeit, nach schnellem Ritt schon ½ 1 Uhr Queenstown zu erreichen, wo wir zunächst den Prediger Philipps, früheren Griqua-Missionar bei Adam Kock, aufsuchten. Da er nicht zu Hause war, gingen wir zu dem wesleyanischen Prediger und Missionar Dugmore, einem der begabtesten unter den Wesleyanern, und wurden auf das Herzlichste aufgenommen. Von seiner Missionsthätigkeit sprach er weniger, weil er vornämlich die weiße Gemeinde zur Zeit bedient; er verwies mich auf Missionar Bertram, der in Lesseyton, 1½ Meile von Queenstown eine der bedeutendsten Kaffergemeinden versieht. Er, Dugmore, gab mir dagegen einen Ueberblick über die Gesammtthätigkeit der Wesleyaner unter den Kaffern, welche gegenwärtig bereits drei Superintenturen umfaßt, Grahamstown, Queenstown und Natal. Das Werk des Herrn geht erfreulich fort; der Distrikt Queenstown allein umfaßt bereits über 1000 Getaufte und eben so viel Suchende, Hörer des Worts. Namentlich haben die Erweckungspredigten des amerikanischen Wesleyaner Taylor eine allgemeine Erregung auf allen wesleyanischen Stationen zu Wege gebracht, in deren Folge die Hoffnung, das Werk durch eingeborne Evangelisten weiter betreiben zu können, erheblich gewachsen ist. In Lesseyton sind bereits zwanzig getaufte Eingeborne in dem Werk der Evangelisation beschäftigt.

Am Nachmittag sprachen wir noch Dr. Philipps in seinem Hause. Er erzählte uns, daß auch unter den Griquas in Nomansland das Evangelium gut vorwärts gehe; daß selbst in dieser Zeit, wo kein Missionar unter ihnen war, die Diaconen durch Predigten und Unterweisung so gut als möglich das Werk fortführten, und daß die Gesammtheit der Getauften mehrfach an ihn Botschaft gesandt habe, um ihn zurückzurufen. Er sei auch gewillt, wieder zu ihnen zu gehen, aber Adam Kock selbst sammt seinen Großen, deren Neigung zum Trunk er zu scharf überwacht habe, seien nicht willig, ihn wieder zu rufen; so wolle er nicht eher gehen, als bis diese selbst auch ihn rufen würden. Dr. Philipps zeigte uns auch seine neue Kirche, die er für 1200 Pfd. Sterl. (sammt einem 100 Pfd. Sterl. kostenden kleinen steinernen Thurm) erbaut hatte. Die Kanzel, so wie die ganze Ausschmückung der Kirche ist gothisch, sehr schön kirchlich gehalten.

Das ganze Städtchen Queenstown, als sechseckiger Stern gebaut, gewährt einen lieblichen Anblick, obgleich es an die Großartigkeit von Grahamstown und King-Williamstown nicht heranreicht. Es liegt unterhalb des Hangklip, eines steilen, über 6000 Fuß hohen Berges in einer schönen Ebene.

Es war bereits dreiviertel sechs Uhr geworden; wir mußten also eilen, um noch vor Erlöschen des Tageslichts Lesseyton zu erreichen. Wir ritten daher auf einem näheren Fußsteig, auf dem

Bruder Brauer, der schon Tags zuvor mit seinem Sängerchor uns durch einige schöne Lieder (Chöre und Soli aus der Schöpfung) erfreut hatte, durch eine Anzahl Choräle, die der Posaunenchor blies. Ein Gemeindeglied in der Kirche hatte meine Ansprache und Seegenswünsche im Namen der Männer erwidert; nun kamen die Weiber auch noch, weil sie nicht den Schein haben wollten, als ob sie weniger dankbar seien für den Segen, den sie aus meinen Vorträgen empfangen zu haben bekannten. Wir blieben bis nach 11 Uhr zusammen im trauten Kreise.

## II.

### Reise von Silo nach Bethanien, Queenstown, Lesseyton. Wesleyaner. Sonntag in der Wüste Bürgersdorf. Bethulien.

Donnerstag, den, 21. Februar, versammelte die Morgenandacht zum letzten Mal uns mit der Siloer Gemeinde in der Kirche. Bruder Brauer hielt die Andacht in kafferscher Sprache. Hernach versammelten sich die Getauften massenweise vor der Thür, um uns zum Abschied die Hand zu drücken. Unter ihrem Gesange fuhren wir, d. h. Rein, Gysin und ich, auf der von Bruder Brauer gefahrenen Karre; die beiden lieben Brüder wollten die rührende Gastlichkeit der herrnhuter Geschwister, welche selbst unsere Mundvorräthe für die Weiterreise sorglich bedacht hatten, auch dahin ausdehnen, daß sie uns noch 1½ Meilen weit das Geleit gaben. Sie kamen mit bis zum Kaifluß, dessen noch heute hoch angeschwollene gewaltige Fluthen uns nachträglich davon überzeugten, daß es gestern unmöglich gewesen wäre, den Fluß zu passiren. Unser Wagen kam glücklich hindurch, nur daß ein Hemmschuh auf den Klippen zerbrach.

Am jenseitigen Ufer des Kai spannten wir aus. Die von den Brüdern zur Schonung unserer Pferde zum Ziehen des Wagens gegebenen Ochsen mußten fressen; wir beide daher, Rein und ich, nachdem wir mit den Brüdern den Abschiedstrunk genossen, bestiegen Rein's Reitpferde Hengst und Hippos, von welchen ich das erstere um 6 Pfd. Sterl. als ein Reservepferd gekauft hatte für die Reise nach Bethanien, auf welchem Wege das Vieh vielfach in letzterer Zeit gefallen und die Pferdekrankheit in dieser Jahreszeit gewöhnlich ist.

So hatten wir die Annehmlichkeit, nach schnellem Ritt schon ½ 1 Uhr Queenstown zu erreichen, wo wir zunächst den Prediger Philipps, früheren Griqua-Missionar bei Adam Kock, aufsuchten. Da er nicht zu Hause war, gingen wir zu dem wesleyanischen Prediger und Missionar Dugmore, einem der begabtesten unter den Wesleyanern, und wurden auf das Herzlichste aufgenommen. Von seiner Missionsthätigkeit sprach er weniger, weil er vornämlich die weiße Gemeinde zur Zeit bedient; er verwies mich auf Missionar Bertram, der in Lesseyton, 1½ Meile von Queenstown eine der bedeutendsten Kaffergemeinden versieht. Er, Dugmore, gab mir dagegen einen Ueberblick über die Gesammtthätigkeit der Wesleyaner unter den Kaffern, welche gegenwärtig bereits drei Superintenturen umfaßt, Grahamstown, Queenstown und Natal. Das Werk des Herrn geht erfreulich fort; der Distrikt Queenstown allein umfaßt bereits über 1000 Getaufte und eben so viel Suchende, Hörer des Worts. Namentlich haben die Erweckungspredigten des amerikanischen Wesleyaner Taylor eine allgemeine Erregung auf allen wesleyanischen Stationen zu Wege gebracht, in deren Folge die Hoffnung, das Werk durch eingeborne Evangelisten weiter betreiben zu können, erheblich gewachsen ist. In Lesseyton sind bereits zwanzig getaufte Eingeborne in dem Werk der Evangelisation beschäftigt.

Am Nachmittag sprachen wir noch Dr. Philipps in seinem Hause. Er erzählte uns, daß auch unter den Griquas in Nomansland das Evangelium gut vorwärts gehe; daß selbst in dieser Zeit, wo kein Missionar unter ihnen war, die Diaconen durch Predigten und Unterweisung so gut als möglich das Werk fortführten, und daß die Gesammtheit der Getauften mehrfach an ihn Botschaft gesandt habe, um ihn zurückzurufen. Er sei auch gewillt, wieder zu ihnen zu gehen, aber Adam Kock selbst sammt seinen Großen, deren Neigung zum Trunk er zu scharf überwacht habe, seien nicht willig, ihn wieder zu rufen; so wolle er nicht eher gehen, als bis diese selbst auch ihn rufen würden. Dr. Philipps zeigte uns auch seine neue Kirche, die er für 1200 Pfd. Sterl. (sammt einem 100 Pfd. Sterl. kostenden kleinen steinernen Thurm) erbaut hatte. Die Kanzel, so wie die ganze Ausschmückung der Kirche ist gothisch, sehr schön kirchlich gehalten.

Das ganze Städtchen Queenstown, als sechseckiger Stern gebaut, gewährt einen lieblichen Anblick, obgleich es an die Großartigkeit von Grahamstown und King-Williamstown nicht heranreicht. Es liegt unterhalb des Hangklip, eines steilen, über 6000 Fuß hohen Berges in einer schönen Ebene.

Es war bereits dreiviertel-sechs Uhr geworden; wir mußten also eilen, um noch vor Erlöschen des Tageslichts Lesseyton zu erreichen. Wir ritten daher auf einem näheren Fußsteig, auf dem

es nur sechs Miles entfernt ist, in scharfem Tempo bis zu einem Gebirgssattel, über dessen Steinklippen hinweg wir die Pferde leiten mußten; unsern Wagen instruirten wir, langsam nachzukommen, und erreichten nach einer Stunde das gastliche Haus des von deutschen (würzburger) Eltern stammenden Missionars Bertram, der uns mit wahrhaft deutscher Gemüthlichkeit aufnahm.

Freitag, den 22. Februar. Obgleich wir nur den heutigen Vormittag und den gestrigen Abend für Lesseyton hatten, so war mir der Aufenthalt hier doch in hohem Grade lehrreich, um so mehr, als auch Mr. Dugmore, unserer Verabredung gemäß, heute früh bereits zum breakfast mit seiner Frau herausgekommen war, um den Vormittag noch mit uns zu verleben. Ich bekam doch wenigstens einen kleinen Einblick und Anschauung davon, wie die Wesleyaner es machen, daß sie selbst unter den Kaffern Gemeinden mit 600 Communikanten, wie die zu Lesseyton ist, sammeln können. Insgemein ist es die Weise der Wesleyaner, daß sie in ihren Gemeinden keinen Unterschied machen zwischen Weißen und Farbigen, daß sie also überall, wo sie in Kafferland eine englische Gemeinde durch einen Geistlichen versehen (und die meisten englischen Einwanderer sind Wesleyaner), in diesem Prediger zugleich auch einen Missionar haben. Doch macht sich allmählich immermehr das Bedürfniß geltend, für die Farbigen eigene Kirchen und Gottesdienste zu haben, wie dies in Queenstown selbst bereits der Fall ist. Haben sie nun in einer Gemeinde irgend eine Persönlichkeit, der sie Zutrauen genug schenken, so suchen sie deren Kräfte zuerst theils zu erproben, theils zu üben dadurch, daß sie sie in Erbauungsstunden beten oder dann auch Vorträge halten lassen. Bewähren sie sich, so werden aus ihnen die local preachers erwählt, Laien, die in verschiedenen Theilen der Gemeinde ihre eigenen Gottesdienste halten, auch wohl den Prediger in Bedürfnißfällen vertreten. Ihre Gemeinde haben sie in Klassen von zehn bis fünfzehn Personen getheilt, die je von einem class-leader unterwiesen und beaufsichtigt werden; dieser class-leader hält mit seiner Klasse wöchentlich ein class-meeting, in welchem über erbauliche Gegenstände gesprochen, gesungen und gebetet wird. Sämmtliche class-leaders versammeln sich monatlich um den Pastor, um Bericht zu erstatten und Anweisung zu erlangen; ebenso die local preachers. Doch liegt in diesen Mithelfern nicht eine mitregierende Instanz, wie bei den Londonern und der freischottischen Gemeinde, sondern allein Anordnender bleibt der Geistliche, sowohl in Bezug auf Taufe, als in Bezug auf Ausschließung ꝛc. Pflicht der class-leaders und local preachers ist es nur, so viel als möglich auf die Heiden einzuwirken in ihrer Umgebung, um sie zur Taufe einzuladen und vorzubereiten, und auch die bereits Getauften zu dem Bewußtsein

zu erziehen, daß sie durch Geld, Gebet, Zeugniß selbst die Gemeinde mit zu erbauen verpflichtet sind. Diese class-leaders führen dann die bereits vorbereiteten inquirers zum Pastor, der sie in den Taufunterricht nimmt. Bei den vierteljährlichen größeren class-meetings wird das heilige Abendmahl ausgetheilt. Vor der Feier muß jedes Mitglied seine Mitgliedschaft auf die nächsten drei Monate durch Lösung eines tickets erneuern, für welches gewöhnlich 1 Shilling bezahlt wird; manche aber zahlen auch mehr, und auch sonst sammeln und geben sie für kirchliche Zwecke.

Auf diese Weise erziehen die Wesleyaner ihre Leute zu dem Bewußtsein der Verpflichtung, mit zu bauen, bleiben mittelst der national-teachers und preachers und deacons allzeit in unmittelbarem Verkehr mit der Gemeinde, die letztere hat das Gefühl, selbst nach Kräften zu arbeiten, und mittelst der auf einzelne Krale ausgesandten Nationalgehülfen können die Missionare ihre Kraft so weit vervielfältigen, daß sie selbst gewissermaßen als Superintendenten und Gesammtleiter des Ganzen arbeiten. Dazu ist ihre Kraft, ohne irgendwie auf Aeußerlichkeiten zerstreut zu werden, ganz dem geistlichen Amte vorbehalten, und das Christenthum der Neugewonnenen bleibt in steter Aufsicht und Uebung. Es ist viel Beherzigenswerthes in diesem Verfahren.

Wir fühlten uns in dem gastlichen Hause Bruder Bertram's sehr heimisch, zumal eine reizende Aussicht aus dem an die Kirche hart angebauten Hause das Herz erfrischt. Man hat vor sich ein grünes, theils mit Wiesenfläche, theils mit Mimosenwäldchen geschmücktes Thal, und die zahlreichen Häuser der Getauften (Tambucki, die fast noch williger sind für das Evangelium, als die Fingu), und im Hintergrunde wunderschön gezeichnete Linien der das grüne Thal einschließenden verschiedenen zackigen Berge und Felsen.

Mit reichlicher Provision für Menschen und Thiere ausgestattet, sandten wir wiederum unsern Wagen voraus und folgten eine Stunde später zu Pferde.

Es ging zwischen baumreichen Schluchten eine Anhöhe hinauf. Jenseits derselben wurden die Bäume spärlicher und verschwanden dann gänzlich. Die Berge, zum Theil 6—7000 Fuß hoch, zerspalteten sich mehr in einzelne Gruppen, und größere Ebenen zogen sich zwischen ihnen durch, so daß der Weg sehr bequem und eben wurde. An einem Wässerlein auf grünem Felde spannten wir aus und fuhren dann noch einen Tocht weiter, bis die Dunkelheit uns überfiel. Unser fahrendes Hotel hatten wir ja mit uns, machten Feuer an, kochten Kartoffeln zum Abendessen, und legten uns dann schlafen; freilich ein Auge zuzuthun war unmöglich, da die an den Wagen angebundenen Pferde fortwährend stampften und zerrten.

Sonnabend, den 23. Februar. Da wir ohnehin nicht schlafen konnten, standen wir bereits vor vier Uhr auf und spannten im Mondschein ein. So hatten wir nach zwei Stunden am Klaasschmidt Revier beim frühen Morgenlicht bereits eine Station hinter uns, und gegen eilf Uhr schon kamen wir an den Stormbergen an, deren steiler Uebergang uns nöthigte, Vorspann von Ochsen zu nehmen, weil unsere sechs Pferde schwerlich den Wagen über diese Klippen und steilen Abhänge gezogen hätten. Oben angekommen auf Buschmannshoogde, ließen wir wieder den Wagen vorwegfahren und erstiegen eine kleine Felskuppe in der Nähe, von wo aus wir einen prachtvollen Ueberblick über die Kafferberge hatten, den letzten. Da sahen wir die Kuppen alle noch einmal, den Hangklipp, den Winterberg, die Stormberge, die Bamboesberge, die Kattriverberge. Es waren wunderschöne Berglinien; aber unter ihnen fehlt das Leben, kein Wald-, kein Wiesenthal, kein Fluß; der dünne Streifen, den der Weg gemacht hatte, war die einzige Abwechselung; kaum auch hier und dort eine Farm, und auch bei denen noch nicht jedesmal ein Baum. Besonders öde lag unser Weg vor uns, der nun thalabwärts führte, ohne Baum, ohne Haus, vor einigen Tagen noch eine dürre, öde Wüste. Gegen 30—40 Ochsengerippe lagen am Wege; hier und dort kreisende Geier und Adler bezeugten uns, daß vor einigen Tagen noch hier gar kein Futter, noch Wasser zu finden gewesen war. Uns aber hatte der Herr wieder so lieblich den Weg gebahnt, daß in Folge der letzten starken Regen das ganze Feld mit frischem Graswuchs bekleidet war, so daß unsere Pferde nicht blos Gras genug, sondern in Pfützen auch Wasser genug fanden. Ja, er versteht es, die Wüsten grünen zu machen. Noch vor acht Tagen wäre es vielleicht nur mit Gefahr für die Pferde möglich gewesen, diesen Weg zu passiren. Nun wußte ich mit einem Male, warum der Herr in Silo durch den Regen uns zurückgehalten hatte.

Am Abend spannten wir in einer engen Ebene mitten zwischen Klippen aus. Der Sternenhimmel war prachtvoll. Das südliche Kreuz entfaltet seine Schönheit erst dem, der es länger und aufmerksam betrachtet. Der entdeckt dicht neben dem Kreuz eine dunkle Tiefe am Himmel, einen weiten Fleck, in welchem noch kein Sternglas einen Stern entdeckt hat; um das Kreuz her aber einen ganzen Kranz von hellen Sternen, und daneben die Milchstraße mit einem solchen Gewimmel der hellstglänzenden Sterne, wie man sie kaum sonst sieht. Freilich gehört auch die afrikanische klare Luft dazu, welche den Sternenhimmel in köstlicher Pracht erglänzen läßt. Wir labten uns lange an dem Anblik, bis wir unser Abendlied sangen, das Gebet mit einander hielten und dann wiederum im Wagen unser Nachtlager aufsuchten, in welchem wir zwei Schläfer die Gestalt des österreichischen Doppeladlers bildeten.

Die Pferde ließen uns diese Nacht auch etwas mehr Ruhe, so daß wir doch wenigstens einige Stunden schliefen.

Sonntag, den 24. Februar. Wir entflohen dem Morgennebel, indem wir halb sechs Uhr aufbrachen, um bis sieben Uhr in der Frühe noch eine Strecke zu fahren. Dann hielten wir Sonntagsrast auf freiem Felde in der Wüste. Es war heut ein wunderbarer Wüstensonntag. So weit das Auge reichte, kein Baum, kein nennenswerther Strauch, nur Felsklippen ringsum mit spärlichem Grün. Das Wüstenfeld selbst aber sonntäglich geschmückt mit kleinen Flecken grünen Grases, das unseren Thieren trefflich mundete. Mit etwas Pfützenwasser am Wege war auch ihr zweites Bedürfniß gestillt, und auch wir verschmähten durchaus nicht eine Tasse Thee, von diesem Wasser gekocht, dessen lehmige Bestandtheile die mangelnde Milch ersetzten. Ein Pfau flog nicht weit von uns vorüber. Wäre es nicht Sonntag gewesen, so hätte Johannes sicheres Rohr ihn wohl zu einem leckeren Mittagsbraten gemacht; so aber lächelte er selbst kopfschüttelnd: „Neen myn heer, sondag zal ik niet schieten.“ Der Junge macht mir überhaupt viel Freude. Er ist mein treuer Missionsmitarbeiter, hält den Kaffern vor, wie Unrecht es doch sei, Mädchen zu verkaufen, und den kafferschen Dienstboten, daß sie fleißiger sein müßten; er selbst geht ihnen mit gutem Beispiel voran, und giebt dadurch seinen Mahnungen zum Gebet und Gehorsam gegen das Wort praktischen Nachdruck. Dazu ist er in allen Dingen wohl erfahren, guter Koch, Kutscher, Jäger, Bedienter und völlig zuverlässig, dabei allzeit fröhlich. Sein Kamerad Jacobus ist ernster, tiefer gegründet, völlig treu und zuverlässig, bescheiden, aber nicht so umsichtig. Beide miteinander ein Musterpaar christlicher Dienstboten.

Johannes zeigte zum Frühstück, was er vermochte. Er servirte ein breakfast von Kaffee, Rührei mit Schinken, Butter, Brod, Käse, Pfirsichen und Aepfeln. Das Alles hatte die Liebe der Geschwister auf den verschiedenen Missionsstationen reichlich in meinen Wagen gesteckt. Johannes ganzes Gesicht leuchtete, als er das auftrug. Ich mußte dabei an die Lieben daheim gedenken, wie die wohl mich mit ihrem Bedauern durch die Wüste geleiten, wo ich an allem Nöthigen Mangel habe. Aber so ist es oft im Leben, auch im Urtheil über die Mission und die Arbeiten in ihr.

Ebenso behaglich war der Platz unter dem Wagen, den wir den meisten Theil des Tages aufsuchen mußten, weil er der einzige war, der einigen Schatten darbot. Eine Binsenmatte aus Silo wurde untergebreitet, darauf ein Sitzkissen vom Wagen als Sopha, und die zusammengeklappte Matratze als Kopfkissen, ein prachtvolles Lager. So haben wir heute geruht, klarer Sonnen-

schein über uns, fröhlich im Herrn, unter freiem Himmel unsern Gottesdienst haltend, reich vom Herrn begnadigt. Rein predigte holländisch über das Evangelium vom Blinden. Jetzt geht es stark auf fünf Uhr, die Hitze ist vorüber; nun wollen wir in Gottes Namen einspannen und noch eineinhalb bis zwei Stunden fahren. Die Pferde sind seit Kafferland munter und frisch und laufen trefflich, so daß wir noch in dieser Woche Bethanien zu erreichen hoffen können.

Am Abend spannten wir aus auf freiem Felde, etwa eineinhalb Stunde von Bürgersdorp. Ich legte mich auf den Rücken, um die volle Sternenpracht zu genießen. Das Geheimniß des Kreuzes ist auch am südlichen Sternenhimmel groß. Das „südliche Kreuz" ist weitaus der Mittelpunkt des schönsten Theils dieser Hemisphäre. Während ringsum am Horizont die Sterne (obschon schöne Bilder unter ihnen sind, wie Orion, Stier, Plejaden ꝛc.) dennoch im Ganzen aussehen, wie Schafe ohne Hirten, gruppirt sich aller Sternenglanz, je länger man hinsieht, um das unscheinbare Kreuz. Dasselbe ist weder durch Schönheit der Einzelsterne, noch durch seine eigene Gestalt ausgezeichnet; die Sterne sind zum größten Theil klein, es sind überhaupt nur fünf an Zahl, das Kreuz ist gar nicht regelmäßig, der eine Balken bedeutend kürzer, der Stern, in welchem beide Balken sich schneiden, fehlt — ringsum sind viele andere regelmäßigere Kreuze, und doch liegt sowohl in der Kleinheit, als in der besonderen Lieblichkeit und Gnade dieses Kreuzes, dessen fünf Sterne dem Ort der fünf Wunden entsprechen, eine Macht, welche das über den Himmel hinschweifende Auge immer wieder auf dies Kreuz zurücklenkt; man fühlt, es ist nicht ein Kreuz, sondern „das Kreuz."

Ich stand eines Nachts um zwei Uhr auf, um es aufrecht hoch am Horizont stehen zu sehen; ich kann nicht beschreiben, wie tief mich dieser Anblick ergriffen hat.

Aber nun seine Umgebung. Zur Linken ein großer, schwarzer sternloser Fleck; auch das schärfste Instrument hat keinen Stern in ihm entdeckt; — es ist inmitten des Lichtglanzes ein Zeugniß der Finsterniß, die zur Linken des Kreuzes derer wartet, die nicht zum Kreuze kommen. Zur Rechten dagegen ist es wie die Herrlichkeit des Herrn. Der Fuß des Kreuzes steht in der Milchstraße, welche gerade hier wie besäet ist mit hellfunkelnden Sternen. Heraus aus dieser geschaffenen Herrlichkeit ragt das Kreuz, dem Gipfel des Himmels zu, aber dennoch steht es mitten darin. In einiger Entfernung sieht das Auge einen ziemlich regelmäßigen Kranz von ganz hellen Sternen ringsum, wie ein Glorienschein das Kreuz umgebend. Einer dieser Sterne hat zur Seite einen andern hellen, welche zwei wie ein Finger auf das Kreuz hinweisen, so daß, wer das Kreuz nicht leicht finden kann, sich gern

dieſes Fingerzeigs bedient. Dann aber ſind rechts und links um das Kreuz her eine Menge anderer Kreuze, zum Theil regelmäßiger, ſchöner und größer als jenes, aber dennoch alle wie in Abhängigkeit von jenem. Wie oft habe ich mich an dieſem Kreuz erbaut!

Montag, den 25. Februar, trafen wir bereits um acht Uhr in Bürgersdorp ein. Der Engländer, bei dem ich Futter kaufte, begrüßte mich mit der durch einen Expreſſen über Nacht angekommenen Nachricht, Moſcheſch habe den Krieg erklärt, acht Bauernplätze niedergebrannt und die Familien der Farmer ermordet; es ſei nicht mehr ſicher, in den Freiſtaat zu reiſen. In Folge dieſer Nachricht beſchloß Bruder Rein auf mein Zureden, lieber umzukehren; ich meinerſeits wollte über Colesberg reiſen (mit einem Umwege von zwei bis drei Tagereiſen), um von der Kriegsgrenze fern zu bleiben.

Wir beſuchten einen Apotheker Müller, bei dem ein Freund, ein Kaufmann aus Bethulia vorſprach. Dieſer erzählte mir, er komme Tags zuvor aus Bethulia, habe aber nichts vom Ausbruch des Krieges gehört; er glaubte nicht, daß Moſcheſch anfangen werde; aber zum 10. März ſeien 2000 Bauern unter die Waffen commandirt; ich könne ſicher über Bethulia nach Bethanien reiſen. So brach ich denn in Gottes Namen auf, ſchickte mein Tagebuch, ſo weit es bis dahin fertig war, nach Hauſe; Bruder Rein nahm bewegt Abſchied. Als ich ſchon auf die Höhe gefahren war, ſprengte er noch einmal zurück und wir ritten miteinander noch eine halbe Stunde.

Nun war ich allein, zum erſten Mal ohne andere Begleiter als meine beiden Jungen; ich befahl mich der Gnade des Herrn, die bis hierher ſo ſichtlich über mir gewaltet hat, und hinein ging es in die großen Flächen.

Ich konnte Bethulia nicht ganz erreichen, ſondern ſpannte etwa zwei Stunden vorher aus.

Am andern Morgen brachte uns der frühe Morgenſchoft ſchon um halb ſieben Uhr zu einem Bauer, der uns freundlich aufnahm und mit einer großen Kanne Milch zum Frühſtück verſorgte. Dann folgten wir der Wagenſpur, die uns von der Hauptſtraße ab zu einem Nebenpont (Fähre) des Oranjefluſſes führte. Ich war voraufgeritten und wartete ein wenig auf den nachkommenden Wagen, um mich zu verſichern, daß er auch in die Nebenſtraße einbiege. Als der Wagen herankam und einbog, ſchrieen meine beiden Jungen mir etwas zu, was ich nicht verſtand. Ich ritt ruhig weiter. Hernach erzählten ſie mir, daß gerade an der Stelle, wo ich gehalten hatte, eine ungewöhnlich große und ſtarke, mehr als ſechs Fuß lange covera capella, eine der giftigſten Schlangen gelegen habe.

Als wir beim Pont waren, fanden wir Niemand; die Leute waren auf jener Seite zum Frühstück in einem Lokal, und dachten auf echt afrikaniſch, wir könnten ein wenig warten, auch ohne daß ſie uns ein Zeichen gäben. Da wir von Niemand Auskunft erhielten, fragten wir einen daſitzenden Hottentotten, der uns erzählte, dieſer Nebenpont könne überhaupt nur kleinere Fuhrwerke hinüberbringen; von unſeren ſieben Pferden könne er neben den Wagen nur zwei aufnehmen, die den Wagen über einen im Waſſer liegenden Damm bis zur Fähre ziehen müßten, — was bei unſerm ſchweren Wagen eine Unmöglichkeit ſei; dagegen ſei weiter unten die große Fähre, auf welcher wir bequem hinüber kommen könnten.

So kehrten wir denn um, und fuhren eine viertel Stunde den Fluß hinab zur großen Fähre, die ſoeben mit einem großen Ochſenwagen abgeſtoßen war. Wir ſahen, wie drüben ſechszehn Ochſen dieſen Wagen die ſteile Uferhöhe hinanzogen, und wie ſodann ein anderer Wagen ſich bereit machte, eingeſchifft zu werden, alles mit entſetzlicher afrikaniſcher Langſamkeit.

Ich ſuchte mir in der glühenden Sonnenhitze eine Sandſcholle auf, um die höchſt intereſſante Scenerie anzuſchauen. Ich ſaß etwa vierzig Fuß über dem Waſſerſpiegel des Fluſſes, der ähnlich der Elbe bei Dresden, ſchlammig und lehmig zu meinen Füßen kräuſelnd ſich hinbewegte. Seine Ufer, alle in der angegebenen Höhe, waren zum Theil mit Weiden beſtanden, drüben ein Gebirge mit Schluchten und Thälern, zur Rechten das Flußgebiet, aus welchem der Caledon aus dem Lande Moſcheſchs herabkommt, und rechts davon die ſteilen Bergrücken und Spitzen des Oranje-Flußgebiets. Zur Linken hin dehnte ſich der Freiſtaat aus, zumeiſt flaches Land; nur daß einzelne Berge und kleinere Rücken ſich aus der Ebene erhoben; unterhalb einer ſchönen Bergkuppe das neuangelegte Dorf Bethulia (bis vor drei Jahren eine franzöſiſche Miſſionsſtation, jetzt ein Bauerndorf). Uns unmittelbar gegenüber bei dem jenſeitigen Fährhauſe lagerten auf grüner Fläche wohl acht bis zehn große Ochſenwagen mit ihrem Vieh, auch eine Karre mit zwei Pferden. Sie hatten auch Geduld nöthig, denn die langſame Fähre kann höchſtens einen der großen Ungethüme von Ochſenwagen aufladen. Es war höchſt intereſſant zu betrachten, wie ſie den ſchweren Wagen den Abhang hinabbrachten und auf die Fähre zu bringen verſuchten — aber, o wehe, die Fähre ſank ſofort, der ſchwere Wagen hatte einige Planken zerbrochen. Nun ſaßen wir da und warteten; ein Zimmermann ging hinüber und verſicherte, die Fähre werde ſofort ausgebeſſert ſein. Drüben ſahen wir, wie die ſchweren Wollſäcke von dem mit zwei Rädern auf der Fähre und mit zweien am Lande ſtehenden Wagen abgeladen und am Ufer aufgeſpeichert wurden, wie dann ſechzehn

Ochsen an das hintere Ende des Wagens gespannt, ihn wieder die sandige Höhe hinaufschleppten.

Inzwischen hieß es für uns: Geduld! Ich verzehrte den Rest der Siloer Weintrauben und einige Aepfel, schlief im Wagen, während unsere Pferde ausgespannt grasten; dann aber war es mir höchst interessant zu sehen, wie die Ochsen hinübergejagt wurden. An zehn Menschen jagten an einer seichten Stelle den ganzen Trupp von funfzig Thieren mit Geschrei „Treck" Peitschenknallen ꝛc hinein in den Fluß, in welchem sie am jenseitigen Ufer bald eine Strecke schwimmen mußten, aber nur kurze Zeit, dann hatten sie Boden unter den Füßen und nun bildeten sie eine regelmäßige Linie, der bereits erfahrene Leitochs voran und dann alle einzeln hinterher, bis sie das entgegengesetzte Ufer erreicht hatten. Dann sah ich wie in ähnlicher Weise drei Reiter und ein Fußgänger und zwei Hunde den breiten mächtigen Strom passirten. Letztere wurden durch die Strömung ein gutes Stück abgetrieben, kamen aber alle glücklich hinüber.

Nach dreistündigem Warten erfuhren wir, es könne noch höchstens zwei Stunden dauern (also mindestens sechs Stunden nach afrikanischer Ausdrucksweise), bis der Schaden reparirt sei; zugleich aber erfuhren wir, daß der obere Pont recht gut auch unsern Wagen transportiren könne. Wir kehrten also um und waren binnen kurzem drüben und nach halbstündigem Ritt in Bethulia, woselbst ich sofort den reformirten französischen Missionar Pelissier aufsuchte. Er ist ein alter Mann, lebt und wohnt in seinem früheren Missionshaus und Garten, kann aber wenig mehr arbeiten. Er hat eine kleine Gemeinde von hundert Hörern und etwa vierzig Getauften, die zu weiden, seine alternde Kraft gerade hinreichen mag. (Jetzt ist er bereits zu der Ruhe des Herrn eingegangen.) Sein Schwiegersohn, ein gläubiger Schotte, Namens Scott, war mir sehr lieb; er begleitete mich zu Pferde am

Dienstag, den 26. Februar, noch dreiviertel Stunden weit, um mir den Weg nach Bethanien zu zeigen. So fuhren wir denn an diesem Nachmittag noch zwei Stunden zu Pferde, d. h. beinahe drei deutsche Meilen bis zu dem Hof eines Bauer Hefer, Mitglied des Volksraths, neben dessen Hause wir gute Weideplätze und Wasser fanden.

Mittwoch, den 27. Februar. Unser Weg führte uns beständig bergauf, aber so allmählich, daß wir sebst mit unsern schwachen Pferden viel traben konnten. Die Gegend wurde immer ebener. Der Freistaat hat hier nichts für das Auge anziehendes. Die Bauernplätze sind ziemlich selten, oft über eine Stunde auseinander liegend; die weite Ebene theils steinig, theils sandig. Jetzt eben war sie mit zwar spärlichem aber doch genügendem Grase bedecke. Hier und da erhoben sich aus der Ebene schein-

bar hohe Gebirgszüge mit zackigen Linien; aber kommt man näher heran, so führt die allmähliche Steigung des Landes so hoch, daß der ferne Gebirgszug in der Nähe sich in eine Hügel- oder Felsreihe von 2—400 Fuß Höhe auflöst. Nicht selten muß man dann über den Joch solches Rückens und genießt von dort aus eine weite, weite Aussicht über eine Fläche, aus der wohl zwanzig solche Gebirgszüge ohne Plan und Ordnung hervorsteigen.

An einer Stelle begegneten wir einer Heerde von Springböcken, die mit ungeheuren Sätzen in gräziösem Sprunge über die hohen Ameisenhaufen wegsetzten. Doch wurde mir gesagt, daß dieser Anblick heutzutage eine Seltenheit sei, weil das Feld bereits vom Wild verlassen wird, von wegen der Jagdlust der Bauern. Diese Springböcke als Heerden, sowie die auf und an dem Wege verwitternden Hörner und Schädel des Gnu gehören einer jetzt bereits verschwindenden Zeit an.

Gegen Abend ermüdete mein Reitpferd, und auch das eine Wagenpferd Lord konnte nur mit vielen Schlägen zum Gehen gebracht werden. So gönnte ich denn den Thieren etwas Ruhe, indem ich mich, da wir schon unweit Bethanien waren, in den Wagen setzte, nachdem ich den ganzen Weg von Kafferland an, zu Pferde zurückgelegt hatte.

Wir konnten aber mit den ermüdeten Pferden heute unser Ziel noch nicht erreichen, sondern spannten noch einmal in der Wüste aus, unweit eines Bauernplatzes. Durch einen vorüberfahrenden Bauer hatte ich Bruder Wuras von unserem Kommen benachrichtigt.

---

## III.

### Ankunft in Bethanien. Kriegsunruhen. Kaufmännische Unternehmungen. Portjesfontein.

Donnerstag, den 28. Februar, erreichten wir nach anderthalbstündiger Fahrt das neu angelegte Dorf Edenburg, welches noch eine gute Meile von Bethanien entfernt ist. Wir fuhren hindurch und spannten nach abermals anderthalb Stunden aus.

Von der Höhe vor uns herab sahen wir schnell eine Karre mit zwei Schimmeln fahren. Es war Bruder Wuras, der uns bis hierher entgegengeeilt war, nachdem er soeben meinen Brief erhalten hatte. Er hatte die Absicht gehabt, an diesem Tage auf dem andern Wege bis nach Allwal, etwa funfzehn Meilen uns

entgegenzufahren, und so war denn mein Briefchen gerade zur rechten Zeit angekommen.

Nach einstündiger Rast sahen wir wieder Staub von der Höhe des Spitzberges rasch auf uns zukommen. Es war Bruder Wuras vierzehnjähriger Sohn, der mit frischen Pferden für mich und Bruder Rein heranellte. Ich bestieg den stolzen Fuchs, ein sehr starkes Pferd, welches wohl im Stande war, mich zu tragen, und nun ging es im frischen Galopp nach Bethanien zu. Meine beiden Jungen konnten meiner Weisung nicht folgen, nur langsam nachzufahren. Sie eilten mit den müden Pferden, theils wohl auch um zu zeigen, daß sie auch noch fahren könnten: und so waren sie, zumal wir unterwegs bei einer Bauerwittwe einen Augenblick grüßten, uns bald auf den Fersen. Vor uns her sprengte der junge Wuras im vollen Carriere, ein opregter Afrikaner, um in Bethanien Botschaft zu bringen, daß wir bereits dicht dabei seien. Wir sahen denn auch, wie aus dem Ort alsbald Staubwolken sich lösten, und acht bis zehn Reiter uns entgegenkamen, unter ihnen Bruder Mönnig, Herr Fichard, Abraham Motsabe, der Schulze und andere. Am Rietfluß wartete unser eine größere Schaar, die Schulkinder und Gemeindeglieder, soviel in der Eile zusammengerufen werden konnten. Sie begrüßten mich, von Bruder Meyfarth geleitet, mit dem Gesange: „Nun danket alle Gott." Ich sprang vom Pferde und hielt eine kurze Ansprache, gab den Gemeindegliedern die Hand, und nun ging es wieder zu Pferde im Galopp hinein nach Bethanien. Bei Bruder Wuras stieg ich zuerst ab. Ueberall in den Häusern gab es kleine Kindlein, bei Wuras eins, das im December geboren war, bei Meyfahrt ein Enkelkindchen, bei Mönnig eins von drei Tage alt, das ich nächsten Sonntag taufen soll. Die drei folgenden Tage bis heute

Sonntag, den 3. März, habe ich gebraucht, um mich ein wenig zu orientiren in diesen abermals neuen Verhältnissen. Bruder Wuras erzählte von seinen früheren Erlebnissen, von Göbel, und den übrigen älteren Missionaren, von den Streitigkeiten über den Landbesitz ꝛc.; auch Meyfahrt erzählte mancherlei.

Eine Anekdote von der orthodox äußerlichen Frömmigkeit der Bauern ist bemerkenswerth: Ein Bauer liest in einem Predigtbuch ganz andächtig auf einer Togtreise; er meint, es sei Sonntag. Da kommt ein anderer und fragt: „Was machst du da?" — „Es ist ja Sonntag, ich lese in meinem Predigtbuch." — „Ach, sagt der andere, heute ist ja Sonnabend. So? erwiedert der andere, und macht das Buch zu und sagt: Dan heb ik ja vor niets gebeden."

Die staatliche Ordnung scheint im Freistaat noch nicht ganz gefestigt zu sein; wer einflußreiche Verwandte im Gouvernement hat, wird bald ein angesehener Mann, wer wehrlos ist, wird gerupft, —

Die bethanischen Platzbewohner habe ich erst zum Theil gesehen. Sie kamen truppweise, um zu grüßen.

Auch die Goliathschen Koranna kamen, um sich zu beschweren, daß sie ausgestoßen worden seien. Es waren viele verschmitzte und rohe Gesichter unter ihnen. Goliath selbst, der verreist war, hat sich vorbehalten, mich auch aufzusuchen. Sie möchten gern wieder auf dem Platze wohnen, nachdem sie bei Gryssel doch nicht mehr den gehofften Rückhalt finden.

Sonntag, den 3. März, hielt ich nach Meyfarths Predigt eine Ansprache an die Koranna-Gemeinde, die Vormittags sich zu versammeln pflegt. Ich sprach holländisch, ein Koranna tolkte (dolmetschte). Aber ist das eine entsetzliche Sprache, dieses Koranna, ein Klixen und Schluchzen und Klacken und Schnalzen, daß man kaum ein menschliches Wesen zu hören glaubt. Ich bekam von dieser Sprache allerdings den Eindruck: „Es ist nicht recht, daß sie lebe!"

Die Gemeinde selbst war aufmerksam und recht bewegt. Mein Kommen schien ihr wirklich ein wichtiges Ereigniß zu sein.

Am Nachmittag predigte ich deutsch und Bruder Wuras tolkte auf Betschuanisch. Die Kirche war viel voller, weil die Betschuanengemeinde weitaus überwiegt. Auch Vormittag waren viele Betschuanen dagewesen, die holländisch verstehen.

Am Abend war Kindtaufe bei Bruder Mönnig, dessen Töchterlein ich taufte. Zu derselben war auch Bruder Mülke herübergekommen.

Montag, den 4. März, hatte ich den ganzen Vormittag mit Bruder Wuras über Stationsangelegenheiten eingehende Gespräche. Früh in der Betstunde waren in der Kirche etwa vier zehn Personen; Bruder Wuras verlas einen Schriftabschnitt holländisch nnd betschuanisch, und legte ihn dann aus. Die Resultate meiner Beobachtungen über Bethanien, in welchem mir ein ganz neues Arbeitsfeld und neue Verhältnisse entgegentraten, beginnen sich zu setzen. Hier ist noch viel zu thun!

Gegen Abend fuhr ich mit Herrn Fichard nach dem Rietfluß, woselbst er eine Wollwaschmaschine durch vierzig Menschen arbeiten läßt. Er muß nämlich Wolle für baar Geld in seinem Kaufgeschäft annehmen. Ungewaschene Wolle würde beträchtlich mehr wiegen, als er an Kaufgütern, wenn er die Wolle nach Port Elisabeth fahren läßt, von dort zurückbringen kann. Die officiellen Fryſtaatspapiere stehen zehn Prozent unter dem Werth; man kann sie daher gar nicht leicht verausgaben. So muß er Wolle lieber nehmen, als Papiergeld, weil Wolle doch wenigstens in Port Elisabeth in baares Geld verwandelt werden kann. Im Freistaat bezahlt sonst Alles in Papier und jeder große Kaufmann und Hotel-

wie überall! — So hat man unſer Bethanien entſetzlich gerupft, zumal der Bauer, ſtockreformirt, die lutheriſche Miſſion doch zumeiſt noch als romiſch anſieht.

Jetzt ſoll nun Krieg werden gegen Moſcheſch. Da werden mit einem Male die jungen, waffenfähigen Männer zum großen Theil krank, lahm, unfähig zum Reiten. Es fehlt nicht an Doctoren, die für eine Guinea das betreffende Atteſt ausſtellen. Andere weigern ſich, die erforderliche Anzahl von Vieh zu liefern ꝛc., ſo daß, wenn nicht die Baſſuto ſolch jammervoller Feind wären, ſicherlich vieles drunter und drüber gehen würde.

Im Ganzen hat der Bauer der Republik nicht ganz denſelben Grad von Bildung, als der der Colonie. Was äußerlich anſehnlich iſt, das ſchätzt er.

Ein Bauer aus der Nachbarſchaft kam, mich zu beſuchen. Als er mich ſah, rief er aus: „hy is ja een grooten sterken keerl.“ Das ſchien ihm faſt verwunderlich; und als ihm Bruder Wuras noch dazu erzählte, ich ſei von Kafferland bis hierher geritten, da ſah ich ſeinem Angeſicht an, daß ſeine Hochachtung mindeſten fünfzig Prozente geſtiegen war. Doch ſetzen ſich die Verhältniſſe allmählig. Die Zeiten, da unſer Miſſionar Salzmann für einen Wagen einen Bauernplatz kaufen konnte (von einem Koranna) und dann dieſen Wagen von demſelben Koronna gegen ein Pferd wieder eintauſchte, und dann ein Stückchen des Bauernplatzes für 4000 Pfd. Sterl. wieder verkaufte, — dieſe Zeiten ſind vorüber. Baar Geld giebt es faſt gar nicht in dem Freiſtaat; man bezahlt mit bluebecks, bei denen man an zwanzig Prozent gegen die Baarzahlung einbüßt. Faſt öſterreichiſche Zuſtände! — Noch vor zehn Jahren war es leicht, reich zu werden. Auch unſer ſeliger Bruder Schmidt iſt zu jener Zeit ein reicher Farmer geworden, der ſeine hundert Pferde zu laufen hatte und prachtvolles Vieh.

Dabei hängt aber jetzt vieles von verwandſchaftlichen Verbindungen ab. Kein Bauer dürfte wagen, bei einem anderen Kaufmann zu kaufen, wenn er erſt mit dem einen in Verbindung iſt. Der Kaufmann ſorgt dafür, daß ſein Abnehmer allzeit in einer gewiſſen Höhe der Schuldſumme iſt. Wollte er nun zu einem andern Kaufmann gehen, ſo droht der erſte, mit einem mal die Schulden einzukaſſiren, was bei dem Mangel an baarem Gelde denſelben leicht in Verlegenheit ſetzen würde. Nun muß er kaufen; baar Geld bringt er nicht mit, ſondern Wolle, Getreide; natürlich für den Kaufmann ein doppelter Gewinn. So wird es aber für den Anfänger heut zu Tage kaum möglich, ein Geſchäft in der Nähe eines bereits feſt geſettelten und einigermaßen umſichtigen und energiſchen Kaufmanns aufzurichten.

Die bethanischen Platzbewohner habe ich erst zum Theil gesehen. Sie kamen truppweise, um zu grüßen.

Auch die Goliathschen Koranna kamen, um sich zu beschweren, daß sie ausgestoßen worden seien. Es waren viele verschmitzte und rohe Gesichter unter ihnen. Goliath selbst, der verreist war, hat sich vorbehalten, mich auch aufzusuchen. Sie möchten gern wieder auf dem Platze wohnen, nachdem sie bei Gryssel doch nicht mehr den gehofften Rückhalt finden.

Sonntag, den 3. März, hielt ich nach Meyfarths Predigt eine Ansprache an die Koranna-Gemeinde, die Vormittags sich zu versammeln pflegt. Ich sprach holländisch, ein Koranna tolkte (dolmetschte). Aber ist das eine entsetzliche Sprache, dieses Koranna, ein Klixen und Schluchzen und Klacken und Schnalzen, daß man kaum ein menschliches Wesen zu hören glaubt. Ich bekam von dieser Sprache allerdings den Eindruck: „Es ist nicht recht, daß sie lebe!"

Die Gemeinde selbst war aufmerksam und recht bewegt. Mein Kommen schien ihr wirklich ein wichtiges Ereigniß zu sein.

Am Nachmittag predigte ich deutsch und Bruder Wuras tolkte auf Betschuanisch. Die Kirche war viel voller, weil die Betschuanengemeinde weitaus überwiegt. Auch Vormittag waren viele Betschuanen dagewesen, die holländisch verstehen.

Am Abend war Kindtaufe bei Bruder Mönnig, dessen Töchterlein ich taufte. Zu derselben war auch Bruder Mülke herübergekommen.

Montag, den 4. März, hatte ich den ganzen Vormittag mit Bruder Wuras über Stationsangelegenheiten eingehende Gespräche. Früh in der Betstunde waren in der Kirche etwa vier zehn Personen; Bruder Wuras verlas einen Schriftabschnitt holländisch nnd betschuanisch, und legte ihn dann aus. Die Resultate meiner Beobachtungen über Bethanien, in welchem mir ein ganz neues Arbeitsfeld und neue Verhältnisse entgegentraten, beginnen sich zu setzen. Hier ist noch viel zu thun!

Gegen Abend fuhr ich mit Herrn Fichard nach dem Rietfluß, woselbst er eine Wollwaschmaschine durch vierzig Menschen arbeiten läßt. Er muß nämlich Wolle für baar Geld in seinem Kaufgeschäft annehmen. Ungewaschene Wolle würde beträchtlich mehr wiegen, als er an Kaufgütern, wenn er die Wolle nach Port Elisabeth fahren läßt, von dort zurückbringen kann. Die officiellen Fryststaatspapiere stehen zehn Prozent unter dem Werth; man kann sie daher gar nicht leicht verausgaben. So muß er Wolle lieber nehmen, als Papiergeld, weil Wolle doch wenigstens in Port Elisabeth in baares Geld verwandelt werden kann. Im Freistaat bezahlt sonst Alles in Papier und jeder große Kaufmann und Hotel-

besitzer macht sich sein eigenes Papiergeld. Deshalb ist mit Fichards sehr bedeutendem Geschäft auch ein sehr bedeutender Wollhandel verbunden.

Ueberhaupt ist es im Freistaat mit Kaufgeschäften ein complicirtes Ding. Der Käufer hat selten baar Geld, sondern bringt die Produkte, Wolle, Korn ꝛc. Dies alles nimmt der Kaufmann an zu niedrigerem Preise, und berechnet die verkaufte Waare zu höherem Preise, oft bis zu 50—100 Prozent und verdient doppelt und gewinnt außerordentliche Summen. Dagegen muß er aber, um seine Käufer von anderen Kaufläden zurückzuhalten, auch alles Denkbare in seinem Kaufladen vorräthig halten, so daß Fichard zwei ungeheure Räume dazu nöthig hat. Dies ist zumeist unverzinstes Capital. Vieles bleibt stehen und verdirbt, ehe es verkauft wird; von vielen Schuldnern bleibt auch die Zahlung aus, so daß dem ungewöhnlichen Verdienste nicht selten ungewöhnliche Verluste entsprechen. Dazu kommt, daß das Wollgeschäft allzeit ein Risico ist. Oft sind hier in Afrika die Wollpreise noch hoch, während sie in England schon gefallen sind, und der hiesige Kaufmann kann auf diese Weise tausende von Pfunden an einem Tage verlieren. Das coursirende Geld des Freistaats dagegen ist ein Papier, sogenannte bluebecks, Kassenanweisungen des Gouvernements, die darum nicht überall honorirt werden, weil das Gouvernement sie nicht in baar umsetzt, und Einzahlungen für das Gouvernement nur selten vorkommen. Man kann daher ein bluebeck von 20 Shilling höchstens zu 17 Shilling los werden; der Kaufmann dagegen muß das Papier zu vollem Werth annehmen und natürlich dem entsprechend den Preis der Waare erhöhen. Auf diese Weise ist für einen anfangenden Kaufmann ein bedeutendes Capital erforderlich; abgesehen davon, daß die etablirten Kaufgeschäfte ringsum es kaum zulassen, daß ein neues Geschäft in ihrer Nähe aufkomme.

Von der Schafwäsche aus ritt ich, von Jacobus begleitet, nach unserm Vorwerk Portjesfontein, welches ich erst mit einbrechender Dunkelheit erreichte. Auf das Herzlichste wurde ich bewillkommt von den Geschwistern Mülke, einfältigen, westphälischen Bauersleuten.

Dienstag, den 5. März, benutzten wir, um die Portjesfonteiner Feldmark abzureiten. Es ist auf derselben reichlich Wasser, größere und kleinere Quellen, und demzufolge Land unterhalb der Quellen, das als Garten benutzt werden kann. Dazu ist eine ungeheure Fläche von Schafweideland vorhanden, welche bei umsichtiger Benutzung sehr hohe Erträge liefern kann. Die Wirthschaft hat sich ganz bedeutend gehoben, seit Bruder Mülke dort ist. Gebäude, Umfassungsmauern und andere Arbeiten sind in größerem Maßstabe gemacht, und bei alledem ist der Bestand an Schafen,

Rindern, Pferden so beträchtlich gewachsen, daß schon jetzt nicht geringe Ueberschüsse vorhanden sind, und daß dieselben in nächster Zeit bedeutend höher zu steigen versprechen. Wir haben bereits über zweitausend Schafe, neunzehn Pferde und eine bedeutende Heerde Rindvieh (gegen vierzig Haupt), während Mülke bei seinem Anfang kaum tausend Schafe, vier Mutterstuten und eine einzige Kuh übernommen hatte. Es wird nöthig sein, daß die Pferdezucht kultivirt werde, damit wir von hier aus unsern Brüdern in Transvaal den nöthigen Bedarf an Pferden liefern können.

Gegen Abend kam Bruder Wuras zu Pferde, um mich nach Bethanien zurückzuholen. Wir ritten gute dreiviertel Stunden, also etwa eine deutsche Meile.

---

## IV.

### Besuch in Pardekuil. Bloemfontein.

Mittwoch, den 6. März, kamen wir nicht so früh in den Sattel, als wir gesollt hätten. Es wurde gegen neun Uhr, bevor wir aufbrachen, und wir hatten einen Ritt von sechs Stunden zu Pferde (d. h. etwa neun deutschen Meilen, denn eine Stunde zu Pferde wird auf sechs Miles gerechnet) vor uns nach Pardekuil, zu der Wittwe des verstorbenen Bruder Schmidt, die noch jetzt den von ihrem Manne seiner Zeit angekauften Bauernhof Pardekuil bewohnt und bewirthschaftet mit ihren Kindern. Der Charakter der Gegend war wie überall im Freistaat: große Flächen, die jedoch alle eine wellenförmige, langsame Steigung haben; hier und da in die Fläche ein Höhenzug eingesäet, zackiger Fels, der von weitem hoch scheint, aber zu dessen Fuß hin eine langsame Steigung so hoch führt, daß, wenn man ihn erreicht hat, das ferne Gebirge sich in eine niedrige Hügelreihe verwandelt. Die scheinbare Fläche ist ein wellenförmiges Land, dessen tiefere Stellen sogenannte Spruite sind, d. h. Wasserläufe, die bei Regenzeit sich in Flüsse und Ströme verwandeln, außer der Regenzeit aber gewöhnlich wenig oder gar nicht fließen, und nur einige tiefere Wasserlöcher übrig lassen, aus denen das Wild und die Heerden der Flächen trinken. Die Flächen sind entweder grün oder mit welkem Gras bedeckt, oder auch steinig und dann mit kleinen Sträuchern bedeckt, welche auch eine gute Schafweide abgeben. Längs der Spruite können dann Gärten angelegt werden, oder es wird eine Fläche im Spruit durch einen Damm abgegrenzt, damit Regen- und Quellwasser länger benutzt werden können für Gärten und Viehtränke, als dies in der regenlosen Zeit sonst würde geschehen

können. An diesen Spruiten findet man gewöhnlich grüne Grasflecken, bei denen man ausspannt und abfattelt und das Vieh unentgeltlich weiden läßt.

Auf dem Wege passirten wir vor einem Trupp Barolongs vorbei, die in der Erntezeit bei den Bauern gearbeitet hatten, und nun den Lohn ihrer Arbeit, bestehend in einer kleinen Heerde Schafe nebst einigen Kühen und Pferden, vor sich hertrieben, um ihre Heimath Taba Unschu zu suchen. Die Pferde und Kühe waren beladen mit Decken, Fellen, Geräthen ꝛc., woraus sich schließen ließ, daß der erworbene Lohn gar nicht gering war. Weiterhin fanden wir einen Bauer, dessen Haus ein Ochsenwagen war, in welchem er mit seiner Familie wohnte, weil er sich einem andern Bauer verdungen hatte, ihm einen Damm zu machen. Solche Dammarbeiten sind in großartigem Maße bei fast jedem Bauerhofe zu finden, weil sie meistens das einzige Mittel sind, um den großen Schafheerden Wasser zu beschaffen. Außerdem begegneten wir fast auf jedem Bauerhofe einigen Ochsenwagen, auf denen die Bauern von der Grenze her geflüchtet waren, aus Furcht vor dem Ueberfall der Bassuto; denn nach wenigen Tagen sollte ja der Krieg ausbrechen. Doch machen diese Grenzbauern aus solchem Ziehen oft auch Spekulation. Wenn nämlich ihr Feld nicht mehr Futter genug hat, so ziehen sie mit allem Vieh als Flüchtlinge landeinwärts, weil die bekannte gutmüthige Gastlichkeit der holländischen Bauern es nicht leicht zuläßt, solchen Flüchtling weiter zu schicken.

Das weite Feld, durch welches wir ritten, muß noch vor wenigen Jahren Wildfeld gewesen sein. Das bewiesen die zu Hunderten zerstreut liegenden Schädel und Geweihe von Gnu und anderem Gethier. Mit der zunehmenden Kultur hat sich das Wild zurückgezogen, und Heerden von Springböcken, wie wir sie neulich sahen, gehören zu den Seltenheiten. Mit dem Jagdwild haben sich aber auch die Löwen zurückgezogen, und werden nur noch zerstreut und einzeln im Freistaat gefunden. Einen Bergkopf zeigte mir Bruder Wuras, in dessen Nähe noch jetzt Löwen hausen. Dagegen Tiger, Leoparden, Wölfe, Hyänen, Jakals und wilde Hunde hausen noch massenhaft in den Steinklüften der zerstreuten Felsen, und thun den Heerden manchen Schaden.

Da wir scharf geritten waren, hatten wir die vor uns liegenden lang ausgedehnten Flächen bald durcheilt. Zweimal sattelten wir ab und tranken mit Ergötzen mit unsern Pferden zusammen aus der gleichen Pfütze, und waren froh, daß unsere Pferde an dem hohen Grase genügend Futter fanden.

Auch einen Fluß mußten wir passiren, den Kafferfluß. Er hatte ein breites, tiefes Bette, unten glatte Felsen, rechts und links

hohe steile Ufer; er war mit Grün und Bäumen bekleidet, nur hatte er kein Wasser, mit Ausnahme einiger Seekuhlöcher.

Schon um ein viertel fünf Uhr konnten wir in Pardekuil absatteln. — Wir fanden die Schwester Schmidt noch tief betrübt über den Tod ihres Mannes. Sie führte uns in den Garten zu dem Grabe, von welchem ich eine Skizze aufnahm. Die Schmidt'sche Familie sind durchweg sehr liebe Leute, und wir fühlten uns sehr bald völlig heimisch bei ihnen. Deutsche Art und Sitte hat sich dort gut erhalten, und machte uns den Aufenthalt sehr lieb. Der alte Papa Schmidt hat, als er vor mehreren Jahren krank ward, einen Bauerhof gekauft, um seiner Wittwe und Kindern nach seinem Tode eine Existenz zu sichern. Da die Plätze seitdem um 3—800 Prozent im Preise gestiegen sind, hat er seinen Zweck völlig erreicht; für seine Familie ist auskömmlich gesorgt, und sie sind sogar wohlhabend zu nennen.

Der Platz Pardekuil selbst ist wohl eingerichtet, mit Dämmen, Steinmauern, Kralen und Gärten, und sehr schönen, umfangreichen Gebäuden; ein kleiner Nachbarplatz ist auch schon hinzugekauft, auf welchem der älteste Sohn von Bruder Schmidt, der eine Tochter von Bruder Zerwick geheirathet hat, in guten Verhältnissen wohnt.

Donnerstag, den 7. März, ritten wir nach dem drei Meilen entfernten Bloemfontein. Der junge Schmidt holte uns ab, und wir machten einen kleinen Umweg über seinen Platz, damit wir auch seine Frau begrüßen könnten, die durch Krankheit der Kinder an das Haus gebunden war. Es scheinen auch diese jungen Leute sehr liebe Leute zu sein.

Bloemfontein, woselbst wir erst nach eilf Uhr ankamen, ist eine neue, eben aufblühende Stadt, Hauptstadt des Freistaats, Sitz des Präsidenten und der Regierung. Die dortigen Preise sind für europäische Begriffe fast unerschwinglich; ein Muid (zwei Scheffel) Kartoffeln wird mit zwei Pfd. Sterl. bezahlt, ähnlich der Milis und andere Erzeugnisse. Wir stiegen bei Fichard ab, einem Verwandten von Wuras, der das bedeutendste Geschäft im Freistaat hat, einem Bruder unseres früheren Missionars Fichard. Wir besuchten unsern früheren Missionar Krause, der als Doctor und Apotheker viel Geld verdient; aber auch fast eben so viel verbraucht. Er hatte das Ansehen eines reichen Mannes, versprach 300 Pfd. Sterl. zum Bau einer lutherischen Kirche, wenn wir einen tüchtigen Missionar dorthin senden könnten, der zugleich lutherischer Prediger sei. Er selbst hat sich einstweilen der neu errichteten episkopalen Kirche angeschlossen, weil dieselbe der lutherischen am nächsten sei. Ich hatte durch ihn den Gewinn, beim Präsidenten vorgelassen zu werden, trotzdem derselbe Angesichts des bevorstehenden Bassutokrieges mit Geschäften überhäuft war.

können. An diesen Spruiten findet man gewöhnlich grüne Grasflecken, bei denen man ausspannt und abfattelt und das Vieh unentgeltlich weiden läßt.

Auf dem Wege passirten wir vor einem Trupp Barolongs vorbei, die in der Erntezeit bei den Bauern gearbeitet hatten, und nun den Lohn ihrer Arbeit, bestehend in einer kleinen Heerde Schafe nebst einigen Kühen und Pferden, vor sich hertrieben, um ihre Heimath Taba Unschu zu suchen. Die Pferde und Kühe waren beladen mit Decken, Fellen, Geräthen ꝛc., woraus sich schließen ließ, daß der erworbene Lohn gar nicht gering war. Weiterhin fanden wir einen Bauer, dessen Haus ein Ochsenwagen war, in welchem er mit seiner Familie wohnte, weil er sich einem andern Bauer verdungen hatte, ihm einen Damm zu machen. Solche Dammarbeiten sind in großartigem Maße bei fast jedem Bauerhofe zu finden, weil sie meistens das einzige Mittel sind, um den großen Schafheerden Wasser zu beschaffen. Außerdem begegneten wir fast auf jedem Bauerhofe einigen Ochsenwagen, auf denen die Bauern von der Grenze her geflüchtet waren, aus Furcht vor dem Ueberfall der Bassuto; denn nach wenigen Tagen sollte ja der Krieg ausbrechen. Doch machen diese Grenzbauern aus solchem Ziehen oft auch Spekulation. Wenn nämlich ihr Feld nicht mehr Futter genug hat, so ziehen sie mit allem Vieh als Flüchtlinge landeinwärts, weil die bekannte gutmüthige Gastlichkeit der holländischen Bauern es nicht leicht zuläßt, solchen Flüchtling weiter zu schicken.

Das weite Feld, durch welches wir ritten, muß noch vor wenigen Jahren Wildfeld gewesen sein. Das bewiesen die zu Hunderten zerstreut liegenden Schädel und Geweihe von Gnu und anderem Gethier. Mit der zunehmenden Kultur hat sich das Wild zurückgezogen, und Heerden von Springböcken, wie wir sie neulich sahen, gehören zu den Seltenheiten. Mit dem Jagdwild haben sich aber auch die Löwen zurückgezogen, und werden nur noch zerstreut und einzeln im Freistaat gefunden. Einen Bergkopf zeigte mir Bruder Wuras, in dessen Nähe noch jetzt Löwen hausen. Dagegen Tiger, Leoparden, Wölfe, Hyänen, Jakals und wilde Hunde hausen noch massenhaft in den Steinklüften der zerstreuten Felsen, und thun den Heerden manchen Schaden.

Da wir scharf geritten waren, hatten wir die vor uns liegenden lang ausgedehnten Flächen bald durcheilt. Zweimal sattelten wir ab und tranken mit Ergötzen mit unsern Pferden zusammen aus der gleichen Pfütze, und waren froh, daß unsere Pferde an dem hohen Grase genügend Futter fanden.

Auch einen Fluß mußten wir passiren, den Kafferfluß. Er hatte ein breites, tiefes Bette, unten glatte Felsen, rechts und links

hohe steile Ufer; er war mit Grün und Bäumen bekleidet, nur hatte er kein Wasser, mit Ausnahme einiger Seekuhlöcher.

Schon um ein viertel fünf Uhr konnten wir in Pardekuil absatteln. — Wir fanden die Schwester Schmidt noch tief betrübt über den Tod ihres Mannes. Sie führte uns in den Garten zu dem Grabe, von welchem ich eine Skizze aufnahm. Die Schmidt'sche Familie sind durchweg sehr liebe Leute, und wir fühlten uns sehr bald völlig heimisch bei ihnen. Deutsche Art und Sitte hat sich dort gut erhalten, und machte uns den Aufenthalt sehr lieb. Der alte Papa Schmidt hat, als er vor mehreren Jahren krank ward, einen Bauerhof gekauft, um seiner Wittwe und Kindern nach seinem Tode eine Existenz zu sichern. Da die Plätze seitdem um 3—800 Prozent im Preise gestiegen sind, hat er seinen Zweck völlig erreicht; für seine Familie ist auskömmlich gesorgt, und sie sind sogar wohlhabend zu nennen.

Der Platz Pardekuil selbst ist wohl eingerichtet, mit Dämmen, Steinmauern, Kralen und Gärten, und sehr schönen, umfangreichen Gebäuden; ein kleiner Nachbarplatz ist auch schon hinzugekauft, auf welchem der älteste Sohn von Bruder Schmidt, der eine Tochter von Bruder Zerwick geheirathet hat, in guten Verhältnissen wohnt.

Donnerstag, den 7. März, ritten wir nach dem drei Meilen entfernten Bloemfontein. Der junge Schmidt holte uns ab, und wir machten einen kleinen Umweg über seinen Platz, damit wir auch seine Frau begrüßen könnten, die durch Krankheit der Kinder an das Haus gebunden war. Es scheinen auch diese jungen Leute sehr liebe Leute zu sein.

Bloemfontein, woselbst wir erst nach eilf Uhr ankamen, ist eine neue, eben aufblühende Stadt, Hauptstadt des Freistaats, Sitz des Präsidenten und der Regierung. Die dortigen Preise sind für europäische Begriffe fast unerschwinglich; ein Muid (zwei Scheffel) Kartoffeln wird mit zwei Pfd. Sterl. bezahlt, ähnlich der Milis und andere Erzeugnisse. Wir stiegen bei Fichard ab, einem Verwandten von Wuras, der das bedeutendste Geschäft im Freistaat hat, einem Bruder unseres früheren Missionars Fichard. Wir besuchten unsern früheren Missionar Krause, der als Doctor und Apotheker viel Geld verdient; aber auch fast eben so viel verbraucht. Er hatte das Ansehen eines reichen Mannes, versprach 300 Pfd. Sterl. zum Bau einer lutherischen Kirche, wenn wir einen tüchtigen Missionar dorthin senden könnten, der zugleich lutherischer Prediger sei. Er selbst hat sich einstweilen der neu errichteten episkopalen Kirche angeschlossen, weil dieselbe der lutherischen am nächsten sei. Ich hatte durch ihn den Gewinn, beim Präsidenten vorgelassen zu werden, trotzdem derselbe Angesichts des bevorstehenden Bassutokrieges mit Geschäften überhäuft war.

Wir gingen daher, da der Präsident bis drei Uhr mit dem Uitvoerenden Raad tagte, einstweilen auf die Post und zu Dr. Kellner. Letzterer ist in kurzer Zeit gut vorwärts gekommen. Auf der Post fragten wir nach den Briefen aus Transvaal und entdeckten richtig das ganze Nest. Vierundfünfzig Briefe seit dem December 1865 her hatten sich hier aufgesammelt, und der Secretair theilte mir mit, morgen hätte er sie nach Pretoria zurücksenden wollen. Der dortige Postmeister nämlich scheint nicht ganz die Ordnung befolgt zu haben. Jeder Brief, der durch den Freistaat geht, muß einen Sixpence Postgeld für den Freistaat bezahlen; diese vereinnahmt der Postmeister in Pretoria und sendet eine Liste der Briefe mit, welche als Bescheinigung gilt, der Freistaats-Portosatz sei entrichtet, und werde von ihm an das Freistaatspostamt zurückerstattet werden; in diesem Fall werden die Briefe weiter nach Capstadt und Europa spedirt. Dieser letzte Postmeister aber hat die Liste nicht mitgesandt, in der Meinung, die Freistaatspost werde wohl die Briefe so mit durchgehen lassen. Der Freistaatspostmeister aber hatte dies nicht gethan, und so waren alle unsere Transvaal-Briefe, 54 an der Zahl, dort festgehalten, trotzdem sie bis Europa frankirt waren. Um sie nur für mich zu erhalten, mußte ich das Freistaatsporto hier nachbezahlen, über 2 Pfd. Sterl.; und nun sind sie wenigstens in meinen Händen.

Der anglikanische Bischof in Bloemfontain gehört zu der High Church party, ist deshalb auch so bescheiden, sich ohne Weiteres Bischop of the Oranjefreestate zu nennen und dies ganze Gebiet für seine Parochie zu halten. Unser früherer Bruder Krause scheint mit ihm in gutem Einvernehmen zu stehen; seine Kinder sammeln fleißig für die Bauschulden der Kirche und der Bischof meinte, er möchte dieselben nächstens im Chorknabenhemd auf den besonderen Kirchstühlen sitzen sehen. Der Bischof ist übrigens ein frommer, eifriger Mann, und nahm meine Mahnung, ich hoffe, er werde seine Mission als die auffassen, der reformirten kirchlichen Umgebung gegenüber ein Vorbild wahrer Kirchlichkeit in Einrichtungen und Gottesdienst zu geben, dabei aber nur geistliche Mittel anzuwenden, gut und freundlich auf. Daß die anglicanische Mission in Kafferland nicht allzeit nur geistliche Mittel angewandt habe, und namentlich die Weise von Waters schien ihm minder bekannt zu sein. Es machte einen eigenen Eindruck, als beim Eintritt in das Haus der Chaplan, ein schwindsüchtiger Mann mit eingefallenen Backen, öffnete; er hatte ein schwarzes, viereckiges Käppi auf und glich in diesem, sowie in seinem langen Gewande, und seinen mönchisch abgeschlossenem Geberden und Reden, völlig einem Jesuitenpater. Er soll ein begabter Prediger sein und zur Herstellung seiner Gesundheit nach Africa gegangen sein. Der Deacon,

neulich erst geweiht, war hausbackener. Die Kirche ist in würdigem Styl gehalten und wagt es, des Kreuzes, wenigstens auf der Altardecke, sich nicht zu schämen; bis zum Cruzifix haben die Anglikaner in Afrika es noch nicht gebracht, und beneiden uns Lutheraner dieserhalb.

Der Präsident Brandt empfing mich sehr freundlich. Er ist ein Mann im Anfang der Vierziger, ein gebildeter, studirter Capenaar. Er versprach mir, die Interessen von Bethanien, wie bisher, freundlich wahrzunehmen. Ebenso versicherte mich der Advocat Hamelberg, ein sehr einflußreicher Mann, Mitglied des aus vier Personen bestehenden Uitvoerenden Raad's, er halte unseren Besitzstand in Bethanien für gesichert und werde nach Kräften bewirken, daß wir in unseren Rechten geschützt werden. Er ist ein ernster, moralischer Mann, rechtschaffen, und klug dabei. Ich glaube, unsere Sache ist in seinen Händen gut aufgehoben. Die endgültige Rechtsentscheidung freilich wird noch einige Zeit dauern; denn in Kriegszeiten ruhen alle öffentlichen Geschäfte, so daß selbst unser vor zwei Jahren gegen Gryssel gewonnener Prozeß noch nicht hat die Revision passiren können.

Ueber alle Besuche und Gänge in Bloemfontein war der Sonnenuntergang nahe herangekommen, und es blieb nur noch eine Spanne Tageslicht übrig, als wir aus seinen Thoren ritten. Die Leute mißriethen den Ritt in der Dunkelheit; auch Wuras war besorgt. Da er indeß auf das Bestimmteste versicherte, den Weg so genau zu kennen, daß er ihn auch in dunkler Nacht nicht verfehlen werde, so bestand ich darauf, weil ich kein anderes Bedenken als dies kannte, wir wollten noch an diesem Abend die drei deutsche Meilen zurückreiten nach Paardekuil. So sah denn Bloemfontein das nach Wuras Aussage wohl kaum dagewesene Schauspiel, daß eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang drei Reiter zum Thore hinausritten.

Um von dem Tageslicht noch so viel als möglich zu profitiren, ließen wir unsere Pferde etwa dreiviertel Stunde lang im schärfsten Galopp gehen und hatten in kaum mehr als einer Stunde mehr als zweidrittel des Wegs zurückgelegt. Der Rhenosterspruit lag hinter uns, auch die bösen Hunde des letzten Bauerhofs; aber mit ihnen auch der letzte Dämmerungsschimmer. So, sagte Wuras, nun haben wir nur den ersten Weg rechts einzuschlagen und dann den nächsten links, so kommen wir sicher zum Ziel; denn andere Wege gehen hier nicht ab, das weiß ich genau. Mir war etwas unsicher zu Muth. Bis dahin hatte unsere Richtung gerade auf das südliche Kreuz am Horizont hingezeigt; als der Weg links sich wandte, änderte sich die Richtung um fünfundvierzig Grad; ich äußerte Wuras meine Bedenken. Nein, sagte er, nun sind wir ganz sicher, es giebt keinen andern

dieſer führt gerade nach Paardekuil. Beim Sternenlicht erkannten wir deutlich den Leeuwkop, der in der Nähe von Paardekuil liegt. „Sehen Sie dieſen Hügel, den müſſen wir hinauf, und von oben werden wir das Licht ſchon ſehen.“ Ich war nicht ganz ruhig. Wir ritten Schritt für Schritt in der Finſterniß. Ja, meinte Wuras, wenn man hier nicht ganz genau Beſcheid weiß, dann kann man ſehr irren. Mönnig und Mülle ſind einmal die ganze Nacht hier herumgeirrt. Aber Sie können ſicher ſein, wir haben den rechten Weg. Sehen Sie, nun geht es bergauf, von dem Hügel aus werden wir das Licht ſehen. Wir kamen den Hügel hinauf: kein Licht war vor uns: „O, es geht noch weiter bergauf“, meinte Wuras. Richtig; binnen kurzem ſahen wir ein Licht. „In zehn Minuten ſind wir da“, meinte Wuras. „Dat licht is nog bye ver“ (ſehr fern), meinte Johannes.

Wir ritten über eine halbe Stunde und das Licht ſchien immer weiter von uns zu weichen. „Ja“, meinte Wuras, „in der Nacht reitet man immer langſamer, bei Tage wären wir längſt da.“ Nun ſtolperten die Pferde, wir ſtanden an einem Spruit mit ſteinigtem Bette; doch brachte der Herr uns glücklich hindurch. Ab und zu, wo das ſcharfe Hottentottenauge unſeres Johannes guten Weg ſah, galoppirten wir ein wenig — wieder eine halbe Stunde, da waren wir dem Licht ſehr nahe gekommen. Aber wir ſahen auch daneben einen Hügel, der ganz fremd war. „Man kann doch nicht ſcharf genug die Gegend ſich merken“, meinte Wuras, „ich habe früher nie Acht darauf gegeben, daß in der Nähe von Schmidt's Hauſe ſolcher Hügel ſei.“ — „Wir haben uns verirrt“, ſagte ich, „Johannes muß den Hügel hinaufreiten zu dem Licht, und fragen, wo wir ſind.“ — „Nein, laſſen Sie uns noch einige hundert Schritte um den Hügel reiten, ſo müſſen wir da ſein“, erwiderte Wuras. Diesmal blieb ich feſt, Johannes ritt und kehrte mit der Nachricht zurück, das Licht ſei ein Wachtfeuer von Kaffern geweſen, die ihn nicht verſtänden. Wir hörten Heerden blöken, ſollten die Baſſuto eingefallen ſein? Aber die würden kein Wachtfeuer mit geraubten Heerden machen. Wenige hundert Schritte weiter, ſo berichtete Johannes ferner, läge ein Bauerhof, aber nicht Paardekuil. Wir ritten fort, von unheimlichen Rufen der Kaffern begleitet.

Bald darauf trat ein anderer Kaffer uns in den Weg. Er ſagte, der Weg nach Paardekuil ſei nicht fern, er biege aus dem Wege, den wir gekommen ſeien; für fünf Shilling wolle er uns bis dahin führen. Ich traute ihm nicht, auch ſchienen mir fünf Shilling zu viel, ſo mußte er denn mit und mich zu ſeinem Herrn führen.

Nach fünf Minuten ſtanden wir, um die Ecke gebogen, vor einem Bauerhauſe, welches Bruder Wuras als das ſeines Nach-

baren von Paardekuil kannte. Vor demselben standen drei Wagen geflüchteter Bauern. Der eine derselben, Namens Richter, beschied uns, wir seien nur zehn Minuten von Paardekuil, könnten den Weg gar nicht verfehlen; jener, sein Dienstkaffer, sollte uns gegen einen Shilling Entgelt bis zu jenem Wege führen. So bestieg denn dieser Kaffer unser Packpferd, und in fünfzehn Minuten hatten wir den richtigen Weg erreicht. „Nun bekommst Du noch einen Shilling", sagte ich zu dem Kaffer, „dann kommst Du mit bis zu dem Platz." — „Nein, meinte er, das sei allzu fern, das könne er unter vier Shilling durchaus nicht thun." Nun war meine Geduld zu Ende, ich schalt den Nichtsnutz aus, was ich nur auf holländisch konnte. Das Mittel half, der Kaffer schwieg still und ritt dann ruhig mit, bis wir nach einer halben Stunde Paardekuil sicher erreichten; es war halb eilf Uhr in der Nacht. — Alles schlief bereits, weil in Afrika eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang keiner mehr einen Reisenden erwartet.

Wir waren herzlich froh. Ich hatte aber einen lebendigen Commentar dazu, daß Jemand auch in geistlichen Dingen seiner Sache völlig gewiß sein, auch alle Consequenzen folgerichtig ziehen und doch zu einem ganz falschen Ziel gelangen kann, weil er im Anfang seiner Grundanschauungen einen kleinen Fehler nicht gesehen hat. Wuras hatte ganz recht gehabt; wir brauchten von dem Bauerplatz aus nur den ersten Weg rechts, und dann den folgenden links nehmen, wie wir gethan, und es war unmöglich, zu irren —; aber das eine hatte er in der Dunkelheit nicht bemerkt, daß der große Weg hinter dem Bauernhause sich spaltete in zwei hernach wieder zusammenkommende Wege, daß wir also noch auf dem ersten Wege waren, da er glaubte, bereits den Weg rechts gefaßt zu haben. Auf dem Sopha in Sicherheit sitzend, haben wir herzlich gelacht.

---

## V.

### Besuch bei den Barolong. König Marocco.

Freitag, den 8. März. Von dem nächtlichen Schrittreiten waren wir beide doch etwas ermüdet, und da Bruder Wuras schon seit gestern über Kreuzschmerzen geklagt hatte, beschlossen wir, die für heute festgesetzte Excursion nach Thaba Unschu (Schwarzenberg), der Wesleyanerstation und der merkwürdigen Barolongstadt, doch lieber in der Karre zurückzulegen, und unsern Reitpferden einen Tag Ruhe zu gönnen. Schwester Schmidt gab

bereitwillig ihre Karre mit zwei besonders starken, zuverlässigen Pferden, denn es galt eine Tagestour von zehn starken deutschen Meilen.

Unser Weg führte uns noch einmal zurück zu unserem gestrigen Bauerhofe, und wir konnten nun bei Tage sehen, was für einen Ritt wir gemacht hatten. Dann verlor sich der Weg und es war uns sehr angenehm, daß Schwester Schmidt uns einen berittenen Kaffer mitgegeben hatte, der, sein Pferd kühn tummelnd, vor uns herreiten mußte, um uns den Weg zu zeigen. Der Charakter des Landes blieb im Ganzen derselbe; nur daß, weil wir auf das Gebirge zufuhren, auch das Terrain ab und zu hügeliger wurde.

Nach einer Stunde Reitens erreichten wir den Bauerhof Düsterport, der an dem Ausgang eines kleinen Wasserlaufes aus einer durchbrochenen Hügelreihe liegt. Dann ging es in großem Bogen meistens bergauf, nach einer andern Felshügelgruppe, die wie besät war von kleinen Steinkralen. Es ist hier eins der bedeutendsten Buschmannslager in früherer Zeit gewesen. Am andern Ende dieser Felsen lag der letzte Bauerhof des Freistaats. Noch zehn Minuten weiter, so waren wir an den Abhängen des Modderflusses, welcher die Grenze bildet gegen das Gebiet des mit den Bauern verbündeten unabhängigen Barolongfürsten Marocco, unter dem etwa 12,000 Schwarze sich gesammelt haben.

Die Abhänge des Modderflusses waren wieder sehr steil und so versplült, daß wir nur mit Gefahr hinab- und hinauffahren konnten. Wir stiegen daher aus der Karre; unseres Johannes geübte Hand aber brachte die leere Karre sicher hinüber, so daß wir drüben ausspannten. Denn das ist afrikanische Regel: Allzeit am jenseitigen Ufer ausspannen, weil bisweilen während der Ausspannzeit der Fluß unpassirbar wird.

Es war eine romantische Gegend, der Fluß mit seinem wild zerrissenen Bette und Ufern, hier und dort Fels, dann auch wieder Bäume und Gebüsch — die einzigen Bäume der ganz baumlosen Gegend — hier das Bette ganz trocken, dort ein schmales Rinnsel, dort ein tiefes, mit Wasser gefülltes Seekuhloch, das Rinnbette des Wassers bisweilen glatte Steinplatten, bisweilen Geröll und Geschiebe — dies ist der ganz allgemeine Charakter aller Flüsse im Freistaat. Mich ergötzte eine Familie großer Ibisse, die ihr Nest unweit der Fuhrt hatten, und kreischend auf- und abflogen, ihre Jungen zu ätzen.

Nachdem wir den Modderfluß passirt hatten, befanden wir uns zum ersten Mal auf dem Gebiet freier Kaffern außerhalb des Schutzes christlicher Obrigkeit. Vor uns hin erstreckte sich hinter den Ebenen des großen und des kleinen Modderflusses eine Hügelreihe, die gegen 5—600 Fuß aufsteigend, sich an eine höhere und

mit dieser an den etwa 2000 Fuß aus der Ebene emporragenden Thaba Unschu (Schwarzberg) anreihte. Diese Hügelreihe fanden wir bedeckt mit Mattenhütten, den Wohnorten von Bastarden, die doch schon zu den Wohlhabenderen gehören mußten; denn es standen dort eine ganze Anzahl Ochsenwagen. Ein Ochsenwagen ist aber das Sehnsuchtsziel und dann der Stolz jedes Kaffern, der ein wenig über das gewöhnliche Niveau hinaus will. An die Pforte, bei welcher diese gleichsam den äußersten Schutzwall des Gebiets der Barolong bildende Hügelkette durchbrochen ist, hat Marocco, wie überall an den Grenzen seines Reiches, einen Außenposten gelegt. Dieser, den wir zu passiren hatten, war besetzt durch Sfepinar, den „großen Sohn", d. h. den Thronfolger von Marocco, einen kühnen, energischen Mann, der bei dem letzten Bassutokrieg Oberanführer des Barolongcontingents gewesen war und den Holländern wesentliche Dienste, den Bassuto bedeutenden Schaden gethan hatte.

Wir hatten mit unserer Karre und Vorreiter kaum seinen Kral passirt, als wir einen Reiter hinter uns herkommen sahen; es war ein Barolong, Bote von Sfepinar, der uns fragen ließ, wer wir wären, und was unser Gewerbe sei. Als wir uns ausgewiesen hatten, bemerkte der Bote, sein Herr werde es doch sehr gern gesehen haben, wenn wir bei ihm gegrüßt hätten. Wir antworteten, wir würden das gern und sicher gethan haben, wenn wir es heute nicht sehr eilig hätten; wir gingen aber nach Thaba Unschu und wollten seinen Vater Marocco besuchen, so werde es uns freuen, wenn Sfepinar aufsattle und dort hinkommen würde, uns zu sehen. Der Bote erwiderte, daß sein Herr sicherlich dies thun werde, und so fuhren wir weiter, die eine Hügelreihe hinab durch eine weite, mit Vieh und Pferden reich bedeckte Muldenebene auf einen andern Hügelrücken hinauf.

Von hier oben hatten wir die ganze Herrlichkeit des Barolongfürstenthums vor uns. Zur Rechten den Thaba Unschu, zur Linken desselben eine an eine Hügelkette sich lehnende Ebene, und in dieser eine ungeheure Linie von Häusern, die große Barolongstadt Thaba Unschu, in der alle Barolongs ihre Hütten haben, die also 10—12,000 Menschen faßt, vielleicht die größte Stadt oder doch eine der größten Städte von eingebornen Schwarzen in Südafrika. Noch eine kleine Stunde Fahrens und wir hatten die Stadt erreicht, aus deren Mitte die Kirche der Wesleyaner wie eine Metropolitane hervorragte. Einige wenige viereckige Häuser bekundeten, daß die Europäer auch bereits hierher vorgedrungen seien; es waren die Häuser einiger Kaufleute und der drei wesleyanischen Missionare, und des kürzlich hingesandten anglikanischen Sendboten. Der eine Sohn von Marocco nämlich, Prinz Richard, war in der anglikanischen Kirche erzogen und getauft, und durch

diesen suchen die Anglikaner jetzt in dem Ort Fuß zu fassen, in welchem die Wesleyaner bisher durch jahrelange Bemühungen eine Gemeinde von etwa 300 Mitgliedern gesammelt haben. Der Anglikaner hat auch seinerseit eine kleine Gemeinde von 10—12 Gliedern gesammelt.

Wir besuchten nur die zwei wesleyanischen Geistlichen Scott und Baker. Der dritte, der bald durch einen andern ersetzt werden soll, war angesichts des drohenden Krieges mit Moschesch bereits jetzt verzogen auf seine neue Stellung in Transvaal.

Mr. Scott bezeichnete seine Arbeit an den Barolongs als eine langsam fortschreitende, aber doch nicht vergebliche. Die Leute kommen gern zur Kirche, Marocco selbst kommt jeden Sonntag zweimal; seine heidnischen Sitten hat er im übrigen auch nicht abgelegt. Wie Moschech und andere ähnliche Fürsten gestattet er nur seinen jüngeren Söhnen die Taufe, während der Thronfolger grundsätzlich Heide bleiben muß, um nicht den Einfluß auf die heidnischen Massen seines Volkes zu gefährden. Das ist überhaupt der verderbliche Irrthum und der Unglaube dieser kleinen schwarzen Souveräne, daß sie, obgleich noch so sehr vom Evangelio getroffen, doch es für völlig unvereinbar mit ihrer Stellung halten, sich taufen zu lassen. Denn würden sie es thun, so würde die Gesammtheit ihrer Geheimen Räthe und Großen, die als Gesammtheit fast eine größere Macht haben, als der Fürst selbst, und die nicht selten Thronfolger ein- und abgesetzt haben, ihn für unwürdig der Häuptlingswürde erklären. Nun aber gebieten diese Geheimen Räthe dem König, daß er muß eine Anzahl Frauen haben, gewisse heidnische Gebräuche mitmachen, heidnische Kleidung tragen, an den heidnischen Gesetzen festhalten, weil all' diese Dinge völlig unzertrennbar seien von der Häuptlingschaft. Dies ist der Hauptgrund, weshalb ein Moschesch, ein Maleo, ein Sekukuni, ein Sandile, trotzdem sie persönlich tiefe Eindrücke empfangen, auch das Christenthum bis zu einem gewissen Grade begünstigt haben, dennoch an einer bestimmten Grenze Halt machen. Diese Grenze ist dann der Wall gegen die Massenbekehrung ihres Volkes, und der Grund des früheren oder späteren Verfalls ihres Königreichs. Da, wo die letzte Entscheidung gilt, „Christus oder fürstliche Macht", da fällt die Waagschale auf die letzte Seite, und damit verwandelt sich die Hoffnung, einmal einen ganzen Stamm bekehrt zu sehen, in die Aufgabe, aus den, einem unvermeidbaren Untergange entgegengehenden Stämmen an Einzelseelen zu retten, so viel sich noch will retten lassen. Die Mission sollte daher nicht blos die Person des Fürsten, sondern auch die Gesammtheit seines Rathscollegii zu einem besondern Zielpunkt ihrer Thätigkeit machen.

Nachdem Mr. Scott in herzlichster Weise uns aufgenommen hatte, begleitete er uns zu seinem Collegen Baker und dann mit ihm zu dem durch eine Signalstange und außergewöhnlich großen Viehkraal kenntlichen Fürstensitz des Königs Marocco. Wir fanden den Fürsten unter einem kleinen Baum im Schatten sitzend auf einem von aufrechtstehenden Matten umgrenzten Platz, umgeben von mehreren seiner Geheimen Räthe. Der König war nackt, nur mit einer großen Decke von Fellen zum Theil bedeckt, von seiner Umgebung in der Kleidung durch nichts ausgezeichnet, als durch einen ganz fashionablen noch neuen grauen Filzhut. Der Ausdruck seines Gesichts war freundlich, die Gestalt wohlbehäbig, fett; das schon etwas ergrauende Haar läßt auf ein Alter von etwa 60 Jahren schließen. Der König war inmitten einer nützlichen Beschäftigung; er hatte, wie die mitnähenden Geheimen Räthe, eine Art Pfriemen in der Hand, mittelst dessen und feingespaltener Sehnen er Felle zusammennähte zu Allerhöchsteigner Person-Bekleidung. Diese Beschäftigung schien ihn so zu fesseln, daß er dieselbe auch während der uns huldvoll ertheilten Audienz nicht unterließ. Marocco freute sich besonders, Wuras zu sehen, und erinnerte sich sofort, daß derselbe in Bethanien ihm einmal ein Schaf geschlachtet habe. — An mich wandte er sich mit der Frage, was es denn Neues gebe. Ich sagte, ich käme von Bloemfontein, wo man zum Kriege gegen Moschesch rüste, aber noch die Hoffnung auf eine friedliche Beilegung in sechs Wochen habe. Marocco erwiederte: „Der Krieg ist ein schlimmes Ding; viel besser ist es, wenn man im Frieden sitzen und das Wort Gottes hören kann!“ Der letztere Zusatz war mir auffallend; auf meine Frage aber, ob Marocco wirklich fleißig Gottes Wort höre, antwortete Scott, er käme allsonntäglich zweimal zur Kirche. Deshalb sprach ich weiter: „Marocco, es steht geschrieben, daß nicht die das Wort hören, sondern die Thäter sollen selig werden. Was bist Du denn nun? Bist Du ein bloßer Hörer, oder bist Du ein Thäter des Worts, das Dir schon so lange gepredigt wird?“ Mar.: „Ich habe das Wort Gottes lieb, denn es ist ein gutes Wort.“ Ich: „Wie kannst Du das Wort ein gutes nennen, da Du doch nicht thust nach dem Worte und ein Jünger Christi wirst?“ Mar.: „Ich bete um die Erkenntniß und höre fleißig das Wort.“ Ich: „Wenn es draußen hagelt, und Du suchst Schutz in einer Hütte, ist es dann genug, daß Du nur bis an die Thür gehst, oder mußt Du in die Hütte eingehen, um Schutz zu finden?“ Mar.: „Ich muß hineingehen.“ Ich: „Siehe, so hilft es Dir auch nichts gegen das bevorstehende Gericht Gottes, so Du allzeit nur höreſt und beteſt und thust nicht Fleiß, einzugehen in das Reich Gottes.“ Mar.: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen, der h. Geist ist noch nicht in mich ge-

fahren, der mich zu einem neuen Menschen gemacht hat." Ich: „Sprich nicht so thörichte Worte; Gottes Wille ist, daß allen Menschen geholfen werde und zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Wenn Du noch nicht ein Kind Gottes geworden bist, so schiebe nicht die Schuld auf Gott den heiligen Geist, sondern suche sie in Deinem eignen Herzen. Aber Marocco sag mir, weißt Du wohl den wahren Grund, weshalb Du noch ein Heide bist?" Mar.: „Ich kann nicht anders sagen, der Geist hat es noch nicht gewollt!" Ich. „Marocco, das sind Lügen, und es ziemt sich nicht, daß ein König solche leere Ausflüchte mache, ich will Dir den wahren Grund sagen: Siehe, Du weißt, daß Deine Räthe und Dein Volk nicht erlauben würden, daß Du ein Christ werdest, und nun achtest Du die Ehre vor Menschen höher, als die Ehre vor Gott, darum kannst Du nicht glauben; Du fürchtest, Du werdest Dein Ansehen als König verlieren, darum läßt Du Dich nicht taufen, sondern machst Deine heidnischen Gebräuche nach wie vor!" Marocco (mit großer Entschiedenheit): „Nein, großer Lehrer, das ist nicht so, das ist nicht der Grund, ich bete auch viel!" Ich: „Siehe zu in Deinem Herzen, ob es sich nicht genau so verhalte, wie ich Dir gesagt habe; des Menschen Herz ist ein großer Lügner! Aber ich will Dir den zweiten Grund sagen, weshalb Du nicht glauben kannst. Du hängst zu sehr an Deiner Sünde, Deiner Zauberei, Vielweiberei und anderen heidnischen Sünden. Nun hast Du wohl gemerkt, wenn Du ein Christ sein willst, mußt Du das alles ablegen; aber das willst Du nicht, darum bleibst Du lieber ein Heide, als ein Christ." Mar.: „Ja, Lehrer, Du hast die reine Wahrheit gesprochen; so ist es." Ich: „Nun, Marocco, wenn Du das weißt, so siehe Dich vor. Der Herr hat einen großen Gerichtstag bestellt, da wird er Dir vorhalten, daß er Dir Boten des Evangelii gesandt hat, die Dir den Weg des Lebens verkündigt haben; weißt Du das wohl?" Mar.: „Ja, großer Lehrer, ich weiß es, Du sprichst wahre Worte." Ich: „Nun denn, so fürchte Dich vor dem Tage dieses Zorns; denn nicht der Hörer wird selig, sondern der Thäter des Worts. Der Herr hat gesagt: Wer da glaubet und getauft wird, der soll selig werden, wer aber nicht glaubet, der soll verdammet werden; nun weißt Du, was Dir bevorsteht." Mar.: „Ja, Lehrer, Du redest wahr, ich weiß es." Ich: „Nun so ermahne ich Dich denn als ein Bote Gottes, daß Du meine Worte alle nicht in den Wind schlagest, sondern fleißig beherzigest, und danach thust." Mar.: „Ja, Lehrer!"

Damit war unsere Unterredung in der Hauptsache beendigt; ich merkte, dem Marocco wurde die Sache etwas unbequem; darum begnügte er sich mit Ja-Sagen, während sein fettes gutmüthiges Angesicht ein Beweis war, daß er gewohnt sei, das Wort

Gottes an sich abgleiten zu lassen. Gott mache das heutige Wort fruchtbar an ihm! —

Als sich nun das Gespräch auf allgemeine Gegenstände wandte, wurde der gutmüthige Fürst ganz lebendig und gesprächig. Sein Pfriemen bohrte dabei ein Loch nach dem andern in die vor ihm liegenden Thierfelle; aus einem langen weichen Fellköcher holte er eine Sehne nach der andern heraus, so fein und weiß, wie unser feinster Zwirn, — und steckte sie künstlich durch die gebohrten Löcher, so daß Fell an Fell gereiht eine große Decke bildete. Seine Räthe thaten desgleichen, in scheinbarer Theilnahmlosigkeit unserem Gspräch folgend. Nur ein alter Mann begnügte sich, mit einem großen schwarzen Kuhschwanz sich selbst und dem Könige die Fliegen abzuwehren. Am Ausgange dieses offenen Krals saß der Premierminister, dessen Gesicht und Gestalt mit Narben bedeckt war; er hatte unter einem Löwen gelegen, wie ich hernach erfuhr. Dieser sowohl, als der König, gaben mir zum Andenken einen kleinen von Messingdraht geflochtenen Armring, den sie selbst so eben trugen und von ihrem Arm zogen.

Nach der Audienz sahen wir uns ein wenig in den königlichen Palästen und Frauengemächern um; Scott führte uns hinein, ohne erst viel um Erlaubniß zu fragen. Des Königs Hütten unterschieden sich um nichts von denen der übrigen Barolongs, vielleicht mochten sie ein wenig größer sein. Um jede Hütte her ist eine steinerne Mauer mit schmalem Eingang; innerhalb dieser Mauer ist der ganze Erdboden wie mit Cement gepflastert, mittelst fester Erde und Kuhmist. Alles ist ungemein reinlich, sowohl außerhalb als innerhalb der Hütten. Diese letzteren unterscheiden sich von denen der Kaffern durch große Sauberkeit und eine Art Comfort in den Geräthen; ungeheure Thon-Töpfe, die wohl 20 Muid fassen, standen in den Hütten, außerdem geflochtene Körbe, Calabassen und andere Geräthe, schöne Matten sowohl an der Erde, als auch aufrechtstehend zur Scheidung der einzelnen Abtheilungen. Das Strohdach war nicht eins mit den Umfassungsmauern, sondern ragte über letztere beträchtlich hinaus. In der Wand der Hütten waren unter dem Schutz des Daches sogar kleine Fenster angebracht, so daß Luft und Licht nicht blos durch die Thüre eindrang, wie bei den Kaffern. Die Höfe innerhalb der Steinmauern waren überaus sauber und enthielten außer der Haupthütte noch eine oder zwei kleinere einförmige, von Matten bedeckte Hütten, die Schlafgemächer der getrennt von einander lebenden Geschlechter. Die Hütten der Betschuanen hatten außerdem noch eine merkwürdige Art Eingang, halbkreisbildende Bögen von starkem Thon, drei oder vier nach einander durch eine cylinderförmige Wölbung mit einander verbunden. Durch solchen Eingang konnte man nur kriechend in das Innere gelangen.

Merkwürdig war auch die Tracht der Weiber, mit ihren Karoſſen und Meſſingringen und Ketten und Perlenbehängen; ſie war kleidſam, aber ganz nach Jeſ. 3. eingerichtet.

Nach Tiſche hatte ich gerade noch Zeit, auf einen nahen Hügel zu ſteigen, von wo aus ich den größeren Theil der aus einer großen Menge zuſammengelegter Dörfer beſtehenden Stadt überſchauen konnte. Ich hoffte, auch die Berge des ganz nahe liegenden Baſſuto-Landes von Moſcheſch zu ſehen; jedoch dieſelben waren hier bedeckt durch die großen vorliegenden Barolong-Berge, die ſich mit der Stadt zu einem ungemein maleriſchen Bilde gruppirten.

Gegen 3 Uhr mußten wir uns auf den Rückweg begeben. Die Berge und Thäler zu unſerer Linken, nachdem wir das Barolong-Gebiet verlaſſen hatten, waren das dem Moſcheſch im letzten Kriege abgenommene Gebiet bis zum Caledon; weiter hin fahrend konnten wir auch noch eine hohe Bergkette jenſeits des Caledon ſehen, die noch heute dem Moſcheſch gehört; beide Gebiete werden vielleicht binnen 2—3 Tagen vom Kriegsgeſchrei wiederhallen!

Diesmal hatten wir uns beſſer vorgeſehen. Es war etwa 7 Uhr, als unſere beiden flinken Pferde uns wieder nach Paardekuil zurückbrachten. Nachträglich muß ich doch noch erwähnen, daß wir, vom König zurückkehrend, dem Prinzen Tſababiſa begegneten, den Scott aufforderte, mir irgend ein Andenken zu ſchenken. Während wir bei Tiſch ſaßen, kam von demſelben ein eigenhändiges Schreiben an, in Begleitung eines Kopfputzes von Federn, den die Barolongs zum Tanze oder in der Schlacht zu tragen pflegen.

Als wir aus Thaba Unſchu herausgefahren waren, begegnete uns nach einer halben Stunde ein Trupp von fünf Reitern. Ihr Führer war Sſepinar, der Kronprinz, ein bedeutender Mann dem Anſchein nach, mit hellem Auge und entſchloſſenen Geſichtszügen, außerdem Prinz Richard, der Getaufte, und drei große Räthe. Sie waren gekommen, mich in Thaba Unſchu zu begrüßen; jetzt mußte die Begrüßung auf dem Felde abgemacht werden.

# VI.

## Rückreise nach Bethanien. Geistliche und weltliche Verhältnisse in Bethanien. Gryffel. Portjesfontein. Taufe. Goliath. Conferenzen. Platzgesetz.

Sonnabend, den 9. März, galt es, die acht deutschen Meilen wieder zurückzureiten nach Bethanien. Eine halbe Stunde von Paardekuil aus aber zog ein hoher aus der Ebene emporragender, theilweise mit Gebüsch bewachsener Felsberg meine Aufmerksamkeit so sehr auf sich, daß ich beschloß, denselben zu besteigen, um von oben herab das ganze Land zu überschauen. Die beiden Söhne Schmidt's begleiteten uns; bis an den Fuß ritten wir, dann begann das Steigen über das Felsgerölle; Buschmannskraale — jetzt verlassen — bekundeten, daß dieser Berg vor nicht allzulanger Zeit gefährliche Nachbarschaft gewesen ist. Sein Name Leeuwkop bezeugte, daß früher hier Löwen gewesen sind; jetzt wohnen in seinen Steinklüften nur noch Tiger, Hyänen und wilde Hunde. Ein ganz frisches Hyänenlager sahen wir; Hermann Schmidt zeigte uns die frischen Eindrücke der Haare in den feuchten Sand. Wir hätten gern eins dieser Thiere gesehen. Schmidts warfen daher Steine in die Felsabhänge und Klüfte, aber es wollten heute keine hervorkommen. Wo vier Menschen zusammen sind, flieht jeder Tiger und jede Hyäne. Deshalb konnten wir es getrost wagen.

Von dem Gipfel des Löwenkopfs war die Aussicht sehr lohnend; wir sahen deutlich den Tafelberg der früheren Station Moria, den Thaba Unschu, die anderen Berge von Moschesch und tief in sein Land hinein, auch den Thaba Bassigo (Nachtberg) konnten wir deutlich unterscheiden. Die weitere Rundschau zeigte uns, daß der ganze Freistaat denselben Charakter hat, ein Hochland, welches in großen Flächen auf- und abwallt und hier und dort einem Felsrücken gestattet, die Eintönigkeit zu durchbrechen.

Interessant war es zu sehen, wie die große, lebenslose Oede der Flächen heute hier und da durch kleine Reitertrupps durchbrochen wurde, welche zu dem am Fuße des Berges wohnenden Feldcornet eilten, um dort für den Krieg sich einzustellen. Auch unser Ernst Schmidt war commandirt, hatte aber einen Stellvertreter gefunden, früheren deutschen Legionär, den er nun auf eigene Hand mit Pferd und Waffen und Löhnung versehen mußte.

Am Fuß des Berges fanden wir unsere Pferde wieder, welche nach zweimaligem Absatteln um fünf Uhr uns glücklich nach Bethanien zurückbrachten.

Sonntag, den 10. März, hielt ich die Vormittagspredigt. Die höchst einfach und geschmacklos, ja nicht einmal recht sauber gehaltene Kirche ohne allen Schmuck, auf deren Altartisch nicht einmal ein Crucifix steht, war nicht geeignet, die Erbauung zu befördern. Die Gemeinde war recht zahlreich erschienen. Ich predigte holländisch, und ein Dolmetscher tolkte in der abscheulichen Koranna-Sprache. Nachmittag predigte Wuras holländisch; ein Betschuane tolkte. Die Predigt war einfach, schlicht und biblisch.

Am Abend hatte ich wieder zwei Taufen zu verrichten, die des Töchterleins von Herrn Fichard, und die eines von ihm angenommenen, von seinen Eltern verlassenen, weißen, noch ungetauften sechsjährigen Knaben. Herr Fichard honorirte meine Taufhandlung mit afrikanischer Großartigkeit, mit 20 Pfd. Sterl., die ich für die Mission bestimmte.

Montag, den 11. März, begann ich meinen Taufunterricht. Etwa 25 Erwachsene begehrten die Taufe; Wuras hatte sie als fähig für die Aufnahme aus einer größeren Zahl herausgewählt. Fast alle sprechen oder verstehen holländisch; nur 4—5 verstehen nur betschuanisch; deshalb mußte, wenn ich einen Gegenstand durchgenommen hatte, ein betschuanischer Taufcandidat, der gut holländisch spricht, das Gesagte den Betschuanen immer wiederholen. Er that dies mit so viel Geschick, daß Wuras sich verwunderte, und den Eindruck bekam, es schlummerten in den Eingebornen viel mehr Helfer-Kräfte, als der deutsche Missionar gewöhnlich ahnt.

Die Taufcandidaten machen mir durch ihre ernste Theilnahme rechte Freude; namentlich mein Dolmetscher beweist durch sein Wiedergeben, wie klar und verständig er alles gefaßt hat, und durch die Wärme seines eigenen Sprechens, wie es nicht blos mit dem Kopf erfaßt ist.

Dienstag, den 12. März, nachdem ich Vormittags die Taufcandidaten wieder unterwiesen hatte, fuhren wir (Meyfahrts beide und ich) Nachmittags nach dem zwei Stunden zu Pferde (fast 3 deutsche Meilen) entfernt liegenden Dörflein Reddersburg, woselbst der Kaufmann Meyer wohnt, ein Hannoveraner, welcher mit einer Tochter von Wuras, Pflegetochter von Meyfarth, Eleonore, verheirathet ist.

Das Dorf ist fast nur von Doppers bewohnt, oder wie sie sich selbst nennen, die separirte reformirte Kirche, die auch in Holland viel Anhänger hat. Diese Leute halten streng an den Beschlüssen der Dortrechter Synode und an alten väterlichen Sitten und Gebräuchen. In Reddersburg haben sie eine eigene Kirche und einen eigenen Prediger, Namens Beyer, der ungefähr dieselbe theologische Ausbildung erlangt hat, wie unsere Missions-

zöglinge, nun aber in Reddersburg an der Spitze eines von ihm allein geleiteten Seminarii steht, welches noch mehr Prediger ausbilden soll. So waren denn Studenten von 20—50 Jahren dort, Bauern und Bauerssöhne, die er zu Pastoren ausbilden sollte. Manche von ihnen konnten, wie er selbst erzählte, beim Beginn ihrer Studien noch nicht ordentlich lesen; keiner von ihnen ordentlich holländisch sprechen. Hiemit hat er viel Mühe, bringt aber dennoch von seinen circa zehn Studenten die Hälfte auch in die griechische und hebräische Sprache hinein. Beyer ist ein frischer, lebendiger, kräftiger Mann, nur, wie dies bei seiner Isolirtheit ja nicht anders sein kann, etwas kühn und gewagt mit seinem richtenden Urtheil. Er erinnerte mich in seinem ganzen Wesen lebhaft an Zöller oder einige andere der separirt lutherischen Pastoren.

Von den circa 50 Häusern des erst seit sechs Jahren neuentstandenen Reddersburg stehen eine ganze Anzahl die Woche über leer und werden nur Sonntags von den umwohnenden Dopper-Bauern benutzt, die dann zahlreich zur Kirche hineinkommen. — Außer Reddersburg haben die Doppers noch eine zweite Kirche nebst Pastor in Bürgersdorp, einen ordinirten Bauer als Pastor in Bethulia, und einen ordinirten Schulmeister in Pretoria.

Mittwoch, den 13. März. Von heute ab begann ich die Hausbesuche, zunächst in Bethanien und seiner nächsten Umgebung. Es sind dies nicht allzuviel Häuser, resp. Hütten, da die Mehrzahl aller Bewohner draußen auf dem Felde einzeln oder in Außenwerften wohnt. Nachmittags begannen die Conferenzen mit den bethanischen Brüdern, über das Platzgesetz, über die nöthigen Veränderungen und Verbesserungen, über den Kirchenbau ꝛc. Das Platzgesetz fand ich sehr lückenhaft und ungenügend und beschloß, nachdem wir Paragraph für Paragraph durchgesprochen hatten, selbst ein neues zu entwerfen, was wirklich geeignet sei, Ordnung in die ziemlich unorganisirte bethanische Masse zu bringen. Für den Kirchenbau entwarf ich Zeichnungen, die den Beifall der Brüder fanden, und hinsichtlich der gegenwärtigen völlig schmucklosen Gestalt der Kirche war ich erfreut, auf keinerlei Widerspruch zu stoßen bei meinem Wunsche, daß gleich vom nächsten Sonntag ab das Crucifix mit Lichtern auf den Altar gestellt werde. Unter den bethanischen Christen fand ich einzelne recht angeregte Seelen, doch nicht in allzugroßer Anzahl; das Heidenthum in der großen Masse hat hier keinerlei corporative Kraft mehr, sondern stirbt mit den Individuen aus.

Freitag, den 15. März, ritt ich Nachmittags mit Bruder Wuras eine Meile weit zu Abraham Gryssel, unserem Grenznachbar, der so vielfach uns mit seinen Ansprüchen auf Grenzland

beläſtigte. Er mochte nach der letzten Wendung des mit ihm obſchwebenden Prozeſſes nicht allzuviel Hoffnung auf das Gewinnen deſſelben haben; denn er war vor einigen Tagen zu mir nach Bethanien gekommen, um mit mir einen Vergleich zu beſprechen, wonach er ein entſprechendes Stück Grenzland von uns kaufen will. Ich hatte ihm, da mir ſein Vorſchlag willkommen kam, einen Gegenbeſuch verſprochen, den ich nun abſtattete.

Er empfing uns mit großer Freundlichkeit und bewirthete uns auf das Trefflichſte in ſeinem für 1500 Pfd. Sterl. erbauten neuen Hauſe, in welchem der Oelanſtrich von 4 oder 5 Zimmern allein 100 Pfd. Sterl. gekoſtet hatte. Dann legte er uns ſeine Karten und Dokumente vor, welche allerdings ihm zu Grenzklagen gegen uns einigen Anhalt geben. Er beſitzt nämlich aus dem Jahre 1850 (wenn ich nicht irre) eine durch das offizielle Gouvernementsſiegel beſtätigte Karte, auf welcher das ſtreitige Stück zweifellos als ſein Eigenthum bezeichnet iſt. Er hat damals dieſe Karte ſich mittelſt der Hülfe des unzuverläſſigen Adam Coq verſchafft. Sicherlich iſt ſie aber nicht normgebend, da eine frühere, ebenfalls von dem engliſchen Gouverneur beſtimmte Karte das ſtreitige Stück (etwa 3 — 400 Morgen) als unſer Eigenthum bezeichnet und er nicht den Nachweis führen kann, er ſei rechtlich in Beſitz des Stücks gekommen, welches Adam Kock ihm einfach mit verkauft hat. Vor einer geordneten Rechtspflege würde er kaum chance haben zu gewinnen; aber da im Freiſtaat die oberſte Juſtiz von Nichtjuriſten geübt wird, und da die allgemeine Stimmung aller Miſſionsarbeit nicht eben günſtig iſt, und da Bethanien das ſchönſte Feld im Freiſtaat, zur Hauptſtadt wie geſchaffen, als Beſitz der Berliner Geſellſchaft längſt ein Dorn im Auge der Freiſtaatbewohner iſt, ſo glaube ich, daß wir es nur dem Geſchick und Einfluß des, im uitvoerenden Raad als Mitglied ſitzenden Advokaten Hamelberg zu verdanken haben, daß wir überhaupt den Prozeß in erſter Inſtanz gewinnen konnten. Das Urtheil der zweiten Inſtanz bleibt dabei um der angeführten Gründe willen immerhin zweifelhaft und ich würde deshalb gern auf einen Vergleich eingehen. Gryſſel ſparte übrigens nicht Schmeicheleien und verſteckte Drohungen, um mich zu ſolchem Vergleich zu bewegen, verſprach bejahenden Falls feſte Freundſchaft und treue Nachbarſchaft, drohte entgegenſtehenden Falls all ſeinen Einfluß gegen uns aufzubieten ꝛc., ſo daß ich ihm ernſt entgegnen mußte, daß er in Gottes Hand ſtände, und nicht ungeſtraft ſeine Hand nach ungerechtem Beſitz ausſtrecken würde, zumal daſſelbe Miſſionsgebiet ſei.

Endlich verſprach ich ihm, nachdem er bereits 300 Pfund-Sterl. Kaufgeld für ein Stück von circa 500 Morgen geboten hatte, die Sache auf der Conferenz in nächſter Woche zu Vortrag zu bringen.

Wir ritten nun auf einem andern Wege heim und gewannen so einen vollständigen Ueberblick über die streitigen und in Frage stehenden Ländereien. Dann besuchten wir zwei Außenstationen, die Werft des Abraham Motsabe, unseres Schulzen, und die des Petrus, eines bekehrten Motschuan. Wir grüßten und ich wandte einige Worte der Ermahnung an die Hüttenbewohner. Zuletzt kamen wir noch zunächst der Schafwäsche zu einer Werft Goliath'scher Koranna, die ebenfalls schon vor einigen Tagen eine Deputation zu mir gesandt hatten, um ihr Recht auf den Platz zu reclamiren. Goliath nämlich, als Capitän eines Korannastammes, hatte mit Adam Kock im Streit gelegen um Bethanien, und behauptet, diesen Streit eben gewonnen zu haben, als Adam Kock uns den Platz schenkte. In einem späteren Dokument ist er dann von dem englischen Gouvernement selbst, neben der Berliner Gesellschaft als Schultze von Bethanien bezeichnet; darauf fußt er nun, bestärkt durch Mr. Gryssel, welcher Goliaths Rechte auf Bethanien bereits an sich gebracht hat, die Ansprüche auf den Besitz Bethaniens, resp. wenigstens der Hälfte des Grundbesitzes. Jene Deputation hatte nun schon in ziemlicher Schärfe ihre Ansprüche und Bitte um Wiederzulassung in Bethanien geltend gemacht. Jetzt, als ich auf ihrer Werft (sie sind bei Herrn Fichard zur Wollwäscherei in Arbeit) zu Pferde ankam, liefen sie von allen Seiten zusammen, um meine Antwort zu hören. Ich sprach sehr ernst und streng zu ihnen, schalt ihre Härtigkeit und Verstocktheit und eröffnete ihnen, daß sie allerdings als Einwohner von Bethanien wieder könnten aufgenommen werden, aber nur unter der Bedingung, daß sie das Platzgesetz befolgten. Sie waren ganz bestürzt und wußten nicht, was sie antworten sollten.

Sonnabend, den 16. März, berieth ich mit den Brüdern ferner das bethanische Gesetz und setzte meine Hausbesuche zu Pferde fort. Am Abend kamen die sämmtlichen Geschwister Schmidt, die alte Mama, beide Söhne und beide Töchter, um am folgenden Tage das heilige Abendmahl zu feiern. Ich hielt mit ihnen und der Gemeinde um vier Uhr die Beichtandacht. Diese Schmidt'schen Leute sind gar zu liebe Leute; die Mutter eine alte, würdige, liebe Frau, die Kinder so wohlerzogen, so gehorsam und ehrerbietig gegen die Mutter und so herzlich und lieb. Zu mir stellten sie sich wie Kinder zum Vater, und der älteste Sohn Ernst, der doch auf irgend eine Weise seiner Liebe und Dankbarkeit Ausdruck geben wollte, sagte mir, daß er mit seiner Mutter eins geworden sei, mir sein bestes Reitpferd für die Reise nach Transvaal zu schenken. Er sagte, es sei unter seiner ganzen Pferdezüchterei, die etwa 100 Stück befaßt, das beste und sicherste, ungemein schnell, stark, ausdauernd und dabei völlig zahm und sicher im Schritt, so daß ich auf demselben auch

in der finsterſten Nacht reiten könne. Einen Wolf habe er mittelſt deſſelben in kurzer Zeit eingeholt. Ich hatte ſchon ein Reitpferd für dieſe Reiſe gekauft, das indeß den Brüdern in Transvaal ſicherlich willkommen ſein wird, und ſo freute ich mich allerdings auf das neue Geſchenk.

Sonntag, den 17. März, war die Feier des heiligen Abendmahls; ich predigte über die Einſetzungsworte und ſpendete und empfing das heilige Sacrament. Auf dem Altar brannten zum erſten Mal in Bethanien die Lichter neben einem Crucifix in ihrer Mitte. Die Nachmittagspredigt hielt Meyfarth über einen Abſchnitt der Leidensgeſchichte.

Montag, den 18. und Dienſtag, den 19. März, ſetzten wir Vormittags unſern Ritt durch das Gebiet von Bethanien und Nachmittags die Conferenzberathung fort. Am Montag beſuchte ich Koelfontein und Schlangenfontein, das erſte eine halbe Stunde, das zweite noch eine halbe Stunde von Bethanien entfernt. Ich fand überall denſelben Zuſtand, ein ohnmächtiges Heidenthum auf der einen Seite, ein noch unentwickeltes, nur in einzelnen Perſönlichkeiten intenſiveres Chriſtenthum auf der anderen, in Summa circa 240 Chriſten, gegenüber 620 Heiden. Außerhalb dieſer beiden genannten größeren Werfte haben ſich in Zerſtreutheit noch eine Anzahl einzelner Familien angebaut, was die Beſuchsreiſe ſehr erſchwerte. Doch gelang es mir, vor jeder Hütte wenigſtens anzuklopfen. Das Feld von Bethanien iſt ſehr groß, und kann, wenn erſt alle Gelegenheiten zu Dämmen, Gärten ꝛc. benutzt ſind, wohl das Doppelte ſeiner gegenwärtigen Bevölkerung tragen. Ueberall auf dem Felde giebt es Spruite, d. h. kleine Quellen, die ab- und zu fließen; aber der Länge ihres Laufes nach genug Gelegenheit zum Ackerland darbieten, — oder Vleegrund, niedriger Gartengrund; der Reſt iſt faſt durchweg gute Schafweide. Einzelne Quellen fließen beſtändig und gewähren günſtige Gelegenheit zum Anbau.

Am Dienſtag nahm ich einen ähnlichen Ritt vor nach Jaſſons Kral und der dortigen Seite hin. Da waren die meiſten Bewohner noch Heiden; aber theils ganz rohe, zum Theil bereits ſuchende.

Wir haben mit dem Beſitz von Bethanien eine große Aufgabe. Die Wesleyaner haben mit Ausnahme von Thaba Unſchu, woſelbſt die Barolong noch eine Art Unabhängigkeit bewahren, ihre ſämmtlichen Miſſionsarbeiten im Freiſtaat eingeſtellt. Der Bauer nämlich ſagt: Wir haben nicht geſehen, daß die heidniſchen Arbeiter durch die Taufe beſſer werden; im Gegentheil, ſie machen nach der Taufe Anſprüche, die die Heiden nicht machen; deshalb iſt es vortheilhafter, die Heiden Heiden bleiben zu laſſen. So thun ſie nichts, die Miſſion zu begünſtigen, und manches, ſie zu

hindern. Da nun das ganze Land in Bauernplätze vertheilt ist, so haben die Farbigen keinen Restsitz mehr zu eigener Existenz; sie wohnen ganz zerstreut auf den Bauernplätzen als Dienende; nicht in zu großer Zahl, weil die von Norden kommenden Maaua (die Bapedi, Batlapi ꝛc.) durch ihre Dienstzüge dienende Kräfte genug darbieten. Da bleibt für den Missionar kaum irgend eine Wirksamkeit übrig. Inmitten dieser Wüste des Oranje-Freistaates nun ist die Berliner Missionsthätigkeit die einzige Oase. Sie kann nur auf die Weise ihre Existenz fristen, daß sie die großen Plätze Bethanien und Pniel besitzt, auf welchen sie den zersprengten Resten der mancherlei heidnischen Stämme Gelegenheit bietet, sich auf einem Ruheplätzchen zu sammeln und daselbst zu einer Gemeinde sich zu gestalten. Wir können leicht bis zu 1200 ja 1500 Seelen auf Bethaniens Gebiet unterbringen, und an solchen, die dazu sich melden werden, wird es je länger je weniger mangeln. Die Bevölkerung Bethaniens wird und muß sich mit der Zeit mehren, wegen der vielen Quellen und Gartenstücke und der schönen Viehweide, während Pniel wohl erst nach langer Zeit wird gesucht werden, weil es nur eine große quellenlose Viehweide ist.

Am Dienstag Abend ritt ich mit Bruder Mülke nach Portjesfontein, um von dort aus am nächsten Morgen die noch übrigen Theile des bethanischen Grundgebiets zu besuchen. Es hatte sehr stark geregnet, und die Wege und das Feld waren aufgeweicht. Einige Kraale auf dem Wege, die wir noch heute Abend besuchen wollten, fanden wir leer, weil alle Betschuanen an diesem Tage sich zu einer Hochzeitfeier in der Nähe zusammengezogen hatten.

Mittwoch, den 20. März versammelte sich am Morgen zunächst die ganze Bewohnerschaft von Portjesfontein, fast allesammt Buschmänner, die zu Schafwächtern sich trefflich eignen, freilich aber auch manches Schaf stehlen und schlachten. Diese Menschen sind entsetzlich klein, vier, höchstens fünf Fuß hoch, mit hervorstehenden Backenknochen und tiefen schlauen Katzenaugen; Pfeil und Bogen ist noch heute ihre liebste Waffe. Ich sah einen kleinen Buschmannsjungen wie eine Katze den kleinen Vögeln nachkriechen, auf die er zwei, diesmal vergebliche Pfeile entsandte. In der Wildheit bereiten sie ein Gift aus dem stärksten Schlangengift und Vegetabilien, in welches sie ihre Pfeilspitzen tauchen, so daß die leiseste Verwundung tödtlich und darum der Kampf mit ihnen gefährlich ist. Ihre ganz kleinen Steinkraale bauen sie gern in die zahlreichen Steinklippen des Landes; wir haben noch Hunderte derselben gefunden, jetzt verlassen, weil sie doch gegen das Feuerrohr der Weißen sich nicht halten konnten. Noch vor zehn Jahren lagen sie in diesen Raubnestern, spähten von der Höhe herab in die Ebene, wo sie weidendes Vieh entdecken konnten, und schlichen sich heran, um es zu tödten oder zu rauben.

Den einsam wohnenden Bauer überfielen sie gern heimlich; daher der heiße Haß der Bauern gegen sie, der mit ihrer fast gänzlichen Ausrottung oder Vertreibung endete. Der Buschmann wollte nämlich den Bauer darum nicht neben sich wohnen lassen, weil er sah, daß derselbe ihm das Jagdfeld verdarb. Wo die Viehheerden brüllen und Schafe weiden, da verzieht sich das Wild, die Nahrung des Buschmannes. — Die zersprengten Reste dieses Stammes sind nun hier und da die halb wilden Schafwächter der Bauern. Mit Gottes Wort ist ihnen fast gar nicht beizukommen, obgleich sie im Privatgespräch überall zustimmen. Heute Morgen nun hielt ich etwa funfzehn bis zwanzig dieser Unglücklichen die Morgenandacht, und sie kamen alle ganz traulich, um ihrem „Vater" die Hand zu drücken.

Starke Regengüsse verhinderten uns, am Vormittag unsern Ritt zu machen, und auch am Nachmittag zogen wir, da es trotz des Aufhörens des Regens doch sehr durchweichte Wege gab, es vor, unsern Weg in der Karre zu machen. Wir fuhren nach Zonderhout, wo drei Familien von Bastarden wohnten, und weiter hinauf zu einem Kafferkraal, der den tiefer liegenden Zonderhoutschen eine Quelle entzogen hatte. Dann kehrten wir zurück, und besichtigten die treffliche Gelegenheit zur Anlegung eines großen Dammes. Darauf fuhren wir wieder dreiviertel Stunden nach Fauriespruit, einem fernen Schafposten, woselbst einige Kafferkraale und auch der durch den neubekehrten Jacobus versehene Schafposten des Bruder Wuras ist. Auch dort fanden wir eine treffliche Gelegenheit zu einem Damm und Gartenanlagen. Auf dem Rückwege nach Bethanien besuchten wir noch eine große Kaffernwerft, deren Bewohner uns mit Freuden empfingen und mit geistlichem Gesange verabschiedeten. Auch die Gespräche dieser zum großen Theil Getauften athmeten warmes Interesse an dem Aufbau des Reiches Gottes. Eine Anzahl von ihnen waren Täuflinge, die nächsten Sonntag getauft werden sollten. Mir war dieser Besuch wie ein Abendsonnenstrahl. Mit Ende der Dämmerung hatten wir Bethanien glücklich erreicht, woselbst noch an demselben Abend trotz Regen und aufgeweichtem Wege Bruder Kallenberg aus Pniel zur Conferenz ankam, Abends 10 Uhr zu Pferde. Zerwick mit seinen Maulthieren hatte sobald nicht durchkommen können, und blieb auch noch Donnerstag, den 21. März den ganzen Tag aus, so daß wir die Conferenz nicht eröffnen konnten, und ich meine Zeichenskizzen zu vollenden Zeit gewann; spät am Abend kam er an mit seinem Schwager Radloff, unserm früheren Missionar, der jetzt Kaufmann ist in Fauresmith.

Freitag, den 22. März konnten wir denn unsere große Conferenz eröffnen. Ich begann mit der Gryffelschen Angelegenheit. Auch Herr Radloff war zugegen und brachte die Ortleppsche

Sache vor. Schon Abends zuvor hatte ich einen Brief von Herrn Ortlepp bekommen, in welchem derselbe mir schrieb, er sei im Besitz von Dokumenten, die ihm das Recht zusprächen, schon jetzt Portjesfontein für 6000 Ryksdaler zurückzukaufen; er wolle indeß für jetzt von seinem Recht keinen Gebrauch machen. Es wurde behauptet, daß eine frühere Conferenz wirklich Portjesfontein an ihn verkauft habe, und daß Ortlepp, als er, durch eine plötzliche Lebensgefahr erschreckt, in den Rückkauf willigte, sich das Recht vorbehalten habe, sobald Bethanien ganz oder zum Theil verkauft werde, Portjesfotein für 6000 Ryksdaler (3000 Thaler Preußisch) wieder zu übernehmen. Radloff machte darauf aufmerksam, daß man darum mit dem Verkauf des Stückes Land an Gryssel vorsichtig sein müsse.

Ich forschte weiter nach und erfuhr, daß eine Art Zustimmung zu dem Rückkaufe von Wuras selbst auf eigene Hand gegeben worden sei, weil er auf keine andere Weise den Kauf habe rückgängig machen können, daß diese von Wuras gegebene Zusage zwar in keiner Weise eine gesetzlich bindende Kraft habe, daß aber bei den nicht genügend geordneten Rechtsverhältnissen des Freistaats dennoch nicht zu wissen sei, welchen Ausgang ein etwaniger Prozeß nehmen werde. Ich mußte daher suchen, Ortlepp auf irgend welche Weise zur Aufgabe der von ihm erhobenen Ansprüche zu bewegen, und schrieb ihm deshalb durch expressen Boten, daß ich eine Zusammenkunft mit ihm wünschte. Er schrieb zurück, er würde nächsten Mittwoch nach Fauresmith kommen, weil auch er mancherlei mit mir zu besprechen wünschte.

Zu Mittag kam wieder eine Deputation Gollathscher Koranna, um das Recht auf den Grundbesitz von Bethanien zu reclamiren. Die Leute sprachen ziemlich keck. Ich sagte, sie könnten aufgenommen werden, wenn sie das Gesetz der Station hielten. „Wer hat das Gesetz gemacht?" — Die Berliner Gesellschaft. — „Nein, das Gesetz der Bibel wollen wir halten, ein anderes Gesetz nicht. — Wir wollen hier in die Kirche gehen." — Gut, kommt, ihr seid willkommen. — „Nein, man weist uns heraus." — Nein, ich verspreche, man soll euch nicht herausweisen. — „Aber, weß wird der Grund hier sei?" — Der gehört der Berliner Gesellschaft. — „Nein, dann können wir nicht in die Kirche kommen; der Grund muß unser sein." — In dieser Idee bewegte sich das Gespräch beständig im Kreise, bis mir die Geduld ausging, und ich sie mit den Worten abwies, sie sollten nach Bloemfontein klagen gehen, wenn sie ein Recht auf den Grund hätten. — Schmollend gingen sie fort.

Sonnabend, den 23. März wurden die Conferenzverhandlungen fortgesetzt und ungefähr dieselben Themata durchgesprochen, wie in Anhalt und Bethel.

Sonntag, den 24. März war dann großer Tauftag. Neunzehn Erwachsene wurden getauft; drei in holländischer, 16 in Setschuana-Sprache. Man hat mein Lesen in der letzteren doch verstanden. Die Täuflinge waren sehr bewegt; unter ihnen war auch eine ganz verkommene Buschmannsfrau, die mir durch die Lebhaftigkeit ihrer Theilnahme beim Taufunterricht bereits aufgefallen war, und die jetzt bei ihrer Taufe recht bewegt schien; alles, was ich von ihr gehört hatte, entsprach dem Eindruck, den ich von ihr in dem dreiwöchentlichen Taufunterricht empfangen hatte. Auch unter den Betschuanen, welche ich taufte, waren einige sehr ergriffen; — über den Ausfall des von mir angestellten Taufexamens war Radloff sehr erstaunt und erfreut.

Nach der Taufe dieser Neunzehn hatte ich noch sechs zu confirmiren, welche theils auf Bethanien, theils auf Moria, oder Thaba Unschu als Kinder getauft und dann hierher gezogen waren. Ich hatte auch sie zuvor mit in meinen Catechumenenunterricht aufgenommen und hatte an einzelnen von ihnen meine rechte Freude.

Zu dem Tauffest war auch Ernst Schmidt aus Pardekuil gekommen mit seiner Frau, einer Tochter Zerwicks. Er hatte mir den versprochenen Apfelschimmel wirklich mitgebracht. Ich probirte ihn, fand ihn gut, und nahm ihn dankbar an, ein treffliches Reitpferd, gewiß 20 Pfd. Sterl. werth. — Am Nachmittag hielt Wuras die Predigt. Er war durch die Anstrengungen der Conferenztage und durch Nachtwachen bei einem kranken Kinde sichtlich erschöpft.

Montag, den 25. März, wurde früh Morgens zunächst die Schulprüfung abgehalten. Die Kinder lasen ziemlich geläufig; einige schrieben mäßig, sie rechneten wenig, sangen recht hübsch, wußten in der biblischen Geschichte und im Catechismus sehr gut Bescheid, hatten auch eine Anzahl Kirchenlieder und Bibelsprüche fest gelernt. Geographische Namen wußten sie ganze Massen. Bruder Meyfarth bewegte sich als Lehrer zwischen ihnen mit rechter Wärme und innerer Theilnahme. Die Kinder waren daher geweckt und offen und munter. Ich bekam von der Schulprüfung den Eindruck, daß diese Schule ungefähr den mittleren Durchschnitt der Pommerschen Landschulen repräsentirte, wie sie vor 18 Jahren waren.

Nach Tisch kam Goliath selbst mit einigen seiner Koranna. Er brachte genau dasselbe vor, was die beiden vorigen Deputationen gesagt hatten, so daß mir schließlich nichts übrig blieb, als ihn mit seinen Rechtsansprüchen nach Bloemfontein zu verweisen. Er sah recht reducirt aus: zerrissene Beinkleider und Rock, eine ziemlich lange Gestalt; er zeichnete sich vor seiner Umgebung nur dadurch

aus, daß er etwas verständiger und ruhiger und gemessener in seinen Worten war.

Dienstag, den 26. März, Vormittags wieder Conferenz, auch Nachmittag. Am Abend kam Schultheiß, den ich durch Bruder Wuras hatte bitten lassen, er möchte nach Pniel kommen, oder aber mir sagen lassen, an welchem Tage er zu Hause wäre, damit ich von Pniel aus ihn aufsuchen könne. Er hat seinen Bauerhof bei Harrysmith verkauft, und hat einen andern von seinem Schwiegersohn Nauhaus wiedergekauft, in der Nähe von Boshof, etwa 8 Stunden zu Pferde (10—12 deutsche Meilen) von Pniel und 16 Stunden zu Pferde (20 — 24 deutsche Meilen) von Bethanien entfernt. Er hatte es vorgezogen, nach Bethanien zu kommen, woselbst er mehr zu Hause ist, und woselbst auch seine älteste Tochter im Hause des Herrn Fichard lebt. Er war zum Theil querfeldein und die Nacht zu Hülfe nehmend, die weite Strecke in zwei Tagen geritten, um noch zu rechter Zeit in Bethanien zu sein.

Mittwoch, den 27. März, mein Geburtstag. Ob mein letzter? Der Herr hat viel Geduld gehabt mit seinem so oft untreuen Knecht, wird er ihn noch ein Jahr sparen? Ich war tief bewegt am Morgen in der einsamen Andacht in der Kirche, dachte nach Hause zurück. Wie sind daheim Weib und Kind? Ich konnte sie und mich von neuem in die blutigen und liebenden Arme des Herrn legen, und wurde sehr getröstet.

Von 9—10½ Uhr setzten wir unsere Conferenzberathungen fort über die Nutzbarkeit der Handwerkerbrüder, — hier dieselben traurigen Erfahrungen, wie in der Colonie und Kafferland. Um ½ 11 Uhr gingen wir in die Kirche, woselbst sich die gesammte männliche Bevölkerung, Heiden und Christen eingefunden hatte, um aus meinem eigenen Munde die neuen Platzgesetze vorlesen und auslegen zu hören. Ich las und sprach holländisch, ein Dolmetscher übertrug Satz für Satz in Setschuana. — Ich hatte nämlich, da die bisherigen Platzgesetze lückenhaft und unzureichend waren, nach einem vergeblichen Versuch, dieselben mittelst der bethanischen Stations-Conferenz auszubessern, mich entschlossen, dieselben von Grund aus neu zu entwerfen. Nachdem ich das bethanische Terrain genau kennen gelernt hatte, sah ich, daß es an Organisation der Gemeinde in kleine unter persönliche Verantwortlichkeit zu stellende Werfte, und an der fortlaufenden speciellen Aufsicht mangelt, daß ferner die Gemeinde aus dem Zustand geleiteter und gegängelter Kinder herausgehoben und zur wirklichen Mitarbeit angeleitet werden müsse, und daß man Wehren aufrichten müsse, gegen die Haufen von Heiden, die nach Bethanien nur um Viehplätze zu bekommen, einwanderten. Bethanien muß Angesichts der allgemeinen Zersplitterung und Knechtung der

Farbigen ringsum ein Asyl werden, in welchem heilsbegierigen Heiden ein Ruheplatz und Heimath unter dem Kreuz Christi bereitet wird. Diesen Gedanken suchte ich gegenüber dem sehr markirt hervortretenden Mangel an Organisation auf dem Platz durchzuführen in den von mir entworfenen Gesetzen und in der Auslegung, die ich den Versammelten gab. Die Möglichkeit, Bethanien zu einer sich selbst erhaltenden Station zu machen, wird auf diese Weise bedeutend näher gerückt. —

Die Leute hörten meine Vorlesung und Auslegung mit gespannter Aufmerksamkeit an, und waren es auch zufrieden, daß ich die Bedingungen der Aufnahme schärfte, die Zahl der gestatteten Schafe auf 200 beschränkte und für die Mehrzahl höhere Beiträge verordnete, auch eine Kopfsteuer von 1 Thlr. Capsch (15 Sgr.) für jeden Erwachsenen, von 15 Jahr ab einsetzte. Nach der geschehenen Vorlesung gab ich den Einzelnen Gelegenheit, sich zu äußern; fast Alle gaben ihre Zustimmung zu erkennen, oder brachten streitige Fälle vor, Einzelne sprachen auch ihr Interesse an dem geistigen Auferbauen der Station aus.

Nach Hause zurückgekehrt, hatte ich ein eingehendes Gespräch mit unserem Nachbar Abraham Gryssel, welcher auf meine Bedingungen zum Verkauf des von ihm begehrten Stückes Land bereitwillig seine Zustimmung gab; die von ihm zuerst angebotene Kaufsumme von 250 Pfd. Sterl. auch gern auf 500 erhöhte, eine Summe, welche die sämmtlichen Conferenzbrüder für eine sehr hohe erkannten. Aber ihm liegt das Stück Land eben so bequem, daß er ohne dasselbe seine Brauerei kaum zum Aufschwung bringen kann. Ich behielt aber, um nachträglich noch etwanigem Bedenken Rechnung tragen zu können, die Zustimmung des Comité und die vorhergehende Vermessung des fraglichen Platzes vor, trotzdem daß die Brüder erklärten, wir würden nie günstiger verkaufen können, und uns eine Summe von 500 Pfd. Sterl. für die Transvaal-Mission zu Gebote gestellt wurde für einen Platz, der bisher Bethanien nie Nutzen, sondern nur Verdruß gebracht hatte und den die Station nach dem Urtheil der Brüder entbehren kann.

Zu Tische waren sämmtliche Brüder bei Meyfarths zu festlichem Mahl vereint, um meinen Geburtstag zu feiern. Alle Brüder ergriffen mit Lebhaftigkeit den Gedanken des Landesverkaufs und beschlossen, am Nachmittag gemeinsam hinauszureiten, um das Stück Feld zu besehen.

Zuvor aber hatte ich noch einmal einen vornehmen Besuch von dem Koranna-Capitain Goliath, welcher mir heute früh einen Brief geschrieben hatte, aus welchem nicht undeutlich seine Empfindlichkeit hervorleuchtete, daß ich ihn habe vor der Hausthür stehen lassen, um mit ihm zu verhandeln; er bat deshalb um eine neue Unterredung. In gewohnter Koranna-Weitschweifigkeit setzte er

mir auseinander, daß er mit Adam Kock um den Boden gekämpft und ihn erstritten habe, und der rechtmäßige Eigenthümer des Platzes sei, daß er der Mission ein Grundstück geben wolle für Kirche, Schule und Gärten, aber im übrigen den Grund für sich haben müsse. Ich wies ihn nach Bloemfontein vor den Richter, und bot ihm an, ihn und seine Leute als Stationsbewohner aufzunehmen, wenn sie sich unter die Gesetze beugen wollten und uns als Herren des Grundes anerkennten. Er disputirte viel, war aber doch heute etwas zugänglicher; er meinte, die Sache läge jetzt in Bloemfontein zur Entscheidung, wenn er dort verliere, so wolle er sich unter uns fügen. — Die Sache ist aber längst in Bloemfontein entschieden; seine Ansprüche sind zweimal durch den Volksrath als ungültig erklärt worden, dürfen also gar nicht wieder zur Sprache kommen. — Schließlich bat er um einen Sixpence, den er auch erhielt.

Darauf gings nun hinaus, wir zu Pferde, Abraham Gryssel auf der Karre. Das zu verkaufende Landstück ist, wo es am nächsten ist, noch eine halbe Meile von Bethanien entfernt, und so fort bis dreiviertel Meile oder eine Meile.

Wir ritten die neue Grenze ab, setzten an der nöthigen Stelle einen Baken von drei Steinen und besprachen die nöthigen Kaufbedingungen. Auch hier meinten die Brüder, 500 Pfd. Sterl. sei eine hohe Kaufsumme; ich bestand aber darauf, daß gemessen werde, und für jeden Morgen Land, der über 400 hinausgehe, 1 Pfd. 5 Sh. bezahlt werde, während, wenn die Fläche kleiner wäre, es bei 500 Pfd. Sterl. bleiben solle.

Am Abend kam die Post. Es hätten europäische Briefe mitkommen können, es kam auch einer von Herrn Oberst von Bonin an Bruder Wuras; die meinigen blieben aus. Ich hatte zu sicher auf diese Geburtagsfreude gerechnet. Noch blieb eine Hoffnung übrig, am folgenden Abend mit der Post von der anderen Seite her Briefe zu bekommen. Was hat doch unter solchen Umständen ein Posthorn in Afrika für einen lieblichen Klang, obschon es genau wie das Kuhhorn klingt, mit welchem vor 30 Jahren die Kuhhirten tuteten. Man hört in der stillen Nacht den Klang aus weiter Ferne, dann immer näher, endlich das Wagengerassel, und dann nicht lange danach hält der zweirädrige Karren vor der Thür, der schwarze Postillon trägt seinen schweren Briefsack in das Postcomtoir und dort steht man mit angehaltenem Athem, bis es geöffnet wird. — Mir brachte der heutige Abend, — sicherlich nur durch eine Unordnung der Post, den Brief nicht. So habe ich meine Abreise um einen Tag verschoben, um die morgende Post noch abzuwarten.

Donnerstag, den 28. März, wurde der Vormittag noch reichlich ausgefüllt mit dem Beschluß der Berathungen über die

Coloniſtenfrage. Am Nachmittag wurde noch ein kleiner Ausflug gemacht nach dem Spitzkopf, dem bethaniſchen Wahrzeichen, einem ſpitzen Berg, den man weit in die Flächen hinaus ſieht, und von dem man auch wiederum das ganze bethaniſche Grundgebiet überſchaut. Oben auf der Spitze kam ich mir vor, als hätte der Verſucher mich auf einen hohen Berg geſtellt und habe mir alle Herrlichkeit der Erde gezeigt; ſolch Gefühl des Stolzes durchzog mich, als ich unſern Reichthum an Land überſchaute, der mehrere deutſche Quadratmeilen überſteigt. Aber es gehört ja doch alles dem Herrn, der nach ſeiner Barmherzigkeit gewollt hat, daß das Herz des Landes, die ſchönſte Perle des Freiſtaats, der beneidete Fleck Grundes zu einem Aſyl für die Farbigen und zu einer Stätte des Bekenntniſſes zum Kreuz Chriſti aufgeſpart bleibt.

Am Abend wurde gepackt, — dann wieder das ferne Poſtſignal, wieder die bange Erwartung — wieder die getäuſchte Hoffnung; — morgen gehts dann weiter und in früheſtens drei bis vier Wochen kann mich der Brief erreichen. — Es iſt gut, daß Chriſten bei großen und kleinen Dingen wiſſen: Es iſt der Herr!

## VII.

### Reiſe von Bethanien nach Portjesdamm, Faureſmith, Radloff.

Freitag, den 29. März, hieß es, früh geſattelt, ſpät geritten. Die Packerei mit dem Koffer nahm noch einige Morgenſtunden fort. Dann war Alles klar; vor den Wagen wurden Ochſen von Stationsbewohnern gelegt, damit die Pferde ihre Kräfte für die weite Reiſe ſparen könnten. Bruder Meyfarth nahm auf ſeiner Karre den Bruder Zerwick mit, Bruder Kallenberg ſchlug einen näheren Weg ein; ich beſtieg meinen Fuchs, Bruder Wuras begleitete mich zu Pferde, ſo ging es denn in ſtattlicher Cavalkade nach Faureſmith und Pniel zu.

Da ich außer meinen ſechs Wagenpferden noch den Hengſt und den von Bruder Wuras gekauften Fuchs Don hatte (auf einer weiteren Reiſe hält ein Reitpferd nicht aus, ſondern ich mußte für Transvaal ſo ſorgen, daß ich abwechſelnd reiten könne, auch womöglich ein Packpferd haben und eins für einen Achter-Reiter und zwei für den Bruder, der mich jedesmal begleiten ſollte), da mir außerdem der junge Schmidt den prächtigen Schnellläufer Luſtig und Bruder Mülke aus ſeiner Stuterei den gelben Durland geſchenkt hatte, ſo war unſer Zug ganz ſtattlich, faſt wie ein Commando von Bauern; denn Wuras Sohn, Mülke und

Mönnig geleiteten uns auch zu Pferde und eine Anzahl Gemeindeglieder kam zu Pferde nachgesprengt, um mir den Abschied zu geben.

So ging es eine gute Meile zu Pferde immer über bethanischen Grund und Boden über gutes Weidefeld; dann durch eine Felsenpforte, die die Grenze bildet, auf den Nachbarplatz des Herrn Kluthe, welcher dem Schwiegersohn des Herrn Wuras angehört.

Wir grüßten bei der jungen Frau, deren Mann auf dem Commando war im Kriege. Dann ritten wir ¼ Stunde weiter zu dem Platz des älteren Herrn Kluthe, Vater des Feldkornets, welcher auch im Kriege war und seine schwindsüchtige Frau zurückgelassen hatte. — Auf den Feldern gab es überall große Heerden von Springböcken, die uns zeigten, daß wir uns dem Jagdfelde näherten. Auch der Koran, eine Art Fasan, und der Kibitz flatterte zahlreich umher und sie erfüllten die Luft mit ihrem Geschrei.

Nach einem Ritt von acht bis neun deutschen Meilen langten wir in Fauresmith an, woselbst uns der Kaufmann Radloff, ein Anklamer, früherer Missionar unserer Gesellschaft, auf das Herzlichste aufnahm. Er sucht jetzt dem Herrn in der Weise zu dienen, daß er reisenden Predigern und Missionaren in umfassendem Maaße Gastlichkeit gewährt, und auch sonst die Sache des Herrn nach Kräften zu befördern strebt. Er war soeben sehr betrübt darüber, daß der reformirte Pastor Lau, ein sehr eifriger und begabter Mann, den wir am Abend auch für einige Stunden besuchten, einen Ruf in die Colonie angenommen hatte.

Dieser Herr Lau kam auch mit zu Radloff zum Abendbrod. Außer ihm war dort auch der schottische Wesleyaner-Missionar Scott, Bruder des Missionars Scott, den wir zu Thaba Unschu besucht hatten, ein stiller, tiefer, frommer Mann. — Recht unangenehm war es uns, daß der frühere Missionar Ortlepp, der noch immer Ansprüche auf Rückkauf von Bethanien machte, und welcher auf meine Einladung von Philippolis gekommen war, um seine Papiere vorzuzeigen, bereits wieder abgereist war, weil meine Ankunft in Fauresmith sich um einen Tag verzögert hatte. Radloff hatte von ihm die Papiere über den Ankauf von Portjesfontein erhalten, nur den Revers, auf welchen er das Rückkaufsrecht von Portjesfontein für 6000 Thlr. gründet, hatte er behalten. Radloff meinte aber, er würde auch diesen wohl zurückgeben.

Sonnabend, den 30. März, gewährte unsere Cavalkade noch einen stattlicheren Anblick. — Die armen bethanischen Ochsen hatten die Klauen-Siekte und hatten sich nur kümmerlich bis Fauresmith geschleppt; deshalb hatte sich Herr Radloff sofort erboten, uns seine 6 Pferde vor den Wagen zu geben. Außerdem hatte er zwei Pferde an Meyfarth gegeben; dazu kam mein betha-

nischer Achterreiter mit seinem Pferde, und das Pferd des Bruder Wuras, so daß wir an einer Ausspannstelle die weidenden Pferde überschlagend, ihrer zweiundzwanzig zählten, von denen zehn mein Eigenthum waren. Es ist ein Glück, daß das Futter nichts kostet, da die Pferde an den Ausspannplätzen reichlich Gras fanden.

Wir fuhren an Schiemalkaar (schießt einander) vorüber, dem Platz, wo Adam Kock einem andern Häuptling eine Schlacht geliefert hatte. Der Weg führte wieder durch große Weideflächen, und bei Faureſmith selbst hatte die Gegend völligen Gebirgscharakter angenommen. Der Ort selbst (früher Saunahspoort, d. h. Hottentottenpforte) genannt, ist ein aufblühendes Dorf, hübsch gebaut. Die Kirche hat eine schöne Berliner Orgel von 6 Registern; ich spielte dieselbe am Morgen.

Unser Weg war etwas glatt, und für die Pferde beschwerlich, da es die Nacht hindurch stark gewettert hatte. So wurden die Pferde sehr müde und konnten kaum noch fort, als wir mit hereinbrechender Nacht Poortjesdamm (früher Vogelstreuskuie), den Platz von Adam Oppermann erreichten. — Wuras und ich ritten vom letzten Ausspannfleck schneller voraus, so daß wir noch beim schwindenden Tageslicht die großartigen von Adam angelegten Dammarbeiten in Augenschein nehmen konnten. Viele weiße Wagenzelte zeigten uns, daß die Farbigen aus der Umgegend zahlreich zusammengekommen waren, um den Gottesdiensten beizuwohnen.

An der Thür meines Zimmers war ein großer Bogen Papier angebracht, mit einem in Fraktur geschriebenen Gruße. Bald drängten sich auch all' die Farbigen heran, um die Hand zum Gruß zu empfangen. Der alte Schulmeister kam auch mit seinen Kindern, um mich singend zu begrüßen. Obschon ich auch an diesem Tage an neun Meilen geritten war, so half es nicht, ich mußte bald nach eingenommener Tasse Thee auf die Kanzel, um die Farbigen mit einer Ansprache zu begrüßen, und die Abendandacht zu halten. Die Kirche liegt von Adams Platz aus jenseits eines Thales, sieben bis zehn Minuten entfernt. In Ermangelung einer Glocke hatte Philipp Lämetje, ein getaufter Verwandter von Adam, ein eisernes Wagenband an einem Pfahl aufgehangen, gegen welches er mit einem Hammer schlug. O wie lieblich kann doch selbst solch kreischend Getöse durch die Nacht klingen! Adam ging mit der Laterne voran, ich folgte ihm auf dem dunkeln Fußpfad über die Steinklippen und Wasserschloten des Thals bis zu der durch die Dunkelheit hell schimmernden erleuchteten Kirche. Ich sprach mit großer Frische und Freudigkeit, als ich die glänzenden farbigen Gesichter erblickte, deren Augen vor Freude funkelten. Ich spürte da etwas von der Gemeinde der Heiligen, die aus allerlei Geschlecht und Völkern zusammengerufen ist.

# VIII.

## Portjesdam. Adam und Frederic Oppermann.

Sonntag, den 31. März, rief die schrillende Stimme des Wageneisens bereits zu Sonnenaufgang; die Farbigen hielten in der Kirche ihre Morgenandacht. Ich ging mit Adam Oppermann. Die Kirche ist ein viereckiger Kasten, ohne Schöne und ohne Kreuz, recht schmucklos, aber freundlich und geräumig genug. Adam nebst einigen andern getauften Farbigen haben sie auf eigene Kosten erbaut, um einen Ort der Andacht zu haben. Die Brüder Wuras und Meyfarth sind bisher alle Vierteljahr hinübergefahren, um Gottesdienst zu halten. Mit großer Bereitwilligkeit hatten die Farbigen Wagen und Pferde geschickt, um den Prediger sechszehn deutsche Meilen weit holen zu lassen, und hatten ihn dann ebenso auch wieder nach Hause geschickt. Jetzt sollte mein Kommen ihren großen Hauptwunsch zur Erfüllung bringen, daß sie einen eigenen Missionar erhielten. — Es war lieblich und schön, zu sehen, wie sie sich erbauten; sie sangen Lieder, lasen eine Bibelstelle und dann beteten ihrer drei, ein farbiger Bauer aus der Nachbarschaft, Adam Oppermann und der Bauer Greef, ein kürzlich getaufter Bastard, der genau wie ein weißer Deutscher aussah.

Nach dem Frühstück, vor dem Hauptgottesdienst, gingen wir zu der dicht bei Adams Wohnhause gelegenen Felsenquelle, einem von allen afrikanischen Bauern angestaunten Riesenwerk Adam's, welcher mit einem Kostenaufwand von 1000 Pfd. Sterl. aus den Felsen heraus eine Quelle gesprengt hatte, deren Ablauf durch eine 1500 Ellen lange, im Anfange mehr als zwanzig Fuß hohe, durch den Felsen gearbeitete Schlucht und Rinne bewerkstelligt wird. Die Rinne ist in der ersten Strecke mit Mauersteinen bedeckt, deren 20,000 verbraucht sind. Wo sie in die Fläche ausläuft, ist ein Damm aufgeworfen, der das Wasser auffängt, um es durch die Schloten in die darunter angelegten Saatfelder auszuleiten.

Als wir dieses großartige Werk anstaunten, schmunzelte der alte Frederic Oppermann, der alte 68jährige, noch ungetaufte Vater von Adam Oppermann, und meinte, Adam sei sein einziger Sohn, und er habe ihn angehalten, solche Arbeit, wie diese zu machen; das habe er Alles bei ihm gelernt. Ich antwortete: „Der alte Frederic hat seinen Sohn Adam gut gelehrt, in leiblichen Dingen vorwärts zu kommen; nun muß alt Fredric von seinem Sohn wieder lernen, wie er es im Geistlichen anfange, um ins himmlische Kanaan zu kommen!" Diese ziemlich einfache

Antwort erregte die allgemeine Freude aller anwesenden Getauften. Der alte Greef konnte sich nicht enthalten, einmal und immer

Felsenquelle bei Portjesdamm.

wieder auszurufen „Der schießt Kugeln, welche treffen!“ Old Frederic aber wurde ganz still und in sich gekehrt. Er sagte: „Ja, Du hast Recht.“ Es geht etwas in ihm vor. Er hat kürzlich einen ganzen Monat den Anerbietungen von Branntwein widerstanden, und sich zum Taufunterricht gemeldet. Er ist ein sehr starres Gemüth, zäh an seinem Besitzthum hangend. Er war früher Sclave, ein geborner Ostindier, der von seinem Vaterlande her ein sehr lebendiges Familienbewußtsein mitgebracht hat. Späterhin hatte er sich freigekauft und dann mit großer Zähigkeit und Betriebsamkeit einen ungeheuern Grundbesitz von fünf bis sechs Bauernplätzen erworben, darauf bis zu 1500 Kühe und 7000 Schafe gezüchtet, und ist noch jetzt im Besitz von 240 Pferden; einer der reichsten Bauern des ganzen Freistaats. Ihm gehören 27,000 holländische, d. h. circa 70,000 Magdeburger Morgen, — mehrere Quadratmeilen Landes, zum Theil trefflicher Boden, eine kleine Grafschaft.

Von seinem großen Besitz hat er seinem Sohn Adam einen Bauerplatz von 7000 Morgen verkauft, Vogelstruiskoye, und ohne ihm irgend ein Betriebskapital in die Hand zu geben, ihm überlassen, nun selbst weiter zu bauen. Adam Oppermann aber hat in Bethanien den Herrn gefunden und ist getauft, und als Schulze von Bethanien lange Zeit ein leuchtend Vorbild ernsten Christenthums und strenger Zucht und Sitte gewesen. Nachdem er auf Bethanien 600 Schafe erworben, hat er obengenanntes Vogelstruiskoye käuflich an sich gebracht, hat noch eine Zeit lang von dort aus das Schulzenamt von Bethanien versehen, bis er ganz nach Vogelstruiskoye zog, ein, wie es damals schien, unersetzlicher Verlust für

Bethanien und unsere Mission. Hier auf seinem Bauerplatz hat er dann zu arbeiten begonnen; von seinem Hause aus quer über das Thal fort hat er einen Damm gezogen, einen andern draußen im Schaffelde; nach einem dritten hin, der das Wasser wie einen kleinen See gesammelt hatte, fuhr er uns am folgenden Tage. Von der Quelle, die er aus dem Felsen geholt, habe ich vorher schon berichtet. Aehnliche Werke hat er noch vor, und das Alles ohne Capital, nur durch seine Betriebkamkeit binnen sieben Jahren, so daß Adam ein reicher Mann geworden ist. Nun hat er seine Nachbarsleute herangezogen; seine Verwandten wohnen schon auf dem Platz, oder werden noch kommen, andere farbige Nachbarn haben mithelfen müssen, und so ist die Kirche entstanden.

Als ich in derselben predigte, hörte alt Frederic mit gespannter Aufmerksamkeit zu; die Thränen rannen ihm still über die Backen in den eisgrauen Bart. Es war, als wollte er jedes Wort festhalten. Am Nachmittag war es ebenso, als ich über die Epistel des Tages predigte. Ueberhaupt war diese Versammlung, dem äußeren Eindruck nach, den sie machte, eine der erbaulichsten, die ich je gesehen habe. Es waren nur etwa 70—80 Seelen in der Kirche; die gesammte Einwohnerschaft mögen etwa 300 Farbige sein, unter denen 30—40 Getaufte. Aber von allen Seiten war eine solche Stille und Aufmerksamkeit, daß es wirklich zu schauen war, wie lieb allen die Predigt des Evangelii war*).

Am Abend gingen wir um den Quellendamm, nach welchem der Ort seinen Namen gewandelt hat. Er heißt nicht mehr Vogelstruiskoye, sondern Portjesdamm. Leider ist unten Salpetergrund, so daß dennoch die neugewonneuen Gärten nicht allzu ergiebig sind.

Noch an demselben Abend steckte mir Adam ein Papier in die Hand, auf welchem sein Plan verzeichnet war. Er wollte Portjesdamm der Berliner Missionsgesellschaft übergeben, damit diese es als Kirch- und Schulplatz für ihn und seine Nachkommen behielte. Er wollte unter den Schutz des Kreuzes flüchten mit seiner Familie. Die Hauptsorge von Ou' (alt) Frederic nämlich, welche auch Adam theilt, ist die, daß all dieser Reichthum an Land und Gütern dennoch einst zerstreut sein werde, daß nach Frederic's Tode seine Erben Alles unter sich theilen, und daß seine beiden deutschen weißen Schwiegersöhne dann das Land verkaufen und wegziehen würden. Da nun das Freistaatsgesetz einem Schwarzen keine rechte Selbständigkeit gewährt, fürchtet er, daß, wenn er Alles auch noch so sehr testamentarisch festmache, dennoch durch

*) Seitdem ist Alt Frederic getauft und heißt jetzt Salomon. Er beabsichtigt, seine ganze Wirthschaft seinem Sohn Adam zu übergeben, sich neben der Kirche ein Häuslein zu bauen, und sich still auf sein Ende vorzubereiten.

die Weißen sein Testament umgestoßen werden würde, und daß seine Nachkommen einst dennoch Dienstknechte der Weißen werden würden. Deshalb hat er schon viel hin und her gesonnen, und ist endlich auf den Gedanken gekommen, das ganze Grundstück der Berliner Mission zu vermachen als Kirchen- und Schulplatz, doch so, daß die Missionare alles nur zu Gunsten der Familie verwalten, und dafür gewisse Rechte auf Viehweide ꝛc. für sich haben sollten. Indeß auch dieser Plan, zu dem sich die Familienglieder verpflichten sollten, auch (mit Ausnahme eines deutschen Schwiegersohnes) sich vereinigt haben, drohte an dem Widerspruch des andern deutschen Schwiegersohnes zu scheitern, und so war er wieder in Verlegenheit. Da hatte Adam sich erboten, sein Portjesdam zu solchen Bedingungen zum Kirchen- und Schulplatz zu machen, und übergab mir seinen ziemlich confus von Richard aufgesetzten Plan, nach welchem wir nur Weide für 600 Schafe, 20 Rinder und 6 Pferde haben sollten. Dies Anerbieten verdroß mich, da er schon früher 60 Pfd. Sterl. jährlichen Beitrag angeboten hatte, und ich legte mich ziemlich getäuscht nieder.

Montag, den 1. April, nahm ich früh morgens eine Skizze des Platzes mit der Kirche auf. Um zehn Uhr wurde gefrühstückt, und dann ging Alles mit einander in die Kirche, um die wichtige Sache mit einander zu berathen. Ich führte das Wort, und brachte vor allem Licht und Klarheit in die Angelegenheit; daß es ihnen nämlich zunächst um Sicherung des Grundbesitzes für die Familie zu thun sei, und daß sie dieserhalb der Berliner Gesellschaft nur als Scheinbesitz das Ganze überweisen wollten, daß aber hiemit die ganze Sache in schiefe Bahn gelenkt sei. Das einfachste Mittel, ihren Zweck zu erreichen, sei das, daß Alt Frederic, weil er testamentarisch die Sache nicht festmachen könne, bei seinen Lebzeiten durch einen Verkauf dieselbe ordnen solle. Er solle zu billigem Preise an Adam seinen einzigen Sohn all sein Land verkaufen, damit es in einer Hand bleibe; dieser solle dann die Verpflichtung übernehmen, seine Schwestern und Schwäher und deren Nachkommenschaft auf den näher zu bezeichnenden Bauernplätzen wohnen zu lassen, auch Alt Frederic bei seinen Lebzeiten ungestört auf dem von ihm zu eigener Bewirthschaftung zurückzubehaltenden Grundstück zu belassen. Dann wäre Alles in einer Hand; Adam könne die andern Grundstücke nicht verkaufen, weil er verpflichtet sei, jene darauf wohnen zu lassen, und die Schwiegersöhne könnten sie auch nicht verkaufen, weil sie kein Eigenthumsrecht besäßen; das Ganze bliebe zusammen. Und wenn dies geschähe, dann könnte ich ihnen auch einen Missionar versprechen; der sollte dann um das äußere Zusammenhalten keine Sorge haben, sondern höchstens als Freund und Rathgeber dazu mitwirken, während Adam als Familienhaupt das Aeußerliche ver-

trete; den Missionar aber sollten sie dann so unterhalten, wie die Berliner Gesellschaft ihre Missionare zu besolden pflegte, mit jährlich 90 Pfund Sterl. und Kindergeldern, Wohnung ꝛc., dann wären es geordnete Verhältnisse. Dazu sollten dann die drei nicht zur Oppermann'schen Familie gehörenden farbigen Bauern, Joh. Greef, Martinus Lefleur und Krotz sich mit dem Oppermann'schen Complex zu einem einzigen Kirchspiel vereinigen, welches dann ein Gebiet von zwölf bis sechszehn Quadratmeilen mit zunächst etwa 400 Farbigen umfassen würde. Hier könnten die Farbigen ungestört ihres Glaubens leben, könnten aus der versprengten Masse der Farbigen Südafrikas nach und nach ihre Zahl auf 1000 und mehr vermehren, und also unter der Gnade des Herrn die dritte Freistadt nächst Bethanien und Pniel ausmachen, in welcher auch Kleurlinge unter den Flügeln des Herrn Jesu wohnten.

Dieser Plan leuchtete allen ein, namentlich alt Frederic war voller Freuden; ja, das wäre es, was er so lange gesucht habe, und nicht habe finden können; so wäre der Grundbesitz für seine Familie gerettet, was ihm immer bange gemacht habe für den Fall seines Todes. Und Adam war eben so froh; er hatte bisher von seinem Vater, der mit großer Zähigkeit am Landbesitz festhielt, auch nicht einmal die ihm nöthigen Nachbardistrikte käuflich erwerben können; nun sah er sich im Besitz des gesammten Majorats und dazu war seine Lieblingsidee, einen eigenen Lehrer für seine Familie zu haben, erfüllt. Auch der alte Greef und Krotz und Lefleur waren fröhlich; gegenüber dem Druck, den sie ringsum von den Holländern zu erdulden hatten, bot sich hier eine Gelegenheit zur Wahrung einiger nationaler Selbständigkeit. In ihrer Freude bewilligten sie gern alles, was ich für unsere Gesellschaft, für den zu sendenden Missionar forderte; Eigenthumsrecht an Kirche und Gartenland, Gehalt ꝛc., wie dies am Abend zwischen uns und Adam genau stipulirt wurde. Da nämlich Adam der einzige unter allen ist, welcher beides, das lebendige Interesse und die Leistungsfähigkeit in seiner Person verbindet, machte ich den Vorschlag, Adam solle als Patron für alles Aeußerliche die Verantwortlichkeit in die eigene Hand nehmen und für Beschaffung des Gehalts ꝛc. sorgen, während er an die anderen Contribuenten für sich Recurs nehme, und dann sollte er diese Verpflichtungen auch für sich und seine Erben gerichtlich übernehmen. — Dies war im Freistaat der einzige Weg, um rechtskräftige Basis zu erlangen, da eine Eintragung eines onus zur Erhaltung von Kirche und Schule auf einen bestimmten Grund und Hof hier nicht existirt.

Am Abend dieses Tages, nachdem wir von einer Fahrt nach dem großartigen Damm zurückgekehrt waren, machte ich mit Adam einen schriftlichen Kontrakt, in welchem er freiwillig die Weide-

gerechtigkeit für 600 Schafe, 20 Rinder und 6 Pferde in reichliches Landeigenthum verwandelte, welches er zugleich noch vergrößerte, damit auch andere Farbige von der Berliner Gesellschaft aufgenommen werden können. Er verpflichtete sich also kontraktlich zu Folgendem: 1) die bereits erbaute Kirche nebst dem Grund umher wird Eigenthum der Berliner Gesellschaft; 2) Adam baut auf seine Kosten ein Wohnhaus von 6 Zimmern für den Missionar; 3) er übernimmt die Instandhaltung der Baulichkeiten; 4) er gewährt dem Missionar Recht der Benutzung des Wassers in Damm und Quelle; 5) er schneidet ihm unterhalb des Dammes ein Stück Gartenland aus von 100 Schritt lang und breit, und ein Stück Saeland von 150 Schritt lang und 50 Schritt breit; 6) Er übergiebt als freies Eigenthum der Gesellschaft ein Stück gutes Weideland von 1 Stunde zu Fuß lang, und $^3/_4$ Stunde zu Fuß breit; 7) Er bezahlt ein jährliches Gehalt von 90 Pfd. Sterl. und den Kindergeldern; nur in den 2 ersten Jahren, da die Kosten des Wohnhausbaues ihm doch schwer fallen, bezahlt er nur 60 Pfd. Sterl. — Dafür gewährt die Gesellschaft an Adam — einen Missionar, und Sitz und Stimme in den Freistaat-Conferenzen der Missionare.

Als ich den Contrakt, beiderseitig unterzeichnet, in Händen hielt, glaubte ich, ich träumte. An einem Tage war auf diese Weise in wenigen Stunden ein Majorat gestiftet, ein Pfarrsystem gegründet, eine Pfarre auskömmlich dotirt, eine neue Station gestiftet, die zu den besten Hoffnungen Aussicht giebt; — das war viel Gnade vom Herrn. Adam stellte in Aussicht, daß er, falls er erst das angrenzende Land seines Vaters selbstständig besitze, von demselben zu den bereits geschenkten circa 2000 Morgen, noch 1000 hinzufügen würde, um das Ganze zu einem in sich selbst unabhängigen vollen Bauerplatz zu gestalten.

Am frühen Morgen hatte ich Philipp Lämmetje besucht, dessen Haus zunächst der Kirche steht. Das ist ein rechter ernster Christ, er sowie sein Weib, die beide nicht blos Lämmchen heißen, sondern auch sind, so lieblich ist auch ihr Aeußeres, und solch guten Namen hatten sie ringsum als sehr ernste Christen. Er hatte einen alten Onkel, Arndt Lämmetje, welcher vor einiger Zeit auf der einen Seite vom Schlage getroffen war und nun über nichts mehr jammerte, als daß er so weit von der Kirche abwohne ($^1/_2$ Stunde) und deshalb nicht immer hinkommen könne. In den Gottesdiensten, die ich hielt, war er da, und hatte sich seinen Stuhl neben die Kanzel gesetzt, und war so selig, Gottes Wort zu hören. Was thut Philipp? Obschon er nicht übermäßig reich ist, beschließt er, für den alten Arndt und seine Frau ein Häuschen dicht neben der Kirche zu bauen, damit dieser nicht so weit zu gehen brauche. — Als ich da war, standen schon die Umfassungs-

mauern; er hatte etwas größer gebaut, weil er auch für seine eigne heranwachsende Familie mit zu sorgen gedachte. Als ich diesen Philipp Lämmetje nun besuchte, fand ich seine Frau im Bette liegend, krank. Als ich fragte, was es sei, kamen verlegene Antworten, — endlich gestand Philipp, daß er sich mit seiner Frau gezankt habe, und habe ihr wehe gethan. Wer hätte das von diesen beiden Lämmetjen gedacht? Und doch war es so; da kam ich denn gerade zur rechten Zeit als Friedensstifter; — und am Abend schon war die Frau auf, und kam, um mir zu danken, und auch Philipp's Auge leuchtete ganz anders als zuvor — so sind ernste, liebe Christen auch nicht sicher.

## IX.

### Reise von Portjesdamm nach Pniel. Jacobsdal.

Dienstag, den 2. April, erwachte ich froh und dankbar für alle geschenkten Gaben. Mein Wagen war schon Tags zuvor abgegangen; Adam hatte vier Ochsen gegeben, und Philipp auch, die ihn nach Pniel ziehen sollten, damit meine Pferde sich für die lange Reise ruhen könnten. Da weit und breit kein Futter zu kaufen war, hatte Philipp von seiner Armuth ein Müd (zwei Scheffel) Gerste gesteuert, für die er durchaus kein Geld annehmen wollte. Auch Adam hatte von seinem letzten Vorrath noch etwas hinzugefügt und er mit Frederik und mit Johannes Greef hatten dann auch noch die Fuhre der Karre nach Pniel übernommen, und dazu vier frische Pferde gesteuert.

Ich ritt wieder, und mit mir ein Portjesdammer Achterreiter. Heute galt es einen langen Ritt, zehn starke, deutsche Meilen, bis zum Bauer Kotzé in Speitfontein. Leider wurden wir früh aufgehalten. Nachdem die Morgenandacht noch einmal in der Kirche durch mich gehalten war, liefen die Pferde des Achterreiters fort, und wir mußten ohne ihn nach dem Platz von Oud Frederik. Hier waren die Vorpferde noch nicht eingefangen, und wir wurden einige Stunden versäumt. Wir sahen in denselben auch die von Frederik aus dem Felsen herausgearbeitete Quelle. In dieser haust eine schwarze Schlange mit weißem Kopf, die Niemand zu tödten wagt, weil der Aberglaube ist, das Wasser werde versiegen, sobald die Schlange todt ist. Auch diese Felsenquelle ist ein großartiges Unternehmen.

Gegen ½ zwölf Uhr brachen wir auf, und hatten erst eine Stunde zu Pferde hinter uns. Halb drei Uhr passirten wir den

Rietfluß und erreichten bald darauf Jacobsdal, woselbst wir den Landdrost van Olden besuchten. Das ist ein starker Mann, und ein Holländer. Er ist überzeugt, die Schwarzen seien eine Mittelstufe zwischen Mensch und Affe; sie hätten zwar auch eine unsterbliche Seele, er erkennt auch die Arbeit der Missionare als [illegible] an, ist aber dennoch fest überzeugt, vollkommene Menschen werde auch die Mission nie aus den Schwarzen machen; sicher sei, daß überall die Schwarzen, wo sie von der Mission angefaßt werden, schlechter würden. Für meinen Besuch war er sehr dankbar, versicherte mich, daß die englischen und französischen Missionare politische Agenten seien, die Deutschen, insonderheit die Berliner, nicht so, denn die hätten keinen Zweck, als das Evangelium zu predigen, und seien allzeit freundlich und dienstfertig. Wenn er irgend etwas für unsere Missionare thun könne, so würde er es sicher thun. — Der alte Herr erzählte außerdem, daß er zugleich Landdrost und Postmeister sei, obschon er einen Distrikt kommandire, wie der Gouverneur einer Provinz, und daß er auch ein richtiger studirter Advocat sei.

Da so eben der Capitän Waterboer (ein Bastard) Ansprüche auf den Nordstrich des Freistaats machte, so erzählte er, daß er einige Kaffern, die von jenem ausgesandt seien, um Bauerplätze einzunehmen, in Ketten habe arbeiten lassen und daß er sie mit einem Paß zurückgesandt habe, womit dem Waterboer genugsam gesagt sei, was er von ihm halte.

Eine Stunde jenseits Jacobsdal erreichten wir Modderrevier und kamen ebenfalls glücklich durch. Heute war wenig Wasser im Fluß. Ist er voll, so steigt er bis zu 40 Fuß Wasserhöhe, der Rietfluß zu 30 Fuß, der Vaalfluß (d. h. gelbe Fluß, von der Farbe seines Wassers) zu 50 Fuß Wasserhöhe.

Wir hielten uns nicht lange auf, da die Tageszeit vorgerückt war. Auf dem Felde sahen wir zahlreiches Wild, Springböcke und Bleßböcke. Die Dunkelheit überfiel uns schließlich, und da ich auf dem Klippenwege zu reiten mich nicht recht traute, so tauschte ich mit Bruder Zerwicks Platz in der Karre für die letzten dreiviertel Stunden. Um acht Uhr kamen wir dann glücklich in Spytfontein an und wurden von den Eheleuten Kotze auf das Freundlichste empfangen.

Mittwoch, den 3. April, wollten wir früh auf den Weg, aber die Pferde waren fortgelaufen und wurden erst nach acht Uhr wiedergebracht. So ritten wir denn frisch zu, und erreichten um zehn Uhr den benachbarten Bauerhof, auf dessen Felde eilf zahme Straußen weideten.

Als wir das Haus fast erreicht hatten, stolperte mein Blauschimmel. Diesmal hielt ich ihn noch; dann trat er wieder fehl in eine Pfütze, und mitten im Galopp stürzte er mit mir, ich über

den Kopf weg, wälzte mich auf der Erde zweimal herum, weil ich ſah, daß das Thier ſich überſchlug und weil ich von den Füßen deſſelben getroffen zu werden fürchtete. Indeß ſtanden wir beide zu gleicher Zeit auf; das Pferd fürchtete ſich, ich beruhigte es aber und beſtieg es ſofort wieder. Der Herr hatte gnädig ſeine Hand über mir gehalten, es war keinerlei Schaden zu beklagen, als daß die eine Stange des Pferdezaums verbogen war.

Nachdem wir noch einen zweiten Bauerhof paſſirt hatten, waren wir alsbald bei dem Pnielſchen Grenzbaken. Eine Viertelſtunde weiter begrüßte uns eine von Bruder Kallenberg gebaute Ehrenpforte an dem Ort, wo man die Häuſer von Pniel zuerſt ſieht; noch eine Viertelſtunde weiter, und vor uns ſtanden die ſingenden Schulkinder mit Bruder Kallenberg, welche mich ſingend bis in das Pnielſche Wohnhaus geleiteten. Wir kamen, nachdem man uns geſtern vergeblich erwartet hatte, heute Mittags ½ 12 Uhr doch noch zu früh und unerwartet. — Ich war recht müde und ruhte einige Stunden; am Abend machte ich meinen erſten Spaziergang an den Vaalfluß, um das Terrain ein wenig zu recognosciren.

## X.

### Pniel. Die transvaalſchen Koranna.

Pniel liegt auf einem Abhange der Ufer des Vaalfluſſes, etwa 40 Fuß hoch über demſelben, gerade hoch genug, um bei höchſtem Waſſerſtande von den Wellen des letzteren beſpült zu werden. Der Vaalfluß iſt auch bei gewöhnlichem Waſſerſtande hier ſo tief, daß man ihn nicht durchwaten kann; er iſt an beiden Ufern mit hohen Weiden und Carrébäumen und anderem Holz beſtanden, wodurch er ſeinen ganzen Lauf entlang einen ſehr lieblichen Anblick darbietet. Das Ufer ſteigt und dacht ſich ab nach der Länge des Laufes.

Bei Pniel haben Hügelreihen einen Halbkreis von nicht allzuſteil abfallendem, und daher zur Anlegung von Dämmen und Gärten geeignetem Land umſchloſſen. Von dieſem Lande iſt ein Theil kalkig oder Brackgrund und als ſolcher nicht ſehr geeignet für Gärten; der andere Theil iſt Sand und Pottklay, und dieſer giebt gute Ländereien ab. Derſelbe hält auch gut das in Dämmen geſammelte Waſſer, während der Kalkgrund daſſelbe durchſickern läßt, alſo die Anlegung von Dämmen vergeblich macht.

Die nächste Umgebung von Pniel ist vortrefflich geeignet für Anlegung des Bodens. Der Hügelzug einsam zieht sowohl der Regen an, die zum Sammeln des Wassers bestehen in ein tiefes Bett. Die 10 — 15 Fuß tiefen Regenfurchen Sommer weniger in breiten Strömen das Wasser hinabrauschen. Solches Gemüse des Wassers zu wollen, nicht vergebens, aber man müsse sie mit Wehren anlegen. Man kann das nur in der oberen Theile der Hügel mit großen Steinwällen. Man wähle dazu lieber eine Gegend, die flacher ist und wo man große Fläche von sanften Hügeln einschließen. Um letztere herunter man durch einen Erdwall von 15—20 Fuß Höhe bis zu 300 Fuß Länge, belegt letzteren mit Steinen, so daß das Wasser nur durch beiwärts und an der Erde nicht weichen kann. Auf diese Weise erhält man oberhalb des Ackerlandes ein großes Becken, welches die Regen mit Wasser ausfüllen, und welches die auf Pniel völlig mangelnden Quellen ersetzen muß: theils um Trinkwasser zu gewinnen für das Vieh, welches die steilen Ufer des Flusses nur an einzelnen Stellen herabkommen kann, theils um mittelst kleiner Kanäle das Wasser auf die unterhalb des Dammes angelegten Gärten und Saatfelder zu leiten, und dieselben in der Zeit der regenlosen Sommerhitze zu berieseln, damit die Gepflanzte und Gesäete nicht bis auf die Wurzel vertrocknen. Zur Anlegung solcher Dämme und Gärten ist weit und breit kein geeigneterer Fleck am Vaalfluß, als Pniels nächste Umgebungen.

Weiter hinaus bietet der Rand des Vaalflusses nur an einzelnen Stellen des Pnielschen Feldes solche Gelegenheiten; an vielen Stellen ist er felsig rauh, an anderen fehlen die Becken für den guten Boden: dagegen besitzt Pniel, welches sich wohl drei Stunden zu Pferde (4 deutsche Meilen) den Vaalfluß entlang erstreckt in einer Breite von ½ Stunde bis 1½ Stunde zu Pferde, treffliche Weidestrecken der verschiedensten Art; Brackgrund (salpeterhaltig) erzeugt Salzkräuter und damit treffliches Schafsutter; Pottklay erzeugt Gras und Büsche für das Rind; Holz ist genug am Ufer entlang, kurzum das Land um Pniel ist vorzüglich für Schafwirthschaft und kann auch Rinder gut ernähren. In Afrika aber ist nur die Schafwirthschaft einträglich, weil sie Wolle erzeugt, die über das Meer gehen kann, während für Milch, Butter und Fleisch entweder kein Absatzort ist, oder wo in den Städten und Dörfern solcher Absatzort sich findet, die Entfernung zum Transport zu groß ist. Wolle dagegen betrachtet der Bauer wie baares Geld, verwendet sie auch als solches beim Kaufmann, welcher seinerseits dadurch, daß er Wolle einnimmt und Waaren dafür verkauft, doppelt gewinnt.

Donnerstag, den 4. April, war Schreibetag, um die Post nach Europa zu befördern. Zwischendurch kamen alle einzelnen Stationsbewohner, um zu grüßen. Interessant war es mir, die altbekannten Namen nun als lebendige Größen vor mir zu sehen, den alten Jan Bloem, den Capitän Behrend Bloem, Tois Bloem, Hans Bloem, Behrend Springbock, Nathanael, den Dolmetscher, einen aus Goliath's Volk; Josua den Motschuan. Ich wechselte für jetzt mit ihnen nur wenige Worte. Interessant war es mir, einige Tage später auch Jacob Taiboſch zu sehen, den Capitän des Taiboſch-Stammes, der als der älteste und angesehenste aller Koranna betrachtet wird.

Ein Spaziergang führte uns heute früh zu den Gärten des Bruder Kallenberg und Zerwick. Es war viel gewachsen, aber weil die Umzäunung nicht dicht war, auch viel niedergetreten und wenig gewonnen. Dort aber bietet sich eine treffliche Gelegenheit zur Anlegung eines Dammes zwischen zwei Felshügeln. Noch besser ist die Gelegenheit weiter unten, wo das Land flacher und breiter ist, weil das zwischen allzusteilen Abhängen aufgehäufte Wasser bei starken Regenstürzen oft die Dämme zerreißt und alle auf sie und die Gärten verwandte Mühe und Kosten an einem einzigen Tage vernichtet.

Nach der anderen Seite hin sahen wir die Ruinen der Anfänge von Neu-Pniel. Ich mußte mich recht zusammennehmen, um nicht ungeduldig zu werden über die Summe von Zeit, Arbeitskraft und Geld, welche dort verschwendet ist, aus Mangel an Ueberlegung bei dem Ueberschlagen der Kosten. Hier steht das neue Missionshaus, mit schön gewölbten Kellerräumen, Steintreppen, die hinabführen, ungeheure massive Fundamente, aber die sämmtlichen Mauern, auch die Zwischenwände von Felsstücken und darum ungewöhnlich dick, aufgemauert bis auf die Höhe von fünf bis 10 Fuß; und dann der Bau unvollendet gelassen, weil die dazu ausgesetzten Summen bereits völlig verausgabt waren. Man hatte den Bau 39 Schritte lang und 19 Schritte breit, also 80 zu 40 Fuß angelegt, — ein Schloßbau zur Missionarswohnung, und nun liegt ein Capital von 120 Pfd. Sterl. nutzlos dort und zerfällt im Regen.

Oberhalb des Hauses ist ein großer Dammbau begonnen, ungeheure Erdmassen aufgehäuft, Steine zu Mauern aufgebaut, — aber auf halbem Wege ist man stehen geblieben, weil das bestimmte Geld verausgabt war; wieder liegen 120—150 Pfd. Sterl. dort ungenutzt; und schließlich ist es noch sehr zweifelhaft, ob jener Damm überhaupt, auch wenn vollendet, nutzbar sein wird, da sein Boden Kalkgrund ist, welcher durchsickert, also das aufgefangene Wasser nicht hält.

Nicht weit davon sind an 1000 Ellen Mauer von Stein fertig, die noch einmal so lang ausgeführt, einen guten Garten einfriedigen würde, jetzt aber völlig nutzlos dasteht. — Etwas weiter hin steht das Kupfernagel'sche Wohnhaus, mit nicht allzugroßem Aufwand von Zeit und Kosten aufgebaut, auch recht hübsch von Außen anzusehen, aber ganz und gar von Feldsteinen ohne dauerhaften Mörtel mit sandigem Lehm aufgebaut, so daß man hier und dort schon aus den Mauern die einzelnen Steine ausbröckeln sieht und das Ganze demnach keinen Werth hat. Nicht fern davon eine Art viereckiger Thurm, aus Felssteinen gebaut, auch ein nutzloses Stück; in noch größerer Nähe die Pilgerhütte, ein gewölbter Raum, kaum 8 Fuß lang, in welchem Zuwandernde Nachtlager finden sollten: ebenfalls völlig nutzlos und bereits eingestürzt; dann ein Brunnen, der nie Wasser gegeben hat, weil er an ungeeigneter Stelle gegraben war, ein anderer, dessen Wasser nicht benutzt werden konnte, weil er von den jetzt bewohnten Häusern zu fern ist, und der jetzt auch völlig unbrauchbar ist, weil die Koranna die Steinbrüstung desselben aus Muthwillen in die Tiefe gestürzt haben.

Freitag, den 5. April. An diesem Tage ritten wir nach einer andern Seite aus, und besichtigten die Arbeit an einem Damm, der für die Schafränke gemacht wird. Derselbe ist auch seit langer Zeit angefangen, aber in der Arbeit unterbrochen, weil Bruder Zerwick die Arbeitskräfte für andere Unternehmungen gebrauchte; jetzt ist die Zeit der drohenden Regen, und wenn die Arbeit nicht sehr schnell beendigt wird, kann Alles wegschwemmen.

Dort oben aber rechts von dem halbvollendeten alten Damm ist eine andere Dammgelegenheit, die, so weit ich beurtheilen konnte, weitaus die vortheilhafteste von allen ist; sie erfordert aber auch einen bedeutenden Aufwand von Capital und Kräften. Am Abend ritten wir nach dem Hügelland zu einem großen Kameeldornen-Baum, und fanden dort eine andere Gelegenheit, wo mit nicht allzugroßem Kostenaufwand ein Damm angelegt werden kann, der den nächsten Bedürfnissen der Station entspricht, und der für die Hälfte der auf den andern Flecken ausgegebenen Gelder vollendet worden sein konnte. Mit all diesen verfehlten Unternehmungen steht der vorhandene Stand der Pniel'schen Gebäude in entsprechendem Contrast, — der Zaun um die Kirche defect, der Glockenstuhl unvollendet, die Kallenberg'sche Küche dem Einsturz nahe, die Zerwick'schen Wohngebäude höchst reparaturbedürftig, ein Anbau an Kallenbergs Wohnung kaum bis zur Dachhöhe geführt, dann unvollendet gelassen, ein alter Wagenschauer und Arbeitschuppen von Meyfarth Ruinen, das Kirchendach höchst reparaturbedürftig; — alle auf Pniel verwandten Summen

sind nicht hinreichend gewesen, auch jetzt für Bruder Zerwick und seine Familie eine entsprechende Räumlichkeit zu verschaffen.

Sonnabend, den 6. April, wurde früh gesattelt; denn wir wollten das ausgedehnte Stationsfeld abreiten. Wir ritten durch ein kleines Hügelland und kamen zu einer nach dem Vaalfluß zu abfallenden Ebene, in welcher Försterling seiner Zeit Verbesserungs- und Colonisations-Versuche gemacht und in kurzer Zeit unvollendet liegen gelassen hatte. Nach einer Stunde Reitens kamen wir zu einer Werft von Betschuana's, oberhalb des Orts, wo Alt-Pniel am Vaal-Fluß gelegen hat. Der Ort nach dem Fluß zu sah grün und lieblich aus; aus der Mitte der Bäume erhoben sich vier höhere; sie umschließen in dieser Wildniß das Grab der Tochter des Missionars Winter. Es ist auch hier eine Stelle, die sich trefflich zu einer Werft eignet. Weiterhin kamen wir, dem Fluß uns nähernd, in mehr steiniges Land; aber immer noch Schaf- und Ziegenweide zwischen den Felsen, die nur nach der nächsten Nähe des Flußes hin völlig unwirthbar werden, und große Flächen Unland enthalten, — obgleich auch hier noch Ziegen gut gehalten werden konnten. Bei Chiwi (1 ½—2 Stunden von Pniel) sattelten wir unter einem Carrébaum ab. Dicht neben uns war ein Heidengrab — zwei aufrecht stehende Felssteine zu Häupten und Füßen eines Steingrabes.

Ich ging von dort eine Viertelstunde weiter nach dem Fluß zu, der hier mit seinen Felsrändern und schönem Baumwuchs ein liebliches Bild darbietet. Dann ritten wir wieder drei Viertelstunden und bogen darauf in eine Steinkluft ab, um das Ufer des Flusses zu erreichen. Je tiefer wir kamen, desto wüster wurde das Steingeröll. Endlich konnten wir nicht mehr reiten, sondern mußten unsere Pferde am Zügel nachführen. Aber selbst lose gehend, wollten sie an manchen Stellen nicht weiter, weil das Gerölle so steil und scharf wurde, daß ich mich selbst wunderte, daß sie nicht die Füße gebrochen haben. Wir kamen aber, nachdem wir durch Fels und Dorn uns weidlich hindurch gearbeitet hatten, doch endlich glücklich unten am Fluß an, der sich schon von weitem durch sein Brausen kund gegeben hatte. Nur Bruder Meyfarth hatte in dem Gestrüpp den einen seiner Steigbügel eingebüßt.

Aribib (Rauschen) heißt diese Stelle; sie ist eine Stromschnelle. Das Wasser stürzt mit Macht 8—10 Fuß herab über Klippen, in weißem Schaum; die Felsgruppen rechts und links vom Fluß, sowie die Felslager im Fluß selbst, gewährten einen höchst malerischen Anblick.

Mit großer Mühe erklommen wir, die Pferde vor uns her jagend, wiederum die Höhe der Ebene und setzten unsern Weg

nach Gumgum fort, woselbst ein sehr üppiger Graswuchs ist. Das Feld oben ist auch Grasfeld, und daher nur für Kühe, nicht für Schafe geeignet.

Da es inzwischen halb drei Uhr geworden war, mußten wir an die Rückkehr denken, obgleich die letzten Grenzen der Station noch fast eine Meile ferner lagen. Wir suchten daher einen etwas höheren Punkt im Felde auf, von wo aus ich diese Grenzen gut überschauen konnte und ich ließ mir dieselben, sowie die Beschaffenheit des dort liegenden Feldes genau beschreiben.

Auf dem Rückweg wandten wir uns mehr zur rechten Hand hin, nach dem sogenannten Spitzkopf. Auch hier gab es bald Sträucher für Schafweide, bald kalkigen Grund und Brackland, bald Pfannen, d. h. Niederungen, in denen sich ab und zu das Regenwasser sammelt. Der Boden war hier zum großen Theil nur mittelmäßig gut.

Ueber Puiel hinweg sahen wir am Horizont dicke, schwarze Rauchwolken, eine halbe Meile bis zu einer Meile breit. Es waren Heuschreckenschwärme, und es dauerte nicht sehr lange, so waren wir mitten in einem solchen Schwarm. Die Flügel dieser schädlichen Thiere schimmerten wie Silber; sie flogen niederwärts und aufwärts in bestimmter Richtung; einige setzten sich, andere erhoben sich von der Erde, ihre Flügel machten ein schwirrendes Geräusch. Der Schwarm verfinsterte die Sonne zu dem Dunkel einer Sonnenfinsterniß; aber er war nicht sehr stark und wir hatten ihn bald durchritten. Rechts neben uns sahen wir dann auf dem grünen Felde einen grauen Streifen von einer Stunde lang und einer halben Stunde breit. Da hatte sich ein Schwarm gelagert; weit ringsum am Horizont sahen wir viele Schwärme fliegen. Genau mit den letzten Strahlen der scheidenden Sonne kehrten wir nach Puiel zurück.

Sonntag, den 7. April, hielt ich Vormittags die Predigt, Nachmittags die Beichtansprache, und das heilige Abendmahl mit etwa 50 Gemeindegliedern. Die Zuhörerschaft des Vormittags mochte 150 betragen. Sie waren andächtig und aufmerksam, sangen aber nicht schön. Die Kirche ist einfach, aber nicht so kahl wie die in Bethanien; der Altarraum ist erhöht, die Kanzel würdig, auf dem Altar ein Cruzifix. Die Bänke der Zuhörer sind roh behauene Baumstämme. Nach dem Eingang zu steht die Schultafel mit den Geräthschaften, weil dieser Theil der Kirche auch als Schullokal benutzt wird.

Montag, den 8. April, wurde Vormittags die Schulprüfung abgehalten. Bruder Kallenberg hat wacker und treu gearbeitet; die Pensa der biblischen Geschichte sind gut eingeübt, eine Anzahl Gesänge und Sprüche wohl gelernt, auch Bruder

Zerwick hat mit den Getauften den Katechismus gut eingeübt. Mit dem Schreiben war ein Anfang gemacht. Lesen konnten die zwölf Obersten recht gut, rechnen schwach, wie überall in den afrikanischen Schulen. Am Nachmittag wurde die Conferenz gehalten, das Nöthige in Bezug auf die zu erlassenden Gesetze für Pniel angeordnet und besprochen, und überhaupt die Frage, wie dem doch ziemlich kümmerlichen Stande Pniel's äußerlich und innerlich aufgeholfen werden möchte, in's Auge gefaßt; die Reihenfolge der äußeren Arbeiten wurde festgestellt und Bruder Kallenberg zur Specialbeaufsichtigung angestellt.

Dienstag, den 9. April, beabsichtigte ich, die jenseits des Flusses wohnenden Gemeindeglieder aufzusuchen. Die Pferde waren aber fortgelaufen, und als ich nun die meinigen satteln ließ, wollten dieselben nicht durch den Fluß schwimmen. Ich machte mich also mit Bruder Kallenberg zu Fuß auf. In der stärksten Mittagshitze, um ½11 Uhr, kamen wir auf den Weg, weil die kühlen Morgenstunden auf die Versuche, die Pferde zu bekommen, verschwendet waren. Wir kamen an den Fluß und wollten den vor vier und einem halben Jahre angeschafften Blechkahn besteigen. Dieser war ein völlig unbrauchbares Ding; das Blech kaum viel stärker als das, woraus Kaffeemaschinen gemacht werden. Dazu war er natürlich beim ersten Versuch umgeschlagen, weil er nach unten kein Gewicht hat. Dies hat dazu genöthigt, eine Art hölzernes Floß zu zimmern, auf dem stehend, er wenigstens nicht so leicht umschlagen wird. Nun aber ist natürlicher Weise das Blech gleich im ersten Jahre, weil man den nöthigen Oelanstrich und Holzunterbau versäumt hatte, durchrostet, und das Wasser spritzt durch eine ganze Anzahl von Löchern hinein, so daß allzeit ein Mann mitgehen muß, der so viel ausschöpft, als eindringt. Auf dieses gebrechliche, schwanke Ding setzten wir uns nun, um einen tiefen Strom zu passiren, der so breit ist als die Elbe. Alles Schöpfen half nichts, das Wasser stieg höher und höher im Kahn, und ich war glücklich, daß er drüben war, bevor er sank.

Am jenseitigen Ufer — also in Transvaal — angekommen, stiegen wir zunächst zwischen den schattigen Baumgruppen in Regenschloten auf die Höhe des Ufers, und befanden uns dann drüben in üppiger Schafweide auf weiter Fläche, hier und dort zwischen Dornen. Pniel ist recht ein Dornenland; ich habe sieben verschiedene Arten von Dornen gezählt, eine immer bösartiger als die andere, mit Widerhaken von Dornen nach allen Richtungen, so daß man solchen Strauch kaum streifen kann, ohne festzusitzen. Eine Art heißt Wachebitje (Wart ein Bischen); und in der That, wer hineingerathen ist, muß ohne alle Frage und ohne alle Gnade

ein ganzes Bischen warten, ehe er hinauskommt. Dieser Dorn besitzt die tückische Eigenthümlichkeit, daß er gar keine Dornblätter hat, sondern Blätter fast wie frisches Birkenlaub, und daß seine Widerhaken gar nicht zu sehen sind von außen; er hat mich manchmal an den Kleidern festgehalten, oder sie mir zerrissen. Eine andere Art Dorn ist die sogenannte Teufelsklaue, die Frucht oder Saamenkapsel einer am Boden rankenden Blume, welche mit vielen Widerhaken versehen, sich in die Kleider der Frauen so fest hängt, daß man sie kaum herausbringen kann. Solcher Gewächse lagen Tausende auf der Ebene, die wir nun in der Mittagshitze durchwanderten.

Etwa ½12 Uhr kamen wir auf der Werft des Capitän Behrend Bloem an. Bald war die ganze erwachsene Bevölkerung zusammen und ich predigte ihnen. Die Leute wohnen wunderschön. Der Vaalfluß ist seiner Länge nach mit hohen, schattigen Bäumen bestanden, die bis auf das 40—50 Fuß hohe Ufer hinüberragend, überall den schönsten Blick auf den unten fließenden Strom und die jenseitigen grünen Ufer gewähren. Am Rande dieser Bäume nun haben die Bloem'schen, den Fluß entlang, ihre großen Werften aufgeschlagen, rechts neben sich die reichste Schaaf- und Viehweide.

An einem Platz unter den Schattenbäumen versammelte sich die Gemeinde des ersten Krals, etwa vierzig Erwachsene, unter ihnen Hans Bloem, Behrend Bloem und Joseph, auch Tois Bloem war dabei. Behrend hat nur ein Auge, und etwas Verschmitztes in seinem Angesicht, Hans ist ein rohes Gesicht, Tois macht den Eindruck eines wohlwollenden, verständigen Mannes, der er auch ist, Joseph ist ein langer, grober Kerl. Als ich geendigt hatte und nun mit den Leuten in ein Gespräch einging, begann der alte, ungebrochene Koranna-Hochmuth sehr bald sich in grellen Farben zu zeigen. Die Leute waren, wie sie sagten, darum fortgezogen, weil die Station Pniel von Zerwick gekauft sei, und dadurch Zerwick als Vertreter der Station Capitänsrechte ausüben müsse; sie wollen aber ihre eigenen Capitäne haben und nicht unter eines anderen Herrschaft in weltlichen Dingen stehen; deshalb seien sie über den Strom gegangen; denn es tauge nicht, daß geistliche und weltliche Gewalt in einer Hand sei.

Dieser Drang nach Unabhängigkeit bei den Koranna ist sehr groß. Lieber, als unter ein ihrer Nationalität fremdes Gesetz sich zu stellen, verlassen sie Haus, Hof, Grund, Boden, ja Kirche und Schule. Als ich ihnen ihr gegen letztere begangenes Unrecht klar machen wollte, wurden sie so warm und hitzig, und bezeugten überhaupt ein solches Maaß von Gefühllosigkeit und Undankbarkeit gegen die von der Mission ihnen erwiesenen Wohlthaten, daß ich

ihnen sehr derb die Wahrheit sagte, und bemerkte, der Herr Christus habe uns nicht befohlen, solchen undankbaren Leuten, wie sie seien, mehr als dreißig Jahre lang das Evangelium nachzutragen; wenn sie denn durchaus ihre heidnische Weise lieber hätten, als das Christenthum, so könnten sie immerhin in ihr Verderben laufen, wir wollten sie nicht hindern.

Ich mochte doch wohl zu hart gesprochen haben, denn die Weiber gingen sofort davon, auch einige der Männer; aber ich hielt dafür, daß solch hoffärtigen Gesellen doch auch einmal ihr Standpunkt deutlich gemacht werden müßte.

Als wir aufbrechen wollten, waren Kallenberg's Reitpferde nachgekommen, und ich war nun froh, durch die Mittagshitze reiten zu können; denn wir hatten eine Tour von drei deutschen Meilen unternommen. Eine halbe Stunde stromabwärts war der Kral von Piet Bloem, woselbst etwa zwanzig Koranna sich versammelten, denen ich das Wort Gottes predigen konnte. Dann ritten wir eine Stunde weit nach einem dritten Kraal, und ließen die Leute desselben zu einem nahe liegenden vierten kommen, wo etwa dreißig zur Predigt sich einfanden, die meisten noch Heiden. Es sind noch eine ganze Menge Koranna dort, an 300—400 Seelen; Kallenberg hat sie fleißig besucht und sie kommen gern zu den Predigten.

Nachdem wir wieder etwa eine Stunde geritten hatten, waren wir wieder an unserer Fährstelle; der wässrige Kahn kam, und wir in ihm glücklich hinüber. Meyfarth erwartete mich; wir aßen rasch, und dann fuhr er nach Poortjesdamm zurück. Er ist ein treuer, ehrlicher Mann, den ich recht lieb gewonnen habe, so daß mir der Abschied schwer wurde.

---

## XI.

### Volksversammlung in Pniel. Charakteristik der Koranna.

Mittwoch, den 10. April, hatte ich zu früh um neun Uhr eine Gemeindeversammlung aller Hausväter anberaumt. Als um halb zehn Uhr erst drei Personen vorhanden waren, fürchtete ich bereits, daß der gestrige Auftritt den Jenseitigen das Kommen verleidet habe und diesseits wohnen nur wenige. Indeß nach und nach füllte sich die Kirche. Hans Bloem, Tois und Behrend Bloem, Joseph, kurz alle Häupter und die angesehensten Familien-

väter hatten sich eingefunden. Auch Jacob Taiboſch, ein angeſehener Häuptling des zwar jetzt nur noch ſehr ſchwachen, aber geehrteſten und älteſten Koranna-Stammes der Taiboſche, war als Gaſt zugegen. Ich begann damit, den Verſammelten auseinanderzuſetzen, welche Gnade Gottes ihnen die Predigt des Evangelii ſei, und wie wenig ſie bisher durch ihr Verhalten ihre Dankbarkeit bezeugt hätten. Bei neu angelegten Gemeinden helfe die chriſtliche Liebe der europäiſchen Brüder tragen und die Koſten der Miſſion übertragen, ältere Gemeinden aber müßten mitarbeiten und mithelfen, damit das Miſſionswerk gedeihe. Auch für Pniel ſei dieſer Zeitpunkt gekommen, die Chriſten müßten daher in erſter Linie durch Gebet, Vermahnung ꝛc. helfen, daß die noch ſo zahlreichen Heiden ihrer Umgebung zum Herrn geführt werden. Dazu ſollten geiſtliche Werkvorſteher erwählt werden für die täglichen Andachten und die Aufſicht über Zucht und Sitte; dieſelben ſollten ſich monatlich um Bruder Zerwick verſammeln, berichten, unterwieſen werden und Fälle der Zucht ſchlichten; aber auch außerdem müßten die einzelnen Chriſten ſich verpflichtet ſehen, zu den Heiden ihrer Nachbarſchaft zu gehen und ſie einzutreiben. In zweiter Linie müſſe jeder ſeinen beſtimmten Stationsbeitrag geben, für je hundert Schafe, reſp. zehn Pferde oder Rinder jährlich zehn Thlr. Weidegeld, und Jeder, der funfzehn Jahr und darüber iſt, einen Thlr. Kopfgeld, außerdem die bisherigen freiwilligen Beiträge. Dieſe zwei Hauptpunkte ſollten das Pnielſche Geſetz ſein, und Jeder, der auf Pnielſchem Grunde wohnte, daran gebunden ſein, die jenſeits wohnenden, ſoweit es nicht das Weidegeld angeht, ebenfalls.

Nachdem ich dieſe Geſetze einzeln vorgelegt, und gedeutet hatte, geſtattete ich die Discuſſion ꝛc., welche eine überaus lebhafte wurde. Gegen die Beſtimmungen des neuen Geſetzes hatte Niemand etwas einzuwenden. Aber bald bewegte ſich das Geſpräch auf dem Boden, der geſtern verlaſſen war; nur daß die Heiligkeit des Orts, (wir waren in der Kirche —) es bewirkte, daß die Leute ſehr gemäßigt blieben und meine Erwiderungen mit gebührendem Reſpekt anhörten. „Wer ſoll der Vorochſe ſein?“ Das war das Hauptthema, und ich wurde unwillkürlich an unſern ſeligen Präſident Göſchel erinnert, der ſich gefreut haben würde über die Energie und Klarheit, mit welcher dieſe Koranna die Scheidung der beiderſeitigen Gewalten vertraten. Bitter beſchwerten ſie ſich darüber, daß Behrend's Rechte über ſein Volk vernichtet ſeien durch den Kauf von Pniel, und daß ſie dadurch gezwungen ſeien, über den Strom zurückzugehen. Ihr Verlangen war nun nichts Geringeres, als daß unſere Miſſionare ihnen nachfolgen ſollten über den Strom, oder daß ich einen ſenden möchte, der die Capitänſchaft der Bloem's

anerkennend, jenſeits wohnte; ſie wollten ihren eigenen Miſſionar haben. Ich erzählte ihnen das Beiſpiel von Adam Oppermann und fragte ſie, ob ſie auch auf eigene Mittel dort eine Kirche und Miſſionarswohnung bauen und das Miſſionars-Gehalt aufbringen wollten; dann würde ich ihnen auch einen Miſſionar ſenden; oder ſonſt möchten ſie alle anfaſſen und die Kirche über den Fluß tragen. Behrend, das Großmaul, meinte, ſie könnten auch etwas aufbringen für die Kirche, ſie hätten früher einmal vier Kühe für den Miſſionar (den ſeligen Schmidt) geſteuert. Hiefür lobte ich ihn, und ermahnte ihn, damit fortzufahren, obgleich er ſelbſt ermeſſen könne, daß vier Kühe nur ein geringer Theil der Stationskoſten ſeien; indeß ſei er jetzt viel zu arm, um ſo etwas auch nur in Gedanken zu nehmen. Dies beleidigte ihn, und der arme Schlucker warf ſich in die Bruſt, er könne es auch wohl noch aufbringen. — Ich bat ihn, es doch ja zu thun und, woher immer er den Miſſionar nehmen werde, ſo ſolle es mir lieb ſein, wenn ſie dort ihren eigenen Lehrer hätten. So lange ſie aber auf unſere Liebe und helfende Theilnahme angewieſen ſeien, fordere ich von ihnen Dankbarkeit und Förderung der Miſſion, anſtatt ſolchen ſtörrigen Sinnes. Wir wollten ihnen unſere Liebe und Hülfe noch nicht entziehen, Kallenberg könne ſie ab und zu beſuchen, und ſie ſelbſt möchten auch nur fleißig kommen zur Kirche und ihre Kinder zur Schule ſchicken; aber ſie möchten bedenken, daß auch noch andere Heiden in der Welt ſeien, zu denen wir unſere Boten ſenden würden, wenn ſie nicht dankbarer das Evangelium aufnähmen.

Nun erhob ſich Joſeph, der lange Großſprecher, und wies mit gewaltiger Beredtſamkeit, von der die Koranna ganz ſichtlich hingeriſſen wurden, nach, daß ſie unterdrückt ſeien, wie Pharao die Israeliten unterdrückt habe; denn man habe in die Rechte ihrer Capitäne eingegriffen, — und ſo ergoß er ſich in großem Redeſtrom, daß die Geſetze ſie wieder knechteten. Ich ſagte ihm, unſere Geſetze enthielten zwei Punkte, der eine, daß jeder Chriſt nach Kräften das Werk der Miſſion fördern ſolle; der zweite, daß jeder Einwohner einen mäßigen Beitrag zahlen ſolle; welches von dieſen beiden Geſetzen er nun als eine Pharao's Knechtſchaft bezeichne? Er war nicht um eine Antwort verlegen, ſondern ergoß ſich in einem breiten Redeſchwall, der natürlich den Punkt ſelbſt unberührt ließ; und ſo oft ich ihn auf die beiden genannten Hauptpunkte hinwies, wich er aus. Da endlich ergriff ich ſelbſt das Wort und hielt auch eine Rede, wies nach, wie viel wir an Mühe, Zeit, Geld verwandt hätten auf Pniel; ſo viel, daß wir dafür funfzig Bauernplätze hätten kaufen können und viele Schafe, Rinder und Pferde ꝛc. und was habt ihr uns dafür gethan?

Was habt ihr den Christen in Europa wieder zurückgesandt für Das, was sie zu eurem Heil verausgabt haben? Eure Lehrer haben Haus, Hof, Freundschaft, Vaterland, drangegeben, und haben nichts von euch gesucht, als eure Seelen, und auch die nicht für sich, sondern für den Herrn Jesum, daß ihr nicht in das hölliſche Verderben fallt. Und was ist der Dank gewesen? Kummer über Kummer habt ihr den Lehrern gemacht, bis zu diesem Tag, und heute, anstatt unsere Liebe zu erkennen, verklagt ihr uns, wir hätten euch geknechtet, wie Pharao! Ist das nicht Schimpf und Schande? Wer will das verantworten? Sprich selbst Behrend, ist das nicht schändlich?

Der arme Behrend wich aus und bekannte, er sei gar nicht Gemeindeglied, er könne über den Fall nicht urtheilen; — er wagte es nicht, gegen den zu sprechen, der seine eigenen Capitänsrechte so warm vertreten hatte. Ich sagte: „Dazu brauchst Du nicht Gemeindeglied zu sein, sondern nur ein Mann, der Verstand hat.“ Er aber antwortete dennoch nicht. Ich richtete deshalb dieselbe Frage an Jakob Taibosch, den Capitän, der daneben saß. Er entschuldigte sich, er sei hier nur Gast. Nun denn, sprach ich weiter, wenn Ihr zu feige seid, in dieser Sache zu urtheilen, so will ich es Euch selbst sagen: Ein Schimpf und Schande ist es, daß solcher Mensch wie Joseph es wagen kann, mir solche Beleidigungen ins Angesicht zu sagen, und nie wieder will ich aus Eurem Munde etwas Aehnliches hören, ihr ganz undankbares Volk! Dies schlug durch. Joseph nahm noch einmal das Wort und sprach, daß, wenn Christen zusammen wären, die Liebe regieren müsse; deshalb möchten doch einige harte Worte so angesehen werden, als seien sie nicht gesprochen. Ich aber machte nun den Schluß, ermahnte alle Anwesenden noch einmal zu rechter Treue und Dankbarkeit gegen den Herrn und schloß mit der Verweisung auf das Gleichniß von dem Feigenbaum, für den der Gärtner noch das vierte Jahr erbeten habe. Pniel sei der Baum; wenn sie nicht bessere Früchte des heiligen Geistes brächten, werde er abgehauen und der Leuchter des Evangeliums von ihnen genommen werden. Wenn dann Pniel erst ein Bauernplatz sei, und sie unter den Bauern leben würden, möchten sie daran gedenken, daß sie einst unsere Liebe mit Pharaos Druck verglichen hätten.

Mit dem Segen Aarons entließ ich die Versammelten, die ohne mein Geheiß, als ich zum Schlußgebet aufforderte, niedergekniet waren. Es war eine sehr bewegte Volksversammlung. Die Leute hatten sich ohne Schleier gegeben, wie sie sind.

Die Koranna (ein Hottentottenstamm) sind eine merkwürdige, mir doch interessant gewordene Nation. Stolz auf ihre Nationalität, eifersüchtig auf ihre Unabhängigkeit, schlaff zur Arbeit,

daher nur von Viehzucht lebend, dabei ehrlich, so daß Diebstahl kaum erhört ist, so weit nicht europäische Verführung dazu verleitet hat, unzuverlässig in Bezug auf übertragene Arbeit und anvertrautes Gut, weniger ehebrecherisch; als andere Stämme, aber sehr unzüchtig in der Kleidung, so daß die Weiber fast nackt gehen, dabei gutmüthig, gefällig, dienstwillig. Das sind die Hauptzüge ihres Charakters. Das Evangelium nehmen sie nicht allzu schwer an, obgleich sie seine Früchte nicht sonderlich zeigen. Ihr Unabhängigkeitstrieb aber treibt sie je weiter und weiter von den Wohnungen der Weißen; denn Knechte wollen sie nicht sein. So sind sie über den Strom gegangen; aber Alte und Junge, Greise und Kinder kamen über den Strom geschwommen (mit Hülfe eines Holzblocks), nur um mir die Hand zum Gruß zu reichen; alte Frauen selbst und Kinder von sechs Jahren schwimmen so, jene sonntäglich, diese täglich, zur Kirche und Schule durch einen breiten, reißenden Strom.

# Vierte Abtheilung.

## Reise durch das Missionsgebiet der Transvaal-Republik.

# Vierte Abtheilung.

## Reise durch das Missionsgebiet der Transvaal-Republik.

# I.

## Reise von Pniel nach Mamusa. Ein Sonntag auf einem Bauerhof. Das Jagdfeld.

Donnerstag, den 11. April, sollte früh aufgebrochen werden, aber die Karre war noch nicht fertig. Sie stand drüben bei Piet Bloem. Auch erforderten einige Reisevorbereitungen noch die frühen Morgenstunden, so daß wir erst um ein halb zehn Uhr aufbrechen konnten. Der Pferdewagen war an einer höhergelegenen seichteren Stelle durch den Fluß gegangen, schon am vorigen Tage. Der Bockwagen von Bruder Zerwick, der Mills von Mooi Revier (Potschefstrom) holen sollte, hatte zur Erleichterung der Lastthiere die ganze Ladung meines Wagens transportiren müssen, sowie Futter für die Pferde. Wir unsererseits mußten unser Leben wieder dem Blechkahn anvertrauen, der heute schon bedeutend mehr Wasser einließ, als neulich. Zwar versuchten wir die Lecke nach Kräften mit Potklay (Töpferthon) zuzustopfen, aber kaum hatten wir den Kahn bestiegen, als das Wasser auch schon in Gestalt von sechs bis acht kleinen Springbrunnen oder Quellen einströmte. Einer mußte mit einer Blechwaschschüssel beständig schöpfen, während zwei mit allen Kräften ruderten. Auf diese Weise gelang es, das jenseitige Ufer zu erreichen, so daß der Kahn doch erst halb voll Wasser war. Drüben warteten auf uns die Pferde von Kallenberg, welche derselbe schon vorher hatte durchjagen lassen; wir sattelten dieselben, und ritten so schnell als möglich nach Piet Bloems Werft, um die Karre abzuholen und zugleich, um die Bloems, als Häuptlinge, noch einmal zum Abschied zu grüßen. Der Karre begegneten wir schon unterwegs, und als wir zurückkehrten, fanden wir Bruder Zerwick und seinen Johannes eifrig beschäftigt mit Aufpacken, so daß wir ein halb eilf Uhr doch noch glücklich auf den Weg kamen. Bruder Zerwick hatte mir zwei seiner Stationsesel mitgegeben, damit ich sie in Transvaal

verkaufen möchte; so konnten wir denn acht Thiere vor den schweren Reisewagen legen, ein Glück, denn die sechs hätten ihn hernach nicht mehr fortgebracht auf den schwierigen Wegen.

Nun aber mußten wir für Pferde und Karre noch einen Knecht mitnehmen, einen Koranna Namens Wildebeest, einen ebenso gutmüthigen und willigen, als über die Maßen einfältigen Jungen, welcher mit seiner Dummheit und Schlaffheit nicht selten eine Gelegenheit gab, die afrikanische Haupttugend, die Geduld, zu üben. Da er mein Achterreiter war, versuchte ich hie und da ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, aber mein Holländisch war sicherlich nicht allein die Schuld daran, daß er auf meine meisten Fragen nur zwei Antworten hatte, die er ohne sonderliche Auswahl vermischt gebrauchte, und von denen die eine lautete: Ja, Mynheer, und die andere: Neen, Mynheer.

Nach zweistündiger Fahrt erreichten wir bereits bei der ersten Ausspannung den Ochsenwagen und die Pferde, legten letztere vor meinen Reisewagen, vier Esel vor Zerwicks Karre und so ging es hinein in Transvaal, zunächst dem Laufe des Vaalflusses folgend, den wir von Zeit zu Zeit sehen konnten.

Wir begannen gleich damit, daß wir uns auf einen falschen Weg verirrten, und eine halbe Stunde Umweg machten, was mir wegen der scharfen Steine auf dem Wege für die Hufe der Pferde sehr wenig willkommen war. Dann sahen wir jenseits des Vaalflusses einen schönen Berg malerisch aus der Ebene sich erheben. An seinem Fuß hat früher unsere Station Hebron gelegen. Weiterhin sahen wir einen langen, horizontalen Berg, fast wie eine genau gerade Linie sehr wenig sich über den Horizont erheben; das war der Platberg. Er ist beinahe wie ein umgekehrter Schiffsrumpf gestaltet, und unweit desselben hat unsere frühere Station Alt-Platberg gelegen. Beide ließen wir rechts jenseits des Vaalflusses liegen.

Der Fluß belebte mit seinen grünen Waldufern die Gegend; das Feld, durch welches wir fuhren, war Gras und Dornen, reichlich Futter für die Pferde, die weideten, wo wir ausspannen mochten.

An einer hohen Stelle des rechten Flußufers zeigte mir Bruder Zerwick die Schlucht, in welcher die Bauern vor etwa zehn Jahren den berüchtigten räuberischen Buschmannshäuptling Scheel Koos besiegt und getödtet haben.

Am Abend hatten wir eine schöne Beleuchtung; der Vaalfluß im tiefen Grün und tief unten, Hebrons schöner Berg drüber hinweg, und wir in einer gesegneten, reichen Grasebene. Nur am Hintergrunde zwischen den Dornen sahen wir eine grauschwarze Wolke ganz unheimlich. Wir mußten hinein; sie hatte sich auf die Erde gelagert, und hing an den Dornbüschen herab

Es waren Heuschrecken, deren wohl über Tausend an jedem Busch saßen, so daß man mehr Heuschrecken als Blätter sah, bis nach unglaublich kurzer Zeit auch das letzte Blatt abgefressen war, und die satten Gäste dann ohne Dank aufbrachen zu weiterer Verwüstung. Dies knisternde Rauschen des Fressens macht einen ganz unheimlichen Eindruck, und obschon die Abendsonne in den silbergrauen Flügeln glänzte, hatte das Ganze doch den Anblick des Sterbens und Verderbens. Oberhalb Hebron, diesseit Platberg, spannten wir auf freiem Felde aus, zündeten ein Feuer an, bereiteten unser Abendbrot, und hielten unser Abendgebet, und befahlen uns in den Schutz des Herrn zum morgenden Tage.

Freitag, den 12. April, hatten wir zunächst nach den Pferden eine Stunde lang zu suchen. Dann fuhren wir weiter bis zu einer Stelle, wo wir ohne Wasser ausspannen mußten, weil Bruder Zerwick eine halbe Stunde vorher bei einem Wasserpfuhl gemeint hatte, es sei noch zu früh. Indeß trafen wir auch an dieser Stelle einen Kaffer, der gegen Belohnung durch ein Stückchen Tabak uns tief im Felde anderes Wasser zeigte, nach welchem unsere Pferde etwa eine Viertelstunde weit zur Tränke getrieben werden konnten. Gegen Mittag erreichten wir als zweiten Ausspannfleck den Vaalfluß an einer malerischen Stelle, wo derselbe kleine Waldinseln und Rohrgruppen bildend, in mehrere Arme sich ausbreitete, und stark schwellend vorüberrauschte. Hier haben wir zum letzten Mal aus dem Vaalfluß getrunken.

Der Weg wandte sich nun von demselben ab, durch baum- und strauchlose große Grassteppen; er wurde immer undeutlicher. Zuletzt verlor sich die Wagenspur gänzlich und wir folgten einem Fußsteige, der uns nach dreiviertelstündiger Fahrt zu einem nahe am Vaalfluß gelegenen Buschmannskral brachte. Ich ließ den Wagen halten und ritt heran. Die Leute saßen im Kreise zusammen und plauderten; zum Glück war unter ihnen ein Motschuane, der holländisch sprach. Derselbe bedeutete uns, daß wir quer feldein nach einer gewissen Richtung fahren sollten, um den richtigen Weg wiederzufinden. Wir hatten über eine halbe Stunde durch das Feld zu fahren, bis wir endlich den Weg erreichten, der jedoch auch nicht viel mehr als ein Fußpfad war. Wir folgten demselben, so lange wir sehen konnten und schlugen endlich unser Nachtquartier unter Blaubüschen auf.

Sonnabend, den 13 April, hatten wir am Morgen wieder Plage mit dem Aufsuchen der fortgelaufenen Pferde. Doch dauerte es heute nicht länger als eine Stunde, bis wir in der bisherigen Weise fortfahren konnten, immer noch parallel mit dem Vaalrevier durch Grasflächen, die hier und dort durch Dornbüsche unterbrochen wurden. Der Weg war theils fest, theils durch Feldsteine unbequem. Ich ritt, während die andern fuhren. Ich

er in seiner freundlichen, eingehenden Weise den Herrn Jesum nahe zu bringen suchte; es war mir beweglich, die kleinen Leute so andächtig zuhörend und mit Kopfnicken und Ja gläubig sich anblickend, dort sitzen zu sehen. Jacobus und Wildebeest suchten inzwischen und suchten, — die Esel waren und blieben fort. Zerwick erzählte, daß bei seiner letzten Reise in diese Gegend die Esel erst nach sechs Wochen wieder gefunden seien; so mußte nun also Ernst gemacht werden. Weit konnten sie jetzt noch nicht gelaufen sein; denn ihre Vorderfüße waren eng an einander gebunden. Zwei von den Bauern mußten also Pferde besteigen, Jacobus bekam meinen Gelben, und Wildebeest bekam die Weisung, nun ganz regelrecht zu suchen, d. h. die Spur der Esel genau zu verfolgen, bis er sie selbst gefunden hätte.

Wir anderen genossen unterdessen unsere Sonntagsruhe. Es war ringum eine weite Fläche. Ein starker Wasserstrahl kam aus der Quelle, stärker als man ihn im Freistaat zu finden gewohnt ist.

Während der Vormittagspredigt waren wir in dem Hause des Bauern. Dasselbe war nur von Strauchwerk, das mit Lehm beworfen war. Außer der Thür hatte es nur zwei kleine Fensterchen, eins für die Schlafkammer, eins für das Wohnzimmer, — das war das ganze Haus. Die Leute hörten andächtig zu, und nur einmal ging einer von ihnen heraus.

Ganz anders war es, als hernach zu Mittag Bruder Zerwick den Buschleuten und anderen Farbigen Gottesdienst hielt. Wir gingen in das große, runde, von Feldsteinen massiv gebaute und mit spitzzulaufendem Dach bedeckte Vorrathshaus, in welchem Pampunen, Milis, Felle ꝛc. in reichem Maaße aufgespeichert lagen. Wir waren erstaunt, gegen zwanzig erwachsene Schwarze vorzufinden, welche alle wahrscheinlich zum ersten Mal in ihrem Leben zu einer Predigt versammelt waren. Außer ihnen waren auch die Bauern mit ihren Familien zugegen. Aber während die Schwarzen andächtig zuhörten, liefen die Bauerfrauen (Nooi's) jede wohl fünf Mal heraus und kamen wieder herein und die Bauern liefen, der eine jetzt, der andere später mitten in der Predigt heraus und kamen nicht wieder; ich fand sie nach der Predigt um den Frühstückstisch sitzend. Das waren dieselben Leute, die gestern Abend gesagt hatten, sie könnten es Zerwick nie genug danken, was er an ihnen gethan hatte. Aber sie hatten keine Ahnung davon, daß ihr Benehmen nicht den Gesetzen des Anstandes entsprach.

Einer von ihnen, Namens de Beer bat mich, am Abend die Andacht zu halten, und dabei den 54ten Psalm singen zu lassen. Er war im Jahre 1858 nach Beendigung des Bassutokrieges von Kaffern und Buschleuten seines Viehes beraubt worden.

er in seiner freundlichen, eingehenden Weise den Herrn Jesum nahe zu bringen suchte; es war mir beweglich, die kleinen Leute so andächtig zuhörend und mit Kopfnicken und Ja gläubig sich anblickend, dort sitzen zu sehen. Jacobus und Wildebeest suchten inzwischen und suchten, — die Esel waren und blieben fort. Zerwick erzählte, daß bei seiner letzten Reise in diese Gegend die Esel erst nach sechs Wochen wieder gefunden seien; so mußte nun also Ernst gemacht werden. Weit konnten sie jetzt noch nicht gelaufen sein; denn ihre Vorderfüße waren eng an einander gebunden. Zwei von den Bauern mußten also Pferde besteigen, Jacobus bekam meinen Gelben, und Wildebeest bekam die Weisung, nun ganz regelrecht zu suchen, d. h. die Spur der Esel genau zu verfolgen, bis er sie selbst gefunden hätte.

Wir anderen genossen unterdessen unsere Sonntagsruhe. Es war ringum eine weite Fläche. Ein starker Wasserstrahl kam aus der Quelle, stärker als man ihn im Freistaat zu finden gewohnt ist.

Während der Vormittagspredigt waren wir in dem Hause des Bauern. Dasselbe war nur von Strauchwerk, das mit Lehm beworfen war. Außer der Thür hatte es nur zwei kleine Fensterchen, eins für die Schlafkammer, eins für das Wohnzimmer, — das war das ganze Haus. Die Leute hörten andächtig zu, und nur einmal ging einer von ihnen heraus.

Ganz anders war es, als hernach zu Mittag Bruder Zerwick den Buschleuten und anderen Farbigen Gottesdienst hielt. Wir gingen in das große, runde, von Feldsteinen massiv gebaute und mit spitzzulaufendem Dach bedeckte Vorrathshaus, in welchem Pampunen, Milis, Felle ꝛc. in reichem Maaße aufgespeichert lagen. Wir waren erstaunt, gegen zwanzig erwachsene Schwarze vorzufinden, welche alle wahrscheinlich zum ersten Mal in ihrem Leben zu einer Predigt versammelt waren. Außer ihnen waren auch die Bauern mit ihren Familien zugegen. Aber während die Schwarzen andächtig zuhörten, liefen die Bauerfrauen (Nooi's) jede wohl fünf Mal heraus und kamen wieder herein und die Bauern liefen, der eine jetzt, der andere später mitten in der Predigt heraus und kamen nicht wieder; ich fand sie nach der Predigt um den Frühstückstisch sitzend. Das waren dieselben Leute, die gestern Abend gesagt hatten, sie könnten es Zerwick nie genug danken, was er an ihnen gethan hatte. Aber sie hatten keine Ahnung davon, daß ihr Benehmen nicht den Gesetzen des Anstandes entsprach.

Einer von ihnen, Namens de Beer bat mich, am Abend die Andacht zu halten, und dabei den 54ten Psalm singen zu lassen. Er war im Jahre 1858 nach Beendigung des Bassutokrieges von Kaffern und Buschleuten seines Viehes beraubt worden.

Drei Kaffern zeigten es ihm an; er sattelte sein Pferd und erreichte sein Vieh gerade in einem Engpaß, wo er alsbald sich von 20—30 Schwarzen umringt sah. Als er Miene machte, sein Vieh zu fordern, schießen sie auf ihn, und ein Schuß trifft sein Bein oberhalb des Kniees und zerbricht ihm den Knochen. Er wirft sich mit seinem Leibe quer über den Sattel seines Pferdes, verliert die Besinnung und erwacht in seinem Hause wieder, bis zu welchem ihn das treue Pferd getragen hatte. Die Wunde ist wieder geheilt worden nach 13 Wochen; doch ist sein Bein kurz geblieben und er selbst arm; er hinkt, und wohnt jetzt auf Weber's Platz in einem kleinen Rohrhüttchen mit seiner Familie. Der arme Mann mochte an seine dort ausgestandene Angst denken, als er mich bat, beim Abendgottesdienst den 54ten Psalm singen zu lassen.

Inzwischen neigte sich die Sonne, die Esel immer noch nicht gefunden! — Ich dachte an Saul, den Sohn Kis, der drei Tage lang vergeblich nach seines Vaters Eselinnen gesucht hatte. Endlich um fünf Uhr Abends kam Wildebeest mit den Flüchtlingen an, die er in einer Entfernung von anderthalb Meilen gefunden hatte. In der Abendandacht ließ ich nicht blos den 54ten Psalm singen, sondern legte auch diesen Psalm aus; de Beer, ein gemüthvoller Mann, war sichtlich bewegt und schenkte uns am folgenden Morgen Lederriemen und ein Straußenei.

Montag, den 15. April, brachen wir vor Sonnenaufgang auf, und erreichten bald einen Rand von Dornbüschen, mit demselben aber auch eine so sumpfige Stelle, daß unsere Pferde Mühe hatten, den schweren Wagen durchzubringen. Ohne die beiden Maulesel von Zerwick wären sie sicherlich stecken geblieben. Wir quälten uns langsam, Schritt für Schritt weiter, aber sehr bald wurde der Weg ganz schmal, endlich verwandelte er sich in eine einzige Wagenspur, welche einem schwach betretenen Fußsteig folgte, und welche in dem frisch aufgewachsenen Grase vielfach völlig verschwand. Ich ritt daher mit Wildebeest vorauf und wir schauten rechts und links, um nur immer wieder die Wagenspur aufzufinden.

Als ich beim nächsten Ausspannplatz für eine Zeit die Zerwick'sche Karre bestieg, hatte der gute Wildebeest in seiner Schlaffheit bald die Spur verloren und nun waren wir mitten in der Wildniß, im Löwenfelde ohne alle Richtung und Merkmal, als Sonne und Compaß. Einzelne kleine Truppe bewaffneter Buschleute streiften durch die Wüste, kamen auch zum Wagen und zur Karre, — kein angenehmer Anblick für mich, denn wir waren hier mitten im freien Koranna-Lande, meilenweit entfernt auch von dem letzten Vorposten des einsam vorgeschobenen Bauerplatzes. Zerwick erhandelte von ihnen ein Buschbocksfell zu Vorschlägen;

und sie bezeichneten ungefähr die Richtung des Wegs, den wir einschlagen sollten.

Nachdem wir 10 Minuten weit gefahren waren, hatten wir abermals den Weg verloren; und als wir wieder rathlos in der Wüste nach der verlornen Wagenspur suchten, sahen wir uns bald genöthigt, Wildebeest zu Pferde zu den Buschleuten zurückzuschicken, um den Weg zu erfragen. Er kam zurück, und hatte in seiner dummen Weise wiederum nicht ordentlich gefragt, so daß wir noch nicht Bescheid wußten, und wir waren im Löwenfeld, woselbst zwar seit einiger Zeit die Löwen zum großen Theil gelichtet sind, aber doch noch immer von Zeit zu Zeit welche angetroffen werden. Bruder Zerwick war aber über die Löwen sehr unbekümmert; er war bei verschiedenen Gelegenheiten mit Löwen zusammengetroffen und fürchtete sich nicht mehr vor ihnen.

Nach halbstündigem Suchen fand endlich unser Johannes und Johannes Zerwick die Wagenspur wieder, in tiefem Grase so versteckt, daß ich sie nimmermehr für eine Wagenspur erkannt hätte. Wir folgten ihr eine geraume Strecke, bis sie erkennbarer wurde und durch andere Wagenspuren verstärkt, einen deutlichen Weg bildete. Nach einiger Zeit erreichten wir vereinzelte Koranna-Hütten und drei viertel Stunden weiter auf einem durch Sumpf und Felssteine sehr beschwerlichen Pfade einen größeren Koranna-Kral, bei welchem wir ausspannten, um unsere Pferde trinken zu lassen. Durch einen Motschuan auf dem Kral, der Holländisch sprach, ließ ich mich zum Baas oder Vorsteher des Krals führen, und durch diesen die ganze Bewohnerschaft zusammenrufen zu einer Predigt, die ich ihnen halten wollte. Nachdem so etwa dreißig bis vierzig Erwachsene versammelt waren, erkannte Zerwick in diesem Baas den alten Jeremias, der mit seiner Frau von unserm alten Joh. Schmidt auf Saaron getauft, aber dann mit seinen Leuten in das Heidenthum zurückgegangen war. Ich predigte den Leuten das Evangelium, während Wildebeest, so gut es eben ging, tolkte, (dolmetschte); ich hielt ihnen ernst und eindringlich den Gnadenwillen des Herrn vor, und ermahnte sie, nach den nächstliegenden Missions-Stationen auf Pniel, Likatlong, Mamusa oder Motito zu ziehen, um dort mehr von der Botschaft des Herrn zu hören.

Es war ein armes schwaches Predigen; denn zunächst mußte Zerwick dem dummen Wildebeest mein Holländisch in sein Hottentotten-Holländisch übersetzen, und dann mußte er, so gut es ging, dessen Koranna überwachen, daß er den Sinn richtig wiedergäbe. Doch bemerkte ich unter den Heiden manche gespannte Gesichter, die mit großer Aufmerksamkeit lauschten, neben anderen, die mit spötischem Lächeln zuhörten.

Nach mir redete Zerwick den Jeremias ſehr ernſt darauf an, was er ſagen wolle, wenn der Herr ihn fragen würde am jüngſten Tage, warum er, der doch die Wahrheit einmal gekannt habe, ſeine Kinder und ſein Volk in die Wüſte und in das Heidenthum, und damit in das ewige Verderben zurückgeführt habe.

Dicht hinter Jeremias Kral erreichten wir wieder einen befahrenen Weg und folgten demſelben, ſo lange wir ihn im Dämmerlicht erkennen konnten. Dann ſpannten wir aus, banden unſere Pferde an Dornbüſche und ſuchten ſelbſt die Ruhe. Die Schakals heulten um uns her; in weiter Entfernung hörte ich Hundegeblaff aus Kafferhütten.

## II.

### Mamuſa. Moſcheo.

Dienſtag, den 16. April. Heute konnten wir, da die angebundenen Thiere über Nacht nicht fortliefen, ſchon vor Sonnenaufgang anſpannen und aufbrechen. Um halb acht Uhr kamen wir zu einem großen Kral, wo Betſchuanen und Koranna durcheinander wohnten. In den großen Milisgärten, über welchen der Morgennebel noch ſchwebte, kreiſchten, ſchnatterten und jauchzten die arbeitenden Weiber, während die Männer des Krals neugierig zuſammenliefen, als wir an den Kral herankamen. Ich ließ wieder halten und predigte mit Wildebeeſts Hülfe ähnlich wie bei Jeremias. Zu meiner Freude fand ich aus dem Kral des letzteren einige Männer wieder, die unſerer Spur gefolgt waren, und die ich auch hernach in der Kirche von Mamuſa wiederſah; ob vielleicht ein Strahl von Oben in ihr Herz gefallen iſt?

Gegen neun Uhr erreichten wir Mamuſa. Die Gegend war wieder hügelich geworden und Kameldornen und andere Dornenwäldchen bedeckten die höher aufſteigenden Bergreihen. Mamuſa ſelbſt liegt auf einem ganz iſolirt ſtehenden, etwa 600 Fuß hohen Felshügel mit ſanfter Kuppe, welcher ſich am Hartrevier aus einer ringsum von Hügelketten umgebenen Ebene maleriſch erhebt. Auf dem Gipfel dieſes Hügels ziehen weite, ſteinerne Krale und Mauern ſich um eine große Menge Kafferhäuſer, die durch enge, von Mauern eingeſchloſſene Gaſſen verbunden, eine Art Kafferdorf bilden.

Dieſe Gaſſen, die kaum breit genug ſind, um einen Wagen paſſiren zu laſſen, ſind ganz regellos angelegt, ſo wie jeder ſein

Hüttengebiet eingeſchloſſen hatte. Doch waren außer ihnen noch große lange Steinmauern verlaſſener Krale, die zugleich einen Schutz gegen Feindesüberfall gewährten.

Mamuſa.

Die Wohnungen der Koranna unterſcheiden ſich von denen der Betſchuanen ſo, daß letztere eirund, oben gewölbt ſind, während die erſteren ſpitz zulaufen, und immer mehrere zu einander gehörend, einen durch Zwiſchenwände von Rohr in verſchiedene Abtheilungen zertheilten Hof bilden. An den Hütten rankte ſich der Kürbis oft bis zur hohen Spitze hinauf, und umkleidete ſie mit ſchönem Grün. Außer den Hütten der Farbigen fanden ſich auch einige ſteinerne, viereckige Gebäude, das eine dem engliſchen Kaufmann Metcalfe gehörend, das andere für einen andern Europäer gebaut, aber wieder verfallend, weil unvollendet. Die Hütte des alten Häuptlings Moſcheo unterſchied ſich in nichts von denen der übrigen als darin, daß es ein Complex mehrerer anderer Hütten war, in welchen einige ſeiner Verwandten lebten. Wir ſtiegen bei Metcalfe ab, der, als ein Junggeſelle lebend, uns herzlich aufnahm.

Unſere Ankunft war kaum ruchbar geworden, als der alte Moſcheo ankam, uns aufzuſuchen, und mit ihm ſein Bruder Andreas. Doch mußten wir warten, bis Dolmetſcher kamen, nämlich Moſcheos anderer Bruder Willem, der bereits unſerem Bruder Schmidt als Dolmetſcher gedient hatte, und Andreas Sohn Julius. Alle Genannten haben ſich, nachdem der franzöſiſche Miſſionar Fredoux, der von Motito aus die Gemeinde verſah, todt iſt, der Aufgabe angenommen, die Gemeinde mit Gottes Wort zu verſehen; ſie ſind zu Presbytern und Diaconen geweiht und dürfen mit Ausnahme der Sacramentshandlung, alle geiſtlichen Verrichtungen ausüben. Sie halten Schule — obgleich

nicht regelmäßig — sie unterweisen die dreizehn Taufcandidaten, und halten Predigten und Andachtsübungen. Das Gespräch mit Moscheo ging diesmal noch nicht recht in die Tiefe; er kannte uns eben noch nicht, und trat deshalb noch nicht heraus mit seinen Herzensgedanken. Nachdem Moscheo fortgegangen war, ergoß sich der alte Metcalfe in sein Lob. Er erzählte von ihm, daß er in diesen seinen alten Tagen (er ist über 80 Jahr alt) der eigentlichen Regierungsgeschäfte sich ganz entschlagen habe; dieselben habe er an seine Rathsleute abgegeben und nur zu besonders wichtigen Gelegenheiten lasse er sich hinzurufen; aber er lasse sich dabei in keine Diskussion ein, sondern lasse sich den Fall einfach vortragen, und gebe darauf seinen Spruch, bei dem es dann sein Bewenden habe; dazu nehme er nicht selten das neue Testament, in welchem er trefflich Bescheid weiß, mit in den Rath und entscheide daraus und weise seinen Leuten nach, was Gottes Gebot sei. Seine eigene Beschäftigung ist, daß er seine Kälber hütet; doch thut er dasselbe nicht aus Sorge um die Kälber, denn er ist ein sehr reicher Mann, sondern um dem Gewühl und Getöse des täglichen Lebens zu entfliehen. Da sitzt denn der alte Herr in der Stille, und liest sein neues Testament immer wieder und wieder. Dazu wählt er sich alle Tage einen Haufen Kinder aus, täglich neue, die er im Lesen des neuen Testaments unterweist, und in der Heilswahrheit unterrichtet. In Mamusa hält er streng auf Sitte und Ordnung und gestattet nicht, daß Sonntags Handel getrieben werde, auch Trunkenheit und Hurerei straft er so streng, daß diese Laster wenig dort geübt werden. Die zureisenden Händler wagen es gar nicht mehr, am Sonntag anzukommen oder zu handeln. Trotz seiner hohen Jahre ist er ein ungewöhnlich klarer Kopf, der ganz energisch durchgreift und deshalb von Weißen, wie von Schwarzen geachtet und geliebt ist; seine Stadt Mamusa dürfte wohl vor allen andern Koranna-städten durch Zucht und Ordnung und Liebe zu Gottes Wort hervorragen.

Als ich ihm meinen Gegenbesuch brachte, machte er wenig Umstände, sondern saß stumm auf seinem Steinhaufen in der Sonne vor dem Krale, ja er ging, ohne mich sehr zu beachten, in den Kral, es war eben kein Dolmetscher da, und er konnte nicht mit mir sprechen. Anders wurde er aber, als Julius und Willem zum Dolmetschen kamen und wir hatten etwa folgendes Gespräch:

Ich: „Je älter wir werden, Moscheo, desto mehr erscheinen uns die mannigfachen Dinge dieser Welt eitel, und wir lernen an Einem uns begnügen, nämlich wie wir uns schicken in die Ewigkeit. Die heilige Schrift erzählt uns ein Beispiel vom alten Simeon, der hatte in seinen alten Tagen nur einen Gedanken,

nämlich wie er Jesum sehen und fassen und festhalten möchte. Das Jesuskindlein im Arme haltend rief er: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen. Ich freue mich, Moscheo, daß der Herr den Geist des alten Simeon in dein Herz gegeben hat, und daß du auch nur noch Einen Gedanken hegst, der dich lebendig ergriffen hat, nämlich wie du dich für die Ewigkeit vorbereiten und deinen Heiland festhalten möchtest." Er: „Mein Herz ist verwundert und erfreut, daß du aus so fernem Lande bis zu mir gekommen bist, um mich im Herrn zu grüßen. Ja, ich danke dem Herrn, dessen Gerechtigkeit klar und wahr ist und dessen Gnade sehr groß ist." Andreas: „Ja, ich habe es gewußt, daß du kommen werdest; ich habe es gestern mit meinen Augen gesehen, und habe schon gestern zu meinen Leuten gesprochen: Gebt Acht, morgen wird ein Lehrer kommen, der uns das Wort Gottes verkündigen wird. Nun bin ich froh, daß der Herr das erfüllt hat, was ich gestern im Geiste sah." Ich: „Es ist eine Gemeinschaft zwischen allen Heiligen. Der Herr Jesus hat Alle, die er mit seinem Blute erkauft hat, gleich lieb; ein Farbiger, der an ihn glaubt, steht seinem Herzen näher, als ein Weißer, der ungläubig ist. Wer Jesu Jünger ist, der hat dieselben Gedanken, wie sein Meister. Darum freue ich mich mit großer Freude zu hören und nun auch zu sehen, daß hier in Mamusa auch selige Jünger des Herrn sind; und ich grüße mit dem Gruß des Friedens euch Alle als meine Brüder, so viel euer die Erscheinung des Herrn Jesu lieb haben." Bei diesen Worten wurden die Augen des Alten feucht und er schluchzte in der Stille; er bedurfte einiger Augenblicke, ehe er sich zur Antwort sammelte. Dann sprach er mit bewegter Stimme: „Ja, es ist so, wie du gesagt hast; die Dinge dieser Welt vergehen; mein Herz hängt nicht mehr an ihnen; es ist Eins, das ich suche, und wonach ich verlange, es ist Eine große Gerechtigkeit und die schenkt mir der Herr Jesus." Andreas: „Ja, das ist wahr, aber wir sind hier, wie Noah in seiner Arche, ringsum ist Wüste und rings um uns her ist Heidenthum." Ich: „Gestern kam ich auf Jeremias Kral, heute früh auf einen andern Kral noch näher hierher; ich habe den Heiden vom Herrn Jesu erzählt, und habe ihnen gesagt, hier in Mamusa seien Leute, die wüßten mehr von dieser Botschaft, zu denen sollten sie gehen und weiter nachfragen. Wo sind nun diese Männer, die diese Leute, wenn sie fragend kommen, weiter unterweisen werden; bist du der Mann, Moscheo, und du Willem und Andreas und Julius, werdet ihr den Leuten den Weg des Lebens zeigen? Alle antworteten einstimmig: „Ja, gerne werden wir es thun." „Aber, fuhr ich fort, das sollte doch wahrlich nicht genug sein. Die Zahl der Heiden, die zu euch kommen und fragen werden,

wird ſicherlich allzeit eine geringe ſein; denn wie ſollen die Heiden nach dem fragen, wovon ſie nichts wiſſen? Aber ihr müßt zu ihnen gehen und ſie aufſuchen und ſie ermahnen, auch zu Chriſto zu kommen. Seht, wenn ihr ein Feuer angezündet habt, und es brennt hell und ſtark, aber ihr tragt kein Holz zum Feuer, wird es nicht bald ausgebrannt ſein? Seht, jetzt brennt das Feuer des Heren hier am Orte; aber das friſche Holz dazu, das ſind die Heiden, die durch euer Wort gerufen, auch zur Gemeinde kommen; tragt ihr für ſolchen Zuwachs nicht Sorge, ſo wird das Feuer zu Mamuſa einſt erlöſchen. Hingehen müßt ihr zu Jeremias und zu den andern Heiden, für die der Herr Jeſus auch ſein Blut vergoſſen hat; ſagen müßt ihr es ihnen und ſie bitten und vermahnen, daß ſie auch zu Jeſu kommen. Wollt ihr das thun? Als die Leute mit der Antwort zögerten, wandte ich mich zu Moſcheo: Du biſt zu alt, du kannſt nicht mehr gehen; aber du biſt Capitän, du kannſt befehlen, du kannſt die Leute ausſenden, die zu den Heiden gehen ſollen. Ja, ſagte der Alte, du haſt recht, ich werde es thun." Hierauf ſprachen wir über den geiſtlichen Zuſtand der Gemeinde, über die Weiſe, wie ſie Schule hielten, und wie ſie abwechſelnd die dreizehn Taufcandidaten unterrichteten. Sie klagten über Fredoux Tod und ſagten, ſie wollten nächſtens einen Wagen mit Fleiſch und andern Lebensmitteln nach Motito für deſſen Wittwe ſenden.

Zerwick beſprach dann mit ihnen die Eventualität, daß die Bauern ihre Hand auch über Mamuſa ausſtrecken würden. Der Alte war aber darin ganz feſt, daß er mit den Bauern keinerlei Vertrag abſchließen werde.

Am Nachmittag um drei Uhr war Predigt in der kleinen, aus Baumzweigen aufgerichteten und mit Potclay verſtrichenen Kirche, die etwa 200 Menſchen faßte. Sie war ganz voll, und hatte dadurch einen Schmuck, der ihrer äußeren Geſtalt ganz abging. Auf jeder Seite ein Loch in den Zweigen, das Licht und Luft einließ und zum Fenſter diente, ein größeres Loch, das als Thüre diente, in der Kirche ein einziger Tiſch, auf den der Prediger ſeine Bibel legen konnte, ſonſt nicht Stuhl, nicht Bank, das war Alles.

Ich predigte über die Weiſſagung des Simeon. Die Leute waren ſehr aufmerkſam, einzelne tief bewegt, ſchluchzten und weinten. Auch unſer alter Engländer ſchien tief ergriffen; er hatte früher geiſtige Getränke geliebt und hatte in Mamuſa, durch das Beiſpiel der Heiden beſchämt, das Trinken gelaſſen und den Herrn ſuchen gelernt; jetzt rannen aufrichtige Bußthränen über ſeine Wangen. Er wußte nicht, was er alles mir zu Liebe thun ſollte, und ſchenkte mir einen Karoß aus dem Fell eines Löwen, den er ſelbſt vor Kurzem bei Mamuſa erlegt hatte, und der nach Zerwicks

Aussage dort zu Lande einen Werth von 3—4 Pfund Sterling hat. Hernach begleitete er uns hinab bis zur Drift des Flusses und nahm dort bewegt Abschied.

Wir fuhren zwei Stunden weit bis zu einer Stätte, wo wir wieder unter den Dornen im Freien Nachtquartier machten. Löwen und anderes Gethier haben uns nicht beunruhigt; sie werden auch schon dort seltener und halten sich namentlich von der Landstraße ferner.

## III.

## Reise von Mamusa über Hartebeestfontein nach Potschefstrom.

Mittwoch, den 17. April, bezeugte uns das Wild, das zu Hunderten und Tausenden vorbeirauschte, daß wir wirklich im Löwenfelde geschlafen hatten. Das Land, eine große, öde Grasfläche, stieg allmählich auf; es war rings am Horizont nichts zu sehen als einzelne Dornbüsche, oder hier und da ein Kameeldornenbaum mit flachem Laubdach, von dessen Zweigen ungeheure Vogelnester von 6—8 Fuß Durchmesser und Länge herabhingen, von denen jedes einzelne Hunderten geselliger kleiner Vögel Nest und Obdach gewährt. Auch merkwürdige Ameisenhaufen sahen wir, wie ein Zaunpfahl gestaltet 2—3 Fuß hoch, oben mit einer trichterförmigen Oeffnung, aus Potclay aufgebaut.

Als wir gegen neun Uhr an einen Kral kamen, traten Buschleute und Koranna mit Waffen in der Hand auf uns zu, und wurden deshalb von Zerwick gescholten. Sie entschuldigten sich damit, daß sie im Begriff gestanden hätten, auf die Jagd zu gehen. Wildebeest fand zu seiner Freude einen Vetter unter ihnen, der bald mit allerlei Geschenken die Vetterschaft anerkannte. Wir ließen dann wieder die ganze Einwohnerschaft zusammenkommen zur Predigt und Zerwick hielt eine vortreffliche, einfache, schlichte Predigt.

Dann fuhren wir weiter. Die Gegend stieg zusehends stufenmäßig höher. Man glaubte vor sich den Rand eines Hügels zu haben, breit am Horizont ausgedehnt; aber hatte man die Höhe erreicht, so ging es nicht hinab, sondern ein ähnlicher Rand begrenzte wieder den Horizont. In der Fläche tummelten sich Schaaren von Bleßböcken, Springböcken und Wildebeests (Gnu). Einmal stürmte ein Zug von etwa einer halben Stunde Länge in rasender Schnelligkeit vorüber, vielleicht verfolgt von einem Löwen

oder durch wilde Hunde. Mich ergötzte besonders der graziöse Sprung, welchen jeder Springbock machte, wenn er an einen Weg kam. Den berührt er nie mit seinen Füßen, sondern setzt darüber hinweg. Auch das ungestüme Stürmen des Gnu sah sehr schön aus. Gegen Sonnenuntergang erreichten wir einen Bauer, namens Junker, der uns gut aufnahm; aber wir gedachten noch eine Stunde weiter zu fahren und spannten, da die Esel ermüdeten, eine Stunde weiter an einem Buschrande aus.

Donnerstag, den 18. April, plagten Zerwicks Esel Topsy und Sarah wieder. Sie hatten sich losgerissen und waren fortgelaufen; es gelang auch heute sie bald wieder einzufangen.

Je weiter wir fuhren, desto hügelichter wurde die Gegend, und es begann wieder mehr Abwechslung in die Landschaft zu kommen. Nun trafen wir auch wieder mehr Bauernplätze. Bei der alten Mutter Courtsay aber, deren Schwiegersohn Kotze zu der freisinnigen Partei gehört, fanden wir, weil wir Zendelinge waren, nicht freundliche Aufnahme.

Gegen Abend erreichten wir ein allerliebstes Mimosenwäldchen, welches wir zum Theil im Mondschein durchfuhren. Es war eine reizende Fahrt; auch der Boden des Waldes war grüne Grasfläche, und über seine niedrigen, graziösen Wipfel hinweg schauten grüne Hügel.

Gegen halb acht Uhr erreichten wir Hartebeestfontein, ein kleines Familiendorf von sechs unter einander verwandten Bauernfamilien, unter denen, wie wir in Manusa erfuhren, viele ernste Christen waren, in deren Gemeinschaft wir gern den Charfreitag verleben wollten. Ich fand den alten Lämmer nicht zu Hause und ließ mich zu dem Diacon Badenhorst führen, in dessen Hause gerade ein fremder Prediger zur Predigt war. Daß Gründonnerstag Abend sei, wußten sie nicht; der Londoner Missionar Kitt aus Bredasdorp war zum Besuch bei alten Freunden. Ich kam gerade noch zu rechter Zeit, um die Predigt zu hören, die trefflich, kernig, einschlagend war, obschon mehr die subjective Seite des Frommseins als die objective der Versöhnungsthat Christi betonend. Ich schlief im Wagen neben schnatternden Gänsen und plaudernden Kaffern, die Abends zuvor auf Ochsen reitend zu dem dicht dabeiliegenden Kral gekommen waren; natürlich war von Schlaf nicht viel die Rede.

Charfreitag, den 19. April, früh suchte ich mir ein stilles Plätzchen auf dem Hügel oberhalb Hartebeestfontein auf. Als ich dann zum Wagen zurückkehrte, kamen einzelne der Bauern, um zu grüßen und der eine bat mich, ihnen eine Predigt zu halten. Wir versammelten uns im Hause des Kirchenvorstehers Badenhorst und ich predigte in dessen Stube über die drei Kreuze

auf Golgatha, so daß diese reformirten Bauern nun doch einmal auch Charfreitag feierten.

Bei meinen Hausbesuchen fand ich in einzelnen Häusern recht liebe, fromme Christen, die schon auf eigene Hand begonnen hatten, Mission zu treiben, und namentlich einen Heiden, der Catechumen geworden war, fleißig unterrichteten, und die nun nach einem Geistlichen suchten, welcher zugleich Missionar und ihr besonderer Seelsorger wäre. Doch sind studirte Prediger sehr selten hier im Lande.

Von dem Aberglauben und den Spielen der Betschuanen erzählte mir Lämmer eine wundersame Historie. Die Betschuanen nämlich jagen gern Wild, können es aber ohne Pferd und Flinte schwer erreichen. Deshalb richten sie die wilden Hunde so ab, (d. h. wohl, sie kennen die Natur der wilden Hunde so, daß sie dieselben benutzen können), daß sie das Wild jagen, und ihnen in die Hände treiben. Würden die wilden Hunde allein ein Wildebeest jagen, so würde sich dasselbe zur Wehre setzen; aber wenn der Mensch mitjagt, so läuft das Thier, wird von den wilden Hunden gestellt, und von den Betschuanen erlegt. Deshalb ist der Hund den Betschuanen ein heiliges Thier und wer einen solchen tödten würde, den würden sie sicher wieder tödten, wenn sie nur dürften. Diese Jagd der wilden Hunde auf die Wildebeeste nun stellen sie in ihren Spielen dar. Die Schaar der Mädchen sind die Wildebeeste, die Knaben die wilden Hunde; die Mädchen bleiben in einem Haufen und laufen durcheinander wie die Wildebeeste, während die Knaben sie umkreisen wie die wilden Hunde. Ab und zu pflegt nun ein Wildebeest aus dem Haufen zu laufen auf einen Hund los, den zu stoßen und dann in den Haufen zurückzukehren. So löst sich auch ab und zu ein Mädchen aus dem Haufen, läuft auf einen Jungen, birgt sich unter dessen Karoß und läuft dann wieder in den Haufen zurück. Der Bauer Lämmer meinte, daß das ihr Götzendienst sei, und daß sie mit diesen Tänzen in der That die Wildebeste und die wilden Hunde verehrten, jene, weil sie ihre Hauptspeise sind, diese, weil sie ihnen dieselben fangen helfen.

Am Nachmittag zog ich mich wieder auf meinen stillen Hügel zurück. Die Gegend bei Hartebeestfontein ist sehr lieblich; sie hat viel Aehnlichkeit mit Freienwalde an der Oder, nur daß der breite Oderstrom und die frischen, saftigen Wiesen fehlen, und daß die Mimosenwäldchen doch auch lange nicht an die Schönheit der Freienwalder Buch- und Eichenwälder heranreichen.

In der Abendstunde spannten wir ein, um noch ein Stückchen zu fahren, damit wir am folgenden Tage Potschefsstrom noch vor Ostern erreichten. Es war ein schöner, stiller Abend, links ein Hügelgebirge mit schönen, grünen Schluchten und Bäumen,

ähnlich wie eine Schlucht in Thüringen, daraus hervorkommend ein schöner klarer Gebirgsbach. Gegen sieben Uhr erreichten wir im Dunkeln den Schoonspruit, ein kleines Flüßchen, an dessen jenseitigem Ufer wir ausspannten, mitten im Felde. Da keine Dornen vorhanden waren, sammelten wir trockenen Kuhmist zum Brennmaterial. Unsere Kaffern, ja auch Zerwick, brieten unbedenklich ihr Fleisch und Milis in der Asche und verzehrten es mit Appetit.

Ostersonnabend, den 20. April. War es unrecht gewesen, gestern die Abendstunden des Charfreitag zu fahren? Heute früh schlugen wir einen falschen Weg ein, der fast so viel Umweg uns bereitete, als wir gestern Abend gefahren waren, und der uns nöthigte, durch Sumpf und tiefes Gras eine lange Strecke zurückzulegen. Johannes erlegte mit seiner Ochsenpeitsche eine wilde Katze und eine drei Fuß lange, sehr böse Schlange, eine Ringelhalsnatter.

Einmal unter Kameeldornen, das andere Mal neben einer Pfanne (kleinem Landsee) spannten wir aus. Letztere versetzte mich lebhaft nach Meklenburg, und seinen kahlen, waldlosen Seen. Der Weg wurde ziemlich schwer. Es gab viele Steine, und viel Sumpf; die Berge stiegen wieder bis zu einer Höhe von 600 Fuß; es ging hinauf und hinab, doch vorwiegend bergauf, bis wir die Hochebene erreicht hatten, von wo aus in stetigem sanften Abfall zwischen Hügeln sich wendend, der Weg bis in die Fläche von Potschefstrom hinabführte. Doch hatten wir erst die Pforte zu dieser Fläche erreicht, als die Sonne unterging. Von einem Klippenrande aus, den ich bestieg, sah ich in der Entfernung von einer kleinen Meile Mooi Revier (Potschefstrom) in breiter Ebene liegen.

Da es an Brod gebrach, sattelte ich und ritt durch die Dunkelheit mit Johannes hinein in das große Dorf. Wir erreichten es bei dem Hause des Doktor und Apotheker Portmann, welcher sehr freundlich mich aufnahm, und mir seinen Knecht mitgab, daß er mich zu Missionar Ludorf führe. Dieser, Badenser von Geburt, ist in Straßburg erweckt, auf dem Missionsseminar zu Paris ausgebildet, von dort in die französische Bassutomission gegangen, dann zu den Wesleyanern übergetreten, hat eine Zeit lang auf Thaba Unschu gearbeitet, ist dann in das Innere gesandt, wo er im Löwenfelde längere Zeit gelebt hat, ist dann hierher nach Potschefstrom gegangen, woselbst er eine englische Gemeinde gesammelt hat, während sein College Thorn die Heidenmission im Dorfe betreibt. Er ist ein lieber, eifriger, begabter Mann, der mich sehr freundlich aufnahm und sofort anordnete, daß des Doktors Knecht mit Johannes zum Wagen zurückreiten mußte, um diesen noch heranzuholen. Gegen neun Uhr kam

derselbe an und wir konnten nun das Osterfest in christlicher Gemeinschaft feiern.

Ostersonntag, den 21. April. Ludorf hielt in der englischen Kirche eine schöne Osterpredigt. Am Nachmittag ging ich in die Missionskirche und hörte eine einfache Predigt von Thorn und hielt darauf selbst eine Ansprache an die zur Feier des heiligen Abendmahls versammelte Betschuanen-Gemeinde, die bisher 33 Communikanten zählt. Die kleine Kirche war gedrängt voll und die Versammelten gespannt aufmerksam. Am Abend predigte Ludorf wieder englisch, und ich mußte auch eine englische Ansprache an die Gemeinde halten.

Höchst interessant und spannend waren die Erzählungen Ludorfs aus seiner Missionserfahrung, von seinen Strapazen und seinen Gefahren. Als er im Innern arbeitete, hat er keine Nacht geschlafen, ohne Löwengebrüll rund um sein Haus zu hören. Nach Sonnenuntergang durfte Niemand nach der dreißig Schritt vom Hause entfernten Quelle sich wagen, ohne Gefahr, zerrissen zu werden. Nach seiner Erzählung war auch jetzt noch der Weg von Potschefstrom nach Pretoria, den ich in den nächsten Tagen zu passiren hatte, keineswegs von Löwen sicher. Noch vor wenigen Jahren fahren Bauern diesen Weg; der eine fährt den andern etwa 500 Schritte voraus. Plötzlich hören die Zurückgebliebenen ein ängstliches Schreien: aanhou aanhou (das Zeichen des Stillstehens für die Ochsen) und nicht lange darauf stürmen die Ochsen mit dem Wagen in wilder Flucht zurück — ohne den Bauer. Man eilt nach der Stelle, wo derselbe geschrieen hatte; alles ist todstill. Am andern Morgen sehen sie in einer kleinen Entfernung einen mächtigen Löwen, der noch an der Leiche des Bauern zehrt. Als sie Miene machen ihn anzugreifen, springt derselbe mitten unter die Menschen und zerfleischt dem Bruder des Getödteten noch die Hand, ehe es gelingt, ihn zu erlegen.

Ein anderer Fall: Zwei Kaffern werden, nicht weit von Potschefstrom, von einem Löwen angefallen; der eine wird gleich von ihm getödtet; der andere flüchtet auf einen Baum. Aber der Löwe schlägt langsam Tatze für Tatze in die Baumrinde, klettert hinauf und holt sich auch den andern Kaffer herab. Ludorf erzählte, er habe die Krallenspuren des Löwen in der Baumrinde selbst gesehen.

Ein andermal wird Missionar Inglis von einem Löwen verfolgt; er faßt ihn scharf ins Auge und zieht sich, rückwarts gehend, langsam von Baum zu Baum, von Busch zu Busch zurück; der Löwe langsam hinterher. Zuletzt ist der Löwe um einen großen Busch mit der Nase der Spur folgend, dreimal herumgegangen und Inglis hat dadurch so viel Zeit gewonnen, daß er den tausend Schritt entfernten Ochsenwagen wieder erreichte.

In Thaba Unschu hatte ich Maroccos Geheimen Rath gesehen, einen Mann mit schrecklich zerbißner Nase. Von diesem erzählte Ludorf, daß der Löwe ihn gepackt und eine lange Strecke mit fortgeschleppt habe. Der Mann hat sein Gewehr in der Hand und das Pulverhorn um die Schulter; aber das Gewehr ist nicht geladen und der Löwe, der den Mann bei sich hingelegt hatte, versetzte dem Manne bei jeder Bewegung, die er machen will, einen Biß in den Arm oder in den Schenkel. Trotzdem gelingt es ihm nach einer Stunde Pulver und Kugel in das Gewehr zu schütten und die Kugel dem Löwen durch den Leib zu jagen, so daß derselbe wuthschnaubend dreimal im Kreise sich herumdreht und verreckt. Der Mann aber, entsetzlich zerfleischt, erreicht kriechend wiederum seine Hütte.

Ergreifend war die Erzählung von einer Reise, die Ludorf mit Frau und Kind gemacht hatte. Eines Abends leert er sein Wasserfaß und trinkt sich satt. Das war der letzte Tropfen Wassers. Die nächste Wasserquelle findet er ausgetrocknet, — der erste, der zweite Tag vergeht — kein Wasser! Am andern Morgen sagen die Kaffern, sie wollen die Ochsen ausspannen und fressen lassen. „Bindet sie fest aneinander!" sagt Ludorf; — aber die Kaffern meinen, die Ochsen würden auch so nicht fortlaufen. Ludorf weiß, was geschehen wird und befiehlt den Leuten, sorgsam auf die Ochsen zu sehen. Nach einer Stunde fragt er: „Wo sind die Ochsen?" — Da, Mynheer lautet die Antwort, da weiden sie." — „Wo sind die Ochsen?" fragt er zum zweiten Mal, — „Da, Mynheer, dicht bei, hinter dem Hügel." „Bringt sie an." — Die Kaffern gehen, und kehren nach einer halben Stunde mit der Nachricht zurück, die Ochsen seien weggelaufen. — „Geht hin, und sucht sie!" — Die Kaffern gehen, der Missionar sitzt mit Frau und Kind beim Wagen. Abends um fünf Uhr kommen die Kaffern wieder: „Wir können die Ochsen nicht finden." Die Nacht bricht herein; der Morgen tagt, die Kaffern werden wieder ausgesandt, die Ochsen zu suchen. Nach zwei Stunden hört Ludorf schießen in entgegengesetzter Richtung. Einer der Kaffern kehrt zurück. — „Sind die Ochsen gefunden?" — „Nein Mynheer." — „Was habt ihr denn geschossen?" — „Wir sahen da Wildebeeste, da haben wir eins gejagt, Mynheer" — „Aber wie könnt ihr jetzt jagen, da ihr die Ochsen suchen sollt?" — „Ja mynheer, ons wilde toch een bitje fleesch eeten." — „Augenblicklich geht ihr der Spur nach, und sucht die Ochsen!" — Um Mittag kamen sie wieder zurück; „Herr, wir können die Ochsen nicht finden, gieb uns Dein Reitpferd, daß wir sie suchen." — Nun wurde Ludorf heftig und bedrohte sie, sie sollten sich nicht eher am Wagen sehen lassen, als bis sie die Ochsen brächten. — Ludorf sitzt bei Weib und Kind am

Wagen; ein alter Kaffer, der zu schwach gewesen war, um mitzugehen, war sein einziger Begleiter. Nachmittags, als der Durst eine unerträgliche Höhe erreicht hatte, sattelt Ludorf sein Pferd, nimmt das Wasserfaß und geht mit dem alten Kaffer aus, Wasser zu suchen. Sie gehen weiter und weiter — kein Wasser! Sie gehen drei, vier Stunden — kein Wasser. — Endlich bemerken sie, daß die Zebra alle einen gewissen Strich halten in ihrem Lauf. Ludorf spornt sein Pferd an, und folgt der Richtung, — da glänzt es ferne, ein schmaler Streifen — es ist Wasser! — Er nimmt seine letzten Kräfte zusammen, er erreicht das Wasser. Aber es ist eine Lache; ein Gemisch von Modder, Zebra-Urin, Koth, Schlamm! — Der entsetzliche Durst läßt ihn den Ekel überwinden, — er versucht zu trinken. — Aber kaum hat er etwas heruntergebracht, da schneidet es in seinem Leibe wie Zangen und Feuer. Sollten die Buschleute das Wasser vergiftet haben, um das Wild zu tödten? — Seine Sinne schwinden, sein Augenlicht erlischt, er sinkt nieder und glaubt, seine letzte Stunde sei gekommen. So liegt er bewußtlos, lange, lange Zeit; wie lange, weiß er selbst nicht. Endlich erwacht er, der Schlaf hat ihn ein klein wenig gestärkt; aber der Durst peinigt ihn mehr als zuvor. Er sieht die Lache an, — aber er kann sich nicht entschließen, noch einmal daraus zu trinken. Er sieht sich um nach seinem Pferd. Es weidet in der Nähe; mit Mühe fängt und besteigt er es. Aber wo ist nun der Wagen? Keine Spur von ihm weit und breit zu sehen. Er reitet auf das Ungewisse hin; da glänzt etwas Weißes in der Ferne; es ist das Tent seines Ochsenwagens. Er kommt dorthin zurück: „Hast Du Wasser?" fragt sein Weib; — „more water!" ächzt sein fieberkrankes Kind mit ersterbender Zunge. Der Vater hat kein Wasser für Weib und Kind mitgebracht. Aber was ist aus dem alten Kaffer geworden? Haben den die Löwen gefunden und zerrissen? Ludorf besteigt sein Pferd, ihn zu suchen. Lange sucht er vergebens. Endlich hört er neben sich etwas keuchen; er geht hin und da ist der alte Kaffer, seufzend unter der Last des schweren Wasserfasses. „Hast Du Wasser gefunden?" — „Ja mynheer, de fatje is full" — „Und wo hast Du es geschöpft?" — „daar so, waar mynheer gedronken heeft." — Sie schleppen das Faß mit dem Modder nach dem Wagen. Aber weder Weib noch Kind können es trinken. Nun filtriren sie so lange, bis sich eine Art Flüssigkeit aus dem Modder absondert, — aber auch diese ist ungenießbar. Da denkt Ludorf daran, daß wenn man Fleisch kocht, die Unreinigkeit abschäumt; er thut also Fleisch in die Flüssigkeit und kocht es, wirft es weg, nachdem es gekocht ist, und kocht in der Brühe anderes Fleisch. So erlangt er eine Flüssigkeit, die sie doch genießen können. — Der Abend ist inzwischen herangekommen. Da in

der Dämmerung rauscht etwas vorüber am Wagen; sie sehen hin; — ein zweites Thier rauscht vorüber im schnellen Lauf. Es sind die Ochsen, — die Kaffern hinter ihnen her, aber hinter beiden eine Heerde von 18 Löwen, alten und jungen, welche die Kaffern durch Schießen zu schrecken und zurückzuhalten bemüht sind. „Was machen wir nun?" fragt Ludorf die Kaffern, als sie zum Wagen gelangt sind. „Ja Mynher, wir müssen hier nun die Ochsen an den Wagen binden und die Nacht abwarten. — „Keinen Augenblick länger," antwortet Ludorf, — „spannt ein und fahrt, — bei den Löwen will ich nicht übernachten. So fahren sie ohne Weg und Steg die Nacht hindurch; — endlich am zweiten Tage erreichten sie ein kleines Flüßchen. Der Blick, den sie auf das fließende Wasser warfen, läßt sich denken, aber nicht beschreiben. — Zwei Tage lagerten sie da, um sich gründlich satt trinken zu können.

Ostermontag, den 22. April. Heute war bei den Wesleyanern kein Gottesdienst und zu dem reformirten Pastor van Hoff zu gehen scheute ich mich, weil derselbe ein scharfer Rationalist und solch entschiedener Feind der Mission sein sollte, daß, wie man mir in Hartebeestfontein erzählte und wie Ludorf bestätigte, auf seinen Betrieb vor drei Jahren ein Weißer, der auf eigene Hand den Farbigen das Evangelium verkündigte, mit 500 Reichsthalern bestraft und des Orts verwiesen worden sei. So ging ich denn am Vormittag aus, um einige Besuche zu machen.

Zuerst besuchten wir, da der Präsident Pretorius verreist war, dessen Frau. Sie ist eine große, starke Frau mit klugen Augen und etwas freierer Geistesbewegung und beweglicheren Manieren, als denen man sonst bei den Bauern-Boers zu begegnen pflegt. Sie empfing uns sehr freundlich und war des Lobes der Herrmannsburger voll, welche im vorigen Jahre von Rüstenburg aus ihnen die Karre geschickt hatten, um sie und ihren Mann zum Besuch zu haben, und welche sie mit großer Aufmerksamkeit bewirthet hatten, so daß es ihr dort sehr gut behagt hatte. — Dann besuchten wir den Postmeister Jeppe, einen gebildeten Mann, aus Rostock gebürtig, der soeben im Begriff steht, in Gemeinschaft mit Merensky eine Karte von Transvaal auszuarbeiten, der auch für unsere Mission so viel Interesse zeigte, daß er die Missionsblätter für sich bestellte. Dann gingen wir zu dem zweiten wesleyanischen Missionar Thorn, einem jüngeren Bruder. Er, wie Ludorf, beklagten sich scharf über die Unzugänglichkeit der Heiden im Freistaat für das Evangelium, um deren willen sie ihre dortigen Stationen aufgegeben haben. Platberg, darüber waren beide einig, hätte nicht jetzt erst, sondern schon vor 5 Jahren aufgegeben werden müssen; denn die dortigen

Gemeindeglieder, theils Baſtards, theils Baſſuto, wären durch die Bank nur Namenchriſten; auf der einen Seite hätten die Baſtards unverſchämt gebettelt, auf der anderen die Baſſuto noch unverſchämter geſtohlen; beide hätten aus der Miſſion nur noch äußerliche Vortheile geſucht und ſeien gleich träge zur Arbeit, wie zum Gottesdienſt geweſen. Etwas beſſer, als auf den aufgehobenen Wesleyaner-Stationen ſtehe es auf Thaba Unſchu bei den Barolongs, noch beſſer in den Stationen unter den Betſchuanen, die viel zugänglicher ſeien; namentlich war Thorn recht zufrieden mit dem Eifer der Leute in Potſchefſtrom. Der Bericht über Platberg war um ſo niederſchlagender, als gerade dieſe Station vor 15 Jahren von Ludorf als eine ſolche gekannt war, in welcher Arbeitſamkeit, Betriebſamkeit und Gottesfurcht in beſonderem Maße gefunden wurde, ſo daß ſie damals eine wirklich blühende Station geweſen ſein muß.

Nachmittags gab es wieder eine rechte Geduldsprobe, indem die Leute mit nichts prompt zu Stande kommen konnten; es war ihnen zu viel, auf einem Gange Brod und auch Fleiſch einzukaufen.

## IV.

### Reiſe von Potſchefſtrom nach Pretoria und Botſhabelo. Stemmer. Hoffnungsvolle Anfänge in Pretoria. Der Präſident. Das Hoogefeld. Ankunft in Botſhabelo.

Endlich um ein halb fünf Uhr brachen wir auf, um noch einen kleinen Abendſchoft zu machen. Als Pferdejungen und Führer hatte ich, da Wildebeeſt mit Bruder Zerwick zurückging, auf Ludorfs Antrieb einen Betſchuanen Namens Stemmer (September) mitgenommen, weil auch auf dieſem Wege noch vielfach Löwen vorkämen, und es gut ſei, einen Mann bei ſich zu haben, der mit dergleichen Beſcheid wiſſe. So ritt ich denn mit Stemmer über den Mooi Revier, einen merkwürdigen Fluß, der bereits als ſtarker Strom aus einem kleinen Felskranz hervorquillt und allzeit voll Waſſer iſt, ſo daß eine Menge Erben in dem Dorf davon geſpeiſt werden können. Das Dorf ſelbſt iſt wohl eine halbe Meile lang und ſieht, weil die Erben alle mit hohen Bäumen umpflanzt ſind, wie ein großer Park oder Wäldchen aus, in welchem nur ſelten ein Dach aus den Bäumen hervorſchaut. Wir fuhren etwa zwei Stunden, bis wir in der Dunkelheit einen Platz mit

vielen Dornbäumchen fanden, welche sowohl Holz zu unserem Abendbrod, als Ständer zum Anbinden der Pferde darboten. Der Mond schien hell, es war schön, still und schaurig dort.

Dienstag, den 23. April, kamen wir am Morgen über mehrere bebaute Bauerplätze, deren Häuser von dem Wohlstand der Besitzer zeugten. Ueberhaupt ist das Land viel schöner, als der Freistaat. Statt der dortigen großen wasserlosen Flächen hier überall stark strömende Quellen, so daß man Dämme zu machen gar nicht nöthig hat, überall fettes, starkes Gras; und anstatt der im Freistaat einzeln hervorragenden Felsköpfe hier schon kleine Hügelketten, die immer höher und höher steigen bis zu 1000 und 1500 Fuß hoch über der Ebene; Wild aber haben wir nicht mehr angetroffen, auch keine Löwen und nur selten Krale von freien Kaffern. Bauernplätze waren fast mehr als im Freistaat. Einer derselben, Wonderfontein, ist berühmt geworden durch eine vor etwa drei Jahren entdeckte ausgedehnte Tropfsteinhöhle, deren Gänge sich stundenweit ausdehnen.

Als ich in dieselbe ging, war ich verwundert, wie in dem flachen Lande, dessen Hügel sich hier kaum 50 Fuß hoch erheben, eine Höhle sein sollte. Wir mußten zunächst fast auf die Höhe dieses Hügels gehen, und fanden dort unter schattigen, hohen Bäumen ein Loch, in welches wir etwa 30 Fuß tief nicht ohne Mühe hinabkrochen oder kletterten. Unten fanden wir kleine Säle von 15—30 Fuß Höhe, doch war die durchschnittliche Höhe der Gänge nur 10—12 Fuß. Die Höhle läßt sich in Betreff der Großartigkeit der Räume mit der Cango nicht entfernt vergleichen, bietet aber dennoch manches Eigenthümliche und höchst Interessante dar. Der Tropfstein war bisweilen glänzend weiß, wie weißer Marmor, und bildete außer den gewöhnlichen eiszapfenartigen Formen sich auch in gardinenartiger Gestalt so aus, daß horizontal gegen die Wand gerichtet, bisweilen Flächen von 3—5 Fuß Breite bei einem Zoll Stärke von oben nach unten sich zogen; auch in tellerförmiger Gestalt, gerade wie der Schalldeckel einer Kanzel an die Wand geklebt, trat der Tropfstein auf; die übrigen Tropfsteinbildungen waren denen in der Baumanns- und Bielshöhle und in der Cango und in Muggendorf und Streitberg ähnlich, obgleich sie weder in Mannichfaltigkeit, noch in Größe ihnen gleichkamen. Leider hat der Bauer, der diese Höhle entdeckte, in den Tropfsteinen zunächst nichts als brauchbaren Kalk gesehen, und hat alle großen und schönen zapfenartigen Steine abgeschlagen, so daß man von denselben nur noch die oberen Ansätze sieht. Außerdem aber ist die ganze Gestaltung der Höhle merkwürdig; sie gleicht einem ausgedehnten Bergwerk mit ungewöhnlich hohen Stollen, zu denen man durch den, einem schrägen Schacht ähnlichen Eingang gelangt. Unten verzweigen sich aderartig die Gänge nach allen Richtungen

und bilden hier und da größere Säle, von denen die einzelnen Gänge mit ihren Quergängen auslaufen. Die Quergänge sind zum Theil so kurz und laufen so eng zusammen, daß man sie nicht weit verfolgen, oder ihr Ende bald sehen kann. Bisweilen führen die Gänge auch zu einem Bach, der knietiefes Wasser enthält, und rauschend unter der Erde abfließt. Derselbe liegt meist so tief, daß man nicht bequem hineinsteigen kann, ja ihn auch nicht deutlich sieht.

Als wir weiter fuhren, bot mir unser Motschuan Stemmer manche Gelegenheit, afrikanische Geduld zu üben, und Gott zu danken, daß unser Johannes und Jacobus doch anderen Schlages sind. Hatte Wildebeest durch seine Schlaffheit und Gedankenlosigkeit mich ermüdet, so gelang es Stemmer, durch seine Dummheit und Gleichgültigkeit mich so weit zu reizen, daß ich es vorzog, keine Unterhaltung ferner mit ihm zu pflegen, um mich nicht zu sehr zu ärgern. Von Zahlen und Maaßen namentlich schien er keine Vorstellung zu haben. Als wir aus Mooi Revier ritten, fragte ich ihn, wie weit es nach Wonderfontein sei. Er antwortete, drei Stunden. Als wir nach 2 ½ stündiger Fahrt am andern Morgen aufbrachen, fragte ich wieder. Er antwortete, noch vier Stunden. Als wir dann noch drei Stunden gefahren waren, meinte er, nun sei es noch drei Stunden, und nach einer Stunde waren wir da.

Ich fragte ihn, wie viel Kinder er habe. Drei; zwei Jungen und ein Mädchen. Wie alt ist das Mädchen? Drei Jahre. Wie alt der älteste Junge? Sechs Monat. Wie alt der zweite Junge? Sieben Monat. Als ich ihm mit Mühe begreiflich gemacht hatte, daß das nicht möglich sei, entschuldigte er sich; er habe in dem großen Registerbuch noch nicht nachschlagen lassen, und könne es deshalb so genau nicht wissen. Geht der Weg dort über den Hügel? fragte ich. Ja, Sir, antwortete er, immer unten in der Ebene hin. Ist der Weg allzeit eben? Ja, Sir, allzeit eben. Muß man auch über hohe Berge? Ja, Sir, auch über sehr hohe Berge. Ist der Weg dorthin überall fester Weg? Ja, Sir, fester Weg. Sind auch Modderflecken da? O ja, Sir, sehr viel Modder.

Wo es nun praktische Folgen hatte, da war diese Weise geradezu unerträglich. Ein Hauptzweck seines Mitgehens war, daß er die Stellen zum Ausspannen zeigen sollte, wo wir Wasser für die Pferde finden würden. Da die Pferde der Regel nach alle zwei Stunden ausgespannt werden müssen, wurde ich ungeduldig, als nach 2 ½ stündiger Morgenfahrt der Platz noch nicht gekommen war. Alle Viertelstunde fragte ich, ob der Platz noch nicht bald käme. Net nu kommt er, war die beständige Antwort, und als wir nach 3 ½ stündiger Fahrt endlich nicht mehr weiter konnten, und ich ihn fragte, sollen wir nicht lieber hier ausspannen? so

in der That, zum großen Theil wenigstens, nichts zu essen würden.

Im Kriege selbst sucht der Bauer gern einen Platz aus, wo das Geschoß des Feindes nicht erreichen kann. Er ist ein gezeichneter Schütze und Reiter, erlegt seinen Feind aus der und reitet dann schnell an einen andern Ort, wo er Zeit Laden hat, und wieder schießt, bevor ihn die Waffe des des erreicht. Im Handgemenge ist der Bauer sehr tapfer, entlich wenn eine Felswand oder abgebrochene Brücke im len ihm jeden Ausweg zur Flucht abgeschnitten hat. Wenn nicht der Fall ist, so sucht er lieber das Weite und schießt er aus der Ferne.

Als wir weiter fuhren, wurden wir noch zweimal genöthigt, zuspannen, weil Gewitter und starker Regen uns am Weiterren verhinderte. Dann folgten wir dem Laufe eines ziemlich llen Baches, welcher plötzlich unter der Erde verschwunden war. n andern Orten sahen wir starke Bäche aus dem Felsen hervorsprudeln. Der Boden ist so löcherich, daß ganze Bäche plötzlich die Erde einsickern, und wie in der Wonderfontein-Höhle unter er Erde eine Zeit lang ihren Lauf fortsetzen.

An einer Stelle sahen wir einen zwar nicht sehr hohen, aber durch prächtige Bäume romantisch gezierten Felsrand, aus welchem ein kleines Flüßchen hervorbrach; es war die Quelle des Limpopo oder Crocodilreviers. Einige hundert Schritte tiefer unten fuhren wir über den Fluß hinweg, ohne eine Spur von ihm zu entdecken; er setzte eben unter unsern Füßen seinen unterirdischen Lauf fort. — So habe ich zum ersten Mal den Limpopo überfahren, ohne ihn mit Augen zu sehen.

In dieser Gegend fanden wir die Bauern besonders freundlich und gastlich. Wo immer wir einkehrten, wurden wir herzlich aufgenommen. Wir waren inzwischen im wirklichen Gebirgslande angekommen. Die Berge mochten an 1500—2000 Fuß aus der Ebene emporsteigen, die Ebene selbst war völlig hügelicht, die höheren Bergspitzen zeigten die schroffen, zackigen Formen höherer Gebirge, und die Thäler senkten sich ganz gebirgsartig von den Höhen herab. Nach unten verliefen sich die Berge in Wellenlinien. So war es für uns mühsam, den schweren Wagen bergauf und bergab langsam fortschleppen zu lassen.

Endlich erreichten wir oben im Gebirge bei eintretender Dunkelheit einen Kafferkral am Felsrande, und bald darauf den Hof des alten Bauer Piet Barnat. In demselben lernte ich einen eben so offenen Kopf, als festen Charakter kennen, mit dem man über weltliche und kirchliche Dinge eingehend sprechen konnte. Ich benutzte die Gelegenheit, über Mission und Kirche mit ihm zu reden, und fand Verständniß und Dank. In Bezug auf das

ſagte er einfach: Ja, Sir, wir können hier ausſpannen, und trieb zehn Minuten weit die Pferde zum Waſſer, obſchon wir hernach in fünf Minuten das Waſſer am Wege fanden, was er ſehr gut wußte. Nirgends das geringſte Intereſſe, für Pferde und Herrſchaft zu ſorgen, nur maſchinenartig that er, was man gerade befahl. An ſolchen ſtumpfen Heiden lernt man auch mit den geringen Früchten zufrieden ſein, die das Evangelium in den Getauften gewirkt hat.

Am Abend erreichten wir denn ſo den Platz eines Bauern zum Uebernachten, nachdem Stemmer ſtundenlang uns hingehalten hatte, der Bauerhof wäre da, und dann zehn Minuten vor dem Platz zum Ausſpannen bereit geweſen war.

Mittwoch, den 24. April, hatten wir frühmorgens wieder mit unſerem Stemmer zu thun, der ſchon nach ¾ſtündiger Fahrt ausſpannen und dann den Weg ſo einrichten wollte, daß wir Prätoria einen Tag ſpäter erreichen ſollten, damit er ſo noch einen Tagelohn mehr verdiene. Unſer Weg führte nun in immer bergigere Gegenden, links Suikerboſchrand und rechts ein anderes Gebirge, das ſich bis nach Prätoria hinzieht. Die Bauern des Platzes, bei welchem wir ausſpannten, waren freundliche Leute. Ob ſie zu dem ausgeſchriebenen Commando ſich ſtellen würden, das wußten ſie noch nicht; denn ſie ſagten, das ſei ein ungeſetzliches Commando, die Zoutpansberger Bauern hätten gegen die Kaffern ſchändliches Unrecht begangen, und die Kaffern ſeien daher in ihrem Recht; da ſei es gerathener, die mörderiſchen und räuberiſchen Bauern zu beſtrafen, als um ihretwillen einen ungerechten Krieg anzufangen. Aehnlichen Meinungsäußerungen begegnete ich überall auf dem Wege von Seiten der Bauern. Eine Gerichts-Commiſſion, meinten einige, müßte wenigſtens mitgehen, um dort an Ort und Stelle zu unterſuchen und zuerſt zu entſcheiden, wie weit die Bauern Schuld ſeien an dem Aufſtande von Katlachter (dem Schwarzen-Capitain bei Zoutpansberg). — Früher hätte kein Bauer ſo geſprochen, ſondern ohne Weiteres den Anderen beigeſtanden, auch wenn es nur einen Mord- und Raubzug gegen die Kaffern gegolten hätte. Doch iſt zu der gegenwärtigen umgewandelten Stimmung keineswegs nur Gerechtigkeitsſinn die Triebfeder, ſondern vielmehr noch der Mangel an nationalem Zuſammenhang unter den Bauern ſelbſt, welche, falls nicht ihre Verwandten oder ihre Ochſen bedroht ſind, keineswegs gern auf große Entfernungen hin einander helfen, ſondern froh ſind, wenn der Krieg ihnen nur nicht unmittelbar vor die Thür kommt. Dazu kommt, daß der Regierung die Mittel fehlen, diejenigen zu ſtrafen, welche dem Commando nicht Folge leiſten, ſo wie die Armuth der Bauern, die zum Kriege ſich ſelbſt equipiren müſſen, und die, wenn der Krieg über die Saatzeit hinaus dauern

sollte, in der That, zum großen Theil wenigstens, nichts zu essen haben würden.

Im Kriege selbst sucht der Bauer gern einen Platz aus, wo ihn das Geschoß des Feindes nicht erreichen kann. Er ist ein ausgezeichneter Schütze und Reiter, erlegt seinen Feind aus der Ferne und reitet dann schnell an einen andern Ort, wo er Zeit zum Laden hat, und wieder schießt, bevor ihn die Waffe des Feindes erreicht. Im Handgemenge ist der Bauer sehr tapfer, namentlich wenn eine Felswand oder abgebrochene Brücke im Rücken ihm jeden Ausweg zur Flucht abgeschnitten hat. Wenn dies nicht der Fall ist, so sucht er lieber das Weite und schießt sicher aus der Ferne.

Als wir weiter fuhren, wurden wir noch zweimal genöthigt, auszuspannen, weil Gewitter und starker Regen uns am Weiterfahren verhinderte. Dann folgten wir dem Laufe eines ziemlich vollen Baches, welcher plötzlich unter der Erde verschwunden war. An andern Orten sahen wir starke Bäche aus dem Felsen hervorsprudeln. Der Boden ist so löcherich, daß ganze Bäche plötzlich in die Erde einsickern, und wie in der Wonderfontein-Höhle unter der Erde eine Zeit lang ihren Lauf fortsetzen.

An einer Stelle sahen wir einen zwar nicht sehr hohen, aber durch prächtige Bäume romantisch gezierten Felsrand, aus welchem ein kleines Flüßchen hervorbrach; es war die Quelle des Limpopo oder Crocodilreviers. Einige hundert Schritte tiefer unten fuhren wir über den Fluß hinweg, ohne eine Spur von ihm zu entdecken; er setzte eben unter unsern Füßen seinen unterirdischen Lauf fort. — So habe ich zum ersten Mal den Limpopo überfahren, ohne ihn mit Augen zu sehen.

In dieser Gegend fanden wir die Bauern besonders freundlich und gastlich. Wo immer wir einkehrten, wurden wir herzlich aufgenommen. Wir waren inzwischen im wirklichen Gebirgslande angekommen. Die Berge mochten an 1500—2000 Fuß aus der Ebene emporsteigen, die Ebene selbst war völlig hügelicht, die höheren Bergspitzen zeigten die schroffen, zackigen Formen höherer Gebirge, und die Thäler senkten sich ganz gebirgsartig von den Höhen herab. Nach unten verliefen sich die Berge in Wellenlinien. So war es für uns mühsam, den schweren Wagen bergauf und bergab langsam fortschleppen zu lassen.

Endlich erreichten wir oben im Gebirge bei eintretender Dunkelheit einen Kafferkral am Felsrande, und bald darauf den Hof des alten Bauer Piet Barnat. In demselben lernte ich einen eben so offenen Kopf, als festen Charakter kennen, mit dem man über weltliche und kirchliche Dinge eingehend sprechen konnte. Ich benutzte die Gelegenheit, über Mission und Kirche mit ihm zu reden, und fand Verständniß und Dank. In Bezug auf das

Commando äußerte er, er sei noch nicht zu alt, um seine Knochen zu Markte zu tragen, und würde im gerechten Kriege gern Haus und Weib und Kind zurücklassen und das Gewehr ergreifen; aber Tyrann dürfe der Bauer nicht sein, der Schwarze hätte eben so gut sein Recht zu fordern, als der Weiße, und solche schändliche Menschen, wie Zoutpansberger Bauern, die den Schwarzen ihren erarbeiteten Lohn nicht gäben, sie mißhandelten, ihnen die Kinder raubten und sie todt schössen, müsse man lieber aufhängen, als ihretwillen einen ungerechten Krieg führen. „Für solche schändliche Menschen", sagte er, „will ich mein Blut nicht wagen, noch anderer Menschen Blut vergießen".

Der Mann erwies mir alle Freundlichkeit und versah mich reichlich mit Speise und Trank, verkaufte auch das Pferdefutter mir um ein Drittheil billiger, als der gewöhnliche Preis.

Von Makapaansport erzählte er, daß die Schwarzen in das Haus des Zendelings eingedrungen seien, dort ungestüm Kost verlangt und sich dann ungebührlich betragen hätten, und daß als der Zendling zum Zambock gegriffen habe, sie ihm ihre Gewehre entgegengehalten hätten, so daß derselbe habe in das Dorf flüchten müssen. Die Sache war, Gott sei Dank, anders, wie ich später erfuhr; die Schwarzen haben in dem Hause allerdings ihre Gewehre aufgenommen; aber doch nur, um mit denselben fortzugehen.

Donnerstag, den 25. April. Wir brachen früh auf und sahen schon aus ziemlicher Ferne, wie die Strahlen des Sonnenaufgangs den mit seinen Steinkralen den Anblick einer Felsenburg gewährenden Bauerhof beschienen. Dann fuhren wir anderthalb Stunden weit beständig bergab zu einem andern Bauer, W. G. Kock, in dem wir einen eben so liebenswürdigen jungen Mann trafen, wie seine Frau ebenfalls liebenswürdig ist. Die jungen Leute sind vor etwa sechs bis sieben Jahren aus der Gegend von Amalienstein hieher gezogen und kannten die Amaliensteiner Geschwister sehr gut. Mir war es wirklich rührend, die Freude des Bauern zu beobachten, als er in meinem Kutscher Jacobus den Jungen wieder erkannte, der in seines Vaters Hause als Sklave mit ihm aufgewachsen war. Auch unsern Johannes kannten sie sehr gut unter seinem früheren heidnischen Namen August, und waren sehr erfreut, als sie hörten, beide seien getauft. Alles mögliche thaten sie, um diesen beiden Schwarzen Liebe zu erzeigen. Sie gruben ihnen Kartoffeln aus, pflückten Granatäpfel für sie, versorgten sie mit Milch, Fleisch, Brod, Tabak und fragten dann immer wieder, ob sie auch sonst noch etwas bedürften. Ich bekam auch meinen Antheil an dieser Freude, wurde reichlich umsonst bewirthet und konnte die Hafergarben zu besonders billigem Preise bekommen. Wiederholt versicherte mich

der Bauer, wenn sein eigener Bruder gekommen wäre, er hätte nicht größere Freude haben können, als am Wiedersehen des Jacobus; und sein Benehmen bezeugte, daß dies nicht leere Worte waren. Geschäftig lief er immer hin und her, bald gegen mich die Wirthspflichten erfüllend, dann wieder an den Wagen, um mit meinen schwarzen Kutschern zu sprechen.

Eine ganz besondere Freude hatte er daran, daß ich ihm die Photographien der Amalienfteiner Geschwister zeigen konnte. Dafür, meinte er, würde er viel Geld ausgegeben haben, um diese Bilder zu sehen; Meyer wäre ein allzuguter Mensch gewesen und sie hätten sich oft gegenseitig besucht; auch Schmidt's wären so gute Leute. Ein hinzukommender Bauer Bota hätte gern einen Kutscherfattel eingerölt gegen seinen schlechteren. Da ich ihn nicht hergeben wollte, forderte ich 1½ Pfd. Sterl. zu seinem alten Sattel, während ich für den meinen nur 1 Pfd. Sterl. gegeben hatte. Er wollte es endlich auch bezahlen; dann aber verschwand er plötzlich, weil er kein Geld hatte. Das ist recht charakteristisch bei den Afrikanern. Was sie sehen, gefällt ihnen und sie wollen es kaufen; dann plötzlich aber, wenn sie bezahlen sollen, sind sie davon; — sie sind wie die Kinder.

Gerade mit Sonnenuntergang erreichten wir Prätoria. Es liegt in einem Thalkessel, nach allen Seiten hin von größeren oder kleineren Bergen, nördlich von der Kette des Magaliesberges mit seinen rund abgeschliffenen Felskuppen begrenzt.

Als ich die Dächer des Dorfes in der Abendsonne glänzen sah, jubelte ich — Alexander (Merensky) war sicher da, und ich freute mich unbeschreiblich auf das Wiedersehen. — Prätoria — Victoria — jauchzte ich in meinem Innern, und — plautz da lag ich; mein starker Apfelschimmel war zum zweiten Mal mit mir gestürzt; ich über seinen Kopf weg zur Erde geworfen, stand durch Gottes Gnade wohlbehalten auf, bestieg den Schimmel wieder und galoppirte vollends in das Dorf hinein.

Vor Bruder Knothes Hause angekommen, fanden wir dasselbe verschlossen; er erwartete mich zufolge meines Briefes später; Merensky war, durch Krankheit eines Kindes abgehalten, auch nicht gekommen. Ich sandte zu Sachse und ließ Knothe rufen; derselbe kam eilend; nach ihm langsamer seine neuvermählte Frau, Magdalene (geborne Winter) mit Sachse; das war ein fröhliches Begegnen. Abends hielt Knothe mit etwa 22 Taufkandidaten eine Bibelstunde in der aus Baumzweigen erbauten Interims-Kirche. Die Leute waren recht aufmerksam und gespannt, und machten einen guten Eindruck.

Freitag, den 26. April, kam früh morgens Bruder Sachse. Er wurde selbst hier angelaufen von einer Menge Menschen, die ärztliche Hülfe suchten. Er hat, ohne selbst an Homöopathie

zu glauben, einer Frau, die zehn Jahre lang vergebens bei allen Aerzten Hülfe gesucht hatte, in der Verlegenheit ein homöopathisches Mittel eingegeben, durch welches sie hergestellt ist, und hat in ähnlicher Weise auch andere glückliche Curen gemacht, und steht nun in dem Ruf eines ausgezeichneten Arztes.

Am Vormittage machten wir zunächst dem Präsidenten Pretorius auf seinem „Cantoor" (Geschäftsbureaux) unsere Aufwartung. Er war überaus freundlich und entgegenkommend, und freute sich besonders darüber, daß er ohne Dolmetscher holländisch mit mir sprechen konnte. Wiederholt versicherte er mich, daß die früheren Vorurtheile gegen unsere Missionare in der Republik fast ganz verschwunden wären; dieselben seien so brave und nützliche Leute, daß sie allgemeine Achtung sich erwürben, wohin sie kämen; und es würde wohl kaum noch ein Jahr dauern, bis mit Ausnahme etwa der rohen Zoutpansberger, das letzte Vorurtheil geschwunden sein werde. — Besonders in Pretoria, meinte er, sei die Stimmung gerade in ihr Gegentheil umgeschlagen; Bruder Knothe besäße die allgemeine Achtung, und besonders Sachse (der die Frauen der früheren Hauptgegner mit Glück ärztlich behandelt hatte) sei um seines biedern, aufrichtigen Wesens willen allgemein geschätzt; er selbst werde gewiß Alles thun, um unsere Sache zu fördern. Demnächst solle eine Station bei Saul eröffnet werden, und er werde dazu unseren Brüdern alle mögliche Unterstützung zukommen lassen. Obschon auch Seitens der Hermannsburger der Antrag um Erlaubniß zu einer Station bei Saul vorliege, werde er dennoch unseren Brüdern den Vorzug geben, weil diese Station für uns eine bequeme Verbindungslinie nach Makapaanspoort abgebe.

Er sprach von dem Commando, das er nach Zoutpansberg senden werde, und stellte mir anheim, meine Reise nach Norden unter dem Schutz dieses Commandos zu machen; auch zu Sekukuni werde er eine Commission schicken, die ich, wenn ich wollte, begleiten könne. Das Porto für die vielen in Bloemfontein zurückgehaltenen Briefe nach Europa versprach er zurückzahlen zu lassen.

Hernach machten wir einen Besuch bei dem reformirten Pastor Bögemann, welcher, obgleich Rationalist, sich zur Mission und zu Bruder Knothe freundlich stellt. Den Vicepräsident Viljoen und den Landdrost Moll und den General-Postmeister van Linden fanden wir nicht zu Hause. Am Abend kamen etwa funfzehn junge Leute zu Knothe ins Haus, um lesen zu lernen; sie waren sehr eifrig, und es ist zu hoffen, daß aus ihrer Mitte ein Nationalgehülfe gewonnen werden kann.

Sonnabend, den 27. April, mußte ich früh Morgens lange warten. Der Präsident hatte mir seinen Gegenbesuch zu 10 Uhr angesagt, und kam erst ½ 12 Uhr; er war ungemein

freundlich und entgegenkommend und blieb zu Tische über Mittag, und wiederholte mir, daß er alles Mögliche zur Förderung unserer Missionen thun werde. Der Landdrost, den wir am Nachmittag trafen, war ebenfalls sehr freundlich; er war früher ein scharfer Gegner der Mission, ist aber ebenfalls durch Sachses ärztliche Praxis umgestimmt. Auch der Gouvernements-Secretair Spruit, der früher Photograph und Schullehrer gewesen war und jetzt einer der angesehensten Männer im Staat ist, erwies sich sehr entgegenkommend, und schenkte mir aus seinem Vorrath mehrere Photographien und Negativ-Platten; ich schenkte ihm einige Berliner Photographien wieder, die um ihrer trefflichen Ausführung willen ihn sehr entzückten.

Sonntag, den 28. April, ging ich früh zu Pastor Bögemann in die Kirche. Derselbe predigte über die Auferstehung des Fleisches. Nachmittag hielt Knothe mit den Bassuto Gottesdienst. Die kleine Such-Gemeinde besteht aus etwa fünfundzwanzig Personen; Zuhörer aus den Heiden waren außer ihnen noch etwa 50—60 zugegen; die Taufkandidaten waren aufmerksam und, wie es schien, heilsbegierig. Knothe predigte nicht schlicht weg, sondern richtete zwischen durch einige Fragen an die Hörer. Nach ihm richtete ich auch an die Versammlung eine holländische Ansprache.

Am Abend war wieder Gottesdienst in der kleinen, von Sachse aus Baumzweigen erbauten Kirche; Knothe gab eine Auslegung einer alttestamentlichen Stelle aus Mose's Geschichte, ich hielt wieder eine Ansprache. Die kleine Gemeinde geht unter Knothe's trefflicher Leitung vorwärts, und es wird wohl nicht lange währen, bis die Erstlinge getauft werden können.

Montag, den 29. April, ritten wir früh aus Prätoria. Drei Kaffern aus Botshabelo, welche Sachse zur Reise nach Natal gemiethet hatte, begleiteten uns und halfen die Pferde jagen; ich ritt mit Sachse, welcher überall als berühmter Doktor angeredet wurde. Kranke trafen wir, da die Bauern sehr wenig regelmäßig leben und namentlich im Essen und Trinken sehr unvorsichtig sind, fast in jedem Bauerhause, in welchem wir einkehrten.

Wir kamen nun auf das Hoogefeld, welches wohl an 6000 Fuß über die Meeresfläche sich erhebt. Oben sind sanfte Hügel, zwischen denen Vleen (Thalvertiefungen) herab sich ziehen, theils kleine Bäche, theils tiefen Sumpf, theils beides in ihren tiefsten Linien bergend; die Gebirge sind nicht allzuhoch über der Ebene. Das Ganze macht, obschon oben schönes Gras wächst, das Land sehr schwierig, besonders zum Reisen, weil man diese Vleen entweder oberhalb des Auges der Quelle umfahren, oder mit großer Mühe die Moddertiefen durchfahren muß.

An einer Stelle trafen wir ein ganz schwach über der Ober-

Mittwoch, den 1. Mai, kehrte Sachse zu Pferde nach Prätoria zurück; ich aber ritt mit Merensky vorauf, weil es uns beide mächtig nach dem gesegneten Botshabelo hinzog.

Die Gegend wurde nach und nach bergigter, und namentlich der Elephantenfluß, den wir passiren mußten, und der Mohlotsi, der andere Quellstrom dieses Flußes, floß zwischen tiefen, steilen Ufern, zum Theil wildromantischen Felsgebilden, einher. Insonderheit bei Botshabelo selbst sind einige sehr schöne, wildromantische Uferparthieen, und auch schon wieder kleine Wälder, seit Kafferland und Vaalfluß die ersten nach der langen Reise über die öden, kahlen Steppenflächen.

Auf dem Hochfelde trafen wir große Schaaren von Wild, auch einen Trupp Strauße, die ersten, die ich wild laufend gesehen habe.

Da unsere Pferde sichtlich ermatteten, konnten wir nicht so schnell reiten, wie wir gewünscht hätten; auch den näheren Fußweg über den Klippenrand durften wir nicht wählen, weil die Hufe der Pferde bereits wund zu werden begannen von den scharfen, steinigen Wegen; so erreichten wir denn auf einem ziemlichen Umweg Nachmittags um vier Uhr endlich den Bergabhang, von welchem herab wir auf die unten im abschließenden Thal gelegenen Häuser von Botshabelo hinabblickten.

Drüben auf der anderen Seite des Thalgrundes erhebt sich auf hohem Bergesgipfel ein Fort, von Merensky und seinen Schwarzen erbaut zum Schutz gegen die drohenden Angriffe von Sekukuni und Mapoch. Er hat es Fort Wilhelm genannt. Von seinem Thurm aus flaggte mir die große schwarzweiße preußische Fahne heimathlich zum Gruße entgegen.

Der Blick war überraschend schön. Unten im Thalgrund die reichen Milisfelder, vorn unter dem Schutz der Schanze die Kirche und Merensky's Haus und Hoflage, um die Schanze her unmittelbar ein Kranz von Kafferhütten, in welchen diejenigen wohnen, die gewissermaßen als Leibgarde im Fall der Noth sofort die Schanze besetzen können; etwas ferner hin aus den Milisgärten heraus die beiden großen Krale, links die Bapedi, die von Sekukuni ausgeflüchtet sind, unter ihrem Häuptling Dinkonyane oder Johannes, dem Bruder Sekukunis, rechts die Bakopa von Gerlachshoop unter Ramopudu, Maleos Sohn; weiter hinten um die Schanze herum sitzen wieder in abgesondertem Krale die Leute von Masserumule aus Patametsane, — ein rechtes Botshabelo (Asyl) für die aus dem Heidenthum geflüchteten Neugetauften, die unter dem Schutze des Kreuzes Sicherheit und Frieden gesucht haben. —

Kaum war unsere Ankunft unten bekannt geworden, so strömten die Leute von allen Seiten zusammen und die lieben

Namen alle, die uns aus der Märtyrergeſchichte Sekukunis ſo werth geworden waren, traten mir nun als wirklich lebende Perſonen entgegen. Da war der blinde Kathedi, da war der ſcharfe Schütz Makuetle, da war Martinus Sewuſchan, der Starke, da war Jacob Mantladi, der ſinnende Denker, da war Stephan Moruti, da war der Königsſproß von Gerlachshoop, Ramopudu, und der von Thaba Moſſägu, Dinkonyane, der ſanfte Johannes, Sekwatis Sohn, da war Tlakale, Sekukunis Weib, deren Taufe das Signal zur Verfolgung gab, und deren wunderbare Errettung im Maisgarten den Brüdern Nachtigal und Endemann Gelegenheit zur beſchleunigten Brautreiſe darbot — und ſo mancher andere liebe Name ſtand nun leibhaftig vor mir. Einer von ihnen entblößte auf Merenskys Geheiß ſeinen Rücken, auf welchem die Narben der Geißelhiebe zu ſehen waren, die er um des Herrn willen erduldet hatte.

Da gab es ein Händedrücken und vielgeſchäftiges Grüßen, oft in der wunderlichſten Form: Dumela (ſei freundlich) ſagte der eine, und die Antwort lautet age! (ja wohl) oder dumela Morena (ſei freundlich, Herr), dumela Mynheer oder tama kxosi (tamachesehu) mynheer (ſei gegrüßet, Herr), tama Morena (ſei gegrüßet, König), oder tama sebate (ſei gegrüßet, Unthier, Ungeheuer von Kraft) oder tama tau etena (ſei gegrüßet, großer Löwe).

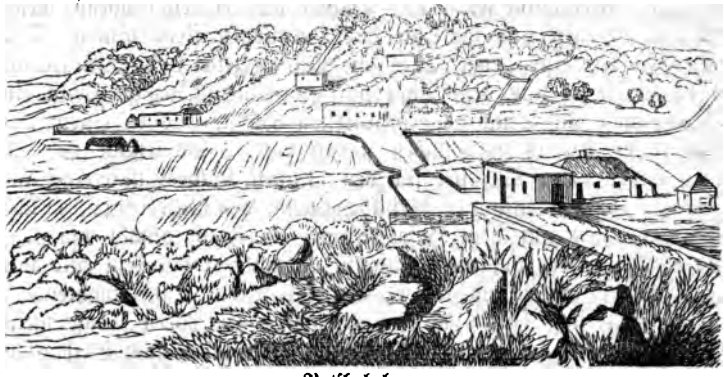
Nachdem ich einige hundert Händedrücke überſtanden hatte, gingen die Leute, die mit freudeſtrahlendem Angeſicht herangekommen waren, wieder in die Hütten zurück, und nun begann eine Kanonade, wie ich ſie ähnlich in Afrika noch nicht gehört habe. Die großen Flinten, aus denen ſie Kugeln, vier bis ſechs auf's Pfund, auf Elephanten und Löwen ſchießen, hatten ſie bis zum Berſten voll geladen, daß ſie faſt wie kleine Böller dröhnten, und damit bombardirten ſie wohl über eine Stunde lang oft im Einzelfeuer, oft in ganzen Salven. Die einzelnen Schüſſe, die ſpäter fielen, beſagten, daß die betreffenden Schützen erſt ſpäter vom Felde zurückgekehrt, doch auch ihr Gewehr zum Gruß abſchießen wollten.

Am Abend ging ich mit den Leuten in die gedrängt ſich füllende Kirche, welche lange nicht alle faßte, und hielt an ſie eine Anſprache und grüßte ſie im Namen des Herrn. Es ſind ungefähr 220 Getaufte auf der Station, und etwa 220 erwachſene Katechumenen, von welchen Merensky mit großer Vorſicht nur die Gefördertſten tauft. Auch jetzt hat er zwanzig und einige ausgeſondert, die ich noch vollends unterrichten und dann taufen ſoll.

# V.

## Beſuche in Botſhabelo. Kirchenbau. Chriſtliches Leben unter den Neugetauften. Die Nachbarſchaft.

Donnerſtag, den 2. Mai, bis heute, Mittwoch, den 8. Mai, verging unter Geſprächen allgemeinen Inhalts und Hausbeſuchen, Beſuchen der Umgend, Zeichnen, Schreiben des Tagebuchs ꝛc. Die Station iſt bereits mächtig herangewachſen; die Seelenzahl wird wohl bereits 650 betragen, die in vier Abtheilungen wohnen. Die Leute ſind viel offener und freimüthiger als ſonſt die Heiden, auch die Getauften auf den Stationen, die ich angetroffen habe. Vielfach kommen die Leute mit Fragen nach Auslegung ſchwieriger Bibelſtellen, oder mit ſeelſorgeriſchen Fragen und Bedürfniſſen. Nach Büchern hungern und geizen ſie, obſchon die von den franzöſiſchen Miſſionaren veröffentlichten nicht genau ihren Baſſutodialekt wiedergeben. Zu den allgemeinen Arbeiten ſind ſie gern willig und bereit; die Schanze haben ſie unentgelt-



Botſhabelo.

lich gebaut, ebenſo die Kirche aus Felsſteinen, die bereits viel zu klein geworden, einen Neubau nöthig macht. Auch bei den übrigen Häuſern haben ſie gegen Ertheilung der Koſt fleißig mitgearbeitet, ſo daß Merensky für kaum 200 Pfd. Sterl. Kirche, Wohnhaus, Hofgebäude ꝛc. hergeſtellt hat. Außerdem waren eine lange Reihe von Steinmauern, Steinkrale, zwei ſteinerne Brücken ꝛc. gebaut, während nach ſonſtigen hieſigen Preiſen kaum das Wohnhaus mit dem Gelde hergeſtellt ſein würde.

Bis jetzt wohnt Merensky in dem kleinen ſteinernen Nebengebäude, was nur ein Wohnzimmer mit Schlafkammer, und in

einem Anbau von Luftsteinen Merenskys Studirstube enthält. Das neue Wohnhaus hat zu beiden Seiten neben dem Eingangsflur je 2 Stuben, und soll noch eine Veranda bekommen, in welcher an beiden Seiten noch kleine Eckstuben angebracht werden können. Außerdem ist bereits erbaut ein großes, steinernes Haus als Lademanns Werkstätte, ein eben solches von gebrannten Steinen für Sachtleben, ein kleines Steinhaus, in welchem Sachtleben wohnt, und ein anderes solches, in dem Koboldt wohnt. Die Bakopa ihrerseits, die fleißiger und betriebsamer sind als die Bapedi, haben auch schon ihre Hütten wohnlich eingerichtet, während die der Bapedi zum großen Theil noch provisorisch sind.

Am Sonntag predigte ich über das Evangelium des Tages. Leider war Merensky heiser und der Bapedi-Dolmetscher hat nicht gut getolkt.

Am Donnerstag Abend kam eine große Parthie Weiber, welche Kost für mich gekocht hatten. Die eine brachte eine große Holzschüssel mit Milispappe, die andere einen Korb voll gekochter Bohnen, andere Kafferkorn, andere Pampunen, jede eine große Schüssel. Ich dankte ihnen, daß sie so schön für mich sorgten, daß ich nicht hungern müsse, griff dann nach Landessitte mit der Hand in die Maispappe und aß davon, und dann griff ich mit der Hand für jedes der Weiber eine Hand voll heraus. Sie streckten (Merenskys Frau und Tochter und er selbst voran) beide Hände entgegen und ich legte das Herausgegriffene hinein. Das sahen sie für eine große Ehre an, und verzehrten das Gegebene. Eben so aß ich aus dem Topf mit gebratenem Quagga-Fleisch ein Stück; auch ein Stück vom gebratenen Huhn, das in einem andern Topf, bereits in Stücken zerlegt war. Schließlich gab ich alles übrige, eine Schüssel für den blinden Kathedi und eine andere für den Küchenjungen zurückbehaltend, den Geberinnen, welche sofort draußen auf dem Hofe daraus ein Freudenmahl machten, indem sie knieend um die Schüsseln einen Kreis bildeten, und mit den Händen hineinlangend der Sache bald ein Ende machten.

Am Freitag hatte ich den Schmerz, zu hören, daß mein guter „Hengst", der mich so treu von Kafferland nach Bethanien getragen hatte, an der Pferdekrankheit leidend dastände. Schon zu Mittag kam die Nachricht, er sei verreckt, und ich sah seinen todten Leib oben in der Schanze. Schon am folgenden Tage kreisten über 50 ungeheure Geier um dieselbe.

Am Montag Abend begann ich den Taufunterricht, der mir sehr große Freude machte; die Leute geben so eingehende, verständige Antworten, und sind mit Bibel und Heilsweg besser bekannt, als die Confirmanden daheim. Dazu zeigen sie, daß wirklich innerliches Leben in ihnen geweckt ist. — Nächsten Sonntag, so Gott will, sollen sie getauft werden, und bald darauf gedenke ich die Reise nach Matlale und Gerlachshoop anzutreten.

Am Montag Vormittag hielt ich Schulprüfung. Die Schule ist noch in den Anfängen, was sich besonders im Lese- und Rechenunterricht, auch in der vorhandenen Schreibfertigkeit und im Singen kundgab. Dagegen war die Kenntniß der biblischen Geschichte sehr wohl gefördert und Catechismus und Bibelsprüche und Lieder befriedigten.

Im Laufe der Woche drängten sich die Leute, um in großen Schüsseln, Körben und Töpfen Essen für mich zu bringen; auch Kafferbier brachten sie in ungeheuren Quantitäten. Wenn ich das Betreffende entgegengenommen hatte, so war es mein Eigenthum und auch der Geber war dankbar, wenn ich ihm ein Stück davon zurückgab, und sah nicht scheel, wenn ich das Ganze an Andere vertheilte. Das Kafferbier mundete trefflich, ich mußte aber seiner medicinischen Eigenschaften halber bald aufhören, es zu trinken. Ueberhaupt waren die Speisen ungemein sauber und reinlich zubereitet, so daß man sich nicht scheuen durfte, davon zu essen; Bohnen-Pappe, Milis in mancherlei Gestalten, Kafferkorn-Pappe, alles brachten sie in solchen Quantitäten, daß ich für eine monatliche Reisekost genug gehabt hätte mit meinen Leuten. Ich beschloß daher, auch mein Gegengeschenk zu machen.

Donnerstag, den 9. Mai, sollte über den Bau der Kirche mit der Gemeinde berathen werden. Die jetzige Kirche, obgleich über 50 Fuß lang und 18 Fuß tief, ist lange nicht ausreichend, um die Gemeinde zu fassen. Ueber Hundert, meist Alte, Weiber und Kinder, kauern sich vor dem kleinen schmalen Fenster nieder, um einige Brocken aufzupicken. Merensky erbat deshalb 75 Pfd. Sterl. zum Bau einer neuen Kirche, welche nur dann so billig hergestellt werden könnte, wenn alle Handdienste unentgeltlich geleistet würden. Eine Gemeindeversammlung wurde also berufen; alle herangewachsenen Männer kamen und versammelten sich vor der Thür von Merenskys Studirzimmer, dicht neben ihm hockten Johannes (Sekukunis Bruder, Häuptling der Bapedi) und Ramopudu (Maleos Sohn, Häuptling der Bakopa); ich saß neben Merensky vor der Thür. Gerade vor uns hockte ein angesehener Mann, im weißen Kittel, der Merenskys Minister vorstellte. An diesen richtete Merensky, was er der Versammlung zu sagen hatte, und dieser erst sagte es den Fürsten, und diese dem Volk, obschon alle es deutlich aus Merenskys Munde selbst gehört hatten; aber das erfordert der Anstand und die Sitte. Merensky gab ruhig und klar seine Meinung kund, die Fürsten stimmten zuerst bei, und dann das Volk. Sie erörterten unter einander die Sache, sprachen auch wohl ruhig ihre Meinung aus. Aber die ganze Versammlung machte den Eindruck von festen, bestimmten Männern, die wissen, was sie wollen. Das kindische Wesen der Neger findet man bei den Bassuto auch in keiner Spur.

Ueberhaupt ist der Mann [illegible] verständig, lehrhaft; die Predigt ist mild und [illegible] ernsthaft, obgleich auch die Papeli sie zu manchmal Lachen zu gewöhnen beginnen. Diebstahl kommt nur sehr selten vor, der Ehebruch ist in den zwei Jahren des Bestehens der Verbindung ein einziger Fall dagewesen; und der Thäter kam selbst gekommen, um sich anzuklagen und um Verzeihung zu erbitten. — Fluch, die man von den alten Heidenzeit übrig geblieben sind, sind Rachsucht in manchen Fällen, und Undankbarkeit für empfangene Wohlthaten und Mangel an eigentlicher Familienliebe; alle Liebe des Vaters, nur zu sich, Weib und Kind, ist mehr oder weniger aus Eigennutz oder Furcht. Undank gegen Gott macht auch gegen Menschen undankbar, und so sehr die Leute sichtlich Merensky lieben und für ihn alles mögliche thun, so klagt doch auch er über Undankbarkeit der Leute für Wohlthaten, die sie hinnehmen, ohne viel zu denken, und die sie nur begehrlicher und dreister machen, mehr zu fordern. Im Uebrigen habe ich mich über die ganz Familienähnlichkeit, mit welcher diese Leute auch die letzten Reste von Heidenthum verwerfen, und wo sie sie bei anderen finden, zur Anzeige und Abschaffung bringen, gefreut, — sowie über die innige Liebe zu Gottes Wort. Die Bibel ist ihr höchster Schatz: wer eine solche besitzt, ist in ihren Augen ein Beneideter, und sie forschen mit großem Fleiß und kommen täglich zu acht und zehn Personen stark zu Merensky, um zu fragen, was dies, was das bedeute, was sie beim Bibellesen nicht verstanden haben. Auch andere kommen mit ihren Seelenbedürfnissen, und wäre nicht Merenskys gesunde Frömmigkeit allem gekünstelten und aufgeregten Christenthum abhold, so würde er mit Leichtigkeit heftige Gefühlserregungen, Erweckungen, ja römischen Ascetismus und Gesetzesstrenge bei Vielen dieser Christen anzünden können; denn sie sind wirklich eine in großer Kraft des Geistes lebende Gemeinde, die unseren europäischen nach vielen Seiten zum Muster hingestellt werden könnte.

Da mich die Gemeinde so reichlich mit Speise versorgt hatte, so ziemte es sich, daß ich ihnen ein Gegengeschenk machte in Gestalt eines Ochsen. Bruder Koboldt gab dazu seinen Bull her, und Merensky theilte der Versammlung mit, daß ich dies Geschenk machte. Aber auch hier, obgleich sichtliche Freude, doch gebührender Ernst. Keineswegs lief nun die ganze Gemeinde zusammen, um dies Fest zu begehen; sondern während die Uebrigen ihrer Arbeit nachgingen, wurde eine Commission zur Vollziehung des Aktes gewählt. Auf meinen Wunsch wurde der Bulle nicht geschossen, sondern auf Bassutoweise mit der Assagai erlegt. Zu dem Ende wurde er mit anderen Ochsen in einen Kral getrieben; der Assagaiträger mit zwei oder drei Assagaien in der Hand trieb die

ganze Schaar im Kreise umher, um einen geeigneten Moment zu dem tödtlichen Wurf zu finden. Nach etwa zwei bis drei Minuten stand er auf sechs Schritt dem Thier passend nahe und that seinen Wurf. Er traf nicht tödtlich, die Assagai brach ab, aber der junge Mann ging ruhig zu dem ängstlich sich an die Ochsen drängenden Thiere, zog die Spitze der Assagai heraus und warf eine andere. Das Blut strömte wie ein Springbrunnen aus der ersten Wunde; die zweite aber war tödtlich; der Bull konnte nicht mehr mit den übrigen Ochsen Schritt halten, sein Gang wurde matter, er wankte, fiel und begann lautlos zu röcheln. Man schnitt ihm ein Stück vom Ohr ab, um damit die Assagaiwunde zuzustopfen, weil das Blut auch Speise ist, die man nicht verlieren wollte. Noch wenige Minuten, so war das letzte Lebenszeichen verschwunden. Der Bull wurde zerlegt, die Haut bekam Johannes, das Fleisch bekamen die einzelnen Hüttenbewohner.

Am Nachmittag kam der blinde Joseph Kathedi wieder mit allerlei Fragen aus Gottes Wort. Ich fragte ihn, wie er zum Glauben gekommen sei, und er erzählte etwa Folgendes:

„Zuerst (vor vielen Jahren) habe ich das Wort Gottes gehört von Leuten, die unter den Weißen gearbeitet haben, die haben mir gesagt, daß alle Menschen von Einem Blute seien, und daß auch ein Gott sei, und ein Satan, aber Satan sei der Herr. Späterhin kam ein Engländer in Sekukunis Land, der machte Pulver, von dem hörte ich, daß der Sonntag des Herrn Tag sei, und daß man an demselben nicht arbeiten müsse. Späterhin kamen andere Leute, die unter den Weißen gearbeitet haben, die erzählten manche Geschichten aus der Bibel, auch aus dem alten Testament. Da gefiel mir besonders die Geschichte von Joseph, und die ist mir seitdem immer die liebste gewesen. Von nun an war ich begierig mehr von Gottes Wort zu hören, und fragte alle, die aus dem Lande der Weißen zurückkehrten; da kamen auch auch die Brüder Mantladi und Mafadi; die sprachen: Ja, ihr könnt zu Gott auch beten, selbst wenn ihr keinen Lehrer habt, Gott hört euch doch. Da beschloß ich, diese Leute zu prüfen, ob ihre Worte auch Wahrheit seien, und gab Acht auf ihren Wandel, und als ich sah, daß sie Sünden, die sonst in unserem Volke geschehen, nicht thaten, sprach ich: Ja, ihre Worte sind Wahrheit. Dann sagte ich, ich muß sie noch ferner prüfen, und sprach zu ihnen. Wenn eure Worte denn wahr sein sollen, so sagt mir doch, ob ihr auch Sünde thut. Aber sie haben gesagt, sie wollten sich gern bemühen, einen guten Wandel zu führen, das wäre aber sehr schwer, und sie fielen auch wohl in Sünde; dann aber bäten sie Gott, ihnen ihre Sünde zu vergeben. An diesen Worten habe ich gesehen, daß sie die Wahrheit sprachen. Und dann habe ich sie wieder geprüft, wie sie es machten, die Sünde zu verlassen.

Da hat Mantladi geantwortet: Es ist schwer, ein Christ zu sein, die Sünde überwältigt uns; aber dann bitten wir Gott um Kraft, daß wir anders werden. Daran habe ich wieder erkannt, daß ihre Worte wahr seien. So habe ich sie oft wieder gefragt, und habe zu Gott gebetet. Sie aber haben zu mir gesagt: Du mußt von der Hurerei ablassen, und das hat mir gefallen; und ich habe sie immer weiter gefragt. Das war die Zeit, als mein Mynheer Merensky in das Land gekommen ist, und von da ab weißt Du ja, wie ich durch Gottes Gnade zuletzt ein Christ geworden bin".

Dieser blinde Joseph hat etwas Sinnendes, ein sehr ausdrucksvolles Gesicht und tiefeingehende Fragen, mit denen er fast täglich zu Merensky kommt. Jetzt eben hatte er aus einer Betschuanen-Bibel das Hohelied unter die Hände bekommen. Da weiß er nun gar nicht, was er daraus machen soll, und sinnt und sinnt immerzu, das sei doch auch ein Stück von Gottes Wort, was das wohl möge zu bedeuten haben. Er ist dabei auch ein feiner Politikus, der Sekukunis geheime Gedanken sehr wohl zu errathen weiß, und so leicht durch seine glatten Reden sich nicht täuschen läßt.

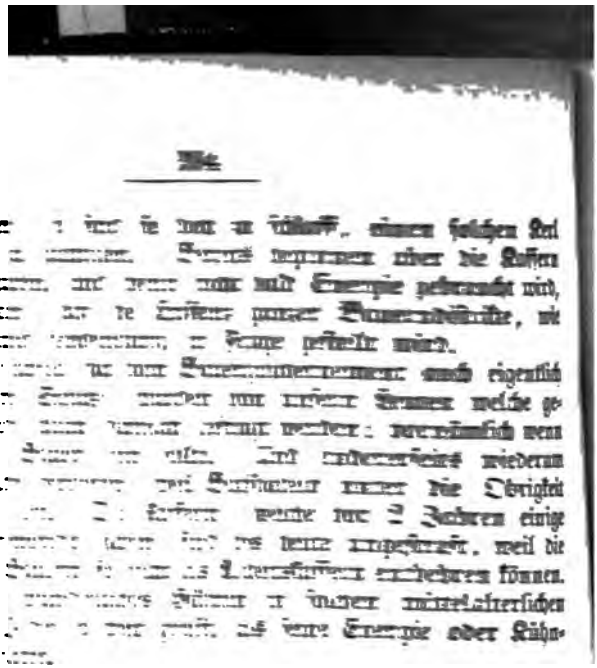
Freitag, den 10. Mai, machte ich Vormittag meine Correspondenz fertig, die auf fünfundzwanzig Briefe angewachsen, mit Einschluß des Tagebuchs mir diesmal über zwei Tage Zeit gekostet hat. Dann gingen wir durch die Krale, und wurden überall mit herzlicher Offenheit von den Leuten bewillkommt. Die Leute gehen fast nackt, nur eine Decke oder einen Fellkaroß um, welcher namentlich bei den Weibern Brust, Leib und Beine fast unbedeckt läßt, außerdem tragen die Weiber eine Schürze und hinten hinabhängend einen langen, in zwei Zipfeln auslaufenden Lederschurz; Arme und Beine verzieren sie gern mit Messingringen; um den Hals tragen sie reichen Perlenschmuck, durch die Ohren ein Stückchen Elfenbein, oder dreigezackt herabhängende Ohrringe; das Haar lassen sie entweder gekräuselt wachsen, so daß ich an die Haartracht der alten Assyrer erinnert wurde, oder sie scheeren es zu beiden Seiten des ovalen Kopfes von vorn nach hinten, so daß nur oben auf dem Kopf von vorn nach hinten ein Streifen stehen bleibt, einem Hahnenkamm nicht unähnlich. Ihre Lasten tragen die in den Gärten sehr fleißig arbeitenden Frauen auf dem Kopf, ihre Kinder tragen sie so zur Seite, daß dieselben auf der Hüfte reiten und mit einer Hand gehalten werden. Da habe ich das Wort der Weissagung verstehen lernen: Eure Töchter sollen zur Seite getragen werden! Die Männer sind, außer der Zeit, wo sie zur Jagd gehen, in den Kralen beschäftigt mit dem Anfertigen der Geräthe, mit dem Gerben der Felle, und mit dem zum Theil sehr künstlichen Nähen derselben; auch giebt es Leute, die sehr geschickt in Holz schnitzen und Körbe machen; ja einen

Maurer giebt es auch schon, und einen geschickten Büchsenschmidt.

Am Nachmittag ritten wir in die Feldmark, welche augenscheinlich viel zu klein ist für die Ernährung einer Bevölkerung, die die von Bethanien vielleicht bald erreicht haben wird. Bereits haben deshalb die Leute sich schon auszubreiten begonnen, und haben hier und da auf dem Grund und Boden eines benachbarten Bauernplatzes Gärten angelegt. Dies geht, so lange der Eigenthümer abwesend ist, wird aber voraussichtlich nicht lange gestattet werden. Was dann? Der Ankauf eines anderen, anstoßenden Bauerplatzes ist dringendes Bedürfniß.

Vor einiger Zeit treibt ein Mossuto die Kühe eines benachbarten Bauern, dem der Grund und Boden eben so wenig gehört, als dem Mossuto, von seinem dort angelegten Korngarten fort. Tags darauf bekommt Merensky einen Zettel von diesem Bauer, der charakteristisch genug ist: ge agte a merenschy, u moet order hou oor de Kaffers, helle heef myn besten weg ge Jaag na Willem Jakobs so warachtig schit ik de Kaffer doot so als het weer geberen. J. G. V. — Diesem liebenswürdigen Nachbar, der nur zwanzig Minuten von Botshabelo entfernt wohnt, und von dem Merensky sagt, daß er gelegentlich keine Umstände machen würde, um solcher Ursache willen einen Kaffer niederzuschießen, machten wir heute Nachmittag unsern Besuch.

Die Bauern im Distrikte Leydenburg (nördlich am Olifantsrevier) sind fast durchweg arm. So fanden wir van Rooi auch in einer kleinen Rohrhütte wohnend, deren ganzer Bau aus einem einzigen Zimmer ohne Zwischenwand bestand, und deren Wände nicht einmal genugsam mit Erde dicht gemacht waren. Es ist ein wunderlich Volk, diese Bauern; ihr Herz ist ein trotziges und verzagtes Ding. Sie wohnen auf dem Grund und Boden, welchen der berüchtigte Matabelenhäuptling Mapoch ohne Recht für sein Eigenthum erklärt hat. Mapoch sitzt in seinem Felsennest, das Bauerncommando legt sich davor und hat ihn so weit ausgehungert, daß seine Leute wie die Skelette umherschleichen; aber inzwischen kommt die Bestellzeit für die Bauern heran; sie können nicht länger im Feldzuge bleiben, sondern müssen unter allen Umständen nach Hause, wenn sie nicht nächstes Jahr selbst hungern wollen. So unterhandeln sie mit Mapoch, erkennen diesen Besiegten als Herrn des Grundes an und bezahlen ihm eine Abgabe an Vieh ꝛc. Der Zusammenhang mit den andern Bauern der Republik ist sehr lose; gefällt es diesen nicht, so kommt kein Commando zu Hülfe, und der Räuber Mapoch mit seinen 700 Bewaffneten hält einen ganzen Bauerndistrikt im Schach. Während es Bauern giebt, welche da, wo sie glauben, es ungestraft thun zu dürfen, ohne großes Bedenken Kaffern niederschießen,





[illegible] einen solchen Kerl [illegible] über die Kaffern [illegible] Energie gebraucht wird, [illegible] wie [illegible] gestellt wird.

[illegible] auch eigentlich [illegible] welche ge- [illegible] wenn [illegible] wiederum [illegible] die Obrigkeit [illegible] Jahren einige [illegible] weil die [illegible] entbehren können.

[illegible] mittelalterlichen [illegible] Energie oder Kühn- [illegible]

[illegible] Kehrum, [illegible] einerseits, [illegible] wir besahen [illegible] Mohlotsi [illegible] schlängelt sich [illegible] folgenden [illegible]

[illegible] Merensky, [illegible] gab mir [illegible] welcher er [illegible] beiden Jagd- [illegible] schloß [illegible] Anzahl größerer [illegible]

[illegible] ging, machte [illegible] Paviane aufmerksam, [illegible] unser „Leo“ und [illegible] als die Paviane sich [illegible] jagten die Hunde hinterher. Ich [illegible] während ein mächtig großer Pavian, [illegible] wie ein Fleischerhund, den Hunden den Rückzug ab- [illegible] Da ich für das Leben der Hunde fürchtete, blieb mir nichts übrig, als nun ebenfalls die Paviane zu verfolgen: meinen Revolver hatte ich geladen, mein Junge, Salomo Mahlatse, hatte auch sein Gewehr geladen, und so gingen wir in die Felsklippen, wo wir die Hunde von fern bellen hörten und sie zurückriefen. Wir fanden sie nicht mehr und kehrten nach dem Wege zurück. Dahin kamen dann hernach auch die Hunde und mit ihnen eine Menge nachgekommener Jungen aus dem Dorfe.

So gingen wir weiter, der eine trug meine Zeichenmappe, der andere das Butterbrod, der dritte die Weinflasche, der vierte das Zeichenbrett. Acht Mann hoch marschirten wir weiter bis zur Kloof, woselbst ich zeichnete.

Meine Reisegesellschaft ergötzte mich nicht wenig. Immer vergnügt, ohne allen Zank, obgleich Hunger im Leibe, weil sie nichts zu essen mitgenommen, und meine Paar Butterbrode, die ich mit den Jungen und mit den Hunden redlich theilte, doch nur den Appetit zu wecken hinreichten. Aber kaum an Ort und Stelle angekommen, machten sie ein Feuer an, an welchem nichts zu braten und in der Mittagshitze auch nichts zu wärmen war, — dann umstanden sie neugierig mein Zeichenbrett und riefen einander jubelnd zu: „nun schreibt er einen Palmenbaum, jetzt ist der Mohlotsi da, nun ist der Felsenkranz zu sehen ꝛc. Dann wieder lagerten sie um das Feuer und erzählten sich Geschichten, wie sie bei Lucas oder Johannes zu lesen seien. Dann sprach einer ein Lied vor und alle sangen es nach: „Schönster Herr Jesu". „Kommt, und laßt euch Jesum lehren", oder Reta morena („Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren".) Dann kramte der eine aus, was er an Katechismuswahrheiten und Liedern wußte, und die anderen hörten mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Und bei alle dem waren sie kindlich froh, scherzten und lachten, bis es um 3 Uhr wieder nach Hause ging.

Gegen Sonnenuntergang hielt Merensky die Beichte und am Abend hatte ich zum letzten Mal meine Taufcandidaten versammelt, welche mir in dieser Woche, wo ich sie unterrichtete, viel Freude gemacht hatten durch ihre verständigen, eingehenden Antworten und durch ihre sichtlich kundgegebene Heilsbegierde.

Sonntag, den 12. Mai, war wieder ein reicher Tag. Am Vormittag, wo Merensky predigte, empfing ich mit der Gemeinde das heilige Abendmahl. Merensky hat vor den Altar einen Vorhang gezogen, der nur bei der Liturgie und beim heiligen Abendmahl, wo die Gemeinde ohne Heiden versammelt ist, hinweggenommen, dagegen bei der Predigt, zu welcher Merensky den Talar ablegt, und bei welcher die Heiden zugegen sind, wieder vorgezogen wird. Die Sache war mir das erste Mal fremd, gefiel mir aber das zweite Mal sehr wohl. Am Abend war die Feier der heiligen Taufe, in welcher ich vierundzwanzig Erwachsene in die Gemeinde der Heiligen aufnehmen durfte. Ergreifend war die tiefe Andacht, welche ohne alle heftige Gefühlsüberreizung doch so scharf markirt in dem heiligen Ernst der Angesichter sich ausprägte. Rührend war es mir, daß ein altes Mütterchen, das nicht gehen konnte, auf allen Vieren zur Taufe herangekrochen kam, und daß eine andere bereits getaufte Frau mit ihrem zu tau-

fenden Mann herantrat, ihr Kind auf dem Arme, das mit dem Vater nun getauft wurde.

Nach der Taufhandlung segnete ich den Zebedäus, einen lieben, frommen, heilserfahrenen, lehrhaften, demüthigen Mann zu einer Evangelistenreise ein. Er soll zu Mampuru, Sekukunis Bruder, gehen, und weil uns vor der Hand die Thüren in Sekukunis Volk verschlossen sind, soll er die wenigen noch übrigen Christen dort im Lande stärken und trösten, die Wankenden kräftigen, die Erlahmenden aufmuntern und das Feuer brennend erhalten, welches in Sekukunis Lande noch keineswegs erloschen ist.

Montag, den 13. Mai. Heute früh war wieder Volksversammlung; Merensky theilte die Arbeiten aus zum Kirchenbau; nächsten Montag sollen die Leute allesammt die Felssteine zum Fundament herantragen; dann sollen sie Steine formen, Ziegelofen brennen und nach der Reihe die Handlangerdienste thun. Es war erfreulich zu sehen, wie willig die Leute sich bezeugten und wie sie scherzten und fröhlich waren. Merensky versteht es freilich auch meisterhaft, mit ihnen umzugehen; allzeit gemessen, daß sie wissen, sie haben es mit dem Baas zu thun, und doch wieder munter, auch einen Scherz sich erlaubend, daß sie immer bei guter Laune bleiben. Heute, sagte er, der Messelar (Maurer), der alte Extra (er ist ein Norweger, ein geschickter Mensch, der bei jeder Gelegenheit das Wort extra gebraucht; früher dem Trunk ergeben, hat er in Botshabelo Erlaubniß nachgesucht und gefunden, sich anzubauen unter der Bedingung, daß er das Trinken läßt), würde mauern, sie aber werden ihm Handlangerdienste thun; er werde sie viel schelten, aber darüber sollten sie sich nicht wundern, das thäte er immer. — Allgemeine Heiterkeit.

Wiederum kaum eine halbe Stunde, so war das Geschäft vollendet, alle einzelnen zu ihrer Arbeit aufgezeichnet und mit Anweisung versehen; und ohne Säumen kehrte jeder zu seiner Arbeit zurück.

Wir aber ritten hinüber nach dem neu anzulegenden Dorf Nazareth, etwa anderthalb deutsche Meilen von Botshabelo entfernt, woselbst heute der Landdrost Potgieter war, um über einen Prozeß zu entscheiden und woselbst andererseits zwei Bauerhöfe verkauft werden sollten, um eine Schuld von sechszig Pfd. Stri., die Bruder Endemann von dem Besitzer einklagen wollte, zu decken. Unterwegs ritten wir etwas rechts aus an einen Felsenrand, welcher einen köstlichen Blick in eine Felsenschlucht des Mohlotsi gewährt, der hier in Schlangenlinie durch ein breites Steinthal sich hindurchwindet.

Gegen halb elf Uhr kamen wir in die Nähe des Dorfs oder der „Stadt", wie ein uns begegnender Engländer, den wir fragten, woher er käme, zur Antwort gab. Ich sah eine einzige

Hütte, und etwas ſpäter ein einziges Haus, in welchem der Agent des zu gründenden Dorfes wohnt; das war alles; dazu eine Waſſerſchlot und kaum ein Kennzeichen, wie die Erben vertheilt waren. Vielleicht ſchon nach fünf Jahren wird dort ein ſtattliches Dorf ſtehen. Der Bau der Kirche iſt bereits ausgeſchrieben, die Erben ſind verkauft und die Sache geht vor ſich. — Gelangt der Freiſtaat zu größerer Blüthe, ſo wird nach wenigen Jahren dort das Dorf zu einer ziemlichen Stadt herangewachſen ſein.

Wir trafen den gefälligen Auktionator Herrn Roth, der nur auf unſere Ankunft gewartet hatte, um mit dem Verkauf der Plätze voranzugehen. Da kein Bieter da war, ſo erſtand Merensky zwei große Bauerplätze in Endemanns Namen für 24 Pfd. Strl. Nachher wurden allerlei Kaufmannswaaren verauktionirt, und es war ergötzlich zu ſehen, wie die Bauern ſich in die Höhe trieben. Merensky erſtand zwei neue Raſirmeſſer für 2 Shilling und eine gute Milchkuh für 2 Pfd. Sterl. 1 Shill., — es iſt eben kein Geld im Lande.

Potgieter iſt ein Mann mit klugem Geſicht; er äußerte ſich ſehr freundlich über unſere Miſſionare und hoffte ſehr, Bruder Nachtigal in Leydenburg zu behalten. — Seitdem nämlich die Bauern von den ärztlichen Kenntniſſen der Brüder Nutzen ziehen, haben ſie ſich mit den Zendelingen in hohem Maße ausgeſöhnt.

Am Nachmittage zurückgekehrt, packten wir unſere Sachen, um, ſo Gott will, morgen den Ochſenwagen früh voranzuſchicken und ſelbſt zu Mittag zu Pferde nachzufolgen. Vormittags hat Potgieter ſeinen Beſuch uns verſprochen.

---

## VI.

### Reiſe von Botſhabelo nach Gerlachshoop. Vermaakt. Hendrik Grobeler. Gerlachshoop. Maleo's Felſenkopf.

Dienſtag, den 14. Mai. Nachdem wir bis 11 Uhr vergebens auf Potgieters Beſuch gewartet, beſtiegen wir halb zwölf unſere Pferde, um die große Reiſe über Gerlachshoop nach Mankopanes Land anzutreten. Der Wagen war ſchon früh vorausgegangen auf einem anderen Wege. Wir ließen unſere Pferde ausgreifen, grüßten kurz bei Nachbar van Rooi und erreichten ſchon nach anderthalb Stunden den kranken Bauer Jacobſon, der faſt 3 Meilen entfernt wohnt.

Der Weg führte uns bergab, immer tiefer an wilden Felskloofen vorbei und durch hochbewachſene Grasflächen, in welchen

Was
Das
haben
haben
nicht
das
Kum
diesen
ihr
Schlu
selbst

Gemei
es nic
so wa
Gemei
Er ab
Frage
entsch
weiter
will ic
daß si
gunge
Eurem
Voll!
und sp
müsse
werden
Schluß
und T
auf
noch
sie nic
abgeh
men
sie un
daß si

ohne
gekni
Die

mir
nalit

er bald ſich ganz verlor, ſo daß wir auf die Kenntniß verwieſen blieben, die Merensky und Koboldt von den das Thal begrenzenden Bergen beſaßen.

Die Gegend iſt ſchon viel bebauter geweſen, und Wege, die vor ſechs Jahren viel befahren waren, ſind heute durch hohes Gras bis zur Unerkennbarkeit bewachſen. Vor etwa drei Jahren nämlich hatten die Bauern gegen den gar nicht ſehr ſtarken Kaffercapitän Mapoch einen Krieg; ſie ſchloſſen ihn in ſeinen Felslöchern ein und hungerten ihn ſo aus, daß ſeine Leute wie Gerippe umhergingen und er zur Uebergabe genöthigt war. Aber kurz vor dieſem Zeitpunkt kommt die Ungeduld in das Lager der Bauern; ſie fangen an zuerſt einzeln, dann in Maſſen vorzugehen, um ihre Aecker zu beſtellen; dadurch bekommt Mapoch Luft und ſchließt einen günſtigen Frieden. Bald darauf verſpricht Paul Krieger, der General von Transvaal, den Leydenburgern mit einem Commando zu Hülfe zu kommen, um den Mapochſchen Räubereien ein Ende zu machen; die Leydenburger ziehen auch in die Lager; der Krieg beginnt, aber das Commando bleibt aus; die Leydenburger, allein zu ſchwach, müſſen den Frieden mit Vieh erkaufen, nachdem eine große Menge ihrer Plätze durch Mapoch niedergebrannt und verwüſtet war. Seitdem betrachtet ſich Mapoch als Herrn des Landes; ſeine Banden ziehen durch das Land, bewaffnet und unbewaffnet, und trotzen den Bauern, brennen ſogar ab und zu ein Haus nieder und drohen mit Mord; ja ſie haben ſchon Bauerkaffern ermordet, und in letzter Zeit haben ſie die Bauern ſogar aufgefordert, ihre Abgaben nicht mehr nach Pretoria, ſondern an ſie zu bezahlen, weil ſie Herr des Landes ſeien. Und die Bauern? — müſſen es ſich gefallen laſſen. Der Leydenburger Diſtrikt iſt arm, viel Vieh iſt den Kaffern nicht abzunehmen, auch haben ſie nicht viel Kinder, die den Siegern als Beute zufallen könnten; es iſt alſo für die Leydenburger keine Hülfe von Seiten des Staats zu erwarten, ſie müſſen ſich helfen, ſo gut ſie können.

Erſt kürzlich iſt, wie man uns erzählte, ein Bauer zu Mapoch gegangen, um: „vrede te reulen“ (Friede zu erkaufen); eine jährliche Abgabe von 8 Ochſen zahlen ſie ſchon jetzt regelmäßig. Der einzige, der Mapoch die Spitze bietet, iſt Merensky in Botſhabelo, der, gedeckt durch ſeine Schanze und eine Anzahl trefflicher Schützen in ſeinem Volk, nicht blos keine Abgabe zahlt, ſondern auch den Mapochſchen, nachdem dieſelben einige ſeiner Leute meuchlings ermordet haben, verboten hat, das Landgebiet von Botſhabelo zu betreten, ſo daß kein Mapochſcher mehr dies wagt. Mapoch (oder vielmehr ſein Sohn und Nachfolger Nyekelele) wüthet und hat mehrmals gedroht, Botſhabelo zu überfallen; aber ihm iſt das Herz dazu entfallen, ſo ſehr, daß der nahe bei

Botshabelo wohnende Unterhäuptling Mapochs, Mokibe, sich von ihm losgesagt und Merensky Freundschaft angeboten hat.

In Botshabelo aber ist alles auf dem Kriegsfuße, die Häuser und Steinmauern schußfest, die Schanze fast fertig, mit einer auserlesenen Schaar Schützen umgeben, deren Krale unmittelbar unter der Schanze liegen, und deren Hauptmann, Jacob Makuetle, ein sehr gefürchteter Elephantenjäger und ebenso umsichtiger als frommer Mann ist. Derselbe war unser Begleiter auf der Reise und ich habe ihn sehr lieb gewonnen. Auf unserem Wege trafen wir aber überall niedergebrannte Bauerhäuser, verwüstete Gärten, unwegsam gewordene Wege und furchtsame Bauern gegenüber ganzen Banden von Mapochschen, die mit ihren wüsten Gesichtern das Land durchstreiften, und nie grüßen, weil sie Merensky sehr gut kennen. — Unser Weg führte uns zuerst noch bei bewohnten und verlassenen Bauerplätzen vorüber, dann durch eine sehr romantische Felskloof, in welcher zu unseren Häupten die kühnsten schroffen Felshäupter, zu unseren Füßen ein durch prachtvolle Bäume, Farren und Kräuter schäumend herabbrausender Bach uns begleitete.

Nachdem wir vier Stunden scharf geritten waren (etwa 6 deutsche Meilen), erreichten wir den Platz von Lodwig de Jager gegen Abend. Bis zum nächsten Bauer Vermaakt waren es noch anderthalb Stunden, und wir hörten, daß auf dessen Platz ein Löwe sich umhertrieb. Weil aber unser Reiseplan es mit sich brachte, so machten wir uns dreiviertel Stunden vor Sonnenuntergang doch noch auf den Weg. Wir mußten einen steilen Bergpaß zuerst ersteigen, bei welchem wir unsere Pferde leiten mußten, da er voll Klippen und Steilen war; mein armer Gelber (Durland) dauerte mich mit seinen durch die lange Reise schon wunden Hufen.

Als die Sonne eben untergehen wollte, verloren wir den Pfad in den Büschen und schlugen eine Zeit lang einen falschen ein, der uns mitten in die Felsenwildniß führte. Merensky wurde des Irrthums noch zeitig genug gewahr, und wir fanden den rechten Weg wieder, der uns mit dem letzten Tagesschimmer zu dem Hause von Vermaakt brachte, woselbst wir die freundlichste Aufnahme fanden. Sie erzählten uns, daß der Löwe vor vierzehn Tagen in ihrem Garten gewesen sei, und daß man vor zwei Tagen ihn unweit des Hauses habe brüllen hören.

In der Nacht wurden wir alle aufgeschreckt, aber nicht durch einen Löwen, sondern durch einen Ohrwurm, der Merensky ins Ohr gekrochen war und ihm die heftigsten Schmerzen verursachte. Derselbe ließ sich einen Löffel warmes Oel ins Ohr gießen, welcher den unverschämten Eindringling sofort tödtete. Am fol-

[illegible] aus dem Ohr heraus. Ich [illegible]

[illegible], den 15. Mai. Wir verließen bereits mit dem [illegible] unsere freundlichen Wirthsleute, um nach [illegible] zu [illegible]. Die Gegend wurde allmählich [illegible] dem Ziegenrücken im Riesengebirge; die [illegible] waren [illegible], obgleich wasserarm, zumeist mit ziemlich [illegible] nur die Wege wurden immer unkenntlicher, weil, nachdem Maleos Volk ausgerottet ist (von den Bauern durch die [illegible]), den Bauern die Arbeiter fehlen und eine sonst reiche Gegend wüst zu werden beginnt. Einen Contrast zu der Wüste bilden die Granat- und Lemonen-Bäume in den noch stehenden Bauerplätzen.

Auch beim Bauer Taute fanden wir gute Aufnahme. Derselbe begleitete uns durch Sumpf und Haide und Felsklippen bei Maleos früheren Wohnplätzen vorbei bis zu dem Punkt, wo oben auf dem Kamme des Berges zwei Fußwege sich scheiden. Von Maleos Häusern standen noch zahlreiche Steinhaufen und Krale, die ruinenartig aus dem Grase hervorragten. Hier hat er früher mit seinem Volk gewohnt, bevor er seinen Felskopf bei Gerlachshoop bezogen hatte. Unser Gebirgspfad war romantisch schön, aber entsetzlich steil und felsig, bisweilen an Abgründen hart und enge vorbeiführend, so daß wir unsere Pferde leiten mußten.

Es war gegen zwei Uhr, als wir unser liebes Gerlachshoop erreichten. Aber das war ein jammervoller Anblick. — Das Wohnhaus hatte sein Dach eingebüßt, in den Zimmern wuchs hochauf das Gras; zwei mächtige Ricinusstauden bedeckten fast den ganzen einen Giebel, während der andere einen Riß hatte von oben bis unten; Thüren und Fenster waren ausgenommen, und ringsum war wüstes Gras und Unkraut, zum Theil mannshoch. Weiterhin streckte ein verlassenes Dach die dürren Sparren himmelan, von der Kirche waren die Eingangspfeiler eingestürzt, durch den weiten Eingang sah man wüstes Gebälk und Sparrwerk, mit Stroh, Vogelnestern und allerlei Unrath gemengt, während dem Eingang gegenüber der aus Stein gemauerte Altar von zwei kleinen gothischen Bögen und Ecksäulen getragen wurde. Die an die Kirche angebaute Kupfernagelsche Wohnung war im Verfallen begriffen; aber an der frischen Streu war zu erkennen, daß sie wandernden Kaffern als Nachtlager dient. Die Küche hatte noch Dach, Schornstein und Feuerheerd, aber auch ihr Boden war mit dürrem Grase bedeckt, welchem man, seiner vielen Bewohner wegen, sich nicht allzusehr nahen durfte. Der Brunnen war eingestürzt, der Kral stand noch, war aber durch und durch mit Gras und Unkraut bewachsen. Neben dem Hause streckten die verdorrten Zweige der Pfirsichbäume ihre Aeste nach oben, die

wasserlose Schloot und der ausgetrocknete Damm hatten ihren Wurzeln keine Nahrung gegeben; nur noch ein oder der andere Baum, sowie eine Granatenhecke hatten kümmerlich ihr Leben gefristet, und eine von Würmern halb zernagte Granatfrucht war das einzige Genießbare.

Neben den Häusern standen noch eine Menge, größtentheils zerbrochene oder zerborstene Thongefäße von Maleos Volk her, — weiter hinaus nichts als hohes Gras, und ein stachliches Gewächs, das seine leicht lösbaren Stacheln so bereitwillig an uns abgab, daß wir alle bald wie die Stachelschweine aussahen.

Wir zündeten ein Feuer an, und Koboldt suchte mir aus dem Unkraut heraus einige Früchte, die man hier appel der liefde (Liebesäpfel) nennt, deren süßsäuerlicher Geschmack unserer ausgedorrten Zunge wohl behagte.

Wir hatten mit Sicherheit darauf gerechnet, daß unsere Kaffern schon vor uns bei dem Platz angekommen sein würden, aber sie waren nicht da. Waren sie vielleicht einem Trupp des Mapochschen Raubgesindels in die Hände gefallen? Gerade auf diesem Wege hatten die Mapochschen vor Kurzem einige der Unseren ermordet und erst vor wenigen Wochen hatten sie einen Raubmordanfall auf unsere Postkaffern versucht.

Wir ritten um die Bergecke, bis wir den dreiviertel Stunden entfernten Bergkopf Maleos sahen. Es wurde dunkel, wir kehrten durch das Dorngestrüpp, das die früher so belebten Fußsteige bereits unwegsam gemacht hatte, nach Gerlachshoop zurück, — unsere Kaffern waren noch nicht da.

Es war die höchste Zeit; wir mußten weiter, wenn wir noch vor dunkler Nacht den anderthalb Meilen entfernt wohnenden Hendrik Grobler erreichen wollten. Merensky war seiner Sache ganz sicher, auch in der Nacht diesen Pfad zu finden, den er hundert Mal geritten war. Aber, obschon der Mond hell schien, hatten wir bald den Pfad verloren; er war ganz zugewachsen, das Gras bisweilen so hoch, daß es 2—3 Fuß den Kopf des Reiters zu Pferde überragte; dann kamen wir in die Sümpfe und an tiefe Schlooten, die bisweilen sechs bis zehn Fuß tief schroff vor uns gähnend das Weiterreiten verwehrten. Endlich fanden wir eine Art Pfad, und im Mondschein erreichten wir das gastliche Haus von Groblers, welche uns als alte liebe Freunde aufnahmen. Die Pfirsichbäume und Apfelsinen seines Gartens waren das letzte Zeichen von Cultur, welches wir für eine Zeit von mehr als einer Woche sehen sollten. Bei Groblers erwarteten wir unsern Wagen, aber auch der war noch nicht angekommen; wir mußten uns also so gut und bequem einrichten, als dies in einem zweischläfrigen Bauergastbette möglich ist.

Donnerstag, den 16. Mai, ritten wir, nachdem wir zur Vorsorge glücklicher Weise ein handfestes Frühstück eingenommen hatten, nach Gerlachshoop zurück. Dort trafen wir unsere Kaffern alle; sie hatten ein Kudu geschossen, ein sehr geschätztes Wild; seine Gestalt ist dem Hirsche ähnlich, nur viel größer; seine Farbe dunkelgrau, mit schwarzen Querstreifen vom Rücken herab, unter dem Bauche weiß, sein Geweih wie lange, leierförmig spiral gewundene Rindshörner.

Während unsere Leute dabei waren, das Wild auszuwaiden, gingen wir drei, unseren Pferden die magere, dürre Weide gönnend, zu Fuß nach Maleo's Kopf. Wir gingen um den Gerlachshooper Berg, überschritten ein kleines Bächlein und erreichten, durch Dornen und hohes Gras uns windend, nach dreiviertel Stunden die alte Stadt.

Wohl an tausend Bakopa-Häuser, aus denen man noch vor vier Jahren Jubel und Gesang schallen hörte, starrten nun als frische Ruinen durch die Graswüste; ab und zu eine Hecke von Feigenkaktus, dessen Früchte wir aßen, oder ein Pfirsich- oder Feigenbaum gewährte kümmerliche Abwechselung. Die Häuser, kreisrunde Lehmmauern von sechs Fuß Höhe, deren Dächer von Holz und Stroh an jenem Schreckenstage niedergebrannt waren, forderten gleichsam auf, sie doch wieder zu bedecken und zu bewohnen.

Ich ging durch den mit der Kaktushecke fast undurchdringlich gemachten Chorông, den großen runden Versammlungsplatz des Volkes, der früher Nacht und Tag hell erschallend, nun stumm war, wie das Grab.

Während ich eine Skizze zeichnete, gingen Merensky und Koboldt den Berg hinan, um durch das Gestrüppe einen Weg nach dem Gipfel zu bahnen. Bald sah ich eine Flamme auflodern, und es dauerte kaum zehn Minuten, da brannte der ganze große Berg, die ganze Stadt mit allen ihren Häusern noch einmal lichterloh; das dürre Wintergras leuchtete auf, wie Pulver; der hohe Felsenkopf brannte bis zu der Stelle, wo ungeheure Euphorbienbäume und Aloehecken dem Feuer eine feuchte Schutzwehr entgegenstreckten. Aber bald hatte auch der zweite der drei Felsköpfe Feuer gefaßt und brannte lichterloh, eine ungeheure Rauchwolke wirbelte himmelan und veranschaulichte mir lebhaft jenen Schreckenstag, den 10. Mai 1864, da die Swazi zum ersten Mal die Stadt verwüstet hatten.

Maleo, der Kaffernfürst, hatte Jahre lang das Evangelium gehört, zeitweise angenommen, dann aber wieder von sich gestoßen. Zuletzt war er in seinen Lästerungen so weit gegangen, daß er ausrief: „Wer ist Gott? Piet Nell (der Felskornet) ist mein Gott! Ich will verdammt werden! ich will in die Hölle!" Dies Gebet und diese Lästerung war himmelwärts gelangt. Die Bauern

hatten eine Schuld einzufordern von ihm. In früheren Tagen hatten sie ihn gefangen, ihm ein Gebiß in den Mund gelegt und ihm mit dem Zambock den Rücken zerbläut; dann hatten sie ein Commando gegen ihn gesandt, das mit Hülfe einer Kanone den Kopf leicht einzunehmen glaubte. Die Kaffern aber waren auf der Hut und gute Schützen, und während eine Kanonenkugel über ihre Häupter hinschwirrte, die andere zu ihren Füßen einschlug, hatten sie eine Anzahl der Angreifer erschossen, ohne selbst einen einzigen Todten zu verlieren. Wenn die Bauern aber ein Kafferkommando aussenden, so liegt es ganz außer ihrer Berechnung, daß sie, obschon sie Hunderte von Kaffern niedermetzeln, auch einen Mann verlieren. Sie waren also über den Tod ihrer Leute so bestürzt, daß sie unverrichteter Sache abzogen.

Maleo triumphirte. Zwei Männer, meinte er, gebe es nur in der Welt, die die Bauern besiegen könnten; der eine sei Moschesch, der andere er. Die Bauern aber, auf Rache sinnend, riefen eine Horde Kahlkaffern, Swazi, ins Land, denen sie die Beute versprachen, falls sie das Volk mordeten. Am 10. Mai 1864 kamen sie an. Bald schallte es: Jo! Jo! durch die Krale. Maleo in seinem Uebermuth gab seinen Schützen nicht einmal Pulver, weil die Kahlkaffern doch den nicht besiegen könnten, der die Bauern zurückgeschlagen habe. Die Schützen ziehen aus. Noch ehe die nur mit Assagaien bewaffneten Swazi an die Stadt kommen, richten die Bakopa unter ihnen ein entsetzliches Blutbad an, so daß sie zurückfliehen. Triumphirend folgen ihnen die Bakopa, ihre Weiber und ihr Vieh auf den felsigen Gipfel des Berges flüchtend.

Aber während die Gesammtmacht der Bakopa die Feinde verfolgt, verzweigten sich diese und schickten eine Abtheilung von der anderen Seite den Hügel hinauf, den die Bakopa in ihrer Verblendung mit Wachen zu schützen versäumt hatten, obschon eine ganz geringe Abtheilung zum Schutz der steilen Klippen hingereicht hätte. Da mit einem Male hören die Kämpfenden hinter sich das gellende Geschrei der Weiber und Kinder, unter denen die eingedrungenen Swazi morden, und sie sehen den Rauch der in Flammen aufgehenden Stadt. Darüber entfällt ihnen der Muth und, fast wehrlos wie die Schafe, werden auch sie niedergemetzelt. Das war der 10. Mai 1864, das Ende von Maleo und seinem Volk. Jetzt ist die sonst von 3000 Seelen bewohnte Stadt eine Wüste. „Mägdeburg" hieß ihr Name auf Seputo. Unser Mageburg wurde von Tilly ebenfalls am 10. Mai zerstört.

Nun gingen wir den brennenden und rauchenden Berg hinauf; da stand noch der Feigenbaum, von dessen Frucht sonst unsere Brüder gegessen hatten, und der Morula-Baum, unter dem sie dem Maleo gepredigt hatten. Vor demselben lag noch in zwei Hälften gespalten der Büffelschädel, auf dem Maleo beim

Gottesdienſte zu ſitzen pflegte; die mit Farben friſch und ſchön gemalten Wände zeichneten Maleos Haus vor den anderen aus. In den Höfen lag es voller Scherben und Thonkrüge; die Fußſteige, die die einzelnen Abtheilungen der ausgedehnten Stadt mit einander verbanden, waren durch den Graswuchs hindurch deutlich zu erkennen.

Wir gingen über die glimmenden Aſchenhaufen und die rauchenden Trümmer fort höher hinauf auf den Felskopf. Es war ein mühſames Steigen, denn oben wurden die Felsklippen ganz ſteil, und Schanzmauern hatten alle Zugänge verſchloſſen. Hinter einer derſelben ſahen wir das erſte Gerippe.

Aber je höher wir kamen, je grauſiger wurde der Anblick. Zu Fünf, ja Zehn und Zwanzig lagen die Schädel und Gebeine neben einander aufgehäuft, meiſtens Schädel von Weibern und Kindern; der ganze Felsberg von Maleo iſt Ein großes Beinhaus und ein Zeugniß geworden der ewigen Wahrheit, daß Gott ſein nicht ſpotten läßt.

Wir blieben eine Zeit lang auf dem Gipfel und ſahen hinab in die nach oben offenen Häuſer, die, wie die Kochtöpfe, zwiſchen dem Feuer und Rauchdampf emporſtarrten, und auf den noch hell brennenden Nachbarberg. Dann kletterten wir mit Mühe hinab durch Dornen und Geſtrüpp zur Quelle und kamen erſchöpft zurück nach Gerlachshoop.

Nachdem ich hier eine Skizze genommen hatte, blieb uns noch eine Stunde Tageslicht, gerade Zeit genug, um den Wagen, den wir durch Grobler zu einem gewiſſen Felskopf hatten hindirigiren laſſen, noch vor Sonnenuntergang zu erreichen. Quer durchs Feld, ohne Weg und Steg, über ſcharfe Klippen, ritten wir ſpornſtreichs durch Dorn und Gras. Zur Vorſorge hatten wir einen unſerer Kaffern vorausgeſandt, der uns die Nachricht brachte, er ſei dem Wagen unten im Buſchfeld begegnet und habe ihm geſagt, er ſolle auf uns warten.

Genau mit Sonnenuntergang erreichten wir den Felskopf mitten im wüſten Buſchfeld — aber vom Wagen war keine Spur; wir ritten auf eine Anhöhe, von der man weit hinaus das Feld überſchauen konnte — keine Spur vom Wagen.

Was ſollten wir thun; zu Grobler zurück waren zwei Meilen und es wurde zuſehends dunkel; zurück nach Gerlachshoop waren nur anderthalb Meilen, und auch dort konnten wir ja hoffen, unſere Kaffern noch zu finden, die ja wahrſcheinlich dort übernachteten. Die Dunkelheit ließ es uns vorziehen, den letzteren Punkt zu wählen, und nun ging es wieder über Stock und Stein im vollen Carrière zurück; denn wir waren bereits im Löwenfelde, und ſofort mit Sonnenuntergang beginnt ſich das Ungethier zu regen. Wieder ritten wir durch das hohe Rietgras, den gewöhnlichen Aufenthalt des Löwen, wieder durch die Schloten; die Berge

von Gerlachshoop kamen näher und näher, — endlich sahen wir im Mondenschein die Umrisse der Häuser — aber kein Feuer, kein Rauch, das unvermeidliche Kennzeichen vom Dasein der Kaffern. Sollten diese nun auch bereits dem Wagen nachgegangen sein?

Wir ritten heran an die Häuser. Da endlich tönt es wie Menschenstimmen, und bald sahen wir unsere Kaffern, die sich ihr Feuer in Kupfernagels früherer Stube angezündet hatten und, um dasselbe herum sitzend, gewaltige Anstrengungen machten, um von dem erlegten Kudu nichts übrig zu lassen.

Ich hatte seit Frühstück nichts gegessen, aber auch von dem Kudufleisch konnte ich kaum einige Bissen herunterbringen, weil das Thier frisch geschossen und ziemlich alt, und darum das Fleisch entsetzlich zähe war. Desto besser mundete der wilde Honig, den Jacob Makuetle auf dem Wege gefunden hatte, und den er uns übergab.

Wir suchten nun nach einem Nachtquartier in den Ruinen. Wir ersahen dazu Grützners alte Küche. Aber bevor wir diesen Raum, der vielen Kaffern zur Lagerstätte gedient hat, in Besitz nahmen, mußten wir den vielen Bewohnern desselben, die vielleicht nicht weniger zahlreich waren, als die in Maleos alter Stadt, ein ähnliches Schicksal bereiten, wie jenen. Mittelst langer Stangen breiteten wir die Menge alten dürren Grases, das Nachtlager der Kaffern, über den ganzen Boden der Küche aus, und dann zündeten wir den ganzen Fußboden an; die Flamme flackerte auf, fand aber in den Steinmauern nichts, was sie fassen konnte, denn von der noch übrig gebliebenen Holzthür hielten wir sie fern. Das Mittel schlug vortrefflich an; wir schliefen auf dem von den Kaffern frisch herangetragenen langen Deckgras ganz extra und völlig unbelästigt. Eine Lage Ziegelsteine bildete das Kopfkissen, frisches Gras die Unterlage und die Decke. Auf dem Heerd brannte die ganze Nacht hindurch das Feuer von einigen Tamvodi-Dachsparren, die Merensky als noch von ihm selbst vor sieben Jahren gefällt wieder erkannte. Damals hatte er nicht geahnt, daß sie uns für diese Nacht Schutz gegen die Winterkälte bereiten sollten. Das Holz dieses Baumes enthält viel Kampfer und Terpentin, wird darum nicht von Würmern gefressen, und brennt, selbst grün, ganz hell wie Kien. Der kürzlich von mir getaufte Kchang leistete uns den Liebesdienst, daß er, mit uns in der Küche schlafend, die ganze Nacht hindurch frisches Holz zum Feuer legte, oder wenn ein Brand vom Heerd auf unser Strohlager fiel, denselben auslöschte.

Freitag, den 17. Mai. Gestern Abend war es ein erhebender Moment, als wir, mit unseren acht Kaffern neben der zerfallenden Kirche um das Feuer gelagert, in dunkler, sternenheller Nacht unsere Glaubenslieder an derselben Stelle erschal-

ließen, an welcher wir vor sieben Jahren zum ersten Mal in diesem Lande das Kreuz Christi mit so viel Hoffnung aufgerichtet hatten, und den wir vor drei Jahren in so tiefem Schmerz und grausiger Noth verlassen hatten.

Heute früh, ehe noch die Morgensonne uns bestrahlte, waren wir zu gleichem Dienst versammelt, und bald ritten wir beide (Koboldt war gestern Abend nach Botshabelo zurückgekehrt) wieder durch die Dornen und Schlooten bei Maleo's Kopf. Noch einmal passirten wir den Schreckensfels Maleo's, noch einmal kamen wir auf einen Hügel, von welchem aus man die ganze Ebene überschaut, aber vom Wagen war wieder keine Spur. Da wir ungefähr die Richtung kannten, welche der Wagen durch die wegelose Dornenwelt zu nehmen hatte, folgten wir einem Wildpfade, der ungefähr dorthin führte, und erreichten nach einem Ritt von anderthalb Stunden gerade die Stelle, wo der noch rauchende Aschenhaufen uns bezeugte, daß der Wagen hier übernachtet hatte; zugleich sahen wir die schmale Spur unseres Reisewagens ganz frisch. Wir folgten ihr, und noch eine Meile weiter, da hatten wir den Wagen selbst erreicht. Mein Johannes hatte einen andern Felskopf, als den von Grobler bezeichneten, für den verabredeten Wartepunkt gehalten.

Nun aber war denn auch bald Feuer gemacht, und Johannes bekundete an zwei heute früh von ihm geschossenen tarantals (Perlhühnern), daß er ein schmackhaftes Gericht zu bereiten verstand.

Wir hatten uns noch nicht dazu gelagert, als wir aus der Ferne einen gellenden Schrei hörten. Es war einer unserer Kaffern, Tschuludu (Rinozeros), der so eben wieder einen Kudu-Hirsch geschossen hatte und nun seine Jagdfreunde zusammenrief, um ihn auswaiden zu helfen. Wir folgten der Stimme und ritten, wieder durch Dschungels, Rietgras und gewiß 20 Fuß hohes Schilf, durch Sumpf und über Klippen nach der Richtung hin. Glücklicherweise trafen wir an dem Flüßchen, das uns von ihm schied, eine Sandfurth, die wir mit Leichtigkeit durchritten. Dann sahen wir das schöne, silbergraue Thier ausgestreckt vor uns.

Zur Rückkehr wählten wir einen anderen direkten Weg zum Wagen; das hätte uns aber beinahe leid gethan. Das Schilf und Riet wurde so hoch, daß wir, 10 Schritt von einander entfernt, uns nicht mehr sehen konnten; dann wieder standen wir vor 10—12 Fuß hohen Abhängen, die kein Pferd hinabklimmen konnte. So blieben wir denn dem Wagen gegenüber stehen und riefen Sinyeku, den Ochsenleiter, daß er, vom Wagen aus zu uns kommend, eine Fuhrt durch den von großen Morastufern umgebenen Fluß suchen sollte. Derselbe arbeitete sich auch durch das Schilfdickicht zu uns, durch unsere Stimme geleitet, — denn sehen

konnte er uns so wenig, als wir ihn, nur daß wir von der Höhe herab bemerkten, wo sich die Schilfwipfel bewegten. Er brachte Bericht, daß man gut durch den Fluß könne; wir leiteten also unsere tief einsinkenden Pferde glücklich bis an den Rand; da aber ergab es sich, daß das Wasser sumpfig und gürteltief sei mit steilen Wänden, daß also kein Pferd durchkonnte. So blieb uns nichts übrig, als uns auszuziehen und durch den Fluß zu waten, während Sinyeku zu Tschukudu und Mahlaze mit den Pferden zurückreiten mußte, damit diese die erste Fuhrt suchten und so zum Wagen gelangten. Nach einer Stunde kamen sie denn auch an, während wir die Zwischenzeit gut benutzt hatten, um mit den gebratenen Tarantals nähere Bekanntschaft zu machen. Der zurückkehrende Kaffer berichtete uns, daß er am Fluß frische Krokodilspuren gesehen hätte. Späterhin kamen unsere in Gerlachshoop zurückgelassenen Kaffern und brachten frischen Honig mit, den sie auf dem Wege gefunden hatten.

## VII.

### Reise in das Löwenfeld. Jagdgesellschaft. Jacob Makuetle.

Nun ging es denn hinein in das eigentliche Busch- und Löwenfeld, in welchem wir acht Tage lang keine menschliche Wohnung zu erwarten hatten. Das hügelichte Land ist ganz mit Dornbüschen besät, welche zwar insgemein so weit auseinander stehen, daß man mit dem Wagen zwischendurch fahren kann, ohne sie zu berühren, welche aber bisweilen so dicht stehen, daß man entweder mit dem Wagen darüber hinwegfährt, oder mit dem Beil Bahn schaffen muß. Nicht selten strecken sich die Dornenäste so weit aus, daß sie das Zelt des Wagens fassen, und wenn dies stark und neu genug ist, daran entlang streifen, sonst aber es unbarmherzig zerfetzen.

Die Dornen sind der mannifachsten Art. Da giebt es Zwartdorn (Gummidorn, mimosa) Knopjesdorn mit Buckeln an der Rinde, ein treffliches Nutzholz, Büffelsdorn mit furchtbaren Widerhaken, Hakedorn mit kleinen, aber sehr zähen, rückwärts gebogenen Dornzacken, Kameeldorn, von dem das Kameel, d. h. die Giraffe, frißt. Der letztere ist oben flach abgerundet, oft Schutzdach für Hunderte von Vögeln, die miteinander ein einziges, großes Nest von 4—6 Fuß Länge, herunterhangend, bauen. Der Apjesd-

(Affendorn), und der Wachebitje iſt ein beſonders tückiſcher Dorn, der faſt Birkenblätter trägt und unter denſelben nach allen Seiten hin rückwärts gekrümmte Dornen verbirgt, die jeden, der irgendwie mit dem Strauch in Berührung kommt, unerbittlich zwingen, ein wenig zu warten, bisman die Kleider, meiſt mit erheblichen Schäden wieder herausgelöſt hat; Kafferwachebitje und andere mehrere dieſer Dornen werden mächtige Bäume bis zu 50 Fuß Höhe; aber auch andere Bäume, wie der Tamvodi (Kampferbaum), Stinkholz, Aſſagaiholz, Vahlbladen giebt es genug, obgleich nur ſelten ein Stamm ſo weit auswächſt, daß er zu Nutzholz verarbeitet werden kann. Zwiſchen dieſem Geſtrüpp wächſt das Gras, welches, gemeinhin die Höhe des Knies oder der Hüfte erreichend, in einzelnen Sorten an feuchten Stellen ſo hoch wird, daß es Pferd und Reiter verbirgt und die vorderſten Ochſen vor dem Wagen zu ſehen hindert.

Gemeinhin iſt der Boden eben, aber zwiſchendurch kommen dann auch Regenſchlooten bis zu dreißig Fuß Tiefe, oder kleine Flüßchen mit ſteilen Uferwänden, die den Reiſenden nicht ſelten zwingen, ſtundenlang dem Laufe des Fluſſes zu folgen, um eine geeignete Durchfahrt zu finden. Schlimmer aber iſt der Sumpf und Moraſt, gegen den, wenn er einigermaßen breit iſt, kein Mittel iſt, als das Riſico, tagelang ſtecken zu bleiben, wie ſo manche Reiſende vor uns, bis man ſich herausgegraben, den Wagen abgeladen, leer hindurchgefahren und die Effecten einzeln durchgetragen hat; oder mächtige Felsblöcke im Wege, auf denen der Wagen reiten muß, oder am Wege, die ihm den Umſturz drohen; und endlich noch die Menge von Fanglöchern, welche die im Buſchfelde jagenden Bauern und Kaffern immer ſo dicht als möglich bei den Wagenſpuren und Wegen machen, damit das Wild deſto eher ſich fange. Das ſind tiefe Gruben, die mit ihren ſteilen Wänden ſelbſt dem hineingefallenen Kudu, welches durch den übergedeckten Raſen ſich hatte täuſchen laſſen, den Ausweg unmöglich machen.

Durch dieſe Wüſte hatten wir nun drei Tage lang einen open pad, wie H. Grobler ſich ausdrückte, einen offnen Weg; d. h. er war vor drei Monaten mit drei Wagen dieſen Weg gefahren, und ſeit dem keiner wieder. Daß das Gras auf den meiſten Stellen inzwiſchen mannshoch gewachſen war, und daß oft kaum ein geübtes Jägerauge die Eindrücke der Räder wiedererkennen konnte, that nichts; es war ein open pad und Grobler meinte, wir könnten gar nicht irren, wenn wir nur immer ſeiner Spur folgten. Wir thaten mit großer Anſtrengung das mögliche, den Weg zu halten, damit wir Beil und Spaten ſparen könnten.

Wir bildeten eine ſtattliche Jagdgeſellſchaft, die den Weg durch das Löwenfeld machte. Außer meinem Ochſentreiber Johannes war Sinyeku oder Agabus, ein gutmüthiger, aber entſetz-

lich dummer Menſch, der Ochſentreiber und Mahlaze (Salomo, Merensky's halb ſchwindſüchtiger Küchenjunge), der Pferdehüter; Jacob Makuetle, Merenskys Premierminiſter und rechte Hand, ein rechter Nimrod, unter den Bapedi, ging zum Jagdvergnügen mit. Außerdem benutzte eine Geſandtſchaft von Mampuru, Sekukuni's feindlichem Bruder, der einen kleinen Anhang um ſich geſammelt hat, und nun zur Befeſtigung freundlicher Beziehungen mit Merensky, Sekukuni's Feind, zwei Abgeordnete zu ihm geſandt hatte, die Gelegenheit zur Rückkehr. Der eigentliche Hauptgeſandte war Nkotoloane, ein früher bereits angeregter Heide, der faſt nackt ging, aber ſein Haupt mit runden Haarquaſten behangen hatte, ein kleiner dicker Kerl. Sein Begleiter war Leruku, auch ein nackter Heide mit einem mächtigen von dem Haarſcheitel herabhangenden Kupferblech, ein rechter eitler Geck. Mit ihm gingen zwei Geſandte von Botſhabelo an Mampuru, Amitai (Manſchitle) von Dingkonyan (Sekukuni's getauftem, in Botſhabelo wohnenden Bruder) abgeordnet, und Zebedäus (Lefula), den wir neulich in der Kirche eingeſegnet hatten, damit er die Gläubigen und Suchenden in Sekukuni's Lande aufſuchte und mit geiſtlichem Troſt ſtärkte; dann Kchang, der ein Gewerbe bei Machal hatte, Modume, der auch mit zu Mampuru ging, um zurückgelaſſene Sachen zu holen, endlich zwei Bakopa, Daniel Tſchukudu (Rinoceros) und Aaron Mokutele, die auf eigene Hand und Koſt einen Jagdzug mitmachen wollten; der erſtere von beiden wollte zugleich bei Grützner, ſeinem geiſtlichen Vater, einen Beſuch machen. Das Ganze bildete eine höchſt bunte, maleriſche Geſellſchaft, die die mannigfachſten intereſſanten Charaktere in ihrer Mitte hatte.

Am Abend wurde das Nachtquartier mit Vorſicht abgeſteckt, von wegen der Nachbarſchaft der Löwen, nicht zu nahe an dichten Büſchen, hinter denen er ſich verſtecken könnte, um unſere Ochſen zu überfallen, und doch wieder anlehnend an ein Gebüſch, damit man den von Dornen raſch gebildeten Kral, in deſſen Mitte Wachtfeuer und Schlafflеck für die Leute iſt, nicht allzugroß machen brauche. Merensky und ich gingen, da man den Ochſen noch eine halbe Stunde Freßzeit vor dem Feſtmachen gönnen wollte, und darum eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang ausſpannte, hinunter an die Schilfufer des Olifantreviers (Lepalule, Lepel'le). Wir drangen durch ſtarkes Schilfgras vor und mußten durch einzelne tiefe Schluchten, bis wir den Spiegel des Waſſers erreichten. Da jammerte Merensky laut auf. Er ſah dicht neben ſich ein Rudel Waterbocke (Pallafalla, Kringgat) ein ſeltenes Wild, und er hatte ſeine Flinte zurückgelaſſen. Tſchukudu, aufmerkſam gemacht, ſchoß auf ein ferneres Rudel und fehlte. Die Böcke ſahen aus, wie hirſchgroße, graue Rehe.

Während wir noch den fliehenden Thieren nachsahen, und die zahlreichen Spuren des mannigfaltigsten Wildes im nassen Flußsande prüften, rauschte es neben uns im Fluß. Ein großes Krokodil stürzte sich, als es uns gewahrte, von der Felsklippe in das Wasser und schwamm mit offnem Rachen, den Kopf heraushaltend, einen langen Streifen hinter sich lassend, durch die Tiefe. Noch bevor Tschukudu wieder geladen hatte, tauchte das Ungeheuer unter und verschwand unter dem Wasser.

Wir kehrten, da die Sonne untergegangen war, zum Wagen zurück. Hier fanden wir die ganze Gesellschaft bereits um die schnell angezündeten Feuer gelagert. Zwei Feuer waren von jetzt ab Regel, um die Löwen nach mehreren Seiten hin abzuschrecken, so daß Wagen, Dornkrale und Feuer eine Art Schanze bildeten. Hinter dieser wartete man den Angriff der wilden Thiere mit ziemlicher Ruhe ab, da der Löwe durch die Gewehre schon so zahm geworden ist, daß er nicht leicht mehr, wie früher vielfach, vom Wagen oder vom Feuer hinweg seinen Mann raubt. Kommt man nun zu einer Halteſtätte, so ist die erste Sorge das Feuer, des Tages zum Essen und zur Gemüthlichkeit, des Abends zum Schutz; und diese Abendfeuerstunden sind nicht der geringste Genuß einer Reise durch das Buschfeld.

Heute Abend fanden wir Johannes eben beschäftigt, das zweite Perlhuhn für uns zu bereiten, sowie die Leber des Kudu-hirsches; beides ein Paar Delikatessen, die man für uns aufsparte. Die Stelle des mangelnden Fettes vertrat das höchst schmackhafte Mark aus den „Mürchbeenen" des Kudu, ein delikates Mahl. Die Leute brieten oder vielmehr rösteten, theils unmittelbar auf der Kohlengluth, theils an einfachen hölzernen Spießen Stücke des Kudu, bereiteten sich Lederstriemen zu Riemen und kochten sich Mills. Alles verzehrten sie mit dem Ausdruck des vollständigsten Wohlbehagens. Besonders unser Leruku, der Geck, wie wir den einen eitlen Helden von Mampuru nannten, schmatzte bei jedem Bißen so vernehmlich und sah dabei mit solcher triumphirenden Miene im Kreise herum, als ob er eben ein großes Abenteuer siegreich bestanden hätte. Dazu erzählte er, seiner Meinung nach so interessant, daß er sich selbst immer aus vollem Halse belachte, während die übrigen ab und zu freundlich genug gegen ihn waren, um ein wenig einzustimmen. Er war die einzige eigentliche komische Figur in der Gesellschaft, fade, dummdreist, großsprecherisch; die übrigen alle waren in ungewöhnlich hohem Grade verständig, bescheiden, dienstfertig, zuvorkommend, ohne irgendwie kriechend oder schmeichlerisch zu sein, so daß diese Feuergesellschaft gegen deutsche Reise- und Vergnügungspartien, sei es der Handwerksburschen im Wirthshause, sei es der Bauern im Kruge, oder sei es mancher Bürger in den Tabagien, sehr vortheilhaft

abstach. Sprach Jemand, so wartete der andere, bis der erste ausgesprochen hatte; nie kam eine Spur von unziemlichem Scherz oder Narrentheidigen vor, sondern ihre Jagd- und Kriegsabenteuer, Beobachtungen in Bezug auf das Wild, Erlebnisse in fremden Ländern, daneben aber auch ebenso sehr, oder eigentlich noch lieber, Mittheilungen aus der biblischen Geschichte, und aus dem Glaubensleben wurden mit dem allgemeinsten Interesse angehört. Nur daß mit letzterem die Gläubigen den Heiden gegenüber zurückhaltend waren, um nicht das Heilige denen Preis zu geben, die darüber spotten könnten, — so geflissen sie im Uebrigen waren, ihnen gegenüber den Herrn zu bekenen, und sie auf die Nothwendigkeit ihrer Bekehrung aufmerksam zu machen.

Heute Abend erregte zunächst das gesehene Krokodil die allgemeine Aufmerksamkeit, und jeder trug herbei, was er vom Krokodil wußte. Sie erzählten, daß die Betschuanen das Krokodil und den schwarzen Ibis für heilige Thiere halten (auch eine Spur ihrer Herstammung von Egypten). Einige Stämme sagen, das Krokodil darf überhaupt nicht getödtet werden, denn es macht die Kinder groß; wer ein Krokodil tödtet, dem sterben die Kinder. Andere haben das Gesetz gemacht, daß der vom Krokodil Gebissene nicht auf dem Kral wohnen bleiben darf, weil ihr Gott selbst (das Krokodil) an ihm ein Gericht vollzogen habe. Hat ein Bapedi ein Krokodil getödtet, so wäre es ein todeswerthes Verbrechen, wenn er noch ferner eine Hand an dasselbe legen wollte; dasselbe gehört vielmehr nur den Zauberern, die sofort kommen, um es zu zerlegen, das Blut mit Lehm mengen, und also als kräftige Arznei verwerthen, während Fell und Zähne zu Amuletten verwandt werden. Dazu wird an der Stelle, wo das Krokodil erlegt war, ein schwarzer Ochse und ein schwarzes Schaf geschlachtet. sicher eine Art Opfer; hernach essen sie ein Stück dieses Ochsenfleisches zusammen mit einem Stück Krokodilfleisch, um sich zu „doctoren" d. h. neue Heilkräfte zuzuführen.

Die hiesigen Krokodile sind übrigens keineswegs bloße Alligatoren, sondern die richtigen großen Nil-Krokodile. Sie bauen ihre Nester, oder vielmehr Aushöhlungen in das Ufer so hinein, daß sie aus denselben heraus nur den Kopf über das Wasser ragen lassen. Gewöhnlich bleiben sie im Wasser; nur in der Mittagshitze sonnen sie sich auf den Felsklippen oder auf dem Sande, wohin das Weibchen auch seine Eier legt. Mit sehr scharfem Gesicht ausgestattet, sind sie sehr scheu und stürzen sich bei jeder Annäherung sofort in das Wasser. Auf dem Lande greift das Krokodil nie einen Menschen an, sondern flieht so rasch als möglich in den Fluß. Das so vielfach erzählte Zickzacklaufen der Leute, um auf dem Lande sich vor dem Krokodil zu retten, ist einfach Fabel. Nur in der Nacht sucht das Krokodil in der Nähe des

Flusses seine Nahrung, Aas oder lebende Thiere. Dagegen in den tiefen Flußlöchern (sogenannte Seekuhlöcher), die man bei allen, auch den kleineren afrikanischen Flüssen findet, und wo es am häufigsten wohnt, ist es höchst gefährlich; da greift es jeden Gegenstand an, der hineinkommt. Den Ochsen, der säuft, beißt es in die Nase und zieht ihn in die Tiefe; der Mensch, der da baden würde, wäre verloren. Einzelne Flüsse beherbergen besonders bösartige Krokodile. In früheren Zeiten, als noch wenig Weiße im Lande wohnten, soll das Krokodil nicht leicht einen Weißen angegriffen haben; jetzt aber macht es keinen Unterschied mehr. Dagegen hat das Krokodil vor dem Schießgewehr sehr große Furcht, zumal seine Haut keineswegs kugelfest ist. Das Krokodil geht auch die großen Flüsse fast bis zur Quelle hinauf, da auch dort große Wasserlöcher sind, in denen es leben kann.

Höchst interessant ist die Weise, wie der Elephant mit dem Krokodil verfährt, welches etwa, die Stärke des Gegners unterschätzend, ihn beim Saufen in den Rüssel beißt. Der Elephant schleudert es nämlich alsdann aus dem Wasser, packt es mit dem Rüssel und trägt es zu einem starken Baum, um es zwischen zwei eng aneinander stehende Aeste einzuklemmen. Elephantenjäger und Bauern erzählen übereinstimmend, daß sie nicht selten solche in den Bäumen eingeklemmte Krokodile von bedeutender Größe angetroffen haben.

Für mich war es höchst interessant, während der Erzählungen, zu denen der eine diesen, der andere jenen Beitrag lieferte, die lebhaften Gebehrden der Sprechenden und der Hörenden zu beobachten. Stimme, Miene, Haltung des Körpers redeten wie ein Maler, ja die Bewegungen des Thiers und seine Stimme, wenn sie beschrieben wurden, suchte der Redner nachzuahmen, während die Hörer, so oft dies gelang, beistimmend lachten. Dazu kam, daß das Feuer sowohl die Dornenkrale, als die zusammengesuchten Graslager, auf deren einem bereits Mahlaze, der müde Pferdejunge schnarchte, als auch den Wagen und die daran festgebundenen Ochsen, sowie die Gewehre und Assagaien der meist nackten Kaffern beleuchtete. Das alles machte die Scenerie zu einer höchst malerischen, während das Lauschen auf die Stimme der näher oder ferner schreienden Hyänen und Jakals, sowie das Warten auf Löwengebrüll die Situation sehr spannend machte. Plötzlich schreckten alle Leute auf; man hatte einen Löwen ziemlich nahe dumpf brüllen gehört. „Nun geht rasch und bindet die Pferde an" rief Merensky. Johannes lachte laut auf: „Das war Mahlaze, der schnarchte."

Alle anderen lachten, aber sie blieben dabei, es sei eine Löwe gewesen. Deshalb wurden die Pferde angebunden, dann rückten alle näher an einander. Wir sangen das Lied: „O Du Liebe

meiner Liebe.“ Es klang mir melodiſch ſchön aus den rohen, ungeübten Kehlen der muſikaliſch nicht eben begabten Baſſuto; denn ſie ſangen es mit wirklicher Andacht. Zum Gebet fielen alle lang auf ihr Angeſicht. So befahlen wir uns betend in Gottes Hand; bald ſchlief alles ganz feſt, die Kaffern, ein jeder ſein Gewehr zu den Häupten, an die Dornen gelagert. Die Ochſen ſchreckten und zerrten vielfach über Nacht; ſie waren das beſtändige Heulen der wilden Thiere noch nicht gewohnt. Uns rührte aber kein Unfall weiter.

Sonnabend, den 18. Mai, ging Merensky früh ſchon gleich nach Sonnenaufgang (nur bis dahin pflegt der Löwe wirklich gefährlich zu ſein) zum Fluß hinab, um zu jagen. Ich ſah ihn mit bangem Herzen gehen. Es ſchien mir faſt unmöglich, in dieſer Wildniß die Spur des Wagens wiederzufinden, die ich ſelbſt im Fahren oft kaum erkennen konnte; dazu ſchien es mir ebenſo gefährlich, den Löwen in ihr Gebiet einzugreifen. Mir klopfte das Herz ziemlich bange, als zwei bis drei Stunden vergingen, ohne daß von den beiden im Dickicht der Büſche Verſchwundenen ein Lebenszeichen zu ſehen war. Und es war, als fiele mir eine Laſt vom Herzen, als wir endlich jenſeits eines Baches auf einem Hügel eine Geſtalt ſtehen ſahen und meine Leute ſie mir mit den Worten zeigten: daar so staat mynheer! Da ſtand er wirklich, und mir war es, als hätte ich ihn, aus großer Gefahr errettet, wieder geſchenkt bekommen.

Er hatte nichts gefunden als das friſche Lager eines aufgeſcheuchten Löwen, das durch ſeinen ſtrengen Geruch ſich erkennbar machte, dazu einige Affen und eine Büffelſpur.

Jacob war nicht mehr bei ihm; Merensky meinte, er ſei gegangen, um noch etwas Honig zu ſuchen, und es währte auch kaum eine Stunde, ſo kam er an mit 4—5 Waben des allerleckerſten Honigs, den er vor uns niederſetzte. Wir aßen davon, und jeder der übrigen war dankbar, wenn wir ihm ein Stück abgaben, ſelbſt Jacob nahm ſein Theil als dankenswerthes Geſchenk zurück. Solch Frühſtück in der Wüſte iſt doch ein ſo trefflich mundendes Mahl, wie kein anderes in der Welt.

Nach demſelben machte ſich Merensky mit Jacob auf, um auf den Spionberg zu ſteigen, einen kleinen Felsberg in etwa einer Stunde Entfernung, von deſſen Gipfel die Buſchfeld-Jäger meiſtens auf Wild und Löwen ausſchauen. Da letztere dort ziemlich zahlreich ſind, ſo brach faſt die ganze Jagdgeſellſchaft auf, und beim Wagen blieb nur eine kleine Bedeckung. Denn Johannes, zwar auch ein guter Schütz, hatte doch noch nicht auf einen Löwen geſchoſſen, und ich Neuling konnte auf die beiden Läufe meines Gewehrs nicht allzuviel vertrauen.

Nach einiger Zeit kamen faſt alle zurück; nur Jacob war

allein beim Spionberg geblieben, und ſein gellendes Jagdgeſchrei rief auch nach kurzer Zeit einige unſerer Leute zu ihm zurück, um ihm einen eben geſchoſſenen Rooibock zerlegen und das Fleiſch zum Wagen tragen zu helfen.

Dieſer Jacob zog ſehr bald meine Aufmerkſamkeit viel mehr als alle anderen Reiſegefährten auf ſich. Von mittlerer, faſt kleiner Statur, iſt er doch ungemein ebenmäßig gebaut; ſein faſt nur aus Muskeln und Sehnen zuſammengeſetzter Leib würde manchen Bildhauer ein willkommenes Modell ſein, da er faſt nackt ging, nur das Hemd mit den beiden Aermeln wie ein Fell über die Schultern geſchlagen, das Pulverhorn graziös an der Hüfte herabhängend, eine aus ſchwarzen und gelben Perlen dick geflochtene Schnur um den Hals, — ein ſehr werth geſchätzter Baſſuto-Schmuck, wohl eines Ochſens werth — ſo habe ich mich manchmal an ihm erfreut, wie er, elaſtiſch in allen Bewegungen, neben dem Wagen herging, oder plötzlich vorn bei uns aufhockte, und ebenſo plötzlich, ſein offenes großes Auge auf einen Punkt geſpannt haltend, wieder vom Wagen herabſprang und in den Büſchen verſchwunden war. Er hatte einen ungewöhnlich freimüthigen Ausdruck im Geſicht; offenes Auge, friſch in ſeiner Rede, dabei aber allzeit beſcheiden. Beim Feuer war er der Beredteſte von allen. Wenn er ſprach, ſchwiegen alle anderen, und auch Merensky ſprach vorzugsweiſe gern mit ihm, da ſein Verſtand eben ſo ſcharf und klar, als ſein Urtheil klar und beſtimmt war. Dabei ging ihm über Alles das Wort Gottes; er war der Erſte, der ſein Buch (das neue Teſtament) am Feuer hervorzog, und die anderen hörten ihn gern an, wenn er vorlas oder zur Gottesfurcht ermahnte. Da mich ſein ganzes Weſen ſehr anzog — ähnlich denke ich mir David, als er gegen die Philiſter auszog, — ſo ſuchte ich von ſeiner früheren Geſchichte Einiges zu erfahren, und erfuhr Folgendes:

Jacob Makuetle galt unter den Bapedis von Sekukuni unbeſtritten als der beſte Büffeljäger; behende, ſicheren Auges und ſicherer Hand, wußte er ſein Ziel meiſt glücklich zu beſchleichen und ſicher niederzuſtrecken, und er hat wohl mehr als hundert Büffel (die viel gefährlicher ſind als der Löwe) erlegt. Einmal trifft er allein auf 5 Elephanten, und nach wenigen Stunden hat er alle fünf erlegt.

Als er nun auch einmal auf die Büffeljagd ausgeht, wird einer der größten Büffel ſeiner gewahr, und bald hat er ihn mit ſeinen Hörnern erreicht und wirft ihn hoch in die Luft, ſo daß er auf den Rücken des Büffels und von da auf den Boden niederfällt. Da liegt er für todt, und der Büffel kehrt drei- oder viermal zurück, um an ihm zu riechen, ob er auch wirklich todt ſei. Endlich rafft er ſeine letzten Kräfte zuſammen und ſchleppt ſich nach Hauſe zurück.

Da begegnet ihm Martinus Sewuschan, und fragt ihn, ob er wohl auch wisse, was aus ihm geworden wäre, wenn er also unvorbereitet vor des Herren Richterstuhl als unbekehrter Heide getreten wäre, — (denn nur selten kommt einer mit dem Leben davon, wenn er unter dem Büffel gewesen ist), und ob er dem Herrn für seine Errettung wohl auch gedankt hätte. Diese Frage erweckte in ihm das erste Nachdenken, und durch des Herrn Gnade wurde aus dem kühnen Büffeljäger bald ein ebenso kühner freimüthiger Bekenner des Herrn.

Als Sekukuni dies hörte, ergrimmte er um so mehr, weil Jacob mit einem Wagen den Br. Sachtleben nach Natal begleitet hatte. Sekukuni hatte nämlich dies so gedeutet, als habe Jacob auch aus dem Lande flüchten wollen, und erließ nun einen besonderen Aechtungsbefehl gegen ihn; man solle dem rückkehrenden Wagen aufpassen und Jacob sofort tödten.

Als nun der Wagen, dessen Herren nichts Arges ahnten, zurückkehrte, fiel es dem Wagentreiber auf, daß überall, wo zwei Wege auseinander gingen, Häuflein von Bewaffneten standen, doch konnte er sich dies nicht erklären. Aber auch andere Augen hatten die Bewaffneten gesehen. Makuetle's Mutter nämlich war bei Sekukuni in Verdacht, daß sie eine besondere Mithelferin gewesen sei zu der Flucht seiner Frau Tlakale, und der König hatte im Zorn ausgerufen: „Sie hat mich das Trauerband um den Kopf tragen lassen, nun will ich sie auch das Trauerband um ihren Sohn tragen lassen.“ Dies war bekannt geworden, und die zurückgebliebenen Gläubigen wußten deshalb ganz genau, daß die ausgesandten kleinen Commando's Niemandem anders galten, als Jacob. Daniel aus Khalatlolu geht also aus, um Jacob zu warnen, der, gar nicht mehr fern, sorglos neben dem Wagen hergeht. Daniel will dem Wagen entgegen gehen, aber bereits sind alle Wege besetzt. Da schleicht er sich in eine Regenschloot und läuft ungesehen bis zu einem Ort, wo er Jacob zurufen kann, so daß dieser gerade noch Zeit findet, in die Berge zu flüchten, und daß Sekukunis Leute den leeren Wagen finden. So war Jacob gerettet; in Botshabelo hat ihn Merensky zum Capitän der Schanzenwache gemacht.

Jetzt bekennt er ernst und entschieden seinen Glauben. Er ist, nachdem seine Frau gestorben ist, wieder verlobt; da aber seine Braut zwar Catechumenin, aber noch ungetauft ist, er also mit ihr nur durch die Civilehe verbunden werden könnte, hat er erklärt, lieber die Hochzeit noch ein Jahr aufzuschieben, damit er nur den Segen der kirchlichen Ehe nicht entbehren möchte.

Späterhin erzählte er am Feuer von der ersten Begegnung, die er mit Sekukuni gehabt hatte nach seiner Bekehrung. Nachdem er den Herrn ernstlich zu suchen angefangen hatte, entließ Jacob

allein beim Spionberg geblieben, und sein gellendes Jagdhorn rief auch nach kurzer Zeit einige unserer Leute zu ihm zurück, um ihm einen eben geschossenen Rehbock zerlegen und das Fleisch zum Wagen tragen zu helfen.

Dieser Jacob zog sehr bald meine Aufmerksamkeit viel mehr als alle anderen Reisegefährten auf sich. Von mittlerer, fast kleiner Statur, ist er doch ungemein ebenmäßig gebaut; sein fast nur aus Muskeln und Sehnen zusammengesetzter Leib würde manchem Bildhauer ein willkommenes Modell sein, da er fast nackt ging, nur das Hemd mit den beiden Aermeln wie ein Fell über die Schultern geschlagen, das Pulverhorn graziös an der Hüfte herabhangend, eine aus schwarzen und gelben Perlen dick geflochtene Schnur um den Hals, — ein sehr werth geschätzter Basuto-Schmuck, wohl eines Ochsens werth — so habe ich mich manchmal an ihm erfreut, wie er, elastisch in allen Bewegungen, neben dem Wagen herging, oder plötzlich vorn bei uns aufsockte, und ebenso plötzlich, sein offenes großes Auge auf einen Punkt gespannt haltend, wieder vom Wagen herabsprang und in den Büschen verschwunden war. Er hatte einen ungewöhnlich freimüthigen Ausdruck im Gesicht; offenes Auge, frisch in seiner Rede, dabei aber allzeit bescheiden. Beim Feuer war er der Beredteste von allen. Wenn er sprach, schwiegen alle anderen, und auch Mzerekey sprach vorzugsweise gern mit ihm, da sein Verstand eben so scharf und klar, als sein Urtheil klar und bestimmt war. Dabei ging ihm über Alles das Wort Gottes; er war der Erste, der sein Buch (das neue Testament) am Feuer hervorzog, und die anderen hörten ihn gern an, wenn er vorlas oder zur Gottesfurcht ermahnte. Da mich sein ganzes Wesen sehr anzog — ähnlich denke ich mir David, als er gegen die Philister auszog, — so suchte ich von seiner früheren Geschichte Einiges zu erfahren, und erfuhr Folgendes:

Jacob Makuetle galt unter den Bapedis von Sekukuni unbestritten als der beste Büffeljäger; behende, sicheren Auges und sicherer Hand, wußte er sein Ziel meist glücklich zu beschleichen und sicher niederzustrecken, und er hat wohl mehr als hundert Büffel (die viel gefährlicher sind als der Löwe) erlegt. Einmal trifft er allein auf 5 Elephanten, und nach wenigen Stunden hat er alle fünf erlegt.

Als er nun auch einmal auf die Büffeljagd ausgeht, wird einer der größten Büffel seiner gewahr, und bald hat er ihn mit seinen Hörnern erreicht und wirft ihn hoch in die Luft, so daß er auf den Rücken des Büffels und von da auf den Boden niederfällt. Da liegt er für todt, und der Büffel kehrt drei- oder viermal zurück, um an ihm zu riechen, ob er auch wirklich todt sei. Endlich rafft er seine letzten Kräfte zusammen und schleppt sich nach Hause zurück.

Da begegnet ihm Martinus Sewuſchan, und fragt ihn, ob er wohl auch wiſſe, was aus ihm geworden wäre, wenn er alſo unvorbereitet vor des Herren Richterſtuhl als unbekehrter Heide getreten wäre, — (denn nur ſelten kommt einer mit dem Leben davon, wenn er unter dem Büffel geweſen iſt), und ob er dem Herrn für ſeine Errettung wohl auch gedankt hätte. Dieſe Frage erweckte in ihm das erſte Nachdenken, und durch des Herrn Gnade wurde aus dem kühnen Büffeljäger bald ein ebenſo kühner freimüthiger Bekenner des Herrn.

Als Sekukuni dies hörte, ergrimmte er um ſo mehr, weil Jacob mit einem Wagen den Br. Sachtleben nach Natal begleitet hatte. Sekukuni hatte nämlich dies ſo gedeutet, als habe Jacob auch aus dem Lande flüchten wollen, und erließ nun einen beſonderen Aechtungsbefehl gegen ihn; man ſolle dem rückkehrenden Wagen aufpaſſen und Jacob ſofort tödten.

Als nun der Wagen, deſſen Herren nichts Arges ahnten, zurückkehrte, fiel es dem Wagentreiber auf, daß überall, wo zwei Wege auseinander gingen, Häuflein von Bewaffneten ſtanden, doch konnte er ſich dies nicht erklären. Aber auch andere Augen hatten die Bewaffneten geſehen. Makuetle's Mutter nämlich war bei Sekukuni in Verdacht, daß ſie eine beſondere Mithelferin geweſen ſei zu der Flucht ſeiner Frau Tlakale, und der König hatte im Zorn ausgerufen: „Sie hat mich das Trauerband um den Kopf tragen laſſen, nun will ich ſie auch das Trauerband um ihren Sohn tragen laſſen.“ Dies war bekannt geworden, und die zurückgebliebenen Gläubigen wußten deshalb ganz genau, daß die ausgeſandten kleinen Commando's Niemandem anders galten, als Jacob. Daniel aus Khalatlolu geht alſo aus, um Jacob zu warnen, der, gar nicht mehr fern, ſorglos neben dem Wagen hergeht. Daniel will dem Wagen entgegen gehen, aber bereits ſind alle Wege beſetzt. Da ſchleicht er ſich in eine Regenſchloot und läuft ungeſehen bis zu einem Ort, wo er Jacob zurufen kann, ſo daß dieſer gerade noch Zeit findet, in die Berge zu flüchten, und daß Sekukunis Leute den leeren Wagen finden. So war Jacob gerettet; in Botſhabelo hat ihn Merensky zum Capitän der Schanzenwache gemacht.

Jetzt bekennt er ernſt und entſchieden ſeinen Glauben. Er iſt, nachdem ſeine Frau geſtorben iſt, wieder verlobt; da aber ſeine Braut zwar Catechumenin, aber noch ungetauft iſt, er alſo mit ihr nur durch die Civilehe verbunden werden könnte, hat er erklärt, lieber die Hochzeit noch ein Jahr aufzuſchieben, damit er nur den Segen der kirchlichen Ehe nicht entbehren möchte.

Späterhin erzählte er am Feuer von der erſten Begegnung, die er mit Sekukuni gehabt hatte nach ſeiner Bekehrung. Nachdem er den Herrn ernſtlich zu ſuchen angefangen hatte, entließ Jacob

sofort seine zweite Frau. Daraus wurde natürlich eine Rechtsfrage, was aus dem für sie bezahlten Vieh nun werden soll. Sekukuni rief Jacob zu sich und sprach: Das macht nichts aus, laß Dir nur von Deinem Schwiegervater das bezahlte Vieh wiedergeben und bringe es mir. (Er wollte es nämlich für sich behalten und aufessen, das ist der gewöhnliche Rechtsgang, wenn eine Sache vor den Capitän kommt). Als Jacob sich weigert, schalt ihn Sekukuni: „moscha" (schlechter Kerl), das ist es, daß Du anfängst, Dich einen Gläubigen zu nennen; Du hast die Geschichten erzählen hören von den Kerlen da, die sich Lehrer nennen; das sind aber gar keine Lehrer, das sind Betrüger, die richtigen Lehrer sollen noch erst kommen. Ich sage Dir, Kerl, ich habe gehört, sie kommen noch erst! Denkst Du denn etwa, daß Du mehr Geschichten weißt, als ich? ich weiß alle Geschichten, ich weiß auch, daß die Lehrer noch erst kommen sollen! —" Nach einiger Zeit fuhr er fort: „Ich dachte, Du wärest mein Kind! — Meine eigenen Leute hassen mich; da habe ich gedacht, meine eigenen Leute werden eines Tages kommen und mich todtschlagen wollen; da habe ich die Höhle oben auf meinem Berge; da hinein, habe ich gedacht, will ich flüchten mit meinen Frauen, und da habe ich gedacht, Du, Jacob, sollst an der einen Seite des Eingangs stehen und Dein Bruder (auch ein berühmter Schütz) auf der anderen, und ihr sollt meine Verfolger todtschießen! Jetzt aber sehe ich, Du bist verdorben! Du bist ein diaken (Mucker, Betbruder) — mein Kind bist Du nicht mehr." — Jacob antwortete: Denke nicht so, König, wir Gläubigen sind auch Deine Kinder, und wir beten für Dich und sind Dir treu! Sekuk: Nein, ihr seid nicht mehr mein Volk; sucht euch nur einen Capitän und fangt nur an, mit mir zu fechten. — Jacob: Nein, König, wir fechten nicht gegen Dich, wir sind Deine Kinder; aber wir beten auch Gott an und gehorchen Gott, und darum beten wir für Dich zu Gott, daß Dich Gott auch bekehre! — Als Sekukuni diese Worte hörte, begann er zu rasen und zu toben und schrie: „marsch, marsch, daß ihr wegkommt! "—

Zu Mittag war ich schon ein wenig muthiger geworden, und ging mit Jacob und Merensky durch die Djungels an den Fluß, um auf dessen Felsklippen wo möglich ein Krokodil zu schießen. Wir arbeiteten uns, von Klippe zu Klippe springend und durch die wunderbar hohen Gras- und Rohrbüsche uns drängend, jähe Abhänge erklimmend, eine Strecke durch die Wildniß, bis wir nach einiger Zeit den Wagen wieder erreichten.

Am Nachmittag machten wir nur einen kleinen Tocht, weil wir weiterhin das Wasser nicht zu finden hoffen konnten, welches wir zur Sonntagsrast nöthig gebrauchten.

Am Abend gab es wieder allerlei Wachtfeuergeschichten. Zuerst

wurde ein handfester Kraal gegen die Löwen gebaut, dann das Essen bereitet, dann gebetet — beides von Christen und Heiden. Dann nimmt das Essen die Hauptthätigkeit in Anspruch, hernach aber gehts an das Erzählen. Heute begannen sie das Volk von Botshabelo zu zählen, wie viel wehrhafte Männer man etwa einem Einfall von Mapoch würde entgegenstellen können. Dann erzählten sie von Sekukunis Helden, wie es bei den Bapedi gar nicht auf wirklichen Muth und Tapferkeit ankomme; sondern Sekwati greift den ersten besten Feigling heraus und sagt zu den Umstehenden: „Ist das ein tapferer Mann! Sofort klopfen alle in die Hände und sagen: Ja, König, das ist der Allertapferste". — Weiter erzählte Jacob, wie Sekukuni seinem Volk vorgeredet habe, Merenskys Vater sei ein Menschenfresser und wohne dicht bei Botshabelo am Rietfluß, und nur deshalb locke Merensky alle Leute dorthin, damit er seinem Vater Kinder zu fressen geben könne." Aber alles Volk weiß, daß Sekukuni allerlei lügt, und so erreicht er mit seinen Reden nichts, als daß die Aufmerksameit immer mehr auf Botshabelo gerichtet wird, und immer Mehrere ausflüchten. — Alle solche Erzählungen wurden mit großer Lebhaftigkeit vorgetragen, und ein unauslöschliches Gelächter lohnte die pointe. Am meisten Aufmerksamkeit fanden Jacob und Merensky, welcher die Art, mit diesen Kaffern zu verkehren, trefflich versteht. Ueber unsere Sprache amüsirte sich Jacob höchlichst. Ihr Weißen, meinte er, habt eine ganz wunderliche Sprache, ihr zwitschert wie die Vögel. Die Bauersprache ist eine leichte Sprache, die Kahlkaffersprache ist auch geradeaus (leicht), aber die deutsche Sprache und die englische und die Buschmannsprache ist sehr schwer zu lernen."

Es war leicht erklärlich, daß in dieser Löwenumgebung gerade die Löwen vielfach Gegenstand des Gespräches wurden. Der eine wußte von diesem, der andere von jenem zu erzählen, der unter den Löwen gelegen hatte. Jacob selbst hatte erst einen geschossen. Unser Bruder Sachse hat vor einem Löwen auf den Baum flüchten müssen, Merensky hat ihn neben sich brüllen hören, hat auch öfters Löwen gesehen. Einen Bauer hatte der Löwe vom Feuer weggetragen, und einem Engländer hatte er Nachts beide Pferde vor der Karre zerrissen.

Die Bauern haben vor den Löwen fast gar keine Furcht, und sie gehen auf die Löwenjagd aus, wie man bei uns zu Hause auf die Hirschjagd geht. Sie kennen eben die Weise des Löwen, und darum gelingt es letzterem selten, einen Menschen zu verwunden. Sie haben bei der Jagd verschiedene Weisen: Eine Weise ist, daß sie mit dem Wagen zu dem Ort fahren, wo sie einen Löwen vermuthen, ihn aufjagen und dann vom Wagen aus erlegen. Mit dem Wagen weiß der Löwe dann nichts Rechtes anzufangen. Unverwundet flieht er ihn, verwundet springt er auf

ihn zu, oder drüber hinweg, weiß den Jäger nicht zu finden und erliegt dem zweiten oder dritten Schuß. — Die zweite Weise ist, daß eine Anzahl zu Pferde ausziehen und vom Pferde herabsteigend schießen, so daß die Pferde eine Art Schutzwehr bilden; doch ist diese Weise nicht sehr beliebt, weil sie zu viel Pferde kostet, und ein lebendes Pferd durch einen todten Löwen nicht aufgewogen wird. Die dritte, beliebteste Weise ist, daß eine Gesellschaft den Löwen beschleicht, ihn im Halbkreis umstellt, und der eine Flügelmann den ersten Schuß thut, wohl wissend, daß der verwundete Löwe sich sofort auf ihn stürzen wird. Aber der Löwe hat ihn noch lange nicht erreicht, als er von der anderen Seite her den zweiten Schuß erhält und sich dorthin wendet, und so erliegt er, bevor er einen Menschen erreicht hat; dies ist die gewöhnliche Weise.

Sonntag, den 19. Mai, hielten wir Rast im Löwenfelde. Wir blieben aber so völlig unbelästigt, daß nicht einmal ein Stück Wild in Sicht kam, und konnten unsere Gottesdienste mit unserer kleinen Jagdgemeinde in aller Ruhe feiern. Nur der freundliche Honigvogel lockte uns. Das ist ein wunderlicher Geselle. Wenn er Menschen sieht in diesem Buschfelde, so setzt er sich in der Nähe auf einen Zweig und zwitschert ganz geschäftig, um sich bemerkbar zu machen. Sobald der Jäger durch Pfeiffen antwortet, so nimmt der Vogel seinen Flug; der Jäger folgt ihm, und so durch Zwitschern und Pfeiffen sich verständigend, gehen beide, Vogel und Mensch, zu dem Baum, den der Vogel kennt, in dem Bienen ihr Nest haben. Der Jäger nimmt den Honig aus und überläßt seinem Führer zur Belohnung eine kleine Wabe. Auf diese Weise haben wir zu öfterem Honig bekommen. Heute folgten unsere Leute dem fortgesetzten Locken des Vogels nicht, weil es Sonntag war.

Die Sonntagsstille gewährte uns Zeit zu tiefer eingehenden Gesprächen, in denen namentlich Zebedäus, unser Sendbote für Mampuru, mich ansprach. Derselbe ist zunächst durch ein Wort von Jacob Mantladi vom jüngsten Gericht aufgeschreckt und dann durch Merenskys Predigt zum Glauben erweckt worden. Er ist ein stiller, demüthiger Mann, der mit viel Ernst und innerer Freudigkeit seiner Aufgabe sich unterziehen zu wollen scheint, auch selbst angesichts der ihm drohenden Gefahren.

Gegen Abend fuhren wir noch eine kleine Strecke weiter bis zum nächsten Wasser, an welchem wir zahllose Spuren von Quagga's (Zebra's) Kudu's, Rooiböcken, Hyänen, Jackalen und anderen Thieren antrafen. Wir machten deshalb die Feuer etwas größer und hörten auch bald die Bestien um uns herum heulen, während unser alter, ehrlicher Kchang den aufmerksamen Zuhörern aus dem Buche biblische Erzählungen vorlas. —

# VIII.

## Im Löwenfelde. Scene am Wachtfeuer. Papo.

Montag, den 20. Mai, war durch das tagelange Leben in der Wüste meine Scheu vor den Löwen schon so weit geschwunden, daß ich Merensky, den ich nicht gern allein in den Büschen streifend wußte, mit Doppelgewehr und Revolver bewaffnet, zu begleiten mich entschloß. Jacob und Aaron, Tschukudu und Kchang gingen mit uns. Aber bald waren alle zerstreut in den Büschen, nur Tschukudu bei uns; es dauerte auch nicht lange, so hörten wir viermal neben uns, zuletzt nicht in allzu großer Ferne, Löwen brüllen. Merensky schoß zwei Rooiböcke an; ich versuchte vergebens, einen Adler zu erlegen. Wir waren inzwischen so tief in die Büsche gerathen, daß ich allein nimmer herausgefunden hätte. Auch Merensky hatte mit mir die Wagenspur bereits längst überschritten, bis unsere Schwarzen, denen wir immer wieder begegneten, sie wieder aufspürten. Endlich trafen wir auf eine Wagenspur, die fast rückwärts führte; Merensky, der einen fast instinktmäßigen Ortssinn hat, erkannte sofort, daß dies die Spur des Wagens sein müsse, auf welchem Grobler vor drei Monaten eine Drift oberhalb der gewöhnlichen aufgesucht habe. Wir drei, Tschukudu, Merensky und ich, folgten also dieser bisweilen auch fast verschwindenden Spur mehr als eine halbe Stunde lang; Aasgeier kreisten neben uns. Sicher ist einer von den angeschossenen Rooiböcken dort verreckt. Tschukudu mußte wieder hinein in die Büsche, um nachzusehen. Wir folgten unserer Wagenspur noch eine Viertelstunde weiter und stießen auf zahlreiche Spuren von Wildebeesten, Rothböcken, Giraffen, Löwen, Wölfen. Endlich erklärte Merensky: „Nun noch drei Minuten! Wenn wir dann die Drift nicht finden, müssen wir umkehren, dann ist es ein anderer Jagdwagen gewesen.“ — Noch drei Minuten ferner, und wir standen an der Drift am Ufer des Lepel'le.

Aber was war das für eine Drift. Der Wagen war etwa dreißig Fuß hoch einen vierzig Grad steilen Abhang herabgefahren; freilich tiefer Sand; aber ohne das wäre es auch unmöglich gewesen. Durch den Fluß selbst ging die Fuhrt glatt, und drüben schien auch alles leicht zu gehen.

Wir sandten daher den Tschukudu, der uns inzwischen gefolgt war; ohne das Wild gefunden zu haben, zum Wagen zurück, und lagerten uns am Lepel'le, sahen Krokodile sich sonnend, und ihre Fußstapfen wie Kindeshände im Sande. Einem Krokodil,

[illegible]

[illegible] Kühe [illegible] Beine.

[illegible] [illegible] [illegible] einen [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

legt. Wir liefen darauf zu und fanden das Wild, Jacob aber war bereits weit weg zur Jagd auf anderes Wild. Sein zweiter Schuß erlegte einen zweiten Bock, sein dritter einen dritten, so daß wir nun Fleisch für die ganze Reise zum Ueberfluß hatten. Nun hielt das Auswaiden etwas auf.

Je weiter wir in das Buschfeld eindrangen, desto höher wurden die Bäume. Namentlich der Apjesdorn erreichte oft die Höhe und übertraf den Aestenumfang einer mittelgroßen Eiche.

Nach einiger Zeit trafen wir Jacob, der weit vorausgestreift war, unter einem Baume harrend. Mit einem Satz war er vorn auf dem Fußbrett des Wagens und erzählte, was er gesehen und erlebt hatte. Aber lange hielt es ihn nicht, schon war er wieder unten, und nach wenigen Augenblicken verschwand er mit elastischem Schritt in den Büschen. Bald kam er zurück, er habe eine frische Löwenspur am Fluß gefunden. Wir sprangen herab, durch das Dickicht der Ufer, und da fanden wir unten die gewaltigen Pranken so scharf, wie mit einem Petschaft in den feuchten Sand eingedrückt.

Weiterhin fanden wir wieder einen Mopedi, der von Sekukunis Lande neue Nachricht brachte. Nur ein Unterkapitän, Umsutu, habe gefrevelt, und zwar nicht an Swazis, sondern an Kahlkaffern, die unter die Bauern gehörten; deshalb sei Sekukuni bereit, Umsutu zu strafen. Vor den Swazi fürchte er sich eben nicht sehr, weil er dreitausend wohlbewaffnete Schützen ins Feld schicken könne gegen die nur mit Assagaien bewaffneten, obgleich muthigeren Swazi.

Der Mopedi begleitete von hier aus Mampurus Trupp, der, sieben Mann stark, an dieser Stelle rechts abschweifte. Da lagen in nicht allzu großer Ferne die Berge von Phatametsane und Khalatlolu wie wehmüthige Zeugen vor uns. Auf etwa drei Stunden Entfernung hatten wir schon früher Mapochs Räuberhöhle liegen sehen.

Abends, eine Stunde vor Sonnenuntergang, machte sich der unermüdliche Jacob auf, noch ein Wild zu suchen. Aber diesmal kehrte er nicht wieder. Wir spannten aus, er kam nicht; die Sonne ging unter, er kam nicht, und wir hatten viele Löwenspuren in der Nähe gesehen. Den Schein unseres Feuers mußte er auch auf die Entfernung einer Viertelstunde sehen können. Endlich wurde uns bange, wir schossen unsere Gewehre ab, keine Antwort. Die Nacht war schon hereingebrochen. Da muß ein alter verlassener Kral sein Leben lassen. Die Dornen waren dürr und trocken; wir legen die Flamme hinein, und bald lodert es zwanzig bis dreißig Fuß hoch empor. Es faßte einen hohen Dornbaum, der bald auch lichterloh brannte. Wieder vergehen

zwanzig Minuten, Jacob kommt nicht. Da waren Alle ernſtlich beſorgt. Wir ſchoſſen abermals, machten das Jagdgeſchrei; — da lacht es aus dem nächſten Buſch heraus mit der Frage, wo denn das Wild ſei, das wir geſchoſſen hätten. Beim Feuer ſitzend erzählte dann Jacob, was er erlebt habe. Er ſei drüben auf dem Felskopf geweſen, um nach Wild zu ſpähen. Dort habe er am Fuße eine ausgetrocknete Waſſerlache gefunden, voller Löwenſpuren; ſicherlich ſei dies früher ein Trinkplatz für die Löwen geweſen. Nicht fern davon habe er ein Felsloch gefunden, in welches hinein ebenfalls viele friſche Löwenſpuren geführt hätten. Da habe er hineingekukt; aber plötzlich ſei ihm bange geworden, es möchten vielleicht mehrere Löwen mit einem Mal auf ihn ſtürzen, ſo habe er denn ſo laut als möglich hineingeſchrieen in das Loch, habe dann das Gewehr vor ſich gehalten und ſei ſo rückwärts aus dem Loch wieder herausgegangen.

Die Stelle, von der er ſprach war etwa eine Viertelſtunde von unſerem Ausſpannort, und es dauerte auch nicht lange, ſo hörten wir die Löwen nach jener Richtung hin brüllen. In der Nacht haben unſere Leute ſie dicht beim Wagen brüllen gehört. Ich habe aber zu feſt geſchlafen, ich habe davon nichts gehört. Wenn ich aufwachte, hörte ich nur das klägliche Wimmern des Jakals oder das unglückliche Schreien der Hyäne, zum Theil ſehr nahe.

Mittwoch, den 22. Mai. Immer noch Buſchfeld, rechts neben uns Sekukunis Gebirge, vor uns Papos Land (Zebedele), Jacob wieder vorauf, auch beim erſten Ausſpannen nicht beim Wagen. Um elf Uhr ſahen wir ihn, auf einer Klippe ſitzend, nach Wild ſpähen, eine romantiſche Geſtalt. Er hatte wieder viele Spuren von Löwen geſehen, eine ganze Familie von monsieur und madame und einer Anzahl von chers enfants.

Wir erreichten einen Fluß, der von links her in den Lepel'le fließt, und bogen aus. Dem Laufe deſſelben folgend und ihn mehrfach durchſchneidend, erreichten wir Abends mit einbrechender Dunkelheit die großen Kaffeedörfer, wenn nicht Städte, von Papo, einem der größten Häuptlinge.

Wir waren kaum in Sicht gekommen, als von allen Seiten Menſchen herankamen. Die Kinder pfiffen auf Rohrflöten nach einem beſonderen Takt, die Mädchen hüpften und tanzten, die heranwachſenden jungen Burſche und einige ältere hockten um den Wagen, um indaba (Neuigkeit) zu hören. Einer wollte durch die Frage, was für ein Wochentag es ſei, ſich als gebildeten Mann bekunden, ein anderer fand ſeinen Gang zum Wagen durch ein Stück Wildfleiſch, das er erhielt, reichlich belohnt. Ein ganzer Trupp ſetzte ſich mit unſeren Leuten um das Feuer.

Sofort begannen letztere ihre Miſſionsarbeit. Jacob faßte den Einen: „Nicht wahr, wenn Du frierſt, dann möchteſt Du

auch gern solche Decke haben, wie diese hier?" Der Heide: „Ja, Herr, gern eine Decke." Jacob: „Und wenn Dir eine solche Decke geschenkt wird, dann bist Du froh?" Er: „Ja Herr, sehr froh." Jacob: „Aber der Herr Jesus hat eine Decke bereitet, und im Evangelium wird sie Dir angeboten, eine Decke, die Deine Sünde bedeckt, und die Dich innerlich und äußerlich warm macht." Er: „Ich sehe, ihr Christen seid zu beneiden, ihr habt äußerlich eine Decke gegen die Kälte, und drinnen im Leibe auch eine Decke, so seid ihr innen und außen warm, ihr könnt wohl zufrieden sein!" Aaron: „Ich glaube, Freund, Du hast viel Bier getrunken." — Es war aber mit jener spöttischen Antwort sichtlich nicht so schlimm gemeint gewesen; denn im Ganzen hörten die Leute hier dem Jacob, sowie vorher den Worten Merensky's mit großer Aufmerksamkeit zu, und sie suchten gern zu zeigen, daß sie auch schon früher etwas von der christlichen Lehre gehört hätten. „Und besaufen sollen wir uns auch nicht," sprach einer der Heiden aus eigenem Antriebe, „das ist auch ein Stück von eurer Lehre; auch nicht Unzucht treiben, das verbietet eure Lehre auch!"

Als aber die Mahnungen unserer Bekehrten immer dringlicher wurden, zogen die Zebedelischen doch vor, sich aus dem Staube zu machen, zumal es schon etwas spät war.

Als sie fort waren, rief Jacob, dem sie gesagt hatten, es wohne auch ein Gläubiger dort im Kral, mit großer innerer Bewegung aus: „Mein Herz ist mit ihnen gegangen, ich werde ihnen folgen." Er rief sie und machte sich auf zum Kral. Den Getauften hat er nicht gefunden, aber lange ist er fortgeblieben. Gott möge den Samen, den er gesäet hat, aufgehen lassen. Drüben vom heidnischen Nachbarkral dröhnte im einförmigen Takt die Pauke und das Geschrei des Singetanzes durch die Mondscheinnacht.

Donnerstag, den 23. Mai, fuhren wir in der Frühe an vielen großen Kralen vorüber. Wie viel unsterbliche Seelen sitzen da noch ungespeist. Viele unter ihnen möchten gern lernen; aber ihr Häuptling Papo ist ein arger Feind, der vor einem Jahre unsern Knothe fast mit Gewalt und Gift verhindert hat, die in Angriff genommene Station zu vollenden, und der dann unseren Merensky auf schnöde Weise von sich zurückgewiesen hat.

Nachdem wir anderthalb Stunden an Kraalen vorbeigefahren waren, sahen wir drüben weiße Wagenzelte. Wir hörten, es seien die Leute von Moschesch, welche in Mankopane's Land mit Jesaias Seele gewesen waren, nun aber schon seit längerer Zeit das Land geräumt hatten. Merensky schickte einen Boten hinüber, um sie zu unseren Wagen rufen zu lassen. Dann spannten wir unweit einer Drift aus, und ich ging hinüber zu dem Häuptling

Papo. Merensth ging nicht mit, um den Zorn des alten Mannes nicht zu reizen. So nahm ich denn Jacob Makuetle und Johannes als Dolmetscher mit: Johannes mußte dem Jacob mein Hochholländisch erst in Platholländisch übersetzen, und dieser übersetzte es dann in Sessuto.

Papo war zuerst nicht zugegen; aber als ich ihn rufen ließ, kam er bald. Er ist ein etwas fetter Mann von mittlerer Größe und scheinbar gutmüthigem Gesicht; auf dem Kopf trug er eine rothe wollene Mütze. Er nahm auf seinem Steine Platz; um ihn her sammelten sich seine Geheimen Räthe und eine Menge Volks.

Ich begann: „Ich bin zu Dir gekommen als ein Bote eines großen Königs, um Dir dessen Botschaft zu bringen, willst Du sie hören? Papo: „Ich muß erst wissen, was für ein Bote Du bist." Ich: „Ich bin nicht gekommen, um hier bei Dir zu wohnen, um Dein Land zu benutzen, um Dein Brod zu essen, sondern ich bin gekommen, um Dir das große Wort zu sagen, durch welches Du kannst selig werden." Papo: „Wozu laufen so viele Aerzte im Lande herum zu Leuten, die nicht krank sind, und die keinen Arzt begehren? Ich bin nicht krank, ich brauche Dein Wort nicht; ich habe auch die Lehrer nicht gerufen und will sie nicht." Ich: „Ich laufe nicht im Lande herum, sondern ich gehe hin, wohin mich Gott der Herr sendet, und jetzt bin ich bei Dir, wie früher mein Kind Knothe bei Dir gewesen ist. Ich sehe nach allen meinen Kindern, vom Cap an bis hierher, um zu prüfen, ob sie recht gearbeitet haben. Jetzt bin ich bei Dir, der Du mein Kind Knothe weggejagt hast, und frage Dich, welche Sünde hat er gethan, daß Du ihn hier nicht hast wohnen lassen?" Papo: „Er hat keine Missethat gethan; aber er ist gekommen, in meinem Lande zu wohnen, ohne mich zu fragen, und das will ich nicht leiden." Ich: „Ich denke, er hat Dich zuvor gefragt. Aber sollte er das versäumt haben, so bin ich jetzt hier und frage Dich, soll ich einen anderen Lehrer Dir senden, daß er Dir und Deinem Volke das Evangelium bringe?" Papo: „Erst muß ich den Lehrer sehen, den Du senden willst, eher kann ich Dir keine Antwort geben." Ich: „Es ist nicht nöthig, daß Du ihn mit Augen zuvor seheſt. Du bist Capitän über Dein Volk, und ich bin Capitän über die Lehrer; wenn wir beide überein kommen, werde ich Dir einen Lehrer senden, der Dir gefallen wird." Papo: „Nein, meine Augen müssen ihn sehen." Ich: „Ich merke, daß Du Ausflüchte suchst nach Kaffern-Weise. Willst Du denn keinen Lehrer, so höre nun aus meinem Munde die Botschaft meines großen Königs." Hier wollte er Einrede thun, deshalb fuhr ich schnell fort: „Höre an: Gott der Herr, der Himmel und Erde gemacht hat, der hat auch Dich gemacht, und hat Dir alles geschenkt, woran Dein Herz Freude hat, Ochsen,

Schafe, Ziegen, Mills, Kafferkorn, Haus, Hof, Weib, Kind; das alles ist sein Geschenk und Gabe, auf daß Du ihm dafür dankst und dienst. Du hast ihm aber nicht gedankt, und darüber zürnt Dein Gott." (Hier wollte er wieder einsprechen, deshalb fuhr ich schnell ferner fort): „Aber siehe, Gott der Herr will seinen Zorn aufhalten, er will Dich nicht strafen, wie Du und Dein Volk es verdienst; er will Dir vielmehr gnädig sein, und darum hat er seinen eingebornen Sohn gesandt, der für Dich und Deine Sünde gestorben ist. Der hat auf Erden ein Königreich aufgerichtet und läßt nun durch seine Boten alle Völker rufen und einladen, daß sie an ihn glauben und ihm gehorsam seien. Wer diesen Ruf annimmt, den will er sehr glücklich machen!" — Papo: „Das ist die alte Geschichte; die fängt nicht erst bei mir an. Wen habt ihr gesegnet? Wen habt ihr glücklich gemacht? Wenn die Lehre da ist, so müssen die Leute sterben. Ist es nicht bei Maleo auch den Weg gegangen?" Ich: „Maleo ist ein großer und glücklicher Mann gewesen, so lange er Gottes Wort angehört und nicht unterdrückt hat; aber darnach ist sein Herz hart geworden, und er hat viel Bier getrunken, und dann hat er gesprochen: Wer ist Gott, wo ist Gott, daß ich ihm dienen solle? Ich will in die Hölle! Meinst Du, Gott werde solche trotzige Rede ungestraft lassen? Gott werde einem Wurn gestatten, gegen ihn kühn zu sprechen? Gott hat Maleo todtgeschlagen, weil Maleo Gott nicht gehorchen wollte!" —

Papo wandte sich dann zu Jacob und fing an, von Sekukuni zu sprechen: „Du, Mopedi, wo kommst Du denn her? Was willst Du hier? Willst Du, daß meine Leute es so machen sollen, wie Du, und auch ihrem König fortlaufen? Wo sitzest Du denn eigentlich? Wenn ihr Gottes Wort in den Mund nehmt, so sagt ihr zuerst, die Leute wären von früher her verirrt, und ihr wollt machen, daß sie wieder zusammenkommen; hernach aber lauft ihr selbst auseinander in alle Welt, wie ihr bei Sekukuni gemacht habt! Wenn ihr erst bei eurem Lehrer sitzet, werden die Kahlkaffern über euch kommen, euch zu erschlagen; euer Lehrer aber wird keine Hand rühren, um euch zu helfen!" Jacob antwortete: Ich bin nicht von Sekukuni fortgelaufen, sondern er hat mich ausgetrieben. Er hat gesagt: Du sollst nicht mehr Brod in meinem Lande essen; wie kannst Du es mir zur Sünde machen, daß ich gegangen bin?"

Hier fiel ich ein: „Von Sekukuni läßt sich viel sagen; hätte er dem Herrn nicht getrotzt, so hätte der Herr ihn und sein Volk glücklich gemacht, aber davon will ich jetzt nicht reden, ich will die Botschaft meines himmlischen Königs vollends ausrichten! Siehe, der Herr Jesus, der mein König ist, der ist auch Dein König, und er sendet mich zu Dir, und läßt Dir sagen, daß Du

ihm gehorchen solltest, so will er Dich selig machen. **Papo**: „Sterbt ihr, die ihr betet, denn nicht auch? Was wollt ihr denn eigentlich sagen? Wir werden sterben, und ihr werdet auch sterben; wir gehen nicht aus dem Wege unserer Voreltern; auf dem Wege wollen wir auch sterben.“ Ich: „Für Deine Voreltern, die gestorben sind, ohne daß ihnen das Wort Gottes gepredigt worden ist, ist mehr Hoffnung, als für Dich. Wo sie in der Ewigkeit sein werden, das wirst Du erfahren, wenn Du gestorben bist. Aber für Dich, den der Herr jetzt ruft und einladen läßt, wird ein strenges Gericht bereit sein, wenn Du hartnäckig widerstrebst; darum bitte ich Dich, Papo, daß Du bei Zeiten weise seiest, damit der Herr auch Dich segnen könne.“ Hier wurde Papo unwillig stand auf und sprach: „Ich bin müde, um zu sprechen, ich habe Dich schon zu lange gehört; die Sonne wird untergehen, und ich sitze noch hier; der Hunger macht mich todt; ich gehe jetzt weg, um zu essen“.

Damit ging er seiner Wege, und ließ mich allein. Einige seiner Leute folgten ihm; die große Mehrzahl blieb um mich versammelt. Ich wandte mich deshalb an sie und sprach: „Will denn euer König die Botschaft Gottes nicht hören, so bleibet ihr hier und vernehmt, was der Herr euch sagen läßt“. Dann begann ich, ihnen die Grundwahrheiten des Heils vorzuhalten. Als ich aber sah, mit welchem Feuereifer Jacob dolmetschte, immer das dreifache von dem sagend, was ich ihm gesagt hatte, ließ ich ihn gewähren, und freute mich, wie er in immer glühenderer Beredtsamkeit den Leuten das Wort verkündigte. Hernach erforschte ich durch Merensky, was er denn eigentlich gesagt habe. Ich erfuhr etwa Folgendes: „Ihr Väter und Brüder paßt auf und höret mich an. Gottes Wort ist uns nachgegangen und kommt aus anderen Ländern und will uns von unsern Sünden erlösen und zurückführen. Deshalb paßt wohl auf und nehmet das Wort an, denn es ist gekommen, euch zu erlösen. Nun müßt ihr mich ansehen, ich bin ein Mopedi. Sprecht heute nicht, ein weißer Mann ist bei uns gewesen, und Gott ist nur der Gott des weißen Mannes. Heute spreche ich, der ich euer Kind bin, zu euch, daß ein Gott ist. Höret nun, Gottes Wort sagt, daß ihr die Ohren sollt aufthun und hören, daß ihr die Augen sollt aufthun und sehen. Ihr sagt ja selbst, daß ihr Augen und Ohren habt, aber in der That habt ihr keine Augen und Ohren. Was ihr habt, das sind bloße Hörner, mit denen ihr weder hören noch sehen könnt. So wollt ihr Gottes Wort nicht haben. Aber warum wollt ihr es nicht haben? Weil ihr die Sünde lieb habt; ihr wollt stehlen und morden, darum wollt ihr Gottes Wort nicht annehmen, welches das Stehlen und Morden verbietet. Aber wer das Wort Gottes nicht annimmt, der wird es einmal fühlen müssen.“

Während Jacob diese Worte sprach, saß ein alter grauer Heide andächtig vor ihm, und antwortete zu jeder Periode: „Nkosch!" d. h. Ja, Herr! Die Uebrigen aber verloren sich einer nach dem andern. Einer der Großen antwortete: „Mann, die Geschichte, die Du erzählst, kommt von der andern Seite der Welt, die wird Dir hier Niemand glauben; lauf und predige, was Du willst, wir werden es nicht glauben." Ich hielt, da die Meisten weggingen, es für das Beste, auch abzubrechen, und ließ den Leuten nur noch sagen, sie sollten wissen, daß Jesus Christus auch für sie gestorben sei, um sie zu erlösen. Wenn jemand zu ihnen käme und spräche, die Worte der Lehrer seien Lügen, so sollten sie das nicht glauben; ihr eigenes Gewissen bezeuge es, daß die Worte der Lehrer reine Wahrheit seien; sie möchten deshalb nur beten und suchen, damit Gott sie auch erretten könne. Dann ging ich, im Herzen tief betrübt, seufzend zum Herrn, meinen Weg zum Wagen zurück.

Unterwegs begegnete ich einem Kaffer, der fragte, ob Papo uns Bier zu trinken gegeben habe, und der hernach staunte, daß Papo auch dieses geringste Zeichen der Freundlichkeit versagt habe. Ich würde übrigens kaum getrunken haben, da er schon Knothe zu vergiften vorgehabt haben soll. Johannes aber konnte sich von seinem Schrecken erst gar nicht erholen; solchen onbeschaafden (ungebildeten rohen) ollen dicken Keerl, meinte er, habe er doch nooit gezien (noch nie gesehn).

Beim Wagen trafen wir die Leute von Moschesch, welche aber mit Ausnahme des einen Isaak einen nicht günstigen Eindruck machten. Sie sind unbescheiden, zudringlich und unzuverlässig. Da sie wegen des Krieges nicht zu fahren wagten, schrieb ihnen Merensky Pässe. Auch einen Catechumenen von Moschütz trafen wir dort; dem übergaben wir zwei inzwischen invalide gewordene Ochsen, daß er sie nach Lekalekale leite. Wir selbst wollten versuchen, mit sechs Zugthieren weiter zu fahren, weil die mit den kranken Füßen mehr aufhielten, als halfen.

Während wir Kaffee kochten und tranken, kam wieder die ganze eben herangewachsene Jugend hinzu und spielte; die Mädchen, fast nackt, schlugen einen Stein, ein Spiel, fast wie unser Sauball, die Jungen machten allerhand Waffenübungen. Ein Paar Jünglinge setzten sich mit einem eigenthümlichen Saiten-Instrument (eine Kupferdrahtsaite über einen Bogen, in der Mitte durch einen Faden angestrengt zu 2 verschiedenen Abtheilungen, deren Töne eine kleine Terz differirten, eine hohle Kalabasse als Resonnanzboden) zu uns und spielten mit Holzstäben sich gegenseitig ergänzend, etwa folgende Melodie, die sie summend und Worte dazu sprechend, auch mit der Stimme wiedergaben, fast cantillirend:

ğ ğ ē ğ ğ ē ğ ğ ēg dē c̄

Diese Töne wurden sie nicht müde, eine halbe Stunde lang zu wiederholen. Ihr brummender Gesang klang angenehm. Ob sie wohl im alten Testament ähnlich gesungen und getrillt haben mögen? Die Pauken der Leute waren wie eine große hölzerne amphora, oben und unten offen; aber auf einer Seite mit einem gebreiten (gegerbten) Fell überzogen, auf welches sie in kurzem Jambus mit der Hand schlugen.

Musikalisch sind diese Leute überhaupt. Sie verführen ihre Kühe so, daß sie denselben auf dem Horn und der Flöte blasend voraufgehen. Sobald der Hirte verwechselt, läuft die ganze Herde im schnellen und schneller werdenden Tempo hinterher, bis zuletzt alles im Galopp geht. Diese Gewohnheit hat die Absicht, die Vieh im Kriege zu retten. Da schickt sich ein Hirte mit dem gewohnten Horn zu der gebrauchten Herde und beginnt zu blasen, so läuft ihm die ganze Herde schnurstracks zu nach.

Nachdem wir gefrühstückt hatten, setzten wir unsere auf tief eingeschnittene Gebirgspfade zu. Da wir unsere den steilen Viehwegen, welche in der Nähe der Kraalstätte sehr Wasserlachen sofort unkenntlich machen, das Wort sprechen, mußten wir eine Stunde lang durch die Bäche einen neuen Weg suchen. Die kleinen Bäche wurden überflogen, die tiefern schlugen oder die herabhängenden Zweige abgebrochen, bis wir endlich zu einer geringer Furde den Wasserlauf überschritten. Nun konnten wir die schöne Aussicht auf die zackigen Felsgipfel genießen und auf das von der Sonne schön beschienene weite Buschfeld mit Ruhe genießen.

Gegen Abend überschritten wir einen Fluß, dessen Bett ganz als Sand zeigte; aber unter dem Sand war viele das Wasser so daß man nur zwei bis drei Fuß, bisweilen aber auch wohl zehn Fuß tief graben muß, um Wasser schöpfen zu können. Bei einem andern tiefern Flusse schwammen wir aus, indem in der Nähe sehr steile Felsufer sich befanden.

Freitag, den 24. Mai. Auch heute führte uns unser Weg durch schöne, wilde Buschfelder, aus welchen in kleinen malerischen Gruppen Felsgipfel hervorragen. Der eine Gipfel glaubte ich so hoch, als die Felsenkegel am andern Tage, näher an der Küste in der Gegend.

Nach [illegible] Stunden, [illegible] nach Westen. Hier [illegible] diesem [illegible] passend, weil [illegible] sind, [illegible] als [illegible] mit dem Pferd [illegible] widerritt; er [illegible] Bergkopf [illegible] brachte aus [illegible] delikaten [illegible] mit. Da er kein [illegible] in der Kloof zwei

Stückchen Holz, die er gegen einander rieb, Feuer liefern. Späterhin mußte er mir die Weise zeigen, wie er dies bewerkstelligte. Die gewöhnliche Vorstellung, als ob die Wilden einfach in jede Hand ein Stück Holz nehmen und die so lange gewaltsam gegen einander reiben, bis die Flamme hervorschlägt, ist ganz falsch. Jacob schnitt vielmehr ein gewisses hartes Holz unten spitz zu, und in ein anderes schnitt er einen Kerb, in welchen er die Spitze des ersteren hineinsteckte. Nun legte er das zweite platt auf den Boden, und das erste (ein etwa einen Fuß langer, einen halben Zoll dicker gerader Stock) fasste er wie einen Quirl zwischen die Hände und quirlte nun, immer nach unten zu drückend, so lange, bis es unten in dem Kerb zu rauchen anfing. Dann hatte er etwas dürres Gras bei der Hand, in welches er die glimmenden Spänchen, die in dem Kerb durch die Reibung entstanden waren, hineinschüttete, und dann wie auf einen Zunder so lange blies, bis das dürre Gras Feuer fing, und an dieser Flamme entzündete er dann anderes Reisig.

Wir fuhren nun ferner den Rand des Felsengebirgs entlang, über die Vorberge, der Spur einer Jagdgesellschaft folgend, die mit fünf Wagen vor uns her gefahren war, in das binnen zwei Tagen von hier aus zu erreichende Land der Elephanten, Büffel und Giraffen. Wir mußten eine Anhöhe nach der andern hinauf und hinab fahren, von deren jeder wir vergeblich hofften, wir würden von der Spitze herab die Felsgipfel von Matlale thabeng sehen. Endlich mußten wir, da uns der vorliegende Hügel wieder getäuscht hatte, auf dessen Höhe ausspannen, da die Löwen, je weiter wir ins Buschfeld vordrangen, desto zahlreicher werden.

## IX.

### Matlale thabeng. Modjeri. Mangoati.

Sonnabend, den 25. Mai. Heute, dachten wir, könnten wir unmöglich fern sein von Matlale thabeng. Merensky und ich, wir sattelten daher unsere Pferde und ritten vorwärts. Merensky hatte sein Doppelgewehr, ich meinen Revolver mitgenommen; Lodwig, Merensky's altes, kluges Pferd, ein Jagdpferd, stutzte vielfach vor den Büschen, die wir passiren mußten, und schreckte zurück; er hatte sicher Witterung, während mein Tois (früher Sekukunis Pferd) ruhiger ging.

Bald sahen wir zwei steile, hohe Felskuppen vor uns, von denen Merensky behauptete, sie könnten keine anderen sein, als die von Matlale. Sie waren nur etwa vier Meilen entfernt;

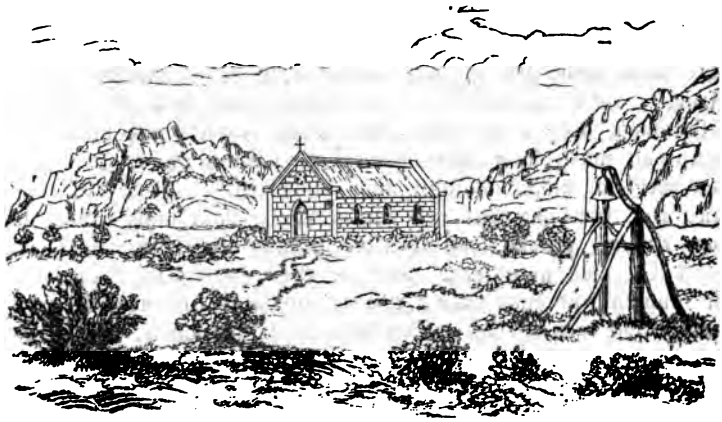
darum ritten wir scharf, und waren in drittehalb Stunden richtig bei ihnen angelangt. Aber da waren keine Kaffergärten in der Umgebung, keine Kafferwohnung, kein Matlale-Fluß. — Bald mußten wir uns überzeugen, daß wir nicht bei Matlale waren.

Hernach erfuhren wir von Grützner, daß derselbe vor einigen Monaten einen Ochsenwagen hieher gesandt habe, um Fleisch von einer Jagdpartie zu holen; die Leute hatten die Ochsen vor Sonnenuntergang anzubinden versäumt, und als sie sie nun suchen, um sie festzumachen, sind sie verschwunden. Am andern Morgen folgen sie den Spuren und finden einen Ochsen vom Löwen zerrissen und gefressen, den andern von Löwen gebissen, die übrigen in die Gärten von Matlale zurückgeflohen. Es war mir hernach lieb, die Sache nicht vorher gewußt zu haben; sonst wäre ich nicht so guten Muths zwischen diesen Büschen umhergeritten.

Wir mußten uns, da Weg und Steg hier völlig aufhörte, durch Kloofe und Sümpfe hindurch zuerst einen Weg auf eine Anhöhe suchen, auf welcher wir rundschauen konnten, und richtig, da lag auf zwei bis drei Meilen Entfernung das ganze Gebirge von Matlale ausgestreckt vor uns; zweifellos war es dies, wie Merensky versicherte. Wir gönnten daher unseren Pferden nur eine kurze Rast, und dann ging es spornstreichs zuerst durch Kloofen und Büsche, über Hügel und Thäler, dann durch Kaffergärten, endlich zwischen den Klippen des erreichten Gebirges hindurch, bis wir nach zweistündigem, scharfen Ritt in einer romantisch-schönen Felsumgebung das weiße Kirchlein von Matlale thabeng vor uns liegen sahen. Spornstreichs ritten wir auf dieselbe zu, passirten den großen Mokula-Baum, unter welchem vor zwei Jahren zu Pfingsten das erste reta morena (Lobe den Herrn ꝛc.) erklungen war, und erreichten dann Bruder Grützner's Haus. Merensky schoß seine Gewehrläufe ab und rief damit den Bruder Grützner heraus, welcher, seit Monaten ohne briefliche Nachricht über unsere Ankunft nicht wenig überrascht und erstaunt war.

Die Station Matlale liegt wirthschaftlich wenig vortheilhaft, sehr spärlich Wasser und Gartenland, weil beides am Matlaleschen Berge sehr wenig gefunden wird. Dagegen liegt sie malerisch wunderschön. Das ganze Matlalesche Gebirge besteht aus zerklüfteten Granitblöcken, welche über einander in den überraschendsten Formen aufgethürmt liegen, bald Platten von mehreren Hunderten von Fußen, bald herabgestürzte Einzelblöcke bis zu funfzig Fuß Höhe, bald Spitzen nadelscharf, bald graziöse Pyramiden, oder burgartige Köpfe bildend. Die einzelnen Gruppen sind durch Einschnitte und Kloofe von einander geschieden, welche, fast bis zur Thalsohle hinab das Gebirge spaltend, überall sehr pittoreske Anblicke gewähren und dabei mit üppigem Baum- und

Pflanzenwuchs geſchmückt ſind. Durch die eine Kloof hindurch eröffnet ſich der Blick auf den etwa zehn Meilen weit entfernten Blauberg und den etwa funfzehn Meilen entfernten Zoutpansberg. Von Grützner's Wohnung aus ſchaut man rechts und links auf ſchöne Felsgipfel und gerade aus auf die grüne Buſchfeldebene, die nur von einem niedrigen Felskopf, des Häuptlings heiligem Dachsberg, auf dem Niemand einen Dachs ſchießen darf, durchſchnitten wird.



Ga Matlale.

Wir waren kaum angekommen, als auch ſchon der Unterkapitän des Häuptlings Mangoati (oder Matlala, oder wie die Bauern ihn nennen, Matala), Namens Modſcheri, kam, um uns zu begrüßen. Der Mann iſt nicht ohne Erkenntniß, beſucht unſeren Unterricht fleißig, wird aber durch Rückſicht auf ſeine Weiber von der Taufe zurückgehalten.

Ich hatte folgendes Geſpräch mit ihm: Ich: „Wo haſt Du zuerſt Gottes Wort gehört?“ Er: „Bei Moffat, — aber ich konnte dort nicht bleiben, weil mein Vater mich hierher zurückgerufen hat.“ Ich: „Welches Wort Gottes hat zuerſt Dein Herz getroffen?“ Er: „Das Wort, daß der Herr Jeſus gekommen iſt und geſtorben für unſere Sünde.“ Ich: „Haſt Du denn auch Sünde gethan?“ Er: „Alle Menſchen ſind ſchwere Sünder, und Keiner iſt ohne Schuld.“ Ich: „Nenne mir eine beſondere Sünde, die Du gethan haſt.“ Er: „Die Leute, die noch nicht Gottes Wort gehört haben, ſind von der Art, daß, wenn der Capitän ſie ſchickt, ſo machen ſie die Leute todt. Als nun Mankopanes Volk hieher kam, uns anzugreifen, habe ich auch etliche von ihnen todtgemacht.“ Ich: „Iſt das eine ſo ſchwere Sünde, im Kriege den Feind todtzumachen, der in unſer Haus eindringt?“ Er: „Ja ich bin bange, jetzt werde ich es

nicht thun." Ich: „Haſt Du noch eine andere Schuld auf Dir?" Er: „Ja, ich habe mehrere Weiber." Ich: „Wenn das Deine Schuld iſt, warum entläßt Du ſie nicht?" Er: „Wenn mein Herz wollte, ſo könnte ich ſie alle entlaſſen." Ich: „Damit ſprichſt Du ſelbſt Dein Urtheil; wenn Du weißt, daß es nicht recht iſt, und Dein Herz will dennoch nicht von der Sünde loslaſſen, ſo iſt Deine Sünde doppelt groß." Er: „Ja, das höre ich jetzt; aber eigentlich habe ich keine Frau. Die, welche meine Frau iſt, die iſt geſtorben, ehe ich ſie bekam. Weil mein Vater aber für ſie das Vieh ſchon bezahlt hatte, ſo hat man mir jetzt ihre kleine Schweſter gegeben, und das iſt die eigentliche, richtige Frau." Ich: „Wenn denn das Deine rechte Frau iſt, und Du ſelbſt ſagſt, die anderen ſind nicht Deine Frauen, wie kannſt Du denn mit ihnen leben, als wäreſt Du ihr Ehemann?" Er: „Ja, das weiß ich nicht, ich kann nicht antworten." Ich: „So höre an, was Gott der Herr in ſeinem Worte dazu ſagt: Gott hat von Anfang gemacht, daß Ein Mann und Ein Weib ſei, darum ſollſt Du auch nicht mehr als Ein Weib haben; ſagſt Du ſelbſt, die andern ſind nicht meine Weiber, ſo entlaſſe ſie, wie Du ebenfalls ſelbſt geſagt haſt, Du könnteſt ſie entlaſſen, wenn Du wollteſt. Alsdann wird der Herr Dir Gnade geben, daß Du gläubig und gehorſam und ein Kind Gottes werden kannſt." Er: „Ja, das Wort zerbricht mich, und auch in der Nacht denke ich darüber nach." Ich: „Höre nun zu, ich will Dir eine Geſchichte erzählen aus Gottes Wort (ich erzählte die Geſchichte von Samuels Berufung): Nun, ſo mache es, wie Samuel that; wenn der Herr Dich des Nachts ruft, ſo weigere Dich nicht, ſondern höre und geh zum Lehrer, und dann wird der Dich zu dem Herrn weiſen, und zu dem ſprich: Herr, hier bin ich, Dein Knecht." — Nachdenklich ging Modſcheri ſeiner Wege. Er hat ſeit längerer Zeit einen Stachel im Herzen, aber ſeine Weiber halten ihn gefangen.

Nicht lange nachher, ſo kam auch der Häuptling ſelbſt, Mangoati, eine ſchlanke, hohe majeſtätiſche Geſtalt, aber von ſchlaffen, eitlen, biervertrunkenen Geſichtszügen. Nach den erſten Höflichkeitsbegrüßungen ſprach ich zu ihm: „Ich komme zu Dir als ein Bote des lebendigen Gottes, der Dir Korn, Bier, Wild, Kleidung gegeben hat." Er: „Ja, das iſt alles wahr, Gott giebt mir das alles, aber das Wild iſt jetzt ſehr ſchlimm (liſtig), daß es ſich nicht beikommen läßt, und was die Kleidung angeht, was ſoll ich anfangen, wenn Du mir keinen Combers (Decke) giebſt?" Ich: „Hat Dir nicht Gott bisher, ſo viel Du nöthig hatteſt, reichlich gegeben an Nahrung und Kleidung?" Er: „Ja, das iſt wohl wahr, es iſt ein modimo, der mir das alles giebt, und wäre ich noch ein Kind, ſo würde ich auch noch lernen; aber was ſoll ich alter Mann machen?" Ich: „Gerade weil

Du alt biſt, darfſt Du keine Zeit verſäumen, damit Du nicht etwa zuvor ſterbeſt, ehe Du Vergebung Deiner Sünden erlangt haſt; denn auch für Dich kommt die Zeit zu ſterben und darnach das Gericht." Er: „Sterben denn die Gläubigen etwa nicht?" (hier wandte er ſich lächelnd zu ſeinem Begleiter, als wollte er ſagen: Nun darauf hat er doch nichts zu antworten). Ich: „Jetzt höre recht an, ich will Dir ein großes Wort ſagen, das mußt Du tief Dir einprägen. Wenn ein Menſch gegen ſeine Sünden nicht kämpft und Gott nicht recht dient, dann nennt Gottes Wort ihn einen todten Menſchen, er iſt todt in ſeinen Uebertretungen, denn ſein Leben iſt nichts werth vor Gott, das iſt der erſte Tod, der geiſtliche Tod. Wenn ein Menſch glaubt, ſo giebt ihm Gott ein neues Herz, daß er gegen ſeine Sünde kämpft und Gott recht lieb hat und dient, dann iſt er nicht mehr todt, ſondern er lebt; Du und alle Heiden ihr ſeid todt, aber die Chriſten ſind lebendig. Aber höre ferner zu: Einſt kommt der Tag, da wirſt Du ſterben und begraben werden und ich werde auch ſterben und begraben werden, aber es iſt ein Unterſchied. Wenn Du ſtirbſt, weißt Du nicht, wohin Du fährſt, und Du haſt keine Hoffnung, daß Du wieder leben werdeſt. Ich aber wenn ich ſterbe, weiß, daß ich blos für eine Zeit einſchlafe, und daß Chriſtus mich auferwecken wird zu einem neuen Leben. Das iſt der zweite Tod. Alle, die nicht glauben, ſterben den zweiten Tod und bleiben im Tode; alle aber, die da glauben, ſterben den zweiten Tod, aber werden aus demſelben errettet werden. Und nun gieb Acht, nun giebt es noch einen dritten Tod. Zuletzt nach allen Dingen wird Chriſtus der Herr eine große Poſaune erſchallen laſſen. Dann müſſen alle Todten aus den Gräben, Heiden und Chriſten, und alle die je gelebt haben, dann müſſen ſie alle vor Chriſti Richterſtuhl erſcheinen. Und zu den Ungläubigen wird Chriſtus ſprechen: Geht hin ihr Verfluchten in das ewige Feuer, das iſt der ewige Tod; und zu den Gläubigen wird er ſprechen: Kommt her zu mir, ihr Geſegneten, genießet meine Seligkeit — und das iſt das ewige Leben. Und zu dieſem ewigen Leben will Gott auch Dich rufen, und Du ſollſt es empfangen, wenn Du an den Sohn Gottes glaubſt." Er: „Ja, das wird hübſch ſein, dann werden wir unſere alten (früheren) Leute mit Augen ſehen und werden ſprechen: Das ſind unſere Leute; aber wie wird es dann mit ihnen ſtehen? ſie haben ja das Wort Gottes nicht gehört?" (Wiederum wandte er ſich lächelnd zu ſeinem Begleiter.) Ich: „Wie es dann ſein wird, will ich Dir ſagen: Gott wird alle Todten in zwei Abtheilungen ſtellen. Auf der einen Seite kommen die zu ſtehen, die an ihn glauben; auf der anderen — Er (mir in's Wort fallend): „Ich bin eigentlich hierhergekommen, mir einen Dorn aus dem Fuß ziehen zu laſſen." —

Als Grützner den Fuß unterſuchte, zog er ihn zurück und ſprach: Du machſt mir Schmerzen, laß es nur. Dann fuhr er, zu mir ſprechend, fort: Was nützt mir das Alles, Eure Lehrer geben mir doch kein Pulver. Das Wort? Hm! Pulver iſt die Sache! Ich: Der Herr Jeſus, der die Lehrer ſendet, iſt kein Pulvermacher, ſondern ein Seligmacher. Du ſprichſt von Pulver, Du kennſt das nicht beſſer. Biete einem Kinde ein Goldſtück an und ein Stück Brod, ſo greift das Kind nach dem Brod; denn es verſteht die rechte Sache nicht. Aber wenn das Kind groß geworden iſt und Verſtand hat, ſo weiß es, daß das Goldſtück mehr Werth iſt. Wird erſt der heilige Geiſt Dir die Augen geöffnet haben, ſo wirſt Du ſehen, daß das Wort Gottes und die Vergebung der Sünden die rechte Sache iſt. Er: Nacht iſt da! ich gehe jetzt fort!

Damit ſchickte er ſich an, fortzugehen, ohne zu grüßen. Er war ſichtlich geärgert. Merensky hielt ihn noch auf: „Wenn ich zu Dir kommen werde, wirſt Du mir Bier geben? (Zeichen der Artigkeit.)“ Er: „Nein.“ Mer.: „Kennſt Du mich, wer ich bin?“ Er: „Wie ſollte ich Dich nicht kennen, Du biſt ja der von den Bapedi.“ Mer.: „Ein ſauberes Weſen, wenn ein Capitän zum andern kommt, und der will ſo unfreundlich ſein.“ Er: „Aber ihr Lehrer, iſt denn das etwa hübſch, wenn ihr immer von Feuer ſprecht, und daß wir Menſchen ſollen ins Feuer kommen?“ Mer.: „Wäre das etwa hübſch, wenn ein Menſch den andern ins Fangloch laufen ſähe, und riefe ihm nicht zu, er ſoll ſich in Acht nehmen? Wirſt Du mir Bier geben?“ Er: „Nein.“ Mer.: „Muß ein Capitän ſo zum andern ſprechen?“ Er: „Ihr Lehrer müßt in das Feuer kommen, denn ihr ſeid geizig und wollt euch ſelbſt zu Capitänen machen.“ Mer.: „Wir Lehrer ſind nicht alle Capitäne, ſondern wir predigen das Wort Gottes; aber ich habe einen Platz, und Dinkonyan iſt gekommen und ſagt zu mir: Vater, und Ramopudu iſt gekommen und ſagt: Vater, darum bin ich ein Capitän. Und Deine Leute kommen auch zu mir, wenn ſie wandern, und ich gebe ihnen Brod, und ich mit meinen Leuten, wir haben ihnen über den Weg geholfen, daß die Matabelen ſie nicht todtſchlugen.“ Er: „Ich gehe nach Hauſe, die Nacht iſt da, ich gehe fort.“ Höchſt ärgerlich entfernte er ſich, ohne zu grüßen.

Sonntag, den 26. Mai. Die Kirche war Vormittags und Nachmittags nur ſpärlich beſucht; etwa zwanzig bis dreißig Erwachſene jedesmal. Grützner ſagte, es ſeien zu Zeiten ſchon bis fünfhundert gekommen; aber gerade jetzt ſei Beſchneidungsfeier, da kämen die Leute nicht; ſpäter würde der Beſuch wohl wieder zahlreicher werden. Die Kleinheit der Verſammlung contraſtirte mit der Größe der allerliebſt gebauten neuen Kirche. — Der Gottesdienſt beſtand außer dem Geſange nicht aus einer

eigentlichen Predigt, sondern der Vortrag ging immer in Fragen aus, damit die Hörer durch die Antworten aufmerksam erhalten blieben. Modscheri, der Platzvorsteher, und Isaac, ein junger Knabe, gaben treffende Antworten. Der alte Letuaba, ein Matabele, folgte dem Gottesdienst in rührender Einfalt. Er hatte in Natal früher Einiges vom Evangelio gehört, kehrte dann hieher unter die Heiden zurück, und war mehr als alle andern erfreut, als ein Lehrer sich hier niederließ. Obgleich schwach von Erkenntniß (er ist gewiß über 80 Jahr) hat er einen festen kindlichen Glauben und ernste Heilsbegier, so daß er nächstens (zu Himmelfahrt) getauft werden soll. Mangoati war nicht gekommen. Ich hatte ihm eine schwarze Decke gesandt und ihn noch besonders eingeladen; er beharrte aber dabei, daß er nicht zum Gottesdienst kommen wolle.

Da die Kirche innerlich noch nicht ausgeschmückt ist, auch keine Bänke hat, so saßen die Schwarzen alle auf der Erde. Außer den Erwachsenen hatten sich eine Anzahl halberwachsene Jungen und Mädchen eingefunden. Vormittags hielt ich eine Ansprache, Nachmittags Merensky.

1 Montag, den 27. Mai, begann ich den Taufunterricht oder, vielmehr das Taufexamen mit dem alten Letuaba, den ich nur dreimal, jedesmal anderthalb Stunden, prüfen konnte; das erste Mal über das Gesetz und Sünde, das zweite Mal über den ersten und zweiten Artikel, das dritte Mal über den dritten Artikel und die Lehre von der Taufe. Der alte Mann war mir rührend in seiner Einfalt, und ich glaube sicher, daß man ihm das Wasser nicht wehren durfte, nachdem der heilige Geist solch Sehnen und Glauben in ihm erweckt hat, trotzdem des Wissens nicht viel war.

Mit ihm wohnten acht bis zehn Heiden, unter ihnen Modscheri, dem Unterricht bei. Den besuchten wir hernach auf seinem Kral; er ist ein offener Kopf, hat fast schon genug Erkenntniß, um getauft zu werden, ist aber noch zu fest an das Heidenthum und seine Weiber gebunden.

Am Tage kamen Moschütz und Beyer von Lekalekale, mich zu begrüßen, und wir verbrachten den Tag mit allerlei Gesprächen über die Mission. Hier bei Mangoati hat dieselbe vor der Hand wenig Aussicht: das Volk folgt gern dem Beispiel des Capitains, aber es kann plötzlich, über Nacht, anders werden.

Am Abend gingen wir noch einmal zu Modscheri, wo die Leute tanzten. Dasselbe ist hier ganz unverfänglich. Die Weiber stehen in einer Reihe und klatschen in die Hände und singen eine Art eintönige Melodie, während die Männer einzeln vor ihnen sich abmühen, in allerlei possirlichen Körpergestaltungen dem Bull oder anderen Thieren nachzumachen, worüber die Weiber und alle

Umſtehenden herzlich lachen. Ein alter Motſchuan führte einen Waffentanz auf mit Schild und Aſſagai. Das waren wunderliche Grimaſſen; aber ſolche Bewegungen machen ſie wirklich beim Kampf. Die Leutchen hier ſind übrigens nicht allzu tapfer; im Kriege haben ſie meiſtens ihr Vieh feige ſich ſtehlen laſſen und ſich ſelbſt in die Berge geflüchtet.

## X.

### Mamodiſha. Die Malepa. Der heilige Berg. Rechtspflege der Baſſuto. Himmelfahrtsfeſt.

Dienſtag, den 28. Mai, ritten wir alleſammt (mit Ausnahme von Grützner, der bei ſeiner Frau, ihrer erwarteten Entbindung halber, bleiben mußte) zu Mamodiſha, etwa zwei deutſche Meilen weit am Fuß des Berges. Unſer Weg führte uns immer am Rande dieſes Gebirges, meiſt durch Kaffergärten und an großen volkreichen Kralen vorbei. Es wohnen dort ſehr viel Menſchen. Bei einem Kral (Maroputlane) kehrten wir ein. Der Vorſteher war ſehr freundlich und bewirthete uns mit Bier. Dort iſt früher gepredigt worden.

Einen andern Kral fanden wir beſetzt mit Malepa's Leuten, die vom Zambeſi hergekommen ſind, und durch ihre kahlgeſchornen Scheitel ſich vor den Baſſuto und Matabelen auszeichnen. Dieſelben haben noch Reſte von Gotteserkenntniß und Gottesdienſt, welche wunderbar an alte bibliſche Traditionen erinnern. Ob dieſelben Reſte von portugieſiſchem Unterricht, oder von altjüdiſchen Erinnerungen ſind, konnten wir aus den wenigen auch ſchon verſchwindenden ſpärlichen Brocken, die wir von den Alten erfragten, nicht erſehen. Ihre Gebete thun ſie auch in einer alten, von ihnen ſelbſt nicht verſtandenen Sprache. Merensky, der dies alles ausforſchte, konnte ſich mittelſt des Seſſuto leicht mit ihnen verſtändigen. Sie eſſen kein Blut, ſchlachten daher jedes Thier durch Kehlabſchneiden; ſelbſt dem geſchoſſenen Wild zerſchneiden ſie die Kehle, und iſt es nicht ausgeblutet, ſo eſſen ſie es nicht. Sie lehren, Gott iſt da, er hat den Menſchen gemacht; man hört oft Gewehre oben und Trommeln in der Erde, dabei iſt es Gott. Er hat erſt den Mann erſchaffen, dann das Weib, im Anfange; dann hat er geſagt, ſie ſollen ſich mehren; von Jobzoane ſind die Menſchen im Anfang gemacht. Zuerſt hat er das Haupt und die Arme gemacht aus demſelben Stoff wie die Steine. Alle Menſchen ſind einſt vom Waſſer getödtet, die Sonne war finſter und es war ein großes Waſſer, das Meer kam über das Land. — Wenn ſie beten, waſchen die Malepa ſich die Hände, nehmen

weiße Decken um und ſagen: ha mena oa honzó oa le farafatela oa helezano oa honzó oa honzó oa helazano oa farafatela. Was die Worte bedeuten, wiſſen ſie ſelbſt nicht. Sie beten aber nur allein, nicht in Gemeinſchaft mit den Baſſuto; die Beſchneidung haben ſie. Stehlen, Ehebrechen und Giftmiſchen erklären ſie für Sünde. Wenn ein Menſch ſtirbt, ſagen ſie, geht ſein Geiſt zu Gott; hat er Böſes gethan, ſo wird er vom Herrn im Himmel verworfen und bleibt nicht bei den Seligen. Ihre Todten begraben ſie nicht in ſitzender Stellung wie die Baſſuto, ſondern ſie legen ſie in ein Grab. Dazu beten ſie: „Schlaf wohl, ſchlaf bei Gott, wir, die wir zurückbleiben, ſind froh.“ Sie ſagen, ſie haben bei dem Fluſſe Loathe früher gewohnt, bei den Portugieſen; ſie nennen ſich Banyai-Bakchalaka. Sie ſagen, ſie ſeien von Manekos verjagt; ihre Väter ſeien große Könige geweſen und haben masila (gemachte Kleider) getragen.

Proben ihrer eigenthümlichen Sprache ſind: Auge meso; — Bein kumbo, pl. ma; — Arm leboko pl. ma; — Garten menta; — Korn mafonde; — Stück Vieh nombe; — Ochſe muru pl. zimuru; — Kleider matsela; — Frau inkatsi; — Mann dume, pl. badume — alle bose; — Waſſer vura; — Regen vula; — Waffen mafumo; — Gewehr fute; — Pulver insizi; — Schild tsetanyu; — Kral munzi; — Gott toyato; — Elephant solowesó. — Sie haben neben Moſelekazzi am Zambeſi früher gewohnt. Ihre Alten indeß, die dieſe Geſchichten noch wiſſen, ſterben bereits aus.

Bei ihnen, aber auch bei anderen Baſſuto fanden wir in dem krauſen Haupthaar Glimmerſtaub; das glitzerte und glänzte.

Mamodiſcha fanden wir nicht zu Hauſe und lagerten uns um den alten Morulabaum, der früher zum Predigtplatz benutzt

Morulabaum bei Mamodiſha.

worden ist. Während ich von demselben eine Skizze abnahm, sammelte sich sofort ein Haufe Neugieriger, denen Merensky neue Geschichten mittheilen sollte. Er erzählte ihnen von Gottes Wort, sie hörten auch eine Weile geduldig zu, dann aber begehrten sie auch andere Neuigkeiten.

Moschütz ritt von hier nach Hause zurück. Wir andern schlugen um den steilen heiligen Berg herum einen anderen Weg ein, durch eine wildromantische Felskloof mitten durch das Gebirge nach unserer Station zurück.

Mittwoch, den 29. Mai. Die Felskloof hatte mich gestern so gefesselt, daß ich mit Grützner und Beyer heute Vormittag nach der Taufcatechisation auf einige Stunden hinüberging um zu zeichnen. Die Paviane bellten uns an, als ob wir in ihrem Bereich nichts zu thun hätten. Bei unserer Rückkehr trafen wir Endemann, der hinübergekommen war, um mich zu grüßen. Einige Malepa brachten von ihren angeblich goldenen Ringen aus ihrem alten Lande zum Verkauf. Merensky handelte eine Anzahl ein. Es war Kupfer, wie es scheint, stark mit Gold versetzt. Sie gewinnen dies Metall in ihrem alten Vaterlande. Am Abend kam Schwester Moschütz zur Pflege der Schwester Grützner von Lekalekale.

Am Abend wurde über die Spuren von Rechtspflege, und öffentlichen Einrichtungen, die man bei Kaffern und Bauern findet, einiges Interessante mitgetheilt. Die Post wird von den Bauern durch Kaffern besorgt in einem offenen Felleisen. Da nun kein Kaffer das Recht hat, sich dem Bauer zu widersetzen, so geschieht es garnicht selten, daß unterwegs ein Bauer das Post-Felleisen öffnet, sich jeden beliebigen Privatbrief herausnimmt, ihn liest und mit Oblaten wieder verklebt und fortsendet, rsp. wegwirft oder daß er die Zeitungen, die ihn interessiren, herausnimmt, und einfach einen oder zwei Monate bei sich behält, ehe er sie weiter spedirt. Selbst in Pretoria wird keineswegs der Abgang der Post regelmäßig besorgt, sondern je nachdem die Gelegenheit ist, zwei bis drei Tage verschoben. Sicherheit gewährt die Post auf keinerlei Weise, deshalb wird sie auch so selten benutzt. Ein wahres Glück, daß es mit der Lesefertigkeit der meisten Bauern und ihrer Frauen nur etwas schwach bestellt ist; sonst wäre die Sache noch bedenklicher.

Dem Bruder Grützner hatten die Hunde der Kaffern über Nacht alles Riemzeug aufgefressen. Er fragte: Was muß ich thun, mich zu schützen? Antwort: Schieß sie todt! Als wieder Mondschein ist, sieht er wieder zwei Thiere unweit seines Wagens; er schießt sie todt; — da sind es Schafe. Schnell läuft er am andern Tage zum Kapitän: Ich habe eine große Sünde gethan. Ich sah zwei Thiere bei meinem Riemzeug und schoß sie todt,

meinend es seien Hunde; aber nun sind es Schafe, was muß ich für Strafe zahlen. Der Kapitän ruft den Rath zusammen. Der Beschluß war: „Du hast sie ja nicht gesehen, es war ja Nacht. Du bist nicht schuldig; es waren ja keine Schafe, sondern es war dein Wild. Aber, fuhr der Kapitän fort, bringe mir nur die todten Schafe her.“ Anderen Tages sieht er den Eigenthümer der Schafe mit betrübtem Gesicht vorbeigehen, zwei Felle über die Schultern. Der Kapitän hatte das Fleisch der unter seinem Urtheilsspruch gewesenen Schafe einfach für sich behalten, und der betrübte Eigenthümer konnte zufrieden sein, daß er die Felle wiederbekam. Das alles „von Rechtswegen.“

Merensky erzählte einen andern Fall: In Sekukunis Lande hat einer dem Kinde seines Nachbarn einfach ein Paar Hiebe gegeben. Der beleidigte Vater kommt zum König: „König, ich bringe eine große Sache; ein Krieg ist angefangen; mein Kind ist todtgeschlagen. Seht da sitzt der Missethäter, mein Kind hat er todtgeschlagen ꝛc. d. h. daraus macht er erst eine lange Erzählung, in der jeder kleine Umstand weitschweifig mitgetheilt wird. Der König sitzt mit sammt allen Geheimen Räthen, deren Angesicht auf Sekukuni gerichtet ist. Der arme Verklagte sitzt mit dem jämmerlichsten Armsündergesicht dabei, und sinnt, wie er wohl sich am schlauesten herausziehen möchte. Der König erwägt inzwischen, ob der Mann viel Vieh hat oder nicht, und wie viel ihm die schöne Gelegenheit wohl einbringen möchte. Endlich sagt er: „Ja, das ist eine große Sache.“ Alle Räthe ohne Unterschied wiederholen: „Es ist eine große Sache, er hat des Mannes Kind todtgemacht, er muß wieder todtgemacht werden.“ Nachdem alles auf das reiflichste erwogen, und von jedem nach einer andern Seite hin beleuchtet ist, lautet das Verdikt: „Der Mann muß einen Ochsen an den König bezahlen.“ Nun steht der arme Sünder auch auf: „Ja König, ich habe eine große Sünde begangen, ich habe ein Kind erschlagen, ich habe einen Krieg angefangen, ich bin durchaus werth, mit einem Ochsen gestraft zu werden; du König bist der weiseste und gerechteste Mann und deine Räthe sind weise Leute. Aber sieh doch, wie arm ich bin, ganz arm, ein Bettler. Was habe ich? Ja, da habe ich noch ein Böcklein, ich dachte, es einst schlachten zu können; damit ich auch einmal Fleisch esse. Siehe das Böcklein, sollte der König nicht mit dem Böcklein zufrieden sein?“ Weiß er schön zu sprechen, so kommt er mit dem Böcklein davon, das natürlich niemand zufällt, als dem Könige. —

Donnerstag, den 30. Mai. Himmelfahrtstag. Es waren schon Vormittag einige Kaffern mehr in der Kirche; die Kirchgänger lagern sich auch nach dem Gottesdienst gern vor der Missionars-Wohnung, als gehörten sie dahin, vielleicht auch in Hoff-

nung auf etwas Fleisch oder Kost. Nachmittag taufte ich den alten Letuaba, unseren Erstling aus den Matebelen, die alte, einfältige, suchende Seele. Ich nannte ihn Simeon. Möge seine Taufe eine Simeons-Weissagung sein, daß das Licht der Heiden bald auch über die Matebelen hell aufgehe. Er sah in dem weißen Taufhemd, das ich ihm geschenkt hatte, mit seinen einfältigen, ehrlichen Augen und fröhlichem Angesicht, ordentlich brüntlich aus, trotz seiner achtzig Jahre, die er sicher auf dem noch wenig gebogenen Rücken trägt. Nur unser Jacob war mit der Sache nicht recht zufrieden. Es war ihm aufgefallen, daß, abweichend von der Sitte in Botshabelo, denen, die zum Unterricht kommen und die nicht einmal Catechumenen sind, gestattet war, bei der Handlung zugegen zu sein; und er kam nun in aller Bescheidenheit und Freimüthigkeit zu uns, um sein Bedenken geltend zu machen; die Handlung sei zu heilig, als daß man sie den Augen der Ungläubigen Preis geben dürfe, die doch nur darüber lachen, oder fragen würden, wo denn nun Gott sei, er sei ja doch nicht in's Wasser herabgekommen, sie hätten nichts gesehen.

Es ist überhaupt bemerkenswerth, mit welchem Ernst und Eifer die Neugetauften in Botshabelo darüber wachen, daß kein Aergerniß geschehe. Die geringste Spur von Zauberei, Unzucht und dergleichen überwachen sie selbst mit großer Schärfe, damit keine böse Wurzel aufkomme. Und auch diesmal versicherte Merensky, daß es bei Jacob gewiß nur ernste Sorge um die Ehre des Herrn gewesen sei, was ihn zu uns trieb.

Als wir aus der Taufeier zurückkehrten, tönte uns das Geschrei des Ringetanzes vom Kral herüber entgegen. Die Neubeschnittenen kehrten soeben im Zuge zurück.. Ihr Gesang hat etwas Feierliches; er bewegt sich in langgezogenen, einzelnen Tönen, doch fast nur in ganzen Tönen, die halben kennen sie nicht, so daß der Gesang unserer Choräle selbst in Botshabelo oft ein höchst wenig erbaulicher ist. Beim Beschneidungstanze singen sie in zwei Abtheilungen; die eine beginnt a. g. f. die andere antwortet dēs ēs dēs h̄. — Aus der Ferne her klingt es, von vielen Kehlen gesungen, ganz ansprechend. Wir wollten näher herangehen — aber da verstummte der Chor, als man unser gewahr wurde.

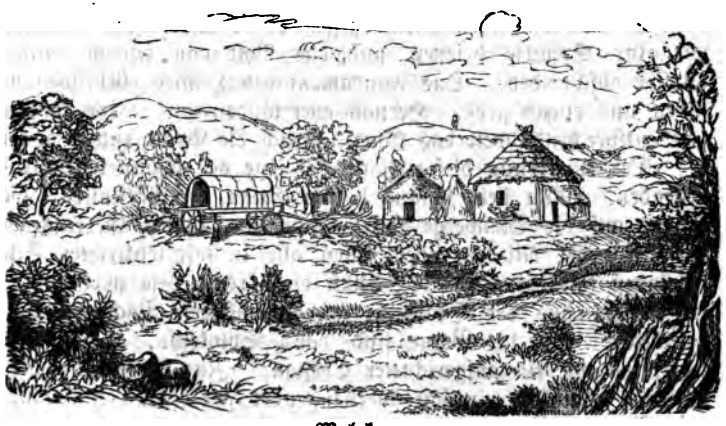
Wie wir nun nach Hause zu umdrehten, sprengte an uns ein Reiter vorbei, wir dachten es sei ein Bauer; aber als wir beim Hause ankamen, — siehe da war es Bruder Moschütz, der noch am Himmelfahrtsnachmittage, nachdem er Vormittags seinen Gottesdienst beendigt hatte, den Ritt von acht deutschen Meilen gemacht hatte, um die soeben angekommene, europäische Post zu bringen; doch sicherlich ein exakter Postmeister, obgleich einige Brüder bemerkten, daß auch die neuvermählte Frau des

Bruder Moſchütz, die zum Beſuch hier iſt, wohl mit einen Sporn abgegeben haben möchte, um das alte Stationspferd dieſe Reiſe machen zu laſſen. Wie dem aber auch war, ich meinerſeits war froh und dankbar. Denn gerade dieſe Poſt brachte mir die längſt mit Bangen erſehnte Nachricht, daß der Herr mir am dritten März ein Söhnlein beſcheert habe, — das jetzt, als ich es erfuhr, freilich das dumme Vierteljahr bereits in einigen Tagen hinter ſich hatte. Dem Herrn ſei Preis und Ehre für ſeine große Barmherzigkeit! — Am Abend hielt ich den Brüdern auf ihre Bitte eine deutſche Predigt.

## XI.

### Malokung. Tutloane. Mankopanes Berg.

Freitag, den 31. Mai, ritten wir vier Merensky, Moſchütz, Beyer und ich nach dem etwa vier und eine halbe Stunde zu Pferde (ſechs Meilen) entfernten Malokung, der Station des Bruder Endemann.



Malokung.

Dieſelbe beſteht erſt ſeit vierzehn Tagen. Bruder Beyer hatte ein ſehr geräumiges Rondabel, ein rundes Steinhäuschen mit Vordach gebaut, daneben eine Schlafhütte für die Dienſtkaffern, ein Hühnerhäuschen; die Küche war ein Dornkral um zwei ſchattige Bäume her, an deren einen die eiſerne Handmühle angebracht war; ein anderer Dornkral bildet das Viehhaus. Der Häuptling Modipane ſtellt ſich bis jetzt recht freundlich, beſucht

auch regelmäßig die Gottesdienste, mit ihm eine Menge Volks. Im übrigen ist die Station nicht ganz günstig gelegen, zu weit ab (dreiviertel Stunden zu Fuß) von dem Berge des Volks; auch ist das Wasser der Quelle nur schwach. Wer weiß, ob es im Sommer ausdauern wird. Es ist daher zu erwägen, ob man das Wasser nicht in bedecktem Gange eine viertel Stunde weiter den Hügel hinableiten soll, um dem Volke etwas näher zu sein; die Gelegenheit dazu ist recht gut.

Sonnabend, den 1. Juni, ritten wir drei, Merensky, Beyer und ich Nachmittags durch eine wildgeklüftete, buschigte und felsigte Gebirgsgegend zu Bruder Kühl, der seit sechs Wochen in unmittelbarer Nähe von Mankopane die früher von Jesaias Seele erbaute Hütte bewohnt. Die Entfernung von Malokung (Waizboden) ist etwa zwei Stunden zu Pferde (kleine drei Meilen.)

Eine kleine halbe Stunde von Mankopanes Felsenberg rinnt das Wässerlein aus dem Felsen, welches der zahlreichen Einwohnerschaft das einzige Trinkwasser gewährt. Dasselbe ist daher den ganzen Tag, zum Theil auch in der Nacht, umstellt von schöpfenden Weibern, die gerade so viel schöpfen, als aus dem Boden quillt, so daß kein Tropfen ablaufen kann.

Ganz in der Nähe dieser Quelle hat Kühl das Fundament gelegt zu seinem neuen Hause — ein nicht geringes Zeichen von Vertrauen von Seiten Mankopanes. Denn wie leicht können nicht im vorkommenden Kriege gegen die Bauern diese das Haus wie eine Schanze besetzen und das Volk von seinem einzigen Wasser abschneiden. Das Fundament des Hauses (60 Fuß lang) schien uns etwas groß. Hernach aber fanden wir es den Umständen entsprechend, weil das Haus zugleich die Kirche enthalten soll.

Die Umgebung dieses Platzes ist eine der schönsten Gebirgsgegenden. Man sieht hinaus in die Ebene des Nilflusses, weit hinaus auf die Blauberge und verschiedene andere Gebirgszüge; die Berge der Nilebene aber fallen alle in fast senkrechten Felsabhängen (Kränzen) ab, die, selbst durchbrochen, je zwei zwischen sich einem aus der Hochebene herabströmenden Bächlein Raum gewähren. Einzelne Berge sind dann Spitzköpfe, andere Felskegel, fast wie ein aufgerichteter Crystall. Zur Linken macht der mächtige Hangklip, ein fast überhangender Felskoloß, den Beschluß.

Von der Quelle aus erreichten wir in etwa zwanzig Minuten zu Pferde einer langen Prozession von Weibern, die in mächtigen Thonkrügen oder Kalabassen auf dem Kopfe das Wasser heimtrugen, vorbeieilend, das Haus oder vielmehr Hüttlein des Bruder Kühl, der wie ein einsamer Eremit dem von ihm nur durch einen schmalen Thalgrund geschiedenen Felskopf Mankopanes jetzt gerade gegenüber wohnt. Seine ganze Umgebung sind ungeheure, über einander gethürmte Felsklippen, die auf den ersten Anblick über-

raſchend pittoresk, auf die Dauer aber doch ermüdend ſind. Das Haus des Bruder Kühl iſt ein langes, ſogenanntes Hartebeeſt-Haus; d. h. ſeine Wände ſind in die Erde geſteckte, mit Lehm verpleiſterte Baumäſte; die Wand iſt ſo hoch, daß ich zur Aufzeichnung von Notizen das Dach als Stehpult benutzen konnte. Die Thür, ein etwa drei Fuß hohes und zwei Fuß breites Loch in der einen Wand, iſt gerade niedrig genug, um dem ſehr zahmen Pferde, welches, um Futter bettelnd, den Kopf in die Stube ſteckte, das völlige Eintreten unmöglich zu machen. Die Fenſter, etwas größer als eine Hand breit, waren zum Theil von Glas, zum Theil wurden ſie während der Nacht mit Servietten ꝛc. zugemacht. Das etwa dreißig Fuß lange Gebäude iſt durch eine 5 Fuß hohe, anderthalb Fuß dicke Zwiſchenwand in zwei Abtheilungen getheilt, von denen die eine zum Wohnen, die andere zum Schlafen einen comfortablen Raum darbietet, vorausgeſetzt, daß es gelingt, die Zugluft, die durch Ritzen, Fenſter, Dach gemächlich eindringt, während der Nacht mittelſt Tücher ꝛc. abzuhalten. Die beſagte Zwiſchenwand gewährt auf ihrer oberen Fläche den nöthigen Platz für die Bibliothek, dient aber zugleich als Porzellanſpind für die drei bis vier Taſſen der Haushaltung, als Kleiderſpind, Schreibbureaux. In der Wand ſind auch einige Fächer eingemauert, in denen Wäſche und allerlei Geräthſchaften — von denen das eine, faſt eigenthümliche, ganz neue, als Honigtopf und Buttertopf diente — aufbewahrt wurden. Der größere Raum aber iſt Wohn- und Empfangszimmer, Vorrathshaus, Küche, Schullokal. An den Wänden hängen die Riemen, Sättel, Decken, Kleider, Säcke, im Winkel liegen Bretter, Milisköpfe, Kürbiſſe, Felle, auch einige Betten, etwas Geſchirr; von den Dachſparren und dem etwa zwölf Fuß hohen Giebel herab hing Fleiſch zum trocknen, Milisköpfe ꝛc. Das war das Palais Kühl, und das iſt der ſchon ſehr hoch zu veranſchlagende Wohnungsanfang auf einer neu anzulegenden Station.

Und doch war es ein ſehr lieblicher Ort; denn kaum war Abendbrodzeit vorbei, da ſummte und ſchwirrte es draußen; junge und alte Leute, Erweckte und blos Neugierige ſammelten ſich zunächſt zu allerlei Singeübungen, und dann füllten ſie die Hütte, um aus dem Munde des Bruder Kühl Gottes Wort zu hören. Das wiederholt ſich alle Abende; auch Morgens kommen ſie, obgleich nicht ſo zahlreich. Einzelne kamen mit freudeſtrahlenden Geſichtern zu uns, und drückten uns die Hände und bekundeten, daß ſie ebenfalls ſchon an den Herrn Jeſum glaubten.

Sonntag, den 2. Juni, gingen wir früh hinauf auf Mankopanes Felſenkopf. Der ganze Thalgrund vor demſelben, ſowie Gipfel und Seitenwände waren mit Kralen bedeckt. Ehe wir aber den eigentlichen Kopf betraten, mußten wir unter einem,

über zwei hohe Pfähle quer über den Weg gespannten Faden hindurch, von dessen Mitte herab ein Amulet herabhing, dessen Zauberkraft jeden Uebelthäter und Schaden abzuhalten bestimmt ist. Der enge Felspfad führte zwischen steilen Klippen hindurch wie durch schroffe Mauern; da, wo sie etwas weniger steil war, hatte man durch Schanzmauern nachgeholfen. Zwischen den Felsklippen hindurch wuchsen gewaltige Euphorbien, und weiter hinauf ein mächtiger, wohl acht bis zehn Fuß im Durchmesser messender Affenbrodbaum, dessen mächtiger Stamm, birnenförmig zugespitzt, oben in ganz dürre Aeste ausläuft, dessen ungeheure Wurzeln aber nach vielen Seiten hin die Steine bedecken.

Auf der hohen Fläche des Kopfes angelangt, befanden wir uns wieder zwischen steilen Felsklippen, zwischen welche die einzelnen Krale eingeklemmt waren. Mitten unter ihnen zog die Umfassungsmauer einer Kirche, sechzig Fuß lang und vierundzwanzig Fuß breit, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Mankopane hatte sie durch einen Engländer erbauen lassen; aber sie war unvollendet geblieben. Nachdem wir uns durch ein Gewinde von Kralen und Felsen durchgearbeitet hatten, erreichten wir endlich den großen Baum, unter welchem jetzt gepredigt wird. Daneben sind allerlei Felsen und ein weiter Platz; unfern davon das Haus von Mankopane, in das wir zunächst eintraten.

Wir fanden in dem alten Herrn eine wohlbeleibte Gestalt mit gutmüthigem Gesichtsausdruck. Er saß im Hofe einer seiner Frauen und hieß uns, obschon er über unser unangemeldetes Eintreten nicht sehr erfreut war, doch freundlich willkommen. Ich stellte mich ihm vor. Er aber war von meiner Ankunft auch bereits benachrichtigt, und antwortete auf die gewöhnlichen einleitenden Redensarten immer nur mit einem freundlichen „Ja". Dann fuhr ich fort; „Du hast hier einen festen Berg, aber Gottes Schutz ist fester!" Mank.: „Ja, Gott ist eine sehr feste Burg"; ich fügte hinzu: „Ja, für die, die an ihn glauben und ihm dienen". Dann meinte er, er sei ein alter Mann, und war sehr befriedigt, als Merensky dazu bemerkte, es tauge auch nichts, wenn ein Capitän zu jung sei, und darum dumm sei und nichts ordentlich wisse. Er fragte Merensky nach Dinkonyan, den er Mankoane nannte, und wunderte sich, daß Merensky so gut Bassuto sprach.

Es wollte mit der Unterredung nicht recht in Fluß kommen. Mankopane stand bald auf, entfernte sich, ohne uns zu grüßen. Die Brüder meinten, er suche einen Bock, um ihn für uns zu schlachten. Da aber nach längerer Zeit weder der König noch der Bock erschien, blieb uns nichts übrig, als auch aufzustehen und von der Felsklippe aus uns die prachtvolle Aussicht in die umliegende Gegend näher anzusehen. Nach einem längeren

Spaziergang kehrten wir zu Mankopanes Hause zurück; aber er kam nicht. Erst nach einiger Zeit kam ein Bote von ihm, er sei bereit, zu hören, was wir von ihm begehrten.

Wir fanden ihn auf dem chorong (großer Rathsplatz in der Nähe des Königshauses) auf einem Stein sitzend, mit einem großen Combers von Dachsfellen bekleidet (die rauhe Seite nach innen und die Schwänze außen angenäht), eine Fellmütze auf dem Haupt. Ich sagte ihm, da ich wußte, er würde bald darauf der Predigt beiwohnen, nichts besonderes von Gottes Wort, sondern gab ihm nur meinen Wunsch kund, sein Land zu durchreisen, um zu sehen, wo wir am besten Missionsstationen anlegen könnten. Er antwortete: „Das ist eine gute Sache, das Land ist offen für Dich; gehe, wohin Du willst, und wähle den Platz, der Dir am besten gefällt."

Da Bruder Kühl gern mitreiten wollte, und seine Lady (Stationspferd), kürzlich vom Löwen dicht neben seinem Hause zu Schanden gebissen, noch nicht wieder reitfähig war, so bat ihn Kühl um ein Reitpferd. Er sagte es zu, und beorderte sofort einen Boten, es zu holen. Er läßt nämlich seine Pferde (drei hat er nur) drei Meilen weiter weiden, damit sie ihm nicht von den Bauern abgenommen werden. — Dann stellte ich ihm Merensky vor als meinen großen Sohn, mit dem er künftig verhandeln könne, wie mit mir selbst. Er wollte es mir nicht glauben, daß ich schon solch großen Sohn habe, und untersuchte mein Haupthaar, ob es wohl schon grau genug sei, um solch Alter zu constatiren. Dann verglich er seine grauen Haare mit den meinen, sichtlich eifersüchtig auf die Ehre, älter zu sein als ich. Dann probirte er meine Brille, und ich mußte ihm versprechen, aus Deutschland eine zu senden. Dann aber meinte er, nun sei es Zeit, in die Kirche zu gehen.

Alsbald ertönte das Pallafallahorn in langen Zügen durch Fels und Thal, und die Leute kamen von allen Seiten aus ihren Hütten zusammen, etwa 3—400 Zuhörer, denen ich die Predigt über Apostelgesch. 17 hielt. Sie hörten mit Aufmerksamkeit zu; der König obenan. Nach meiner Predigt hielt auch Merensky eine Ansprache, dann das Schlußlied Reta morena, und die Kinder stoben mit Geschrei in alle vier Winde; die Erwachsenen gingen an ihr Geschäft zurück.

Abends gingen wieder Haufen von Weibern zum Wasser. Ihr Anblick erinnerte mich an Lydia, die Purpurkrämerin. Die Haufen, die sich bei Bruder Kühls Hause sammelten, sangen allerlei: Heil dir im Siegerkranz; Reta morena; Laßt mich gehen; Schönster Herr Jesu; Wunderbarer König; mit roher Stimme, aber vieler Lust. Merensky hielt ihnen eine Ansprache.

# XII.

## Nottuane. Beſuch bei Mankopane. Jeſaias Seele.

Montag, den 3. Juni, nahm ich noch vor dem Frühſtück eine Spezialſkizze von Mankopane's Felskopf. Dann ging es zu Pferde zu Nottuane, einem drei Meilen weiter nach Nordoſt wohnenden Häuptling. Zuerſt mußten wir den ſteilen Felsberg hinab unſere Pferde leiten; dann ging es an den Gärten entlang, durch Buſch und Jagdfeld in der Nilebene fort, die der weite Tummelplatz der Büffel, Elephanten und Giraffen iſt. Links begleiteten uns die prachtvollen Felswände der Hangklip-Kette, bis wir, um einen Vorſprung herum in ein Nebenthal einbiegend, unter zwei prächtigen Felsköpfen den Kral des Häuptlings Nottuane erreichten, der weiteſte Punkt nach Norden, den wir ins Auge gefaßt haben. Denn nach Matlales Kopf, der etwa gerade auf dem Wendekreis liegt, zeigte die Magnetnadel Weſtſüdweſt. Wir konnten es aber auch an der unerträglichen Winterhitze ſpüren, daß wir in der heißen Zone waren. Welche Gluth muß hier im Sommer ſein!

In dem Kral wollte uns Niemand den Capitän zeigen, ſo daß ich den Verſammelten unwillig zurief, ich hätte geglaubt, einen Capitän hier zu finden; nun ſähe ich aber nur Kinder. So ritten wir denn das Nebenflüßchen entlang, um einen Platz zu finden, wo derſelbe auszuleiten ſei, um eine Station anzulegen. Wir mußten aber zu dieſem Ende ganz aus den Bergen heraus in die Ebene hinein, die ſicherlich zu warm und fieberdrohend iſt, als daß man da bauen könnte. Es wird alſo ſpäterhin ein anderer, höher liegender Fleck zu ſuchen ſein. Unter einem Dornbuſch kochten die Brüder Kaffee und brieten Fleiſch an Holzſtäben, während ich den prachtvollen Felſen ſkizzirte. Dann ritten wir zurück, weil wir an dieſem Abend den Mankopane (Mapela) noch einmal zu ſprechen verſprochen hatten.

Wieder führte unſer Weg durch die Dornen, an denen Bruder Beyer ſein Beinkleid, und Kühl ſeinen Rock zerfetzte. In den Aeſten fanden wir ab und zu Steine; das waren Zauberſteine, von müden Wanderern hineingelegt, die fürchteten, daß die Sonne untergehen möchte, ehe ſie nach Hauſe wären. Dieſe Steine in den Bäumen ſollten die Sonne im Untergehen aufhalten. Der Nil iſt hier noch kein ſehr großer Fluß; wir konnten ihn mit Leichtigkeit durchreiten. Eine Abtheilung von Bauern hat ſich vor einer Reihe von Jahren aufgemacht, um, immer weiter nördlich vordringend, Jeruſalem zu erreichen, was ſie nicht weit wähnten. Man nennt ſie heute noch die Jeruſalemtrekkers. Sie begegneten einem Volk, das mit Pfeil und Bogen ſchießt; darin ſahen ſie die

bogschufters (Bogenschützen), die in der heiligen Schrift erwähnt werden; außerdem bekamen sie Kunde von großen Städteruinen mit vielen Schätzen und den Ruinen christlicher Tempel. Diese Stadt am Nyassa, von deren Ruinen mir selbst ein Bauer erzählte, sie als Kind gesehen zu haben (wahrscheinlich Ueberbleibsel einer großen portugiesischen Faktorei), hielten sie für Jerusalem, und so glaubten sie in diesem stattlichen, vielfach mit Schilfufern umgebenen Fluß, der eine breite Ebene durchströmt, den Nil vor sich zu haben; davon heißt er noch jetzt der Nil.

Da die Sonne sich stark neigte, so spornten wir unsere Pferde zum schnellsten Lauf; Mankopanes kleines braunes Pferd erwies sich als trefflicher Schnellläufer, trotzdem ihm in früherer Zeit der Löwe ein Stück aus dem Hinterschenkel gebissen hatte. Gerade noch vor Sonnenuntergang trafen wir den alten Herrn in seinem Hause, einige Kinder um ihn spielend, die aber auf den Ruf „mosha“ (Kerl) sofort zerstoben. Nur die beiden vertrautesten Geheimräthe blieben bei ihm. Er begann: Ich will nun zuerst hören, was Du mir noch zu sagen hast. Ich erwiederte, ich hätte zunächst nichts weiter, als daß ich ihm danke für die Freundlichkeit, mit der er meine Lehrer aufgenommen habe, und bitte, damit fortzufahren. Dann folgte eine lange Pause, die Mankopane benutzte, um eine Prise zu nehmen. Er hatte sichtlich etwas, das ihm schwer auf dem Herzen drückte; aber er wagte nicht, herauszukommen. Dann fragte er: Was wirst Du mir schenken? Ich antwortete, ich werde ihm eine schwarze Decke von Malokung und eine Brille von Galekalekale senden. Des war er zufrieden. Dann fragte er wieder, was ich sagen wolle. Ich sagte, er möge nur sein Wort vorbringen. Er meinte, ja, ich habe eine sehr große, wichtige Sache, aber Du bist ja auch ein großer Capitän, sprich Du doch noch erst etwas. Ich erwiderte ihm, daß jenseits des Meeres ernste Christen wohnen, die für ihn beten und ihn lieb haben, und daß er nur Ernst thun möge, ein Kind Gottes zu werden. Darauf er: Die Sache, die ich habe, mußt Du von dem da hören (Kühl), der weiß sie. Kühl deutete an, er meine sicher die Sache seines Sohnes Massebe (der gegen ihn sich aufgelehnt hat). Ich: Das sollst Du wissen, daß Gottes Wort sagt, die Kinder sollen ihren Eltern gehorsam sein; die wahren Lehrer werden also nie einem Sohn Vorschub leisten, der seinem Vater untreu wird und gegen ihn fechten will. Das Wort gefiel ihm sehr, aber er meinte, die Sache sei zu groß, und heute die Abendstunde zu spät, als daß wir dieselbe heute erledigen könnten; wir wollten morgen früh weiter reden. Wir verabredeten die frühe Morgenstunde.

Am Abend erzählte mir Kühl die Sache von Massebe. Mankopane hatte ihn zum Thronerben ernannt. Aber es ist in

# XII.

## Nottuane. Besuch bei Mankopane. Jesaias Seele.

Montag, den 3. Juni, nahm ich noch vor dem Frühstück eine Spezialskizze von Mankopane's Felskopf. Dann ging es zu Pferde zu Nottuane, einem drei Meilen weiter nach Nordost wohnenden Häuptling. Zuerst mußten wir den steilen Felsberg hinab unsere Pferde leiten; dann ging es an den Gärten entlang, durch Busch und Jagdfeld in der Nilebene fort, die der weite Tummelplatz der Büffel, Elephanten und Giraffen ist. Links begleiteten uns die prachtvollen Felswände der Hangklip-Kette, bis wir, um einen Vorsprung herum in ein Nebenthal einbiegend, unter zwei prächtigen Felsköpfen den Kral des Häuptlings Nottuane erreichten, der weiteste Punkt nach Norden, den wir ins Auge gefaßt haben. Denn nach Matlales Kopf, der etwa gerade auf dem Wendekreis liegt, zeigte die Magnetnadel Westsüdwest. Wir konnten es aber auch an der unerträglichen Winterhitze spüren, daß wir in der heißen Zone waren. Welche Gluth muß hier im Sommer sein!

In dem Kral wollte uns Niemand den Capitän zeigen, so daß ich den Versammelten unwillig zurief, ich hätte geglaubt, einen Capitän hier zu finden; nun sähe ich aber nur Kinder. So ritten wir denn das Nebenflüßchen entlang, um einen Platz zu finden, wo derselbe auszuleiten sei, um eine Station anzulegen. Wir mußten aber zu diesem Ende ganz aus den Bergen heraus in die Ebene hinein, die sicherlich zu warm und fieberdrohend ist, als daß man da bauen könnte. Es wird also späterhin ein anderer, höher liegender Fleck zu suchen sein. Unter einem Dornbusch kochten die Brüder Kaffee und brieten Fleisch an Holzstäben, während ich den prachtvollen Felsen skizzirte. Dann ritten wir zurück, weil wir an diesem Abend den Mankopane (Mapela) noch einmal zu sprechen versprochen hatten.

Wieder führte unser Weg durch die Dornen, an denen Bruder Beyer sein Beinkleid, und Kühl seinen Rock zerfetzte. In den Aesten fanden wir ab und zu Steine; das waren Zaubersteine, von müden Wanderern hineingelegt, die fürchteten, daß die Sonne untergehen möchte, ehe sie nach Hause wären. Diese Steine in den Bäumen sollten die Sonne im Untergehen aufhalten. Der Nil ist hier noch kein sehr großer Fluß; wir konnten ihn mit Leichtigkeit durchreiten. Eine Abtheilung von Bauern hat sich vor einer Reihe von Jahren aufgemacht, um, immer weiter nördlich vordringend, Jerusalem zu erreichen, was sie nicht weit wähnten. Man nennt sie heute noch die Jerusalemtrekkers. Sie begegneten einem Volk, das mit Pfeil und Bogen schießt; darin sahen sie die

bogschufters (Bogenschützen), die in der heiligen Schrift erwähnt werden; außerdem bekamen sie Kunde von großen Städteruinen mit vielen Schätzen und den Ruinen christlicher Tempel. Diese Stadt am Nyassa, von deren Ruinen mir selbst ein Bauer erzählte, sie als Kind gesehen zu haben (wahrscheinlich Ueberbleibsel einer großen portugiesischen Faktorei), hielten sie für Jerusalem, und so glaubten sie in diesem stattlichen, vielfach mit Schilfufern umgebenen Fluß, der eine breite Ebene durchströmt, den Nil vor sich zu haben; davon heißt er noch jetzt der Nil.

Da die Sonne sich stark neigte, so spornten wir unsere Pferde zum schnellsten Lauf; Mankopanes kleines braunes Pferd erwies sich als trefflicher Schnellläufer, trotzdem ihm in früherer Zeit der Löwe ein Stück aus dem Hinterschenkel gebissen hatte. Gerade noch vor Sonnenuntergang trafen wir den alten Herrn in seinem Hause, einige Kinder um ihn spielend, die aber auf den Ruf „mosha“ (Kerl) sofort zerstoben. Nur die beiden vertrautesten Geheimräthe blieben bei ihm. Er begann: Ich will nun zuerst hören, was Du mir noch zu sagen hast. Ich erwiederte, ich hätte zunächst nichts weiter, als daß ich ihm danke für die Freundlichkeit, mit der er meine Lehrer aufgenommen habe, und bitte, damit fortzufahren. Dann folgte eine lange Pause, die Mankopane benutzte, um eine Prise zu nehmen. Er hatte sichtlich etwas, das ihm schwer auf dem Herzen drückte; aber er wagte nicht, herauszukommen. Dann fragte er: Was wirst Du mir schenken? Ich antwortete, ich werde ihm eine schwarze Decke von Malokung und eine Brille von Galekalekale senden. Des war er zufrieden. Dann fragte er wieder, was ich sagen wolle. Ich sagte, er möge nur sein Wort vorbringen. Er meinte, ja, ich habe eine sehr große, wichtige Sache, aber Du bist ja auch ein großer Capitän, sprich Du doch noch erst etwas. Ich erwiderte ihm, daß jenseits des Meeres ernste Christen wohnen, die für ihn beten und ihn lieb haben, und daß er nur Ernst thun möge, ein Kind Gottes zu werden. Darauf er: Die Sache, die ich habe, mußt Du von dem da hören (Kühl), der weiß sie. Kühl deutete an, er meine sicher die Sache seines Sohnes Massebe (der gegen ihn sich aufgelehnt hat). Ich: Das sollst Du wissen, daß Gottes Wort sagt, die Kinder sollen ihren Eltern gehorsam sein; die wahren Lehrer werden also nie einem Sohn Vorschub leisten, der seinem Vater untreu wird und gegen ihn fechten will. Das Wort gefiel ihm sehr, aber er meinte, die Sache sei zu groß, und heute die Abendstunde zu spät, als daß wir dieselbe heute erledigen könnten; wir wollten morgen früh weiter reden. Wir verabredeten die frühe Morgenstunde.

Am Abend erzählte mir Kühl die Sache von Massebe. Mankopane hatte ihn zum Thronerben ernannt. Aber es ist in

Mankopanes Familie Tradition, daß der Nachfolger den Vorgänger ermordet, und Mankopane selbst soll seinen Vater ermordet haben. Daher seine gegenwärtige Angst und böses Gewissen. Als daher Massebe Schätze zu sammeln begann, auch eine Schaar junger Leute an sich heranzog, und nun gar das Fleisch des von ihm geschossenen Wildes lieber zum Vater seiner Frau als zu Mankopane brachte, so war letzterer überzeugt, sein Sohn schmiede ein Complott. Nun kam ein alter Zwischenträger dazu, Rakosi, den ich auch noch bei meinem Besuche bei Mankopane als seinen ersten Minister fand, der sprach zu Mankopane: „Höre König, Du hast nicht mehr einen Sohn, jener (sein Schwiegervater) ist sein Vater, dem bringt er Fett und Fleisch; er wird Dich todtmachen wollen." Da Mankopane darob zürnt, geht Rakosi wieder zu Massebe und sagt ihm: „Höre, Dein Vater will Dich todt machen." Nun bereitete Massebe einen Aufstand, wozu Jesaias Seele ihn mit Rath unterstützte. Mankopane sagt, sein Sohn habe Pulver an der Stelle vergraben, wo er, Mankopane, des Morgens zuerst Feuer anzumachen pflege. Dazu behauptet er, Jesaias habe mit dreien seiner Frauen unerlaubten Umgang gepflogen, und beschloß also, seinen Sohn sammt dessen Anhang zu tödten und Jesaias auszuweisen. Als Massebe das hört, flüchtet er mit seinem ganzen Anhang (15—20 Mann) und nimmt noch sechs Gewehre seines Vaters mit. Zwei seiner Anhänger fallen in Mankopanes Hände und werden sofort hingerichtet; Jesaias flüchtete mit Massebe; gleich nach ihm flüchteten die gedachten drei Weiber ihm nach. Massebe nun floh zu Makapan (bei Backeberg) und suchte die Bauern zu einem Commando gegen Mankopane anzureizen. Er suchte sie damit zu locken, daß er ihnen ungehinderte Jagd auf seinem Jagdfelde und Weg zu dem andern Jagdfelde und außerdem Unterthänigkeit versprach. Da Mankopane nun die Bauern genug kennt, und sehr wohl unter solchen Umständen eines Commandos gewärtig sein kann (zumal es bei Mankopane noch Ochsen und Kinder zu holen giebt), da vielleicht sein eigenes böses Gewissen dazu kommt, so ist der alte Herr jetzt in großer Angst, und wer weiß, ob nicht das gegenwärtige Zoutpansberg-Commando eine Abschweifung zu Mankopane hin macht. Diese Sache nun wollte Mankopane mit mir besprechen, daß ich für ihn ein gut Wort beim Präsidenten einlege. Sie ist für ihn schon drohender geworden, denn die Bauern haben an ihn einen Brief gesandt, in welchem sie die zurückgelassenen Sachen und das Vieh seines Sohnes für diesen zurückfordern — ganz gegen Kafferngesetz, da nach letzterem der Sohn bei Lebzeiten des Vaters kein Eigenthum besitzt.

Jesaias Seele aber spielt eine höchst zweideutige Rolle, und scheint ein unlauterer Mensch zu sein, von dem nicht zu begreifen steht, wie die französischen Missionare ihn haben zum selbständigen

Sendboten in Mankopanes Land machen können, zumal da er schon früher in Moschesch's Land von ihnen wegen Ehebruch ausgeschlossen gewesen war. So viel ist als sicher anzunehmen nach alten Berichten, die ich theils von Mankopanes Volk, theils von seinen eigenen Begleitern, theils von seinem eigentlichen Mithelfer Isaac, den er aber von der ersten Stelle in der Gesandtschaft fortzudrängen gewußt hat, herausgebracht habe: daß Jesaias 1) mit Ränken den viel weniger verschmitzten Isaac verdrängt hat, 2) sich gegen die Weiber ungeziemende Vertraulichkeiten gestattet hat, einzelne Catechumeninnen öffentlich geküßt hat, 3) daß er wahrscheinlich auch vertraulichen Umgang mit drei Weibern Mankopanes gepflogen hat, die gleich nach ihm geflüchtet sind (Isaac selbst sagte mir, daß er dies glaube, und daß Mankopane ihm das gesagt habe), 4) daß er den Massebe in seinem Aufruhr unterstützt hat.

Uns gegenüber hat er sich höchst unangemessen betragen; unbescheiden im Betteln, ist er von uns reich unterstützt worden mit Kleidern, Nahrungsmitteln und aller Hülfe; aber er hat sich dagegen sehr undankbar erwiesen, und ist vielfach als Lügner und Ränkeschmidt ertappt worden. Zu Beyer kam er mit einem ganz unbrauchbaren Wagen; Beyer reparirte denselben und beherbergte Jesaias sechs Wochen lang. Zum Dank dafür stellte er ihm vor, daß er als früherer Zauberer und Doctor noch allerlei sicher gegen Schlangenbiß helfende Kräuter kenne, und ließ sich, als dieser ihn bat, sie ihm zu zeigen, zehn Thaler bezahlen. Aber dann vollzog er selbst in Beyers Gegenwart eine an Zauberei grenzende Schlangenaustreibung dadurch, daß er ein gewisses schwarzes Pulver mit Wasser in den Mund nahm und überall in dem Kral umherspie, wodurch er behauptete, zu bewirken, daß nie wieder eine Schlange in diesen Kral kommen würde. Auch sonst steht er in dem Verdacht, sein altes Zauberhandwerk wieder zu treiben. Der Präsident Pretorius hat ihn aufgenommen und ihm vier Stunden von Pretoria einen Wohnsitz angewiesen, wahrscheinlich um ihn später zu gebrauchen.

Dienstag, den 4. Juni, sandte Mankopane vor Sonnenaufgang seinen Sohn, seinen Premierminister und einen dritten angesehenen Capitän, die mir in seinem Namen einen Ochsen zum Geschenk brachten. Ich bestimmte denselben zum ersten Stationsochsen von Ga-Mapela und belohnte die beiden Boten königlich, einen jeden mit einem rothen, baumwollenen Tuch, worüber sie entzückt waren; dem Sohn des Königs versprach ich ein Hemd. Dann ging ich zu dem alten Herrn hinauf; er saß bereits auf dem Chorong, umgeben von allen seinen Großen, seine Pelzmütze auf dem Haupt.

Mankopane begann: Ihr kommt so spät (er zeigte mit dem Finger auf die Sonne); ich bin schon in der Dunkelheit

aufgewesen, euch zu erwarten. Ich: Vor einem Könige soll niemand in der Dunkelheit erscheinen, darum habe ich die Sonne erst aufgehen lassen. Mank.: In der Nacht haben meine Leute euch umher gehen sehen, in der Nacht ist man bange (d. h. es hätte leicht einer euch todtschießen können). Ich: In der Nacht laufen die Giftmischer und Böswichter herum, wir Lehrer nicht, wir wandeln am Tage. Mank.: Das ist gut so. Ich: Wir haben oben in der Nähe von Jesaias Hütte einen Ort gesehen, wo sich Wasser ausgraben läßt; Du hast viel Leute, und mein Lehrer hat viel Verstand. Gieb Du die Leute, so wird mein Lehrer die Weisheit dazu geben, und ihr könnt also das Wasser herausholen. Mank.: Ja, das ist mir lieb, ich werde das thun. Ich: Ich habe Dir gestern meine große Sache gesagt, sag mir nun die Deine. Mank.: Hat Mynheer Kühl Dir die Sache von Massebe ganz genau erzählt? Ich: Ja, König. Mank.: Ich bin von meinem Kinde todtgemacht, von meinem Kinde Massebe todtgemacht; er hat sich Gewehre gesucht, und damit mich todtmachen wollen; seine Schwester wollte ich bei Mokoapan verheirathen. Da hat Massebe angefangen, Unheil anzurichten; denn er wollte, sie solle bei Mozetla (Makapan) verheirathet werden. Das Mädchen hat dort auch geheirathet; darüber ist der Streit ausgebrochen. Nun ist er von den Bauern aufgenommen und wohnt bei den Bauern; was sagst Du zu der Geschichte? Ich: Gottes Wort spricht nicht so, wie Massebe gethan hat. Es ist ein Gräuel vor unsern Augen, wenn ein Kind seinen Vater todtmachen will. Mank.: Die Lehrer zeugen doch auch Kinder, die Bauern zeugen auch Kinder, von Massebe werden die Kinder lernen, ihren Eltern Böses zu thun. Ich: die heilige Schrift spricht: Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß dirs wohlgehe, und lange lebest auf Erden; darum wird Gott dem Kinde nicht gnädig sein und nicht helfen, das wider seinen Vater aufsteht. Mank.: Ja, ich vertraue auf Gott, der wird mir helfen. Ich: Ja, Gott schützt Fürsten, die ihn fürchten. Wenn Du selbst Gottes Wort fürchtest und die Predigt und Sendboten beschützest und selbst gern lernst aus Gottes Wort, so wird Gott Dein Freund und Helfer sein. Mank.: Ja, ich will Gottes Wort hören, und höre es ja auch an, und Gott wird mir helfen. Ich: Massebe wird den Bauern Lügen erzählt haben; ich werde nun zu Martin Pretorius gehen und ihm die ganze Wahrheit erzählen. Mank.: Ja, das ist gewiß wahr, er lügt; denn er sagt nun zu Martin Pretorius: Laß uns nun gehen, und Mankopane todtmachen. Während wir noch so sprachen, kam ein zweiter Brief von Schumann, der die Sache von Massebe behandelte und dessen Eigenthum zurückforderte. Ich: Wenn Du mündlich etwas an Pretorius willst sagen lassen, so sage es mir, so will ich es ausrichten. Mankopane dankte, er

hätte nichts. Dann fragte er seine Leute nach dem eben geschossenen Strauß, von dem ich eine Feder als Andenken erbat und erhielt, — leider brachte der Diener eine schon beschädigte. Zum Schluß fragte ich ihn, ob er noch etwas begehre, daß ich ihm schicken solle; nur Pulver dürfe es nicht sein, weil das Gesetz es verbiete, Schwarzen Pulver zu verabfolgen. Er meinte, wenn er nicht Pulver empfangen könnte, andere Dinge brauche er nicht. Dann ermahnte ich ihn noch einmal, Gottes Wort selbst fleißig zu hören, sein Volk dazu anzuhalten und die Lehrer lieb zu behalten. Er versprach alles bereitwillig, und damit nahm ich von ihm Abschied. Merensky blieb noch einen Augenblick bei ihm zurück, um mit ihm ein Abkommen zu treffen, daß sie beide ihre Leute, die vorüber reisten, gern und freundlich aufnehmen wollten. Auch hierüber war der Alte erfreut, und stimmte gern zu.

Am Abend ritten wir zu Bruder Endemann zurück, Bruder Kühl begleitete uns auf dem gern geborgten Pferd des Königs. Bei Bruder Endemann erfreuten wir uns über die liebliche Lage der Station, die in die Ebene (des Nil) sowie auf manche Gebirgszüge, Matlales Kopf und die Felskegel des Hangklip und seine steilen Felsabhänge hinabschaut; wir hoffen viel von dieser Station, wo die Leute begierig sind, Gottes Wort zu lernen.

## XIII.

### Modipane, Löso, Makapanspoort. Abstecher nach Matlale thabeng.

Mittwoch, den 5. Juni, begleitete uns Bruder Endemann zu Modipane, seinem Capitän, der oben auf einem Felsenberge nistet. Wir hatten ihm einen Boten gesandt mit der Nachricht, er möchte herunterkommen, ich wünsche ihn zu sprechen. Als wir nun am Fuße des Berges ankamen, war er noch unterwegs, denn er ist sehr corpulent und war kurz zuvor krank gewesen. Ein Modell zum Bachus hätte nicht glücklicher gewählt werden können, als die Figur dieses fettgemästeten Herrn mit seinem überaus gutmüthigen und gefälligen Gesicht. Er war in allen Stücken entgegenkommend, freute sich über die schwarze, wollene Decke, die ich ihm schenkte, und gab mir mit wirklicher Befriedigung sein eisernes Schnupfschäufelchen als Gegengeschenk zum Andenken. Als ich zu ihm sagte: „Gottes Wort muß Dich stark machen," so antwortete er: „Ja, ich will Gottes Wort hören,

denn nichts kann mich ſtark machen, als Gottes Wort.“ Sprach ich von der Seligkeit, die Gottes Wort den Gläubigen in Ausſicht ſtellt, ſo ſprach er mit ſeiner bierſeligen Freundlichkeit, daß er überzeugt ſei, er könne nur durch Chriſtum ſelig werden. Ich merkte bald, daß meine Zeit hier verſchwendet ſei. Nur einer ſeiner Begleiter äußerte ſehr aufrichtig: „Ja wir wollen darum Gottes Wort lernen, damit es uns ſtark mache, daß wir die Bauern alle todtſchlagen können.“

Nach einigen freundlichen Wechſelreden ſattelten wir wieder unſere Pferde und ritten auf Makao zu. Nach anderthalb bis zwei Meilen Reitens ſattelten wir bei einem Flüßchen ab, gegenüber einem Berge, der aus der Ebene in einzelnen Abtheilungen ſich erhebt, und in welchem vier kleine Capitäne wohnen, mit etwas ſechs Tauſend Volks. Auch dort iſt eine treffliche Gelegenheit zur Anlegung einer Station. Löſo, der Capitän, hat ſich bereits willig erklärt, und wir ritten nun zu ihm, um die Sache feſtzumachen. Leider verfehlten wir ihn, aber ſeinen Berg umreitend, ſah ich überall die vielen Krale. Auch dieſe Leute ſind Baſſuto; und manche begehren gelehrt zu werden.

Nach ſcharfem Ritt erreichten wir gegen fünf ein halb Uhr Galekalekale, woſelbſt Moſchütz ein allerliebſtes Kirchlein gebaut hat. In den Gärtchen vor ſeinem Hauſe ſah ich die erſten Bananenbäume unſerer Miſſion. Im Uebrigen iſt auch dieſes ganze Gebiet noch Löwenfeld; und erſt kürzlich haben zwei Löwen bei dem dreiviertel Meilen entfernten Makapanspoort Vieh geraubt, und einer von ihnen iſt unweit Galekalekale erlegt worden. Die Nilebene erweitert ſich hier, wo der Fluß durch die Pforte geht, die Makapanspoort den Namen gegeben hat. Aus dieſer Ebene erhebt ſich völlig iſolirt der Berg des Lekalekale, eines Unterhäuptlings von Makoapan (Makapan). Letzterer iſt dem Evangelio nicht abgeneigt und würde gern zum Taufunterricht kommen, wenn ihn ſeine Mutter (er iſt noch nicht als Capitän aufgeſtanden, ſondern ſein Onkel iſt noch Regent) nicht hinderte. Aber um als Capitän „aufzuſtehen,“ muß er erſt eine Anzahl Weiber haben; ſo iſt die Polygamie überall ein Hinderniß des Evangelii.

Die Berge ringsum ſind voller Kaffern, und da auf dem Dorf ſelbſt allzeit eine Anzahl Dienſtkaffern wohnen, die ebenfalls ihr Contingent zu den Taufkandidaten abgeben, ſo iſt dieſe Station als eine ſehr glücklich gewählte anzuſehen. Dazu kommt, daß das Flüßchen, aus dem wir die Waſſerſchlot geleitet haben, ſehr viel Waſſer enthält und daß das Land ſehr fruchtbar iſt.

Kaum hatte ich mich in Ga Lekalekale ein wenig orientirt, als mein Wagen, und mit ihm ein Bote von Bruder Endemann ankam mit der brieflichen Nachricht von Bruder Grützner, daß bei ihm ein Söhnlein eingetroffen wäre, und mit der Bitte, ich

möchte doch kommen, es zu taufen.' So ungern ich auf Reisen einen Schritt rückwärts thue, so war doch der Eindruck, den ich selbst vor wenigen Tagen in Grützner's Hause durch die Nachricht von der Geburt meines Kindleins empfangen hatte, noch zu frisch, als daß ich dem Bruder Grützner hätte seine Bitte abschlagen können. Es wurde also sofort beschlossen, daß ich morgen zu Grützner reiten und am Freitag zurückkehren sollte.

Donnerstag, den 6. Juni, früh um acht Uhr saßen wir im Sattel, wieder durch das Löwenfeld. Wohl anderthalb Stunden weit verfolgten wir auf dem Wege deutliche Löwenspuren, die zahllosen Spuren der Jakals und Hyänen nicht gerechnet.

Die Wasserplee, bei der wir zuerst absattelten, war vor einigen Monaten Bruder Endemann's Nachtquartier gewesen. Als nun der Kaffer Wasser schöpfen will, kommt er athemlos zurück; ein Löwe stände da und ließe sie nicht heran. Endemann ladet sein Gewehr und schießt; seine Hunde fliegen nach der Richtung des Schusses; aber fast in demselben Augenblicke kommt der eine winselnd zurück, während der andere drüben jämmerlich heult. Der Löwe hatte ihn zwischen den Pranken. So hat das arme Thier aushalten müssen, bis die Kaffern mit Peitschenknallen und Feuerbränden den Löwen vertrieben; da finden sie den armen Hund jämmerlich zugerichtet unter einem Busch liegen. Nach zwei Tagen ist er verreckt.

Nachdem wir abermals zwei Stunden geritten waren, sattelten wir zum zweiten Male bei einem kleinen, in tiefem Bette laufenden Flüßchen ab. Hier wäre es vor sechs Monaten einem Deutschen fast noch schlimmer ergangen. Der Maurergesell Kamann (aus Berlin) hatte den Bau der Kirche in Ga Matlale vollendet, und ritt von dort desselbigen Wegs, den wir kamen, nach Makapanspoort zurück. Als er an dieses Füßchen mit dem hohen steilen Ufer kommt, steigt er ab, um sich eine Pfeife anzuzünden. In dem Augenblick hört er einen kurzen Brüll, und fühlt sich durch einen starken Stoß das steile Ufer hinabgeworfen. Wie er sich aufrafft, merkt er, daß der Löwe ihm den ganzen Rücken von seinem roth-wollenen Hemd (zum Glück war es englisch Fabrikat und darum sehr dünn und leicht zerreißbar) herausgerissen hat. Nachdem der Löwe den in die Schlot steigenden Mann selbst nicht gefaßt hatte, ist er dem Pferde nachgelaufen und Kamann sieht ihn, wie er das Pferd jagt. Er hat aber auch das Pferd nicht bekommen, sondern Kamann hat es nach einiger Zeit wieder eingefangen, und ist zitternd am ganzen Leibe zu Bruder Grützner wieder zurückgekommen.

Nicht weit davon ist dem Bruder Grützner selbst vor einigen Monaten etwas ganz Aehnliches passirt. Er hatte von Makapanspoort einem Deutschen, Namens Schmidt, ein Pferd mit

nach Matlale genommen; dasselbe hat unterwegs den Riemen zerrissen und sich nicht wieder einfangen lassen. Am andern Morgen war es vom Löwen zerrissen. Gegen zwei Uhr hatten wir, da wir auf diesem Wege nicht gern unnöthig lange verweilten, unsere acht deutsche Meilen hinter uns, und ich schoß vor dem Hause des erstaunten und freudig überrascht herauseilenden Bruder Grützner fünf Schüsse meines Revolvers zum Gruße ab. Abends fünf Uhr waren wir in der Kirche, und ich taufte den kleinen Friedrich Wilhelm Theodor in den Namen des dreieinigen Gottes. Es war ein trauter, gemüthlicher Abend.

Freitag, den 7. Juni, kamen wir erst halb neun Uhr auf den Weg. Nach dreiviertelstündigem Reiten wurden wir gewahr, daß ich meinen Revolver vergessen hatte. Da ich doch nicht ganz ohne Waffen durch das Löwenfeld reiten wollte, so ritt Bruder Beyer zurück, das vergessene Gewehr zu holen. Er ritt so scharf, daß er nach fünfviertel Stunden wieder da war. Ich hatte inzwischen auch Mühe und Lust gehabt. Mühe machte mir mein Pferd, welches wir zum Weiden abgesattelt und geknebandet hatten, welches aber den Kopf ruhig zwischen die Beine nahm und so nach Matlale zurücktrabte; ich in meinen schweren Reiterstiefeln hinterher, konnte es nicht einholen und kam in der heißen Mittagssonne bald außer Athem. Ich hätte es nie bekommen, wenn nicht eine Schaar von Jungen gerade des Weges gelaufen wären, die mir Beistand leisteten. Zur Strafe band ich den Braunen an einen dürren Baum, der lange nicht so viel Liebliches für ihn darbot, als das Kafferkornfeld, aus dem er entronnen war. Die Jungen aber trugen nun auch zu meiner Unterhaltung bei. Eine Schaar von fast dreißig sammelten sich um mich, jeder drei Assagaien, einen Kirri und ein rundes Fellschild in der Hand, also völlig gewappnete Krieger. Jetzt sprangen und tanzten sie vor mir, warfen ihre Kirris, fochten miteinander, und waren überglücklich, als ich ihnen hernach zur Belohnung meinen Revolver zeigte.

Nachdem Bruder Beyer zurückgekehrt war, säumten wir nicht lange, ritten auch, um Zeit zu sparen, sofort bis zu der Vlee, wo man zuletzt absattelt. Das Pferd schien mein Brauner übel vermerkt zu haben; er fraß nicht und schien krank. Wir mußten also auch hier bald auffatteln, damit er nicht unterwegs liegen bleibe, denn wir hatten noch drei Meilen vor uns, und gerade solches Feld, wo die Löwen häufig sind. Indeß der Herr hielt gnädig seine Hand über uns und unseren Pferden, und wir erreichten Lekalekale noch bevor die Sonne untergegangen war.

Hier hatte ich für die Abendstunde noch eine Arbeit vor. Andries, der Knopneuze war von Bruder Moschütz zur Taufe vorbereitet und reif befunden, ich mußte nur noch das Taufexamen

mit ihm anstellen. Ich examinirte ihn anderthalb Stunden lang auf allen Gebieten des christlichen Lebens und Glaubens; ich fand in ihm einen höchst gutmüthigen, von mehreren Geschwistern seit längerer Zeit auch in seinem Wandel beobachteten und bewährt befundenen, am Wissen nicht eben sehr hervorragend geförderten, wohl aber mit allem dem, was ich von Wissen und Glauben und innerem Leben am Täufling verlange, hinlänglich begabten jungen Mann, dem ich in Gottes Namen versprach, am Pfingstmontag ihn zu taufen. Es war der erste Knopneuze, den ich gesehen habe. Eine Reihe von Warzen, vom Stirnscheitel bis zur Nasenspitze, und quer über das Gesicht, von einem Ohr zum andern, kennzeichnete ihn. Mir war es merkwürdig, daß diese beiden Reihen künstlich erzeugter Warzen die Gestalt eines Kreuzes bildeten.

## XIV.

### Die Mordhöhlen bei Makapanspoort. Beschnittene Jünglinge.

Sonnabend, den 8. Juni. Da der in meinem Reiseplan dazu bestimmte Tag durch die Taufreise nach Matlale verbraucht war, so entschloß ich mich, obgleich nicht ohne inneres Widerstreben, die Expedition in die Makapanshöhlen, welche etwa viertehalb und vier Meilen von Lekalekale in den Felsenkränzen eines Seitenthals liegen, am Pfingstsonnabend zu unternehmen. Denn ich wollte diesen Besuch weder aufgeben, noch um desselben willen meiner Reise einen Tag zusetzen. Wir ritten also früh aus, wieder durch Buschfeld in ein breites Gebirgsthal, welches sich je mehr und mehr verengert, bis wir, uns seitwärts wendend, vor einer scharfabgeschnittenen Felswand standen. Um diesen Punkt zu erreichen, brauchten wir nur den tiefen Wagenspuren zu folgen, die ein Bauernkommando im Anfang der fünfziger Jahre bei seiner grausigen Expedition zurück elassen hatte.

Noch dicht bei Galekalekale waren wir mitten in einen Trupp Beschneidungsjungen gerathen. Sie zogen in Reihen, halb tanzend, halb springend oder gehend, ihre Straße, und sangen in zwei Chören, der eine Chor leiser a, g, f, d, der andere e, d, c, b. Ob sie dazu Worte sangen, weiß ich nicht, das ganze war eintönig und doch nicht ermüdend, weil die Singenden fort und fort eifrig waren. Voran ging der Anführer mit einer langen Ruthe, an der oben ein Büschel befestigt war, und die er trug wie ein Tambour-Major. Er tanzte besonders im hin- und herdrehenden

Trippeln. Der Zug führte auf die Stelle des Flusses, wo wir ihn durchritten, da sahen wir einen anderen Trupp Jungen hocken, unter ihnen einen, der über und über mit Asche bestreut, so eben einer neuen Geißelung und Waschung entgegensah. Der arme Schelm zitterte und bebte am ganzen Leibe, und doch war es sein freier Wille, er hoffte dadurch Mann zu werden.

Die Greuel der Beschneidung bestehen übrigens nicht in besonderen Unsittlichkeiten, sondern die Bassuto nennen die Koma einfach ihre „Schule." Sie empfangen in derselben Unterricht in allen Dingen des Lebens, z. B. wie sie die Waffen führen, wie sie einen Ochsen schlachten ꝛc.; freilich auch, wie ein Mann in in der Ehe zu leben habe. Alle diese Unterweisungen sind dabei in lächerliche oft kindische Formen eingekleidet, mit Geißelungen und einem scharf ausgeprägten Pennalismus verbunden, wie das Alles in Europa unter Handwerksgesellen in ganz ähnlicher Weise wiederkehrt.

Vor der Höhle fanden wir einen Grasfleck, auf welchem wir ausspannten und durch unsere beiden voraufgeschickten Jungen Kaffee kochen und Fleisch braten ließen. Wir selbst untersuchten die Gegend, schnitten lange Stöcke und bereiteten uns zur Einfahrt.

Zur Rechten fanden wir ein fast senkrechtes, tiefes Loch, fast wie einen Brunnen, dessen Tiefe ich nach dem Steinwurf auf etwa vierzig bis sechszig Fuß schätzte. Da war an ein Einfahren nicht zu denken. Zur Linken führte eine breite mächtige Halle in eine schräg abfallende Höhle. Schutt und Geröll bedeckte den Erdboden in schräger Senkung; eine Art Fußsteig führte hinab, rechts und links von Schanzen beherrscht. Unten am Boden der Höhle waren kleine Steinkrale für das Vieh.

Da mir die Sache unheimlich vorkam, auch leicht Tiger oder Hyänen dort hausen mochten, schoß ich, bevor ich einstieg, meinen Revolver ab; aber nur ein Taubenpaar verließ die dunkle Behausung. So stieg ich hinab. Auf dem Wege lag ein vereinzeltes Menschengerippe, viel mehre derselben birgt der tiefe Hintergrund der Höhle. Hierher nämlich haben sich im Kriege die Kaffern von Makapan geflüchtet, und sind dann ausgehungert, und als sie vor Durst halb verschmachtet, herauskrochen, von den Bauern erschossen.

Nachdem wir den Boden der Höhle erreicht hatten, und nun den schmalen Eingang in die inneren Gemächer des Berges vor Augen hatten, bemerkten wir bald Wasser, welches den Fußboden flach bedeckend, uns das fernere Vordringen wehrte. Ich wagte mich mit meinen hohen Reiterstiefeln hinein; aber sie hielten das Wasser nicht ab. So zogen wir denn zuerst Stiefel und Strümpfe aus, und als das Wasser immer tiefer wurde, zogen wir auch die

unteren Kleider aus, und wateten, Lichter auf hohen Stöcken in der Hand haltend, immer tiefer und tiefer, bis das Waſſer über Gürtel und Bruſt reichte. Auf dieſe Weiſe gelangten wir durch einen ſchmalen Felsgang bis in einen zweiten, ziemlich umfangreichen Saal, der aber kaum mehr als zwanzig bis dreißig Fuß hoch war. Bruder Beyer, der bereits früher, als das Waſſer nicht ſo hoch ſtand, eingefahren war, erzählte von ungeheuer hohen mächtigen Hallen, mit ſchönen herabhängenden Tropfſteinbildungen. Aber ſo ſehr auch ſeine Erzählungen uns den Mund wäſſerig machten, ſo ſtieg doch bald das Waſſer zu ſolcher Höhe, daß wir den Gängen, die aus der zweiten Höhle in die ferneren Gemächer führten, zu folgen außer Stande waren. Wir ließen daher den einen der beiden Kaffern, der Muth genug gehabt hatte, mit uns einzufahren (er war Catechumen), das mitgebrachte Bündel dürres Gras anzünden, und ſtiegen dann langſam wieder heraus.

So leicht nämlich ſteigt kein Kaffer in dieſe Räume, die nur für die Wohnung der Modimos (Götter) gilt. Nur einige Eingeweihte ſteigen alljährlich hinein, und bringen dort den Modimos ein Opfer von einer ſchwarzen Kuh. Es war daher keine kleine Kühnheit von unſerem Zerrere, dem Catechumen aus Maletſes Land, daß er uns bis in die Tiefe hineinbegleitete.

Als wir, die naſſe Uhr in der Hand, gegenſeitig die komiſche Geſtalt, die jeder bildete, belachend, wieder herauskamen, ließen wir die naßgewordenen Kleidungsſtücke in der heißen Winter-Sonne ſchnell trocknen, erwärmten uns ſelbſt von innen durch Speiſe und Trank, von außen durch die Sonne; dann ſattelten wir ſchnell unſere Pferde und ritten durch ſteile Schloten und Dorngeſtrüppe, über ſcharfe Felſen und durch ſumpfige Bäche, bergauf, bergab, bis wir vor anderen, ungemein maleriſchen, faſt ſenkrechten Felskränzen ſtanden, in welchem die zweite Höhle war.

Wir ſattelten an einem kleinen Bache ab, ließen unſere Pferde unter der Obhut des einen mitgebrachten Kaffern und kletterten durch Dorngeſtrüpp und Euphorbien, über jähe Klippen den ſteilen Abhang hinauf, bis wir vor einer kleinen Eingangshöhle ſtanden, in welcher noch ſchwarze Holzkohlen und Aſche uns bezeugten, daß vor Kurzem Leute hier geweſen ſeien. Wir fanden dort Spuren von Ziegen, Dachſen und Hyänen. Unter unſeren Füßen klang es ſehr hohl, ſo daß wir, obgleich erfolglos, den Verſuch machten, mittelſt ſchwerer Steinklötze das Gewölbe zu ſprengen, und ſo der Höhle unter unſeren Füßen Licht zu verſchaffen. Wie wir in letztere hineinkommen ſollten, konnten wir nicht ausfinden, kletterten daher zurück, und ſuchten einen andern Eingang.

Bald erreichten wir eine, wohl zwanzig Fuß hoch aufgeworfene Schanze von losen Steinen, hinter welcher die große Haupthöhle verborgen war. Wir erstiegen die Schanze, und schauten nun in ein über hundert Fuß tief in den Berg schräg hinabführendes ungeheures Felsengewölbe. Künstliche Schanzen bis an den Fußboden hin, verwehrten den Eingang; unten war außer einem großen Viehkral Raum für Hunderte und Tausende. Aber da lagen auch Menschengebeine über Menschengebeine gehäuft, Schädel und Rippen und Gebeine.

Es mochte im Jahre 1852 gewesen sein, als Makapan, der König des hier wohnenden Kafferstammes, aus Rache für einen von den Bauern an einem Kaffer verübten Mord einem Bauerwagen auflauern ließ, und Mann, Weib und Kinder ermordete. Etwas später lauerte er einem Zuge von fünf Bauernwagen auf, und bereitete ihm dasselbe Schicksal. Die Drift am Nilflusse, wo dies geschehen, heißt noch heute die Morddrift, und das einige Stunden davon entfernt erbaute Dorf führt außer dem Namen Makapanspoort noch den Namen Pietpotgietersrüst, weil der Bauerkommandant, Piet Potgieter bei jener Gelegenheit mit ermordet und hier begraben wurde. Nun rüsteten die Bauern ein starkes Kommando, um an Makapan Rache zu nehmen. Der Capitän mit seinem Volk flüchtete zuerst in die erste der von uns besuchten Höhlen. Man erzählte mir, — ob es wahr ist, weiß ich nicht, — daß als in derselben das Wasser ausgegangen ist, und die Bauern von den den Eingang beherrschenden Felskränzen alles, was herauskommen wollte, niedergeschossen haben, sie dem Makapan, weil er Capitän sei, einen Trunk Wassers gesandt haben; derselbe aber habe Gift enthalten, und so sei Makapan in der Höhle gestorben. Darnach hätten die Bauern den Uebrigen versprochen, sie zu verschonen, wenn sie zum Wasser hinauswollten, hätten aber, als sie herausgekommen seien, alle niedergemetzelt, und zwar Weiber und Kinder mit den Männern, weil auch der Bauern Kinder und Weiber von den Makapanschen ermordet seien. In der That habe ich in dieser Höhle nur Ein Gerippe gefunden; aber in den von mir nicht besuchten Kammern mögen noch mehre liegen.

Der zweite Höhlencomplex aber gilt in den Augen der Kaffern für so völlig uneinnehmbar, daß sie spottend den Bauern selbst Führer gegeben haben sollen, um sie hinzuleiten. Aber auch hier besetzten die Bauern die Felskränze. Ihr Anführer, ebenfalls ein Potgieter, wagte sich zu weit vor, und fiel von Feindes Geschoß getroffen, oben vom Felskranz auf die Schanzmauer, von welcher die Seinen ihn herabholten. Außer ihm fiel noch ein zweiter Bauer. Nun aber, wird erzählt, haben die Bauern Feuer vor den Eingängen der Höhle angezündet, so

daß die darin Versteckten alle elend erstickt sind. In der That ist jene mächtige erste Vorhöhle an ihrem oberen Gewölbe mit schwarzem Rauch gefärbt, und es liegen auf dem Eingangsabhange noch jetzt angebrannte Holzbrände. Unten aber, die Kammern der Höhle, fanden wir auf Schritt und Tritt angefüllt mit Hunderten von Schädeln und Gerippen. Dazu sind allerlei Geräthe wirr durcheinander, Karosse, Matten, Axtstäbe, Kiris, zerbrochene Assagaien, Thonkrüge, Kalabassen, Löffel, Körbe, Tabaksdosen, Kleidungs- und Schmuckgeräth, — alles im wüsten Durcheinander, mit Menschengebein gemischt, so daß man wirklich den Eindruck erhält, dies ist das Grab eines ganzen Volkes, obgleich die angegebene Zahl von zwanzig bis dreißig Tausend in der Höhle Umgekommenen, sicher zu hoch gegriffen ist. Ich schätzte die Zahl der von mir gesehenen Gerippe auf höchstens zwei bis drei Hundert, obschon ich allerdings nur in einigen Kammern der den ganzen Berg durchziehenden Höhlen gewesen bin.

Die einzelnen größeren Gemächer dieser kolossalen Felshöhlen sind durch schmale Gänge mit einander verbunden, welche man oft nur kriechend passiren kann.

Als wir so durch einen schmalen Seitengang krochen, rief Merensky plötzlich aus: „Halloh, was ist das, Du, ich werde schießen.“ Er spannte den Hahn, aber da war es schon verschwunden. Ich, der ich unmittelbar hinter ihm stand, habe nichts gesehen. Merensky beschrieb die Gestalt des von ihm gesehenen Thieres wie die eines kleinen Bockes, oder eines großen Berghasen. Wir fanden in der Nähe die Excremente und Fußstapfen von Tigern, Hyänen, Berghasen und Jakals.

Durch einen anderen engen Gang gelangten wir in eine dritte sehr geräumige Höhle, deren schräger, schlüpfriger Fußboden bergauf führte. Wir kletterten ein Ende hinauf, vielfach ausgleitend; aber unsere Lichter begannen so trübe zu brennen und die Luft war so stickig, daß wir es vorzogen umzukehren. Dieser schwarze Felsensaal konnte einen Vorgeschmack der Hölle geben, so grausig war die ganze Umgebung.

Wir kehrten über die Leichenhaufen hin zurück zum Ausgang und kletterten mit Mühe den Felsabhang wieder hinab zu unseren Pferden, wo wir auch den Hund wiederfanden, der durch kein Locken zu bewegen gewesen war, uns in die Höhle hinein zu folgen. Wir hatten einen Ort des Schreckens hinter uns, wo vor wenigen Jahren die Blüthe eines ganzen Stammes unter Jammer und Verzweiflung den Gerichten Gottes erlegen ist; — und doch haben über solchen Tod und Grausen hinweg die Bauern den Eingang zu den Binnenvölkern und damit den Missionaren und dem Evangelio denselben Pfad geöffnet. — Wunderbare Wege Gottes! —

Das Klettern in der Höhle hatte uns einige Stunden verſäumt, wir mußten daher ſcharf anreiten, erquickten uns bei der erſten Höhle an dem inzwiſchen von dem zurückgelaſſenen Kaffer zubereiteten Kaffee, und eilten dann, ſo raſch die Pferde uns tragen mochten, zunächſt durch das Buſchfeld, quer hinüber zu dem großen Zoutpansberger Weg, und auf dieſem nach Hauſe, wo wir etwa eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang wohlbehalten anlangten.

---

# XV.

## Pfingſtfeſt auf Makapanspoort. Das Bauernkommando. Feldpredigt.

Pfingſtſonntag, den 9. Juni. Zu dem Vormittagsgottesdienſt hatten ſich ſechszehn Taufkandidaten und einige zwanzig andere erwachſene Farbige eingefunden in der kleinen freundlichen Kirche. Ich hielt nach der Predigt von Moſchütz eine Anſprache, und Nachmittags, nach Beyer's Predigt, eine Catechiſation mit den Taufkandidaten und freute mich an dem Ernſt des Heilbegehrens, der mir in den meiſten entgegentrat.

Nach dem Nachmittagsgottesdienſte fand ſich der Commandant, van Heeren, aus Makapanspoort ein, um mich zu beſuchen. Derſelbe war den Brüdern bei ihrer erſten Ankunft ziemlich wenig freundlich entgegengetreten. Jetzt hatte er ſeine Stimmung völlig geändert. Das freundliche Benehmen und die mediciniſche Hülfe unſerer Brüder läßt die Stimmung der Bauern auch hier ſehr bald ſich ändern. Der Commandant brachte auch die Nachricht, daß am morgenden Tage das Commando gegen Zoutpansberg hier zu erwarten ſei, und kurze Zeit darauf lieferte eine Schaar bewaffnet flüchtender Kaffern uns den Beweis, daß auch letztere bereits unterrichtet waren. — Am Abend hielt ich mit Andries ein Geſpräch über die Taufe, um ihn auf den morgenden Tag vorzubereiten.

Pfingſtmontag, den 10. Juni. Der Capitän Lekalekale war auf meine Aufforderung von ſeinem Berge heruntergekommen, mich zu ſehen. Er war freundlich und entgegenkommend, obgleich er, ſelbſt den Gottesdienſt zu beſuchen, entſchieden weigerte. Seine Zeit wird auch kommen. Er nahm ſeinen ſchwarzen Combers mit Wohlgefallen hin und verehrte mir auf meine Bitte einen meſſingenen Kniering. Dann taufte ich im Vormittagsgottesdienſt den Katechumenen Andries, der nun den Namen Andreas erhielt,

und nun nächst der Sarone der Erstling unter den Knopneusen in unserer Mission ist. Bei seiner Taufe waren nur getaufte Gemeindeglieder zugegen.

Nachmittags bei der Catechisation fanden sich auch eine Menge junger Bengel aus der Koma (Beschneidungsfeier) in der Kirche ein. Der eine war ganz mit Asche beschmiert; andere hatten lange und breitklaffende Wunden und Striemen auf dem Rücken, die sich die Narren in der Koma hatten schlagen lassen.

Gegen Abend ritten wir in das Dorf, um dem Commandanten van Heeren unseren Gegenbesuch zu machen. Wir fanden bei ihm eine Anzahl Commando-Bauern versammelt, auch einen Deutschen, einen Pommer aus Stargard, leider stark angetrunken. Außerdem besuchten wir den Feldkornet Bota und einen deutschen Kaufmann, Schmidt, der früher Bäcker gewesen ist, aus der Nähe von Elberfeld gebürtig. Er hat sich bisher unseren Brüdern freundlich und gefällig erwiesen und bat mich nun, einen Combers von Tschipa (Tigerkatze) für den König oder Kronprinzen mitzunehmen. Bei ihm traf ich auch jenen Maurergesellen Kamann aus Berlin und einen anderen Deutschen, einen Maler.

Etwa zehn Minuten vom Dorf hatte das Commando sein Lager aufgeschlagen. Es bestand aus etwa achtzig bis hundert Ochsenwagen, hat also über tausend Zugochsen mit sich, dazu über vier Hundert Bauern und über hundert Kaffern; fernere Zuzüge wurden noch erwartet. Den General-Commandanten, Paul Krieger, fanden wir in seinem ganz einfachen Zelt, in welchem nur ein Stuhl und ein Tisch und einige Sessel sich befanden. An Uniform war nicht zu denken, obgleich der General auch seinen Adjutanten und seinen Kriegsrath hat. Alle sind Bauern; jeder bringt sich seine Waffen mit, so gut er sie hat. Kann er ein Pferd erschwingen, so bringt er ein Pferd mit; sonst fährt er auf seinem Ochsenwagen und kämpft zu Fuß. Etliche der Bauern sahen recht anständig aus; manche aber auch sehr reducirt; manche boten die Erscheinung eines Urmenschen mit langen Haaren, breitkrämpigem Hut ꝛc.; andere hatten verschmitzte, wahre Halsabschneider-Gesichter, noch andere waren dicke Herren, denen es gewiß sehr schwer fallen würde, eine halbe Meile zu marschieren, andere hochbejahrte Greise; ein buntes Durcheinander.

Der Commandant, Paul Krieger, ist ein schlichter, umsichtiger, frommer, tapferer Mann, zu dessen kriegerischen Talenten das ganze Land großes Vertrauen besitzt. Er hat dieselben auch schon bei mancher Gelegenheit bewährt, namentlich vor acht Jahren, als er Mankopane besiegte, und so in die Enge trieb, daß sich Tausende seines Volks unweit des Nottuane von steilen Felskränzen herabstürzten.

Solch Commando, wie das vorliegende anzuführen, dazu gehört übrigens Luſt und nicht wenig Selbſtüberwindung. In den Tagen des Hinziehens ſind noch einige Bande militäriſcher Disciplin. Hat aber das Commando erſt einige Zeit vor dem Feind geſtanden, dann wird ihnen die Sache überdrüſſig, und ſie beginnen einzeln abzureiſen. Wollte der Commandant hier Strenge gebrauchen, ſo würde die ganze Bauerſchaft entrüſtet ſein, ob das eine Manier ſei, mit Menſchen umzugehen. Gewöhnlich aber befindet ſeiner Zeit die Mehrzahl der Krieger, von denen jeder auf eigene Hand thut, was ihm gutdünkt, es ſei nun Zeit, nach Hauſe zu gehen. Ob der Zweck des Commando erreicht iſt oder nicht, ob man durch das Weggehen ganze Complexe von Familien und ganze Landſtrecken dem Feinde preisgiebt, das alles ſind Rückſichten zweiten Ranges; in erſter Linie ſteht der unumſtößliche Beweis, daß die Mehrzahl nicht Luſt hat, weiter zu fechten. Und ſie geht, — die andern folgen. Der Commandant bittet, beſchwört, weint — hilft alles nichts, das Commando geht nach Hauſe. Dabei iſt der Commandant verantwortlich für jeden Mann, der da fällt; denn darauf rechnet kein Bauer, wenn er zum Commando zieht, daß er auch im Kriege fallen könne. Kommen auf hundert gefallene Kaffern zwei gefallene Bauern, ſo hat der Commandant ſehr übel gethan, die Bauern an ſolche Stelle gewieſen zu haben, wo das feindliche Geſchoß ſie erreichen konnte. Denn ihm ſind ja all dieſe Seelen „aufs Gewiſſen gebunden.“ Selten aber kommt es ſo weit, daß ein Commando überhaupt zu Stande gebracht wird. Die Meiſten prüfen, wenn der Präſident das Commando ausgeſchrieben hat, ſehr ſcharf, ob das Commando geſetzlich oder ungeſetzlich iſt. Scheint die Gelegenheit, auf dem Kriegszuge Vieh oder Kafferkinder zu erbeuten, nicht ſehr günſtig, ſo findet ſich bald ein Grund, das Commando für onwettig (ungeſetzlich) zu erklären, und dann kommt man einfach nicht zum Commando. Iſt aber wirklich eine Anzahl zuſammen, und kann der General daher ſeinen Ausſchreibungen bereits einigen Nachdruck geben, dann wird den Weigernden Strafe auferlegt, 3 Pf. Sterl., noch einmal 3 Pf. Sterl., macht 6 Pf. Sterl. Aber ſofort giebt es nun wieder einen Schrei der Entrüſtung, ob das eine Manier ſei, mit den Menſchen umzugehen, das wolle man dem Gouvernement wohl zeigen ꝛc., das Grundgeſetz geſtatte nur 7 Sch. 6 P. Strafe; wie der Commandant ſich erdreiſten könne, einen Menſchen ſo hoch zu ſtrafen, wenn er doch einmal nicht Luſt habe, in den Krieg zu ziehen. Gewöhnlich wird dann die Einziehung der Strafe bis nach Vollendung des Commando verſchoben, und dann fehlt es ſelten an einem gemüthlichen Grunde, die Strafe entweder niederzuſchlagen, oder auf ein Minimum zu ermäßigen.

Im vorliegenden Falle erforderte die gebieteriſche Nothwen-

digkeit das Zustandekommen des Commando. Denn wenngleich von einzelnen Zoutpansberger Bauern allgemein zugestandener Maßen die abscheulichsten Greuel gegen die Kaffern ausgeübt waren, so war doch der ganzen Republik dadurch, daß die Kaffern den jagenden Bauern den Eintritt in das Elephantengebiet verlegten, gewissermaßen die Lebensader unterbunden, da Elfenbein und Straußenfedern der Haupterwerb sind, durch welchen noch etwas baares Geld ins Land kommen kann. Dies war der eigentliche Grund des Commando, welches im Uebrigen kaum einen Grund zum Kafferkriege hatte.

Die Sachlage ist folgende: Einige Zoutpansberger Bauern haben sich seit längerer Zeit gegen die Kaffern auf die abscheulichste Weise benommen, mit Morden, Kinderraub, Wegnahme von Vieh ꝛc., so daß die Erbitterung der Kaffern auf das Aeußerste gestiegen ist, und sie die Bestrafung der Schuldigen verlangen, da sie selbst sich den Bauern gegenüber zu schwach fühlen. Nun haben einige Bauern an Kaffern Gewehre gegeben, damit sie Elephanten und Büffel schießen; dafür sollten sie ihre Bezahlung haben. Diese Bezahlung haben sie nicht geleistet, und die Kaffern haben dafür zum Theil mit Bewilligung der Bauern die Gewehre behalten. Nun erklärt das Gouvernement auf Grund der bestehenden Gesetze es für unzulässig, daß Bauern den Kaffern Gewehre überlassen, nimmt die schuldigen Bauern in Geldstrafe und verlangt von den Kaffern die Auslieferung der Gewehre. Diese weigern die Auslieferung, weil sie für ihre geleisteten Dienste die Bezahlung nicht erlangt hätten. Dies der ostensible Grund des Commando. Die ganze Haltung dieses Commandos zeigte übrigens nichts Militairisches, nur die requirirten Kaffern in ihrem Kriegsschmuck, und die im Kreise zusammengefahrene Wagenburg erinnerte von fern daran, daß es in den Krieg gehe.

Als wir nach Hause zurückritten, folgte uns der Commandant van Heeren und ersuchte mich um eine Predigt für den folgenden Tag, welche ich, da Paul Krieger, der General, in das Gesuch einstimmte, zusagte.

Dienstag, den 11. Juni. Um 10 Uhr, zur verabredeten Stunde, war ich im Dorf; aber für den Gottesdienst war nichts vorbereitet. Bei Paul Krieger wurde so eben Kriegsrath gehalten über Moheme, den stellvertretenden Regenten in Makoapans Lande, welcher mit alter Kafferdummheit zu drehen angefangen hatte, anstatt die ihm auferlegten 50 Ochsen als Kriegstribut zu liefern. Schon gestern Abend hatte Moschüz für ihn bei Paul Krieger ein gut Wort eingelegt, weil sein Volk doch geringer sei, als das der umwohnenden Stämme. Paul schwieg ganz still, rief aber, nachdem wir fort waren, Bruder Merensky noch einmal

zurück und sagte ihm, um der Fürbitte des Bruder Moschüh willen wolle er zehn Stück Ochsen von der Summe ablassen.

Bald darauf begegneten wir Moheme, der mit kafferscher Frechheit uns von sieben Beesten erzählte, die er zusammengebracht habe; mehr habe er nicht auftreiben können. Nun stand er wie ein armer Sünder vor dem Kriegsgericht, um sich zu verantworten, warum er die Lieferung nicht zu rechter Zeit vollzogen habe. Er drehte nach Kafferweise hin und her, es sei völlig unmöglich, diese große Zahl aufzubringen, auch sei er ja nicht Capitän, sondern nur Regent ꝛc. Paul, der um diese Kafferweise sehr wohl wußte, verlor keinen Augenblick seine Ruhe, sagte ihm öffentlich vor allem Volk, daß er um der Fürbitte des Zendelings willen ihm zwanzig Ochsen erlassen habe, dagegen müßten die übrigen dreißig, sowie zehn, die er außerdem von früher schuldete, bis Sonnenuntergang im Lager sein; wo nicht, so würde das Commando so lange da liegen bleiben, bis die Lieferung erfolgt sei, und in der Zwischenzeit werde er sämmtliche Proviantkosten für das Commando zu tragen haben. Nun sah der alte Kaffer Gründe, und sicherlich wird die Sonne nicht untergegangen sein, bevor die Lieferung vollzogen war.

Nach dieser Sitzung begrüßte ich Paul Krieger, der aber noch fernere Kriegsrathssachen abzumachen hatte, und deshalb persönlich an dem Gottesdienst sich nicht betheiligen konnte. Der Feldkornet bereitete daher sein geräumiges Wohnzimmer zum Gottesdienstlokal, und der General ließ durch das Lager die Aufforderung, dorthin zu gehen, verbreiten.

Jetzt erst merkte ich, daß die ganze Aufforderung des Commandanten von gestern Abend nur eine Art Höflichkeit gegen mich gewesen war, und daß ein wirkliches Bedürfniß nach einem Feldgottesdienst durchaus nicht vorhanden war. Indeß konnte ich, nachdem derselbe so weit vorbereitet war, nicht zurück, und begab mich zu dem verabredeten Lokal, woselbst ich keinen Menschen vorfand. Ich ging in die Wohnung des Ouderlings (Aeltesten), den ich schon heute früh in seinem Hause verfehlt hatte. Ich traf ihn auch jetzt nicht, ging ihm nach aufs Feld, aber der war sichtlich erbittert auf den Commandanten, daß derselbe mich zum Gottesdienst aufgefordert hatte, ohne ihn, den Ouderling, erst zu fragen. All mein Versichern, daß ich gestern Abend ausdrücklich gebeten habe, mit ihm alles zu verabreden, half nichts; er erklärte, er werde nicht zu dem Gottesdienst kommen, und sein Anhang im Dorf sicherlich auch nicht.

Ich kehrte zu dem Hause des Feldkornet zurück, fand dort etwa ein Dutzend Noois (Bauerfrauen), jung und alt, und drei oder vier Männer, deren Zahl hernach auch etwa auf zwölf bis funfzehn steigen mochte, — das war die ganze Elite des Com-

mando's und des Dorfs, während die Schankstuben gedrängt voll waren.

Meine, für das Commando berechnete Predigt über Sprüche 21, 31 konnte ich vor dieser Versammlung nicht halten. Ich begnügte mich also mit einer Anrede über den geistlichen Kampf des Christen und die Bedeutung des Kampfes gegen Unglauben und Ungläubige zu sprechen. Ich hatte keine Freudigkeit und war überrascht, als nach dem Gottesdienst einer der Commando-Leute, Boshof, sich für den großen Segen bedankte, den er aus der Predigt erhalten habe.

Wir sattelten nun unsere Pferde, und eilten dem Wagen nach, der bei der Morddrift am Nil ausgespannt hatte. Wir säumten nicht lange und fuhren an diesem Tage noch eine bedeutende Strecke. Die Löwen, die gerade in dieser Gegend sehr zahlreich sind, waren durch das Commando so verscheucht, daß wir auch nicht eine Spur von ihnen sahen.

## XVI.

### Reise nach Waterberg. Gert Lottering. Modimulle. Warmbad. Springbockflakte.

Mittwoch, den 12. Juni. Wir sattelten früh, um noch einige Nachmittagsstunden mit Gert Lottering zu gewinnen. Der Ochsenwagen sollte uns in die Nacht hinein nachfolgen, damit wir, wenn er auch frühestens um zehn Uhr ankommen konnte, doch auf ihm schliefen. Der Weg führte zuerst noch immer durch Buschfeld; rechts blieb eine Bergkette liegen. Nach vier Meilen Reitens sattelten wir in der Nähe eines alten, verlassenen Bauernplatzes ab. Dann ritten wir wieder vier Meilen, und konnten bereits ½ 2 Uhr vor Lotterings Thür Halt machen.

Wir fanden ihn zu Hause und waren bald sehr erfreut über ihn. Es war derselbe fromme Bauer, der unsere Brüder Grützner und Moschütz bei ihrer ersten Reise zu Mankopane so kräftig getröstet hatte. Er scheint besonders durch den seligen Mackitt für die Mission gewonnen zu sein. Er bezeichnete diesen als den frommsten und eifrigsten Mann, der je gelebt habe, und der darum so früh gestorben sei, weil dies gottlose Land solches Frommen nicht werth gewesen sei. Er hat nur zwei Jahre hier in Zoutpansberg als Missionar wirken können, und in dieser Zeit unsäglich viel Schmach und Verfolgung von den feindseligen

Bauern ausgestanden, und jetzt steht sein Name noch nach seinem Tode in der allgemeinsten Achtung.

Gert Lottering nun hatte schon längst den sehnlichen Wunsch gehabt, daß auf seinem Platz eine Missionsstation angelegt werde, und hatte dazu ein Erbe mit Wasser zu schenken versprochen. Da wir nach einem eventuell zu verkaufenden Bauerplatz fragten, so bemerkte er, er besitze selbst einen solchen in den gegenüberliegenden Bergen, den er um der Missionssache willen für 1500 rigsdaler (750 Thaler Preußisch) verkaufen würde. Wir sattelten also unsere Pferde und ritten sofort hinüber.

Etwa eine kleine Meile von Lottering entfernt trafen wir die Quelle; aber das Wasser war so gering, das Terrain so wenig ergiebig, daß der angegebene Verkaufspreis für hiesige Verhältnisse dreimal zu hoch gegriffen war.

Da wir den genannten Platz nicht für geeignet befanden, ritten wir zu der, nach der andern Seite hin liegenden Quelle auf Gerts eigenem Grundstück, bei welcher er uns ein Erbe schenken wollte. Gegenüber dem Modimulle, einem romantischen, isolirt aus der Ebene hervorsteigenden Felskopf, der ältesten Wohnung der Bakopa, von demselben durch den Nil und dessen Thal getrennt, ist ein sanfter Bergabhang, von der großen Straße durchschnitten. Etwas oberhalb derselben liegt die besagte Quelle,

Modimulle bei Gert Lottering.

zu welcher Gert uns ein Erbe von hundert Schritt lang und breit schenken und so viel wir sonst noch gebrauchen, zu einem von uns selbst zu bestimmenden Preise (und bekomme ich nur einen Sixpence) verkaufen will.

Die Gelegenheit ist günstig; der Ort ein wünschenswerther Knotenpunkt auf der Linie von Pretoria nach Makapaansport,

Gert ein tüchtiger Helfer. Dazu kommt aber vor allem, daß dieſer Punkt dem feindſeligen Papo gewiſſermaßen vor dem Thor liegt, ſo daß zu erwarten ſteht, daß diejenigen aus Papo's Volk, die gern „lernen“ möchten, und deren iſt eine nicht geringe Zahl, ſich dorthin ziehen und anbauen werden, wozu Gert auf ſeinem weiten Grundgebiet gern den nöthigen Pick-Grund hergeben will. Zwar wohnen jetzt erſt etwa 300 Kafferfamilien in dem Bereich der Station; aber wenn auch nicht, wie Gert zuverſichtlich hofft, durch die Anweſenheit eines Miſſionars, um den ſie ſich ſammeln können, dieſe Zahl ſich bald verdoppeln und verdreifachen würde, ſo iſt ſie an ſich ſchon genügend, um die Anlegung einer im übrigen ſo trefflich gelegenen Station zu motiviren. Wir werden daher, ſo unſicher auch die Sache noch iſt, den Platz im Auge zu behalten haben.

Gert war auch Mitglied der Commiſſion geweſen, die dem Commando voran nach Zoutpansberg geſandt worden war, um die Nothwendigkeit des Commando zu prüfen. Sein Urtheil war, ein ungerechterer Krieg, als dieſer, ſei nie geführt worden. Es ſei haarſträubend, wie einzelne Zoutpansberger Bauern die armen Kaffern gemißhandelt hätten. Der N. N. z. B. habe im vorigen Jahre ein Commando gemacht gegen einen kleinen Kaffercapitän, und habe zuerſt all ſein Vieh verlangt; der Kaffer giebt es; dann habe er alle ſeine Gewehre verlangt — der Kaffer giebt ſie, dann habe er gefragt, ob das ſämmtliche Gewehre ſeien; der Capitän hatte zwei zurückbehalten, und giebt nun auch dieſe heraus, wogegen ihm der Feldkornet ſein und der Seinigen Leben verbürgt. Aber kaum im Beſitz der Gewehre, überfällt das Commando den ganzen wehrloſen Stamm und metzelt nieder, was es erreichen kann, den Capitän zuerſt. Nun, ſo fuhr G. Lottering fort, ziehe das Commando gegen den Häuptling Katlachter, deſſen Leute ja die jetzt in Frage ſtehenden 163 Gewehre durch Elephantenſchießen redlich verdient hätten. Katlachter habe wiederholt erklärt, er wünſche keinen Krieg; aber der Aufforderung Schumanns und der Commiſſion, zur Verhandlung zu ihm zu kommen, habe er aus bloßer Furcht nicht Folge geben können, weil er ja nicht wiſſen konnte, ob man mit ihm nicht verfahren würde, wie im vorigen Jahre mit jenem ermordeten Capitän. Nun habe Schumann die Gewehre zurückverlangt, Katlachter aber habe antworten laſſen, die ſolle er ſich aus dem Pulverdampf ſelbſt holen, und darauf hin habe Schumann das Commando gerufen.

Andererſeits erzählte Gert, daß die Katlachterſchen ebenfalls eine verſunkene, grauſame Nation ſeien, denn er habe unſern von ſeinem Platz es mit ſeinen Augen mit angeſehen, daß ſie eine Frau lebendig verbrannt hätten; vielleicht bediene ſich der Herr nun des Commando, um das vollgewordene Sündenmaß dieſer

Heiden zu ſtrafen; denn Gott ſtrafe oft einen Sünder durch den andern.

Mit den Löwen ſchien Gert ſehr vertraut zu ſein. Er erzählte, er ſei oft einem Löwen begegnet, aber er fürchte ſich vor demſelben eben ſo wenig, wie vor einem Hund. Ich fragte ihn, ob ſie ihm denn nie etwas gethan hätten. Ja, einmal, ſagte er, hat mich der Löwe am Feuer gepackt und weggeſchleppt. — Und was thaten Sie da? — Ja, da kann man nichts machen, als ſich in Gottes Hand befehlen. — Und wie ſind Sie gerettet? — Die Kaffern kamen mit Feuerbränden und ſchlugen auf den Löwen, da hat er mich losgelaſſen. Neulich bin ich wieder einem Löwen begegnet, der hat mich angeſehen, und ich ihn; da bin ich ſtumm an ihm vorübergegangen; wenn man nur ruhig bleibt, dann thut er einem nichts. — Aber wenn der Löwe nun doch einmal ſchlimm iſt und auf Sie ſpringt? — Nun, dann ſchieß ich ihn todt, dann iſt Krieg zwiſchen uns, dann hat die Freundſchaft ein Ende! — Aehnlich ſprechen und denken die meiſten Bauern vom Löwen.

Am Abend blieb der Wagen aus, der Weg war ihm doch zu weit geweſen; ſo mußten wir, da Gert nur ein armes Häuschen bewohnt, auf dem Boden ſchlafen, ſo gut es ging. Das für uns hingelegte Unterbettwerk reichte kaum für zwei hin, ſo daß Moſchütz und ich, die wir an den Seiten lagen, nur für die eine Hälfte des Körpers Unterlage hatten, während die andere in der Luft ſchwebte; die dünne Decke machte uns in der kalten Winternacht auch nicht warm, ſo daß Moſchütz dem Wagen entgegen lief, mitten in der Nacht, um wo möglich einen Combers zu erjagen. Er wurde, obgleich er natürlich den Wagen nicht erreichte, doch wenigſtens durch die Bewegung warm, während ich die ganze Nacht unbarmherzig fror. Merensky hatte den beſten Platz; der wurde von beiden Seiten gewärmt.

Donnerſtag, den 13. Juni, kam endlich gegen neun Uhr der Wagen. Wir fuhren am Modimulle vorbei durch die ſandige Ebene, bis wir eine Bergreihe paſſirten, die voll verlaſſener Kafferkrale war. Dann kamen wir bei ſchönen Bauerplätzen vorbei; eine Menge Knopneuzen baute in der Nähe Krale, um Arbeit zu haben. Sie pickten mitten im Buſchfeld den Grund, und ſäeten in das Umgepickte Gras hinein; die Bäume umher ließen ſie auch zum Theil ſtehen.

Es wurde wieder Abend, und wir mußten den Mondſchein zu Hülfe nehmen, bis wir unſer heutiges Reiſeziel, Warmbad, erreichten. Ich machte noch im Mondſchein einen Spaziergang durch das Bad; da waren eine Anzahl Ochſenwagen mit Schlafenden; daneben ein Zelt mit Speiſenden, oder ein Kaffer am Wachtfeuer, bellende Hunde, Rohrhütten für die Kranken, alles

bunt durcheinander, ein eigentliches Haus konnte ich nicht entdecken.

Freitag, den 14. Juni, ging ich mit dem ersten Tagesschimmer, um das berühmte „Warmbad", das Teplitz und Carlsbad der Transvaalrepublik, näher zu besichtigen. Da sprudelten in unmittelbarer Nähe von einander zwei Quellen aus dem Boden, eine crystallhelle, kalte, eine ebenfalls fast geschmacklose warme, aus einem Rohrbusch heraus. Der Wasserlauf der letzteren, in deren Wasser man Eier kochen und Hühner brühen konnte, war als ein geradliniger Canal ausgegraben, und zu beiden Seiten desselben hatte man kleine Gruben gegraben, in welche mittelst eines kleinen Durchstiches das Wasser aus dem Canal einfloß. Das waren die Badewannen. Ueber jede Grube war eine, keineswegs wind- und zugdichte kleine Rohrhütte erbaut, welche außer der etwa 2½ Fuß tiefen Badegrube im Lehmboden nur noch ein bescheiden Plätzchen beließ, auf welchem man etwa gebückt sich aus- und ankleiden konnte. Im übrigen bot das Bad nichts von Comfort; kein Gesellschaftshaus, ja nicht einmal ein einziges Wohnhaus. Die Patienten, welche aus allen Theilen des Landes gekommen waren, bringen ihren Wagen, und wenn es hoch kommt, ihr Zelt mit, worin sie wohnen und speisen. Alles übrige muß der freie Himmel ersetzen. Badesalon ist die frische Luft, Nachtquartier, Küche, Wagenremise, Gesellschaftslokal, Vergnügungsplätze — alles der freie Himmel. Dazu giebt es freie Waide für die Ochsen, und für den guten Schützen bietet die nahe Springbockflakte ab und zu einen Wildbraten. Das ist das berühmte Warmbad, bei welchem wir eine ziemliche Anzahl von Wagen, wohl 10—12, eine stattliche Badesaison, vorfanden. Dies Wasser muß nun aber auch alles heilen: Alte Wunden, Schwindsucht, Steinbeschwerden, Gicht, kurzum alle Gebrechen finden hier ihre Genesung.

Wir fuhren weiter über die ausgedehnte Springbockflakte, eine weite Ebene, ohne irgend einen Berg oder Hügel, in welcher gemeinhin große Schaaren von Springböcken weiden. Heute sahen wir wenige. Wir entfernten uns nun im rechten Winkel vom Waterberg, und hatten bald wieder alle Langeweile einer afrikanischen Ebene, deren Gras jetzt zur Winterzeit noch dazu dürr und fahl war. Abwechselung gewährten nur die bereits abgebrannten Theile, die entweder blos die schwarze Graskohle, oder auch zwischen den schwarzen Halmen hervorsprossend bereits das neue grüne Gras zeigten.

Bei einer Vlee fanden wir ein wenig Wasser, und spannten aus. Alsbald freute ich mich, Jacob zu beobachten, wie er, in lebhaftem Gespräch mit den beiden Malepas, welche Arbeit zu suchen mit nach Botshabelo kommen wollten, verflochten war.

„Was müht ihr Heiden euch doch ab, sagte er, um Regen zu machen durch Zaubereien aller Art, und habt soviel Noth dann, wenn ihr gesäet habt. Wir Christen haben das viel leichter; wir thun unsere Arbeit und säen das Korn, und dann beten wir zu unserem Gott, und der schickt Regen und Thau, gerade wie es nöthig ist, und giebt uns reichlich unser täglich Brod, so viel wir bedürfen, denn wir sind ja seine Kinder. Und ihr müßt euch dazu noch vor den Molovis fürchten (Hexen, Zauberer, böse Geister), die Hagel machen sollen und Dürre. Schickt doch alle eure Molovis nur zu uns; wir fürchten uns vor ihnen nicht; wir lachen sie aus, denn wir wissen, daß der Herr allein Gott im Himmel ist." —

Allmählich bedeckte sich die Fläche wieder mit Büschen, und hier und da sahen wir noch Graswaide und zwischen den Büschen ein scheues Wild. Nun begannen die Bauerwagen und Viehheerden, rechts und links, sich zu zeigen. Die Bauern ziehen nämlich im Winter, wo ihre Plätze gar kein Futter behalten, hinab in das warme Buschfeld, in welchem immer nur einige Bäume zeitweise ihr Laub verlieren, so daß sie ringsum mitten im Winter doch immer noch Grünes finden; dazu ziemlich warmen Aufenthalt, genügend Gras für die Thiere und Wild genug, Fasanen, Perlhühner, Pfauen, Rebhühner, Springböcke, Rookböcke ꝛc. für den Tisch. Das ist ein Leben, wie es dem Bauer gefällt, völlig unabhängig, auf Grund und Boden, der ihm nicht gehört, aber doch von allen benutzt wird, eine Menge Bauern zu gleichem Zweck in der Nähe, so daß es an Besuchen und Kören und Unterhaltungsgelegenheit nicht fehlt. So zieht der Bauer mit Weib und Kind, Ochs' und Ziege, Dienstkaffern und Hunden hinaus, sobald der Winter beginnt. Sein Wagen ist sein Haus, die bloße Erde seine Küche, das Gebüsch seine Forst, das freie Gras seine Waide, das Wild seine Kost; versteigt er sich hoch, so hat er ein Zelt bei sich.

An einer Stelle fanden wir fünf Wagen dicht neben einander, zwischen denen hindurch eine zahlreiche Kinderschaar spielte, während eine Flora von Nools unseren vorüberfahrenden Pferdewagen mit neugierigen Blicken musterte. Die Herren waren zu Pferde, auf der Jagd oder zum Kören (Besuche machen) fort. Ab und zu kam ein Neugieriger an uns herangeritten, um zu erfahren, was für Zeitung wir vom Commando mitbrächten, oder was sonst in der Welt passirte. Dies geht denn gleich sehr zutraulich zu. Der ältere wird mit ohm, der jüngere mit neef angeredet, auch wenn man sich nie zuvor gesehen hat. Einer der Bauern brachte uns die Nachricht, daß gestern dicht beim Wege zwei Löwen einige Ochsen zerrissen hätten und dann geschossen worden seien.

# XVII.

## Makapan. Station der Hermannsburger. Backeberg. Saul. Die Salzpfanne. Miſſionar Kaiſer.

Als die Sonne unterging, hatten wir ſo eben Pinnaarsrevier durchfahren und ſattelten unſere Pferde, um noch eine Stunde weiter zu reiten zu dem Hermannsburger Miſſionar Backeberg, welcher bei dem Häuptling Makapan (nicht zu verwechſeln mit dem oben erwähnten Mokapan oder Mokapan bei Makapaansport, und dem dritten, dem Baſſutohäuptling Mankopane) eine Hoffnung erregende Miſſion begonnen hatte. Wir erreichten ſein kleines, neu erbautes Häuschen ſehr bald; unſer Wagen und Nachtquartier ſollte uns im Mondſchein folgen.

Bruder Backeberg iſt früher bei Sechele geweſen, aber von dort durch den Einfluß der Londoner verdrängt worden. Die Engländer wiſſen die Miſſion praktiſch zu betreiben. Sie verkaufen nämlich den Schwarzen nicht blos Kleidungsſtücke und dergleichen, ſondern auch Pulver und Blei und Gewehre, welche den Farbigen Gegenſtand der höchſten Wünſche ſind. Sie wiſſen andere Händler fern oder doch in Abhängigkeit von ſich zu erhalten, und üben auf dieſe Weiſe einen großen politiſchen Einfluß auf ganze Stämme aus, der um ſo größer iſt, da ſie ihnen die Erträge ihrer Jagd, Elephantenzähne und Straußenfedern, wieder abhandeln. Namentlich von Moffat erzählt man, daß er ein Meiſter ſei in ſolchem Handel, und daß er die größte Ladung Elfenbein, die je aus Afrika gegangen iſt, auf ſeine Rechnung verſandt habe, und dadurch ein reicher Mann geworden ſei. Backeberg ſelbſt hat ihn und ſeinen Schwiegerſohn Price Schmaus treiben ſehen. Der Nimbus, der um Moffats Namen ſchwebt, ſoll bei näherer Kenntniß etwas erbleichen. Zum Beiſpiel der berühmte Jager Africaner iſt, wie Wallmann nachgewieſen hat, längſt getauft geweſen, bevor er mit Moffat in Berührung gekommen iſt. Moffat hat ſehr anziehende Berichte zu ſchreiben verſtanden und die Miſſion mit Handelsgeſchäften und Politik zu vereinigen gewußt. Bei der Zulaſſung der Heiden zur Taufe ſoll er nicht ſehr wähleriſch geweſen ſein, weshalb denn in ſeinen Gemeinden neben ungemein wenigen ernſten Chriſten eine ſehr große Maſſe getauftes Lumpengeſindel umherläuft. Aber die Chriſten in Europa verlangten große Zahlen von Getauften als Reſultate der Miſſion zu ſehen, und die konnte er aufweiſen; man ſpricht von 3000 Getauften am Kurumann.

So iſt denn leicht erklärlich, wie die Engländer in Transvaal ihre Miſſion aufgaben, ſobald die Bauern die Republik errichteten.

Weil sie an Zahl den Schwarzen so bedeutend nachstanden, konnten die Bauern ihre Oberhoheit nur durch Pulver und Pferd aufrecht erhalten. Darum verboten sie in ihren Gesetzen strenge, an die Schwarzen Pulver und Pferde zu verkaufen. Damit aber war den englischen Missionaren das Hauptverkehrsmittel mit den Schwarzen entzogen, und sie erklärten, sich nicht durch die Gesetze der Republik gebunden zu sehen. Sie fuhren fort, Pulver und Blei an die Schwarzen zu verkaufen und Elfenbeinhandel zu treiben, und wiegelten die Schwarzen gegen die Bauern, welche eben auch ihrerseits nicht wenig Anlaß zur Unzufriedenheit gaben, auf. Darüber sind sie aus dem Transvaal vertrieben und haben sich nun der Verkehrsstraße bemächtigt, die westlich von Transvaal von der Colonie aus über Philippolis, Griquastadt, Likatlong, Kuruman, Nyessa, Kolobeng, Lituani (Setchele), Schoschong u. s. w. bis in das Innere hinein zu dem Matabelenreiche des Moselekazzi und zum Zambesi führt. Moffats Ansehen ist unter den Völkern dieser Straße ein fast unbegrenztes, obgleich vielleicht mehr um seiner handelspolitischen als seiner missionirenden Thätigkeit willen.

Doch giebt es unter den Londoner Missionaren auch höchst ehrenwerthe Persönlichkeiten, wie z. B. Mackenzie und auch der jüngere Moffat, welche die Missionsthätigkeit in den Vordergrund stellen, obgleich auch das von ihnen gepredigte Christenthum mehr den engherzig englischen Typus (mit strenger Sonntagsheiligung bei laxer Lebensheiligung, Drängen auf methodistische Gefühlsäußerungen, bei vielfach unbekämpftem alten Adam, einseitige Hervorhebung des Glaubens allein, gegenüber der vom Herrn doch auch eingesetzten Gnadenmittel der Sacramente, werkthätiges Treiben mit allerlei äußeren Gemeindeordnungen, Anstellen von unreifen Diakonen, bei sehr mangelhafter sittlicher Zucht ꝛc.) trägt. Als nun vor etwa zehn Jahren die Hermannsburger Missionare zu Sechele kamen, da war es, wie Backeberg erzählte, die erste Sorge der Engländer, durch allerlei Versprechungen und Aufbietung des ihnen zu Gebote stehenden Einflusses auf die Eingeborenen, diese fremden Eindringlinge zu verdrängen, und dies gelang ihnen denn auch so vollständig, daß Sechele, nachdem er der Pflege der Hermannsburger entzogen, von den Engländern aber zwei Jahre lang ohne Pflege belassen ist, bereits in einem bedenklichen Maße in heidnisches Wesen zurückgefallen ist. Backeberg sprach die Ueberzeugung aus, daß die Engländer es nie zugeben werden, daß auf diesem Wege die deutsche Mission von Transvaal aus nach dem Zambesi vordringe.

In hiesiger Gegend sind die Kaffern bereits so weit unterjocht, daß aus Makapans und Sauls Volk z. B. jeder Bauer seine besonderen Arbeitskaffern hat, die ihm die Hälfte aller Arbeitstage zu arbeiten verpflichtet sind. Diesen sind sie nun freilich

schuldig, ihre Bezahlung zu geben, aber ein Fall wurde erzählt, wo ein Bauer einem Kaffer für eines ganzen Jahres Arbeit nur eine einzige Ziege, ein anderer, wo er binnen sieben Jahren nur eine Ferse ihm gegeben hat. — Wir sind arm, heißt es dann, wir können doch nicht mehr geben.

Und doch muß auch solche Ungerechtigkeit, die die Kaffern als Strafe für ihre Uebertretungen reichlich verdient haben, zum Besten des Reiches Gottes dienen. Den Armen wird das Evangelium verkündigt — und nur die Armen nehmen es an. Gerade durch den furchtbaren Druck, der auf den Kaffern gelastet hat, sind dieselben geneigt geworden, das Evangelium anzunehmen, und in den Missionaren, die menschlich mit ihnen umgehen und sie wie Menschen behandeln, ihre Freunde und Wohlthäter zu sehen. So bietet denn gerade in diesen Gegenden bei Makapan und Saul eine wahrhaft evangelische Mission, wie die Hermannsburger und Berliner sie treiben, die schönsten Hoffnungen dar. Der Häuptling Makapan lernt selbst mit großer Heilsbegierde und hilft den Missionaren, wo immer er kann. Zum Hausbau hat er dem Bruder Backeberg so viel Arbeitsleute gegeben, als derselbe nur haben wollte. Ebenso läßt er ihm jetzt die lange Wasserschlot graben, Steine zum Kirchenbau anfertigen, zu Botensendungen giebt er Kaffern ohne Bezahlung ꝛc. Dazu sind die Gottesdienste, weil der Capitän mit gutem Beispiel vorangeht, stets stark besucht, und alles läßt auf eine baldige reiche Ernte hoffen.

Sonnabend, den 15. Juni, ritten wir, unseren Wagen von hier aus direkt nach Botshabelo zurücksendend, zunächst zu dem etwa ¾ Meilen von Backebergs Station wohnenden Häuptling Saul, bei dem eine Station anzulegen durchaus in dem Interesse einer organischen Gliederung unseres Gebiets liegt. Sauls Station würde nämlich nicht nur das Glied zu einer Postenkette zwischen Pretoria und Makapaansport abgeben, sondern selbst auch der geeignetste Mittelpunkt sein, zu welchem hin alle unsere Missionare des Transvaal am leichtesten ohne allzulange Reise gelangen können. Sachse hat deshalb schon früher Verhandlungen angeknüpft und die Zustimmung des Feldkornets und der grundbesitzenden Bauern erlangt; Pretorius hat mir seine Zustimmung mündlich ertheilt, Saul selbst aber hat bisher nicht bewogen werden können, sein Ja zu geben. Wir machten uns auch heute auf einen schweren Stand gefaßt; aber zu unserer großen Verwunderung sprach er heute seine volle Bereitwilligkeit, einen Missionar hier zu haben, aus, und seine Geheimen Räthe stimmten ohne Widerspruch mit ein. Er versprach auch, nächsten Dienstag nach Pretoria zu gehen, um vor dem „Cantoor" seine Geneigtheit zu erklären. Dies hat er indeß nicht gethan. Wahr-

scheinlich ist das Beispiel Makapanes und dessen Zufrieden mit seinem Lehrer für ihn durchschlagend gewesen. Aber auf diese Weise schwindet der Widerstand der Schwarzen gegen das Evangelium täglich mehr, und wir können deshalb die Transvaal-Mission als eine solche bezeichnen, die binnen wenigen Jahren vielleicht blühen wird, wie irgend eine andere.

Im Herzen erfrischt und dankbar ritten wir weiter zu der großen Salzpfanne (Zoutpan), die wir nach dritthalb Stunden scharfen Reitens erreichten. In einem Bergkessel liegt ein 600 Fuß tief ein runder See, der aussieht, als ob er gefroren sei. Das vermeintliche Eis aber ist eine Salz- und Salpeterkruste, die ab und zu dem Wasser zu größeren Lachen Platz gewährt. Dieses Wasser ist nun mit Salz so gesättigt, daß dasselbe sich in kleinen Crystallen auf dem Boden festsetzt; hier wird es nun herausgefischt, von seinen sandigen Theilen rein gewaschen, am Ufer getrocknet, und als bereits nutzbares Salz verfahren.

Wir fanden drei Ochsenwagen bei der Pfanne, deren Herren mit einigen Kaffern eifrig bei der Salzfischerei beschäftigt waren. Da dieselben aber von fern gekommen waren, fanden wir keinen der uns den Weg bedeuten konnte. Nur ein Kaffer konnte uns den nächsten Weg sagen, auf dem wir in zwei Stunden einen Bauer erreichen könnten, da die von uns als heutiges Reiseziel ins Auge gefaßte Station des Hermannsburger Missionars Kalk doch allzuweit sei. Der bezeichnete Weg aber führte uns bald so weit links ab in das Buschfeld hinein, daß wir bereits glaubten, verirrt zu sein unter den vielen, in der Nähe der Salzpfanne sich kreuzenden Wegen; und das war, da die Sonne sich neigte, keine Kleinigkeit in diesem Buschfeldgebiet, wo die Löwen noch immer ihre Grundrechte geltend machen.

Wir ritten schärfer und immer schärfer, was die Pferde laufen mochten, — da entdeckten wir vor uns auf dem Berge einen Kafferkral — dann das weiße teut eines Wagens — aber bald war alles wieder im Buschfeld verschwunden. Schon begann mir das Herz etwas banger zu klopfen, als endlich wir gar nicht weit von uns einen Bauerhof sahen, wo wir weiter nach dem Wege fragen konnten. Der Bauer bot alle Freundlichkeit auf, und versicherte, wir könnten des Weges gar nicht fehlen, in kleinen anderthalb Stunden könnten wir Kaiser erreichen; zum Abschied beschenkte er uns mit Apfelsinen. Aber das waren Finten gewesen; er hatte sich der Mühe überheben wollen, uns über Nacht zu beherbergen. Wir ritten und ritten, und während er gesagt hatte, es biege kein Weg aus, da bog hier einer aus, dort einer und schließlich befanden wir uns in der direkten Richtung nach der Salzpfanne zurück. „Nun keinen Schritt weiter!“ rief Merensky, „nun müssen wir umkehren.“

Nach mehr als einer Stunde Reitens erreichten wir einen weiten Bauer de Beer, den wir vorher in der Nähe links hatten liegen laſſen. Auch dieſer verſicherte uns, daß Kaiſer gar nicht weit wohne, und daß wir des Weges gar nicht fehlen könnten, zumal es Mondſchein ſei; in zwei kleinen Stunden könnten wir da ſein. Wir ſuchten einen Kaffern, der des Weges kundig wäre, da wir jetzt nach Sonnenuntergang unter keiner Bedingung allein in die Nacht hinaus reiten konnten. Aber der Kaffer, der die Entfernungen genauer kannte, als dieſer Bauer, welcher ebenfalls nicht gern die Laſt der Nachtbeherbergung haben wollte, ſie angab, war nicht zu bewegen, für 2½ Schilling (50 Silbergroſchen), dieſe zwei Stunden zu gehen, und wir wollten ihn nicht über Gebühr bezahlen. Als nun der Bauer ſah, daß wir nun doch wohl die Nacht bei ihm bleiben würden, ſattelte er lieber auf und verſprach, uns bis an die Stelle zu bringen, von wo aus wir gar nicht mehr irren könnten. Meinen Fuchs, das Handpferd, mußte ich bei ihm ſtehen laſſen, weil er ſchon an der Salzpfanne und jetzt wieder ſich ſofort legte und nicht fraß, und wie der Bauer verſicherte, die Papiés hätte. Die Papiés ſind Würmer im Magen des Pferdes, die ſo lange freſſen, bis ſie die Magenwand durchbohrt haben und dadurch den ſofortigen Tod des Pferdes bewirken. Die Sache wurde mir faſt ſchwer. Der „Hengſt“ war bereits der Pferdekrankheit erlegen; bei Bruder Backeberg erfuhr ich aus Botſhabelo, von wo aus uns die beiden Reitpferde Lord und Fuchs zu Hülfe geſchickt waren, daß mein Gelber, mein liebſtes und bequemſtes Pferd, von der Reiſe nach Gerlachshoop ebenfalls die Krankheit ſich geholt habe und verreckt ſei; nun der Fuchs, der 16 Pfd. Sterl. gekoſtet hatte, durch Papiés bedroht! Indeß was half es, wir mußten vorwärts und ließen den Fuchs, der nicht mehr mitkonnte, bei dem Bauer ſtehen, der ihn durch Tabaksſauce und andere Mittel zu doktorn verſprach.

Wir ritten in die Nacht hinaus. Eine ſtarke Stunde begleitete uns der Bauer, bis er uns von zwei auseinanderführenden Wegen denjenigen bezeichnete, der uns binnen zwanzig Minuten ſicher zu den Kaffergärten führen werde. Dort müßten wir nur Acht geben, dort hörten die Wege auf, wir ſollten auf das Nachtgeräuſch der Krale hören, die ganz in der Nähe wären, und von wo aus wir leicht zurechtgewieſen werden würden. Zugleich zeigte er uns den Blinkſtern, der uns genau unſere Richtung angäbe, und in dem ſchattenhaft fernen Gebirge die Senkung, unter der Kaiſers Haus ſtehe.

So ritten wir getroſt in die Nacht hinein, die zwanzig Minuten vergingen, kein Kaffergarten zu ſehen, — andere zwanzig Minuten, — kein Kaffergarten, — wieder verzweigten ſich die Wege, wir mußten wählen, kein Kral, kein Kaffergarten, — die

in kleines Dörfchen von viereckigen Häusern, welches die
en — (bereits 200 Getaufte an der Zahl) aus den Far-
us eigenem Antriebe, gesondert von ihren früheren, heidni-
Wohnplätzen, um die Kirche her erbaut hatten.

Wir feierten hier einen lieblichen Sonntag unter den Deut-
. Es ist doch ein anderes Wesen, als die englische, glatte
r und holländische formlose Bauernweise. Wir fühlten uns
behaglicher, als wir einerseits an der so lieblich aufblü-
Missionsgemeinde unsere volle Freude hatten, und als
erseits die hermannsburger Brüder, Behrendts, der alte be-
te, der schon in Deutschland seinen Bauerhof der Mission
nkt hat, und insonderheit die jüngeren Brüder Müller,
holt und Fuhls uns mit der entgegenkommendsten Brüder-
rt aufnahmen.

Die Hermannsburger Weise und die Berliner Weise ist doch
ng verwandt, daß sie nur als eine Weise anzusehen sind;
daß die Hermannsburger in ihrer Ausbildung vielleicht etwas
iger Formen und namentlich die älteren auch etwas weniger
ändliche, theologische und sprachliche Bildung besitzen. Doch
icht sich der letztere Punkt in Betreff der Jüngeren wohl schon aus.

Nachmittags zog ich vor, nicht wieder in den Bassuto-
ottesdienst zu gehen, sondern vielmehr den nicht kirchlich be-
häftigten Brüdern auf ihre Bitte eine deutsche Predigt zu halten.

In dem Abendgespräch kamen wir auch hier auf die Weise
er Bauern zurück, und ich hörte dieselben Urtheile, wie bei
Kaiser und Backeberg. Es lastet durch die Ungerechtigkeit gegen
die Kaffern eine große Schuld auf dem Lande, und die Prediger
wagen nicht dagegen öffentlich zu zeugen. Was sollen sie machen,
wenn ein ernster Prediger, der sein Beichtkind um eines began-
genen Mordes willen, vom Abendmahl zurückwies, dicht daran
war um „Ehrverletzung" zu 500 Pfd. Strl. Strafe verurtheilt
zu werden? Der ehrliche van Heyningen ist darum aus dem
Transvaal verzogen, und ernste Pastoren weigern sich darum, ein
Amt hier anzunehmen, weil sie sehen, sie können nicht durch-
dringen. So aber häuft sich auch von dieser Seite die Schuld
über das Land, so daß sich gewiß am Himmel bereits Gewitter-
wolken zusammenziehen, die sich eines Tages in schweren Zornes-
gerichten entladen werden. Aber das Reich Gottes wird auf den
Trümmern mächtiger erstehen.

Montag, den 17. Juni, besichtigten wir die liebliche
Station und ich nahm von derselben für Harms eine Skizze.
Da sahen wir denn auch das kleine, gesegnete Kirchlein, von
welchem all dies liebliche Leben seinen Ausgangspunkt genommen
hat. Es hat nämlich der native teacher David, dessen ich in
Potschefstrom erwähnt habe, hier schon eine Reihe von Jahren

Stunde verging; der Blinkstern war längst untergegangen; gingen zwei Wege auseinander; wir lauschten auf Hundegebell aus den Kralen — alles todtenstill, und in schien hell über unsern Häupten.

Die Büsche, durch die wir ritten, bezeugten uns, dem gefürchteten Buschfeld noch keineswegs entgangen sein. renesky stieg ab und verfolgte den links ausbiegenden Strecke, wir legten die Ohren auf die Erde, — alles Wir ritten weiter, so rasch als unsere ermüdeten tragen wollten; der Weg hörte auf, aber Kaffergärten waren nicht zu sehen. Noch hatten wir vor uns in dem gebirge, das nun auch meinen Augen erkennbar hervor Senkung, die Merensky behauptete, sich ganz fest gemerkt Wir ritten querfeldein darauf los, — noch eine halbe da endlich sahen wir weit links von uns ein Licht, bald Nähe auch Feuerschimmer, wir waren an einem Kafferkral riefen die erschreckten Leute heraus; sie kamen haufenweis bedeuteten uns die Richtung nach Kaisers Hause. Wir einem Fußpfad, der durch Kaffergärten und Gräben uns halben Stunde nach einem anderen Kral brachte. Dort wir wieder Kaffern heraus und fanden unter ihnen einen bigen Mann, der mit uns ging, bis wir dicht vor Kaisers waren. Herzlich aufgenommen streckten wir hier unsere Glieder; wir hatten seit elf Uhr an diesem Nachmittag zwölf deutsche Meilen geritten.

## XVIII.

### Bethany. Vicesuperintendent Behrendts. Rückreise über Pretoria nach Botshabelo.

Sonntag, den 16. Juni. Da die blühende Station des Herrmannsburger Vicesuperintendenten Behrendts nur zwei gute Stunden zu Pferde (circa drei Meilen) von Bruder Kaiser entfernt ist, zogen wir vor, den Sonntag dort inmitten einer Gemeinde zu feiern, und ritten deshalb in der Frühe des Sonntags noch hinüber. Unser Weg führte uns an der Rechten des Bergrückens entlang, an dessen Abhange Kaisers Station liegt, bis hinein in das Thal des Limpopo, den wir zu durchreiten hatten in einer sehr bequemen Fuhrt.

Der Anblick, den die Station Bethany gewährte, war überaus lieblich. Links der große, heidnische Kafferkral und rechts

in kleines Dörfchen von viereckigen Häusern, welches die
en — (bereits 200 Getaufte an der Zahl) aus den Far-
us eigenem Antriebe, gesondert von ihren früheren, heidni-
Wohnplätzen, um die Kirche her erbaut hatten.

Wir feierten hier einen lieblichen Sonntag unter den Deut-
Es ist doch ein anderes Wesen, als die englische, glatte
x und holländische formlose Bauernweise. Wir fühlten uns
behaglicher, als wir einerseits an der so lieblich aufblü-
a Missionsgemeinde unsere volle Freude hatten, und als
erseits die hermannsburger Brüder, Behrendts, der alte be-
te, der schon in Deutschland seinen Bauerhof der Mission
nkt hat, und insonderheit die jüngeren Brüder Müller,
holt und Fuhls uns mit der entgegenkommendsten Brüder-
it aufnahmen.

Die Hermannsburger Weise und die Berliner Weise ist doch
ng verwandt, daß sie nur als eine Weise anzusehen sind;
daß die Hermannsburger in ihrer Ausbildung vielleicht etwas
iger Formen und namentlich die älteren auch etwas weniger
ündliche, theologische und sprachliche Bildung besitzen. Doch
eicht sich der letztere Punkt in Betreff der Jüngeren wohl schon aus.

Nachmittags zog ich vor, nicht wieder in den Bassuto-
ottesdienst zu gehen, sondern vielmehr den nicht kirchlich be-
häftigten Brüdern auf ihre Bitte eine deutsche Predigt zu halten.

In dem Abendgespräch kamen wir auch hier auf die Weise
er Bauern zurück, und ich hörte dieselben Urtheile, wie bei
Kaiser und Backeberg. Es lastet durch die Ungerechtigkeit gegen
die Kaffern eine große Schuld auf dem Lande, und die Prediger
wagen nicht dagegen öffentlich zu zeugen. Was sollen sie machen,
wenn ein ernster Prediger, der sein Beichtkind um eines began-
genen Mordes willen, vom Abendmahl zurückwies, dicht daran
war um „Ehrverletzung" zu 500 Pfd. Strl. Strafe verurtheilt
zu werden? Der ehrliche van Heyningen ist darum aus dem
Transvaal verzogen, und ernste Pastoren weigern sich darum, ein
Amt hier anzunehmen, weil sie sehen, sie können nicht durch-
dringen. So aber häuft sich auch von dieser Seite die Schuld
über das Land, so daß sich gewiß am Himmel bereits Gewitter-
wolken zusammenziehen, die sich eines Tages in schweren Zornes-
gerichten entladen werden. Aber das Reich Gottes wird auf den
Trümmern mächtiger erstehen.

Montag, den 17. Juni, besichtigten wir die liebliche
Station und ich nahm von derselben für Harms eine Skizze.
Da sahen wir denn auch das kleine, gesegnete Kirchlein, von
welchem all dies liebliche Leben seinen Ausgangspunkt genommen
hat. Es hat nämlich der native teacher David, dessen ich in
Potschefstrom erwähnt habe, hier schon eine Reihe von Jahren

im Segen gewirkt, bevor die Hermannsburger Brüder in dessen Arbeit eingetreten sind. Er hatte schon eine Gemeinde gesammelt, die unter eigenen Aeltesten und Diaconen sich erbaute in geordneten Gottesdiensten und die dazu dies kleine, gebrechliche Kirchlein erbaut hatte. Ihre christliche Anschauung war etwas eng reformirt, auf gesetzlich strenge Sonntagsfeier zu viel, auf den Segen der Sacramente zu wenig Gewicht legend. Aber in diese Arbeit sind Behrendts eingetreten und der Herr hat Segen gegeben, daß ihm die Seelen in Haufen zufielen, und daß auch jetzt noch das Reich Gottes dort in stetem Wachsen begriffen ist. Gott gebe seinen Segen, daß es so vorwärts gehe, und daß diesen armen, durch Bauerndienstbarkeit wohl vorbereiteten Seelen, der Trost des Evangelii tief in's Herz scheinen möge.

Mit dem Superintendent Behrendts hatte ich noch eine schwierige Sache zu verhandeln. Er behauptete nämlich, weil er ein halbes Jahr früher als wir in der Gegend von Saul (bei Makapan) die Arbeit begonnen habe, so gebühre es sich, daß er allein in jenen Gegenden mit den Hermannsburgern arbeite; er habe sich dort ein bestimmtes Feld abgegrenzt, das wir respectiren müßten, zumal er uns auch in unser Feld bei Mankopane und Sekukuni nicht eingreifen werde. Dieses würde auch unsere Arbeitskräfte hinlänglich beschäftigen, während er — nach Westen durch die Londoner am Vorgehen gehindert — für seine neu herausgekommenen jungen Brüder kaum Arbeit genug habe.

Ich erkannte das ganze Gewicht dieser Gründe an, mußte aber entgegnen, daß Sauls Volk ein von Makapan völlig gesonderter Stamm sei, der mit Makapan gar nichts zu thun hat; daß wir bereits auf geordnetem Wege die Erlaubniß des Capitäns, des Feldkornets, und des Präsidenten besäßen, ein Zurückdrängen unserer Mission also, ohne Sünde gegen das zehnte Gebot nicht möglich sei, und daß es leichter sei, ein Stück an der äußersten Grenze des Gebiets, als ein organisches Glied aus dem ganzen Gebietscomplex zu missen, und daß gerade diese Station bei Saul für uns der Mittelpunkt unseres gesammten Transvaal-Missions-Gebiets sein würde. Nach einigem Widerstreben erkannte B. die Gewichtigkeit meiner Gründe an, und verzichtete auf die Station bei Saul, während ich ihm versprach, die nächste Umgebung daselbst, sowie das Dorf Waterberg und das links von der Linie Pretoria-Saul-Lottering-Makapaanspoort liegende Missionsgebiet ihm zu überlassen, weil unsere Arbeit rechts davon durch die Führungen des Herrn uns angewiesen sei. — Ich war herzlich froh, diese Sache durch brüderliche Verständigung ausgeglichen zu haben, und ritt am Abend dieses Tages mit erleichtertem Herzen zu Bruder Kaiser zurück. —

Hier hatten wir noch einen angenehmen Abend, und konnten

uns auch dort an dem sichtlichen Aufblühen der Station herzlich freuen. Es sind da auch schon vierzig Getaufte, und das Suchen geht in erfreulicher Weise fort. Auf die Bauern war auch Kaiser nicht sehr gut zu sprechen; er beklagte ihren großen Mangel an Bildung, den sie selbst kaum fühlen. „Mein Junge ist slim (gewitzt)," hatte ihm einer gesagt, als er ihm erzählte, in Deutschland schickte man die Kinder acht Jahre zur Schule — myn jong is slim, die has in dris maanden reeds so veel geleerd, as hy te weten nodig heeft." Nicht alle hiesigen Bauern können rechnen, oder eine Rechnung überschauen, deshalb ist es dem Kaufmann ein Leichtes, die Elle Zeug unter dem Einkaufspreis zu verkaufen, weil die Gesammtsumme doch ihm zu seinem Schaden verhilft. — Im Felde ist der Bauer ein gefährlicher Soldat; denn er schießt sehr scharf und genau auch auf große Entfernungen. Nur muß für ihn keine chance sein, auch todtgeschossen zu werden. Tritt diese chance ein, so geht der Bauer unbedingt aus dem Wege, und es ist richtige Taktik, ihm die Thür zum Laufen offen zu erhalten. Würde man sie ihm verschließen, so würde er nicht etwa wie der Kaffer sich würgen lassen, sondern tapfer wie ein Löwe sich wehren bis auf den letzten Mann. — Seine Ungebundenheit geht dem Bauer über alles; sich unter ein geregeltes und gegliedertes Gesetz zu stellen, ist ihm undenkbar. Das Gesetz ist ihm nur dazu von Werth, damit es ihm die andern vom Halse halte und daß er unter dessen Schutz von andern etwas verlangen könne. Das Gefühl, einem Staatsverband anzugehören, ein Vaterland zu haben, ist ihm völlig fremd; es giebt kein transvaalsches Volk, sondern nur Gesammtmassen von einzelnen Familien, die sich gegenseitig helfen, soweit das Eigeninteresse seine Rechnung dabei findet. Vor den gesetzlichen Institutionen der Engländer in der alten Colonie sind die Bauern in den Freistaat geflohen und von dem Freistaat in die Republik, und würde heut hier ein gesetzlich völlig geregelter Zustand aufgerichtet, auch nur so streng, daß Mord, Kinderraub, Erpressungen aller Art gegen die Kaffern mit objectiver Gerechtigkeit gestraft würde, so wäre ein großer Theil der Bauerschaft völlig außer Stande, das zu tragen, er würde „trekken" d. h. nach dem Zambesi zu eine neue Heimath suchen, da kein Patriotismus ihn an seine hiesige Scholle bindet. Noch ist bis jetzt die Aufgabe der Bauern im transvaal, als Vorläufer des Evangeliums der Mission Bahn zu brechen, nicht erfüllt gewesen, darum hat der Herr, der allzeit wunderbar ist, in der Tsetse, dieser kleinen Fliege, welche jedes Pferd und Vieh unerbittlich mit seinem Stich tödtet, einen Cordon gezogen, der selbst der trek-Lust der Bauern bisher noch eine unübersteigliche Grenze gesetzt hat. Aber bereits regen sich die Gelüste zu einer Bauernexpedition gegen Moselekazzis Land. Fällt die jetzige

Zoutpansberger Bewegung unglücklich aus — wer weiß, was dann geschieht! Und durch das Alles verherrlicht der Herr Seinen heiligen Namen, und macht Bahn dem, der siegreich einherschreitet, das Land einzunehmen, das Er mit Seinem Blute erstritten hat!

Dienstag, den 18. Juni, brachen wir um ½8 Uhr von Kaiser auf nach Pretoria. Zuerst ritten wir auf Kafferfußsteigen, dann über das freie Feld. Hier übersah ich in dem hohen Grase ein Erdschweinloch, in welches mein Pferd im vollen Galopp hineinstürzte, daß wir beide mit einander stürzten — das sechste Mal, dem Herrn sei Dank, ohne irgend eine Verletzung zu erhalten. —

Nach etwa dreistündigem Ritt kamen wir zum Bauer Horn, in dessen Garten ich die ersten grünen Caffeebohnen und Zuckerrohr und Citronenbäume sah. Dann ging es über ein Bergjoch in ein Thal des Machalisberges und von dort erreichten wir Nachmittag 3 Uhr Pretoria.

Mittwoch, den 19. Juni, blieb ich in Pretoria, um einige Bogen des Tagebuchs zu schreiben und nach Hause zu schicken. Nachmittags besuchte ich den Prädikant Zwart (von der getrennten reformirten Gemeinde), der durch das Lesen meiner Dogmatik in seiner reformirten Ueberzeugung wankend geworden zu sein bekannte. Es ist ein ernst forschender, junger Mann. Dann machte ich noch kurze Besuche bei dem Präsident Pretorius und dem Staatssecretär Spruit; ich legte mich, weil ich etwas Schnupfenfieber hatte, früh zu Bette.

Donnerstag, den 20. Juni. Um das Fieber zu verreiten, ging es flugs aus Pretoria, woselbst mein Fuchs frisch und gesund angelangt war. Wir ritten etwas scharf an, so daß wir bereits am Abend Vermaakt (die Hälfte des Weges nach Botshabelo, etwa zehn Meilen) erreichten. Der alte, gesprächige Herr freute sich sehr, uns aufzunehmen.

Freitag, den 21. Juni, früh ritten wir über Eis, während zu Mittag eine Hundstagshitze war. Wiederum ging es über das Hoogefeld mit seinen kahlen, dürren Flächen, die gegenwärtig theils gelb trocken, theils schwarz abgebrannt waren. Es gab Hunderte von Spring- und Bleßböcken, auch einige Gnu's (Wildebeeste), nur kein Quagga. Allgemein wurde geklagt, daß dies Jahr gar kein rechtes Wild da sei, daß dagegen die Löwen überhand nähmen. Auf dem Platz von Dietrich Müller erzählte man uns, daß in der Nähe vor einigen Tagen ein Ochsenwagen auf dem Wege durch drei Löwen, die ihm den Weg versperrten, zum Umkehren genöthigt sei. Cornelius Niekerk, ein mit Merensky gut befreundeter Bauer, kam uns mit verbundenem Arm entgegen. Der Löwe hatte ihn vor acht Tagen untergehabt und an Kopf, Armen und Beinen tüchtig zerkratzt; zum Glück hatte der Schuß,

den er ihm gegeben, seinen Unterkiefer zerschmettert, so daß er nicht beißen konnte. Sonst wäre Niekerk mit dem Leben wohl schwerlich davon gekommen, denn er lag unter dem Löwen, der über den Schuß wüthend, ihn zu zerfleischen suchte, während sein Schwager ihm zurief, doch ja still zu liegen, da er keine Kugel im Laufe hätte. Dieser mußte so schnell als möglich laden und dem Löwen die tödtliche Kugel durchs Herz geben.

Am Abend, dicht bei Botshabelo sahen wir das Feld brennen. Es war ein schöner Anblick, die einen Berge ganz schwarz, die anderen mit einem glühenden Saum weit hinaus abgegrenzt zu sehen, während ab und zu, wo ein Gebüsch gefaßt wurde, die Flamme hoch auffloderte.

Ziemlich ermüdet kamen wir in Botshabelo an; Bruder Knothe's ganz altes Stationspferd, Manel, war schon bei Lewis Fauree stehen geblieben, weil es nicht weiter konnte; meinen Fuchs hatte der Sattel gedrückt, mein Lord war der einzige, der noch frisch ging. Tols und Lodwig waren völlig gedaan; sie haben aber auch in diesen fünf Wochen das Mögliche geleistet; gestern und heute noch wieder einundzwanzig Meilen; nun können und müssen sie aber auch einige Wochen Rast haben in Botshabelo. — Auch ich war herzlich froh, nun wenigstens einige Tage Rast zu haben, und das Tagebuch über diese Buschfeldreise zu vollenden.

---

# XIX.

## Zweiter Aufenthalt in Botshabelo. Isaac, der Nationalgehülfe.

Sonnabend, den 22. Juni, wurde am Vormittag nicht viel aus der Arbeit, weil alle Leute einzeln kamen, um zu grüßen, und wir auf der Station umhergehen mußten, um das Werk zu besehen, was inzwischen vollendet war. Das Fundament der neuen Kirche, fünfundsechszig Fuß lang, zwanzig Fuß breit, war fertig, — an der einen Seite sieben Fuß hoch, weil es gegen einen Berg steht. Zum Montag sind alle Leute beordert, dieses Loch mit Feldsteinen auszufüllen, die sie mit der Hand herbeitragen.

Von Sekukuni erzählten die Leute neue Nachrichten, er wolle mich gar nicht vorlassen, auch nichts mit mir zu thun haben. Wenn ich käme, würde er durch einen Boten mit mir sprechen. Zu einem anderen Kaffer freilich hat er gesagt, er wisse, ich sei zu Mankopane gereist, warum ich nicht auch zu ihm käme. Gegen

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Wir mußten ihn deshalb am Abend kommen lassen, und vernahmen seine Aussagen. Er redete ganz verwirrt durcheinander. Einmal sagte er, nicht er, sondern viele Christen unter den Bassuto dächten so, daß wenn der Südwind wehe, dies Blut bedeute, und wenn Wolken im Süden aufstiegen, dies so viel wäre, als Moschesch zürne. Dann wieder, als ich ihn immer festhaltend, einmal fragen ließ, wie Er denn denke, drehte er hin und her, und konnte sich durchaus zu keinem Ja oder Nein verstehen

Ich lenkte daher ab und fragte ihn zunächst über die Sache von Jesaias. Er gestand zu, daß er dessen Verhältniß zu Massebe nicht für ein reines erachte, daß auch hinsichtlich der Ueberschreitung des sechsten Gebots nicht unerhebliche Verdachtsgründe vorliegen, obschon er selbst nichts Gewisses sagen könne. Das wäre

wahr, daß Mapule ihn dieser Sünde beschuldigt habe, und daß auch die drei Weiber gleich nach Jesaias geflohen seien, worauf Mapule selbst ihn gefragt habe, ob er nun nicht Recht gehabt habe. Von Jesaias' Schlangenbeschwörung wisse er nichts Näheres; überhaupt könne er ja nichts davon wissen, da es im Bassuto-Lande gar keine Schlangen gebe (eine directe Unwahrheit).

Nun fragte ich ihn wieder, was er von jenen Zeichen der Wolken und Winde halte. Als er aber antwortete, er habe das nicht als seine Meinung, sondern als eine der übrigen Leute erzählt, straften ihn Martinus und Johannes Maeli offenbarer Lügen, weil er nicht einmal, sondern wiederholt diese Sachen als seine Meinung dargestellt, auch von allerlei anderem gräulichen Aberglauben viel geredet habe. So ließ ich ihn denn nun noch einmal direkt fragen, er solle jetzt sagen, was er von all' solchem Aberglauben halte. Er antwortete aber immer wieder: „Die Leute sagen so und so," und wenn ich ihn wieder fragte: „Was sagst und denkst Du von solchen Dingen?" antwortete er wieder: „Die Leute sagen so und so." — Nachdem ich dies viermal mit angehört hatte, sprach ich endlich das letzte Urtheil: „Isaac, als wir Dir auf der Straße begegneten, so hielten wir Dich für einen christlichen Bruder, der in der Noth ist, und darum haben wir Dich aufgenommen, und gebeten, hierher zu kommen, damit wir Dir hier Liebe erweisen. Nun aber redest Du nicht wie ein Christ, sondern wie ein Heide. Eines Christen Rede ist Ja, Ja, aber ein Heide dreht hin und her, daß man nicht wissen kann, was er meint. Du aber hast auch hin- und und hergedreht, darum muß ich Dir sagen, daß ich Dich von jetzt ab nicht mehr für einen ernsten Christen halten kann, sondern daß ich glauben muß, Du hast alle diese thörigten Dinge wirklich aus Deinem Eigenen geredet!"

Dies schlug durch. Nun wurde er ganz weich, und bekannte: „Ja, ich habe thöricht gethan, ich habe thörichte Dinge geredet; aber vergebt es mir, ich werde mich hüten, dergleichen wieder zu thun!" Darauf wandte ich mich zu Johannes Maeli und Martinus: „Meint Ihr nicht, daß wir ihm, da er seine Sünde einsieht, dieselbe vergeben können?" Sie wollten nicht heran. Isaac nahm noch einmal das Wort: „Wenn bei uns einer dem andern mit dem Kirri in den Kopf schlägt, und spricht: Laß gut sein, ich habe es nicht böse gemeint, und der andere vergiebt es ihm, so wird hernach dieser Sache nicht wieder gedacht; so laßt es auch zwischen uns sein!" Johannes und Martinus wollten sich aber nicht dazu verstehen; sie meinten: „Isaac sei als ein Mensch, der heidnischen Aberglauben verbreite, ertappt worden, er habe auch heute gelogen, damit daß er gesagt, er habe nur anderer Leute Meinung gesagt, und sie wüßten gewiß, daß er dies und

noch viel mehr von seinem Eigenen gesagt habe, auch habe er heute auf meine vierfach wiederholten Fragen, anstatt dem Aberglauben einfach abzusagen, mit drehenden Wendungen geantwortet; deshalb könnten sie kein Vertrauen zu ihm fassen, auch wenn er jetzt, da ich strenge mit ihm geredet, mit dem Munde sein Unrecht bekenne. Deshalb sei es besser, er bleibe nicht unter uns, damit er nicht andere Schwache verführe oder ärgere."

Ich freute mich von Herzen des christlichen Ernstes, der sich in diesem Urtheil aussprach, und der sich durch ein in der Angst gegebenes Geständniß nicht irren ließ, sowie über den heiligen Haß wider alles abergläubische Heidenwesen, und verkündigte Isaac, daß, weil er durch sein Verhalten das Vertrauen, er sei ein einfältiger Christ, eingebüßt habe, und dem gerechten Verdacht, er gehe mit heidnischem Aberglauben um, verfallen sei, ich ihn bitten müsse, lieber zu seinem Ochsenwagen zurückzugehen.

Am Abend versammelte sich die Gemeinde noch einmal, damit ich ihr die Erlebnisse unserer Reise mittheile. Ich dehnte die Sache dahin aus, daß ich über das ganze Gebiet unserer Mission einen Ueberblick gab. Die Leute hörten mit großer Theilnahme zu.

Montag, den 24. Juni. Heute früh zog Isaac mit seinem Packochsen betrübt von dannen. Er beklagte sich gegen Knothe, daß es ihm so ergangen sei, denn er habe hier nur brüderliche Gemeinschaft gesucht. Aber er schied mit der abermaligen Lüge, er sei gestern nur verwirrt gewesen; denn das sei doch wohl selbstverständlich, daß weder er, noch irgend ein Gläubiger im Bassuto-Lande an solchem Aberglauben noch festhalte. Gott führe die arme verblendete Seele in Gnaden wieder zurecht.

Dienstag, den 25. Juni. Gestern und heute das Tagebuch der Reise durch's Buschfeld bis hierher vollendet. Dem Herrn sei auch dafür Dank; das war kein leichtes Stück Arbeit!

---

## XX.

### Reise nach Leydenburg. Ocker Jansen. Hans Grobeler. Die Mapochschen Matebelen. Feldcornet Viljoen.

Mittwoch, den 26. Juni. Es wurde zehn Uhr, bevor wir (Merensky, Knothe und ich) auf einer gemietheten Karre, der ich vier von meinen Eseln vorgelegt hatte, Botshabelo verließen. Wir trauten den Eseln schnelleren Lauf zu; sonst hätten wir durch früheren Aufbruch spätere Verlegenheit erspart.

Unser Weg führte auf das Hoogefeld, lange, baumlose Reihen von theils sanft, theils steil ablaufenden hohen Bergen, die von lang hingestreckten Bleen, d. h. Thalgründen, durchfurcht sind, in deren Tiefen theils kleine Spruite, theils tiefe Sumpflinien sich hinziehen. Da letztere aber oft unergründlich sind, so muß der Weg große Kreislinien machen, um die Höhen zu halten. Doch auch die letzteren sind nicht immer fahrbar, weil sie nicht selten Massen von Felsklippen, feste Wände oder loses Geröll tragen, über welche selbst ein Ochsenwagen nicht gut gehen kann. Aber auch mit den Umwegen kann man die tiefen Moddersstellen und steilen Felsabhänge nicht immer vermeiden, und nicht selten sieht man sich vor einer steilen Höhe oder einem jähen Abhang, von dem man nicht weiß, wie vierbeinige Geschöpfe einen Wagen darüber hinbringen sollen. Und wenn sie ihn hinabgebracht haben, so hält in der Tiefe ein unergründlicher Modder den Wagen mit einer die Ochsen überwindenden Kraft fest. An solchen Stellen wird dann mit der an zwanzig Fuß langen, aus Giraffen- oder Büffelsfell geschnittenen, an ein vierzehn Fuß langes Bambusrohr festgebundenen Ochsenpeitsche, und mit dem aus Elephanten- oder Rhinocerushaut geschnittenen Achter-Sambock unbarmherzig auf die Thiere losgeprügelt. Sie machen die letzten Anstrengungen, „treck!" — sie ziehen an. Aber das Trecktau reißt in Stücke, und nun steht der Treiber rathlos da, nur das eine gewiß wissend, daß er in den nächsten drei Tagen aus dieser Wüstenei, in der keine Hülfe ist, nicht wieder herauskommt. Das Treckseil wird, so gut es geht, wieder ausgebessert, die Ochsen wieder eingespannt, wieder: „treck!" — Der Wagen rührt sich nicht, obgleich diesmal das stärker gemachte Treckseil wirklich hält. Nun werden die Ochsen wieder mit Peitsche und Sambock bearbeitet; „treck!" aber nun ziehen sie nicht mehr an, und die Peitsche treibt sie nur ineinander, so daß sie sammt dem Treckseil bald ein fast unentwirrbares Knäuel bilden.

Nun muß wieder ausgespannt werden. Die Jochriemen werden gelöst, die Joche abgenommen, das Treckseil gerade gelegt; — aber auf diesem Wege geht es nicht weiter. Die oft fünf Tausend Pfund schwere Ladung wird abgenommen, und in einzelnen Stücken durch den Modder getragen, die Räder des Wagens, die oft bis über die Axe eingesunken sind, werden ausgegraben, und so gut als möglich eine schiefe Ebene hergestellt, auf welche sie heraufkönnen; nun wieder eingespannt; treck! — Aber der Wagen sinkt nur tiefer in den Modder; die Ochsen können jetzt selbst den leeren Wagen nicht mehr herausbringen.

Nun wird zum nächsten Bauer geschickt, der oft sechs bis acht deutsche Meilen entfernt wohnt; derselbe kommt bereitwilligst zu Hülfe, — es könnte ihm ja einmal ähnlich gehen, und er

dann auch der Hülfe bedürfen — er bringt Schwarze mit, auch Grabscheite, neue Taue, frische Ochsen, und nun endlich gelingt es den Wagen herauszubringen. Bisweilen ist er unbeschädigt, bisweilen aber dies und das zerbrochen, was tagelange Reparatur kostet. Endlich ist alles klar; der Ochsenwagen zieht weiter, — hat aber nicht die geringste Bürgschaft, daß er nicht in den nächsten drei Stunden wieder in ähnlicher Lage sich befindet. Nun erreicht er Abends einen Ausspannfleck; er gönnt seinen Thieren einige Stunden Fütterung. Aber o wehe! er hat bis nach Sonnenuntergang gewartet, er sucht sie — kein Ochse ist zu finden — endlich trifft er in der Ferne etwas an, was sich regt, — es sind zwei oder drei von den Löwen, die in Unmasse das Hoogefeld durchziehen, und die den einen Ochsen fast verzehrt haben, während die anderen in alle vier Winde verjagt sind. Es kostet einen ganzen Tag, bis er alle, oder doch die meisten, wieder eingefangen hat. Mühsam setzt er die Reise fort, bis er die Lücken ergänzen kann.

An einem andern Tage findet er einen Felsabhang, wo jeder Reiter absteigt, und sein Pferd zu Fuße hinaufleitet. Die Ochsen aber müssen hinauf und den mit fünf Tausend Pfund beladenen, an sich vielleicht eben so schweren Wagen hinaufziehen; wieder Prügel, Schreien, entsetzliches Anbrüllen der in Schreck zu setzenden Ochsen. — Der Wagen kommt glücklich über die ersten Klippen und Felsbänke; aber auf der Hälfte des über tausend Fuß hohen Berges sind die Kräfte der Zugthiere erschöpft. Der verständige Bauer spannt aus und gönnt den Thieren eine Stunde Rast zum Fressen; der unverständige prügelt, und bald sind dieselben Ochsenscenen wie beim Sumpf; der Wagen stürzt wohl einen Felsabhang hinab, und Ochse und Rad zerschellt.

Oder der Weg führt an einer jener oft dreißig Fuß tiefen Regenschloten vorbei. Er ist zu schmal, um genau den Wagen lenken zu lassen, der Leiter oder der Treiber versieht eine Kleinigkeit und hinab stürzt die ganze Last. — Das ist eine Reise durch das Hoogefeld.

Wir hatten deshalb eine ganz leichte Karre mit vier starken Eseln genommen, und Reitpferde dazu für diejenigen Wege in Sekukuni's Land, die selbst für das leichte Fuhrwerk unpassirbar sind.

Wir fanden das Hoogefeld aller Sommerschönheit — des prachtvollen, üppigen Graswuchses — entkleidet. Anstatt dessen fanden wir ungeheure, schwarzgebrannte Bergflächen, — denn im Winter wird das Gras abgebrannt. — Hier und da sproßte aus dem schwarzen Tode schon der grüne Halm hervor. Andere Flächen waren gespart, um den Winterreisenden doch nothdürftig Futter für die Thiere zu belassen. Aus der schwarzen Grasasche

ſtarrte nun das nackte Steingeröll, oder der dürre Boden, ſo daß das Ganze das Bild des Greuels der Verwüſtung darbot, und dazu das lange Fahren durch dieſe Wüſte, wo wir auf fünfzehn deutſche Meilen Entfernung nur einen einzigen Bauerhof antrafen, in welchem man einkehren konnte; dazu die empfindliche Nachtkälte des Winters, mit der die Hundstagshitze der Mittagsſtunden empfindlich contraſtirte — das alles macht ſolche Winterreiſe durch das Hoogefeld zu einem wenig gemüthlichen Stück Arbeit.

Dagegen gewährt das Wild, das in ungeheuren Schaaren daherbrauſt und namentlich die grünen Grasflecke ſucht, die eben aus der Aſche aufſprießen, einen ſchönen Anblick. Wir ſahen Hunderte von Zebra, Gnu, Springböcken, Bleßböcken, Rooiböcken an uns vorbeiſtürmen; das Zebra, ſchön wie ein Pferd; das Gnu, halb Ochs, halb Pferd (Wildebeeſt), wie die wilde Jagd einherſtürzend; der Springbock, elaſtiſch und ſchön, wie ein Gummiball, kaum die Erde berührend, um zu zwanzig Fuß weitem Sprunge ſie wieder zu verlaſſen. Das alles gewährt einen prachtvollen Anblick, und mancher Jäger würde ein Elyſium hier finden, wo in einiger Entfernung für den Muthigeren auch Löwen, Elephanten, Strauße, Büffel genug anzutreffen ſind.

Nach dreiſtündiger Fahrt (etwa vier deutſche Meilen) erreichten wir den Bauerhof von Ocker Janſen, welcher, da er durch Merensky's ärztliche Hülfe von nahem Tode errettet war, uns mit aller Freundlichkeit aufnahm. Dann ging es wieder durch die Wildfläche, und wir konnten, weil das Wild eine Karre weniger ſcheut, als den Tod bringenden Jäger-Ochſenwagen, daſſelbe ganz in der Nähe beobachten. Merensky aber meinte, dieſe Hunderte von Wild ſeien nur ein ſparſamer Theil; in dieſem Jahre ſei eigentlich gar kein Wild da, in anderen Jahren bedeckten ſie zu Zehntauſenden die Fläche.

Nachdem wir von Ocker Janſen ab wieder etwa drei Stunden gefahren waren, ſenkte ſich der Weg einen hohen Gebirgsrand hinab in die Ebene des Steelport-Fluſſes, welcher dort noch in zwei großen Spruiten fließt. Die Sonne ging unter, noch ehe wir die Kloof durchfahren hatten, die hinabführt, und mit dem letzten Tagesſchimmer erreichten wir die erſte Spruit. Wir ſtiegen ab und beſtiegen die Pferde um durchzureiten und dabei zugleich die Spur zu finden, welche die Karre halten muß.

Solche Spruiten, die wir wohl zwanzig bis dreißig Mal paſſiren mußten, haben meiſt zehn bis zwanzig Fuß hohe, faſt ſteil abſchießende Ufer zu beiden Seiten. Da ſchießt die Karre hinab und dann muß ſie den Waſſerlauf paſſiren. Wenn dieſer Felsblöcke von ein bis zwei Fuß Höhe zur Sohle hat, über die die Karre ſtoßend und ſchwankend hinweggezogen wird, ſo iſt das der

günſtigere Fall. Der ungünſtigere iſt, wenn Boden und Rand Modder iſt. Iſt man aber hindurch, ſo wird mit aller Haſt angepeitſcht, daß die Zugthiere alle Kraft daran ſetzen, um wie mit einem Ruck die Karre hinaufzubringen auf das jenſeitige ſteile Ufer.

Wir paſſirten glücklich die erſte, und bald darauf die zweite Spruit, konnten auch noch die ſchwachen Umriſſe eines fernen Spitzkopfes unterſcheiden, unterhalb deſſen, wie wir ſicher vermutheten, der Bauerhof von Hans Grobler, bei dem wir zu übernachten gedachten, liegt. Dann aber verſchwand der letzte Schein des Tageslichts, und wir mußten zu Pferde voranreiten, um den Weg zu ſuchen und die vielen tiefen Löcher in demſelben aufzufinden, damit wir die Fahrt der auf die Ferſen uns folgenden Karre dirigiren konnten.

So ging es in der Nacht an tiefen Schloten vorbei, durch Modderſpruite, eine Stunde, die zweite Stunde — bereits waren wir mehr als vier Stunden vom letzten Bauerhof aus gefahren, immer noch kein Licht, kein Bauerhof, und der Weg ſo unkenntlich, daß wir wiederholt auch mit den Pferden ihn verloren und lange ſuchen mußten, um ihn wieder zu finden; —. denn der Weg iſt nicht ſelten nur eine einzelne Wagenſpur.

Endlich ſahen wir rechts von uns das erſehnte Licht! Nur noch zehn Minuten, dachten wir, ſo ſitzen wir in dem warmen Hauſe des gaſtlichen Hans Grobeler. Aber während wir auf das bald leuchtende, bald wieder verſchwindende Licht losfuhren, waren wir plötzlich wieder ohne Weg, mitten im Sumpf. Merensky und Knothe ritten hin und her, bis der eine endlich glücklich eine Wagenſpur im Modder entdeckt hatte. Wir folgten ihr, aber ſie führte lange, lange durch Sumpf, durch eine Modderſpruit und nach einer halben Stunde Arbeit, hatten wir das Haus erreicht. — Aber es war nicht Hans Grobler, ſondern deſſen Sohn Nicolas, der ſich ſeit einem Jahr hier ausgebaut hatte; und auch der war nicht zu Hauſe. Seine Frau gab uns deshalb einen zwölfjährigen Jungen mit, der uns die halbe Stunde weit durch die Nacht leiten mußte, bis wir Hans Grobler glücklich erreicht hatten.

Das war eine Freude; denn draußen gab es nicht blos Nacht und Sumpf, ſondern auch Löwen, welche wenige Tage nachdem wir dort paſſirt waren, einen jungen Mann untergehabt und jämmerlich zerfleiſcht haben. Hans Grobler, ein alter, lieber, gaſtlicher Mann, ſuchte uns den Aufenthalt möglichſt lieb zu machen. Kommt man ſolchem Bauernhof näher, und man iſt zu Pferde, ſo kommt der Beſitzer heraus und fragt, ob man nicht abſatteln will. Dann tritt man ein, reicht jedem Bewohner, bis zum kleinſten Kinde herab die Hand, und gar nicht lange, ſo wird

eine Tasse warmen Kaffee's aus dem stets bereiten Kessel gereicht, und je nach der Tageszeit, Frühstück oder Mittagbrod ꝛc. gegeben. Auch den Pferden wird, wenn die Tour schwer ist, Futter gegeben, falls etwas vorhanden ist. Kommt man zu Abend, so bittet man nicht erst um Nachtquartier, sondern die Sache versteht sich von selbst. Die alten Leute behalten wohl ihre Koye, aber die jüngern müssen auf der Erde schlafen, damit dem Gast ein Gastbette bereitet werden könne. Dazu wird, wo der Bauer wohlhabend ist, ein eigenes kleines Kämmerchen angewiesen. In den meisten Fällen aber hat das Bauerhaus nur eine große Wohnstube und ein kleines Schlafcabinet; dann wird in der Wohnstube auf der Erde ein Lager bereitet, so gut es geht, auf welches man sich nach genossenem, trefflichen Abendessen zur Ruhe niederlegt. Am folgenden Morgen dankt man für gute Bewirthung; bezahlt wird nicht — gewöhnlich auch nicht für das Futter.

So ist's im Distrikt Leydenburg, und ich habe auf dieser Reise überall die allerherzlichste Aufnahme gefunden. In anderen Distrikten ist es anders; da wird man nicht so willkommen geheißen, und die Gastfreundschaft als eine einmal, weil landesüblich, nicht zu umgehende Pflicht geleistet, auch das Futter theurer bezahlt.

Hans Grobler war über die Maßen erfreut, daß ihm das auf seine alten Tage noch gegönnt sei, den Hoofd-Leeraar von Deutschland zu sehen, ebenso wie er vor Jahren einmal den Hoofd-Leeraar von dem Cap gesehen habe. Leider war ich sehr müde, so daß ich bald mein Lager suchte.

Von den Mapoch'schen Kaffern erzählte Hans viel neue Streiche, woraus allerdings ersichtlich ist, daß sie von Tag zu Tage frecher werden. Diese Raubgesindel-Kaffern ziehen schon in Schaaren von Zwanzig bis Dreißig bewaffnet durch das Land, fordern trotzig Kost von den Bauern, und sagen ihnen, das Land sei ihr Eigenthum, und deshalb möchten die Bauern ihre Abgaben lieber an Mapochs Sohn, als nach Pretoria bezahlen. Auf den Bauerplätzen graben sie ihre Fanggruben mitten in die Weideplätze, so daß die Bauern ihr Vieh nach einer anderen Seite hin weiden lassen müssen, damit es dort nicht einfalle.

Kürzlich reitet ein Engländer über das Feld, und fällt mit seinem Pferde in solch ein Loch. Nachdem er zwei Tage darin gewesen, kommen die Kaffern um nachzusehen und ziehen ihn heraus, nehmen aber auch sofort das Pferd in Beschlag, weil es ihr Wild sei, das sie in den Löchern gefangen hätten, und nur gegen Versprechen von Bezahlung geben sie das Pferd wieder heraus.

Zu einem andern Bauern Vermaakt, der es mir später selbst erzählte, kommt eines Abends eine Schaar Bewaffneter, fordert trotzig Kost und will die Pferde draußen weiden lassen. Als Vermaakt ihnen sagt, sie sollen die Pferde Nachts anbinden, wie er

einzige Linie sich zog, der Weg, den wir gekommen waren, und den wir gehen sollten.

Dann gings hinab in die tiefen Kloofen, bei einem an 2000 Fuß hohen Spitzkopf vorbei, durch Sumpf, über Fels, bis wir am Abend das gastliche Haus des Feldcornet Viljoen erreichten.

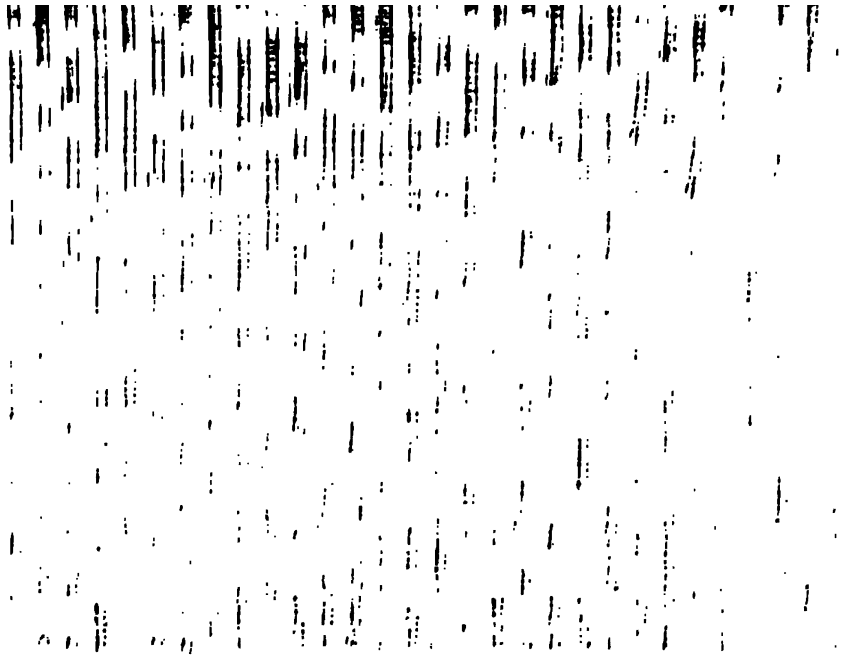
Dieser lebhafte Mann, der seine Abstammung von französischem Blut immer noch nicht verleugnen konnte, ergoß bald sein gekränktes Herz in einer Fluth von Klagen über die Regierung von Pretoria, die vor einigen Jahren durch Androhung eines Commando die kleine Republik Leydenburg einverleibt und seitdem ruinirt habe. Zu allen allgemeinen Lasten würden die Leydenburger tüchtig herangezogen, aber nichts geschehe zum Wohl, ja zur Rettung des Landes. Die Mapoch'schen Kaffern würden täglich frecher und säßen doch unbelästigt in ihren Höhlen, ohne daß das gouvernement auch nur eine Hand rühre, Sekukuni werde übermüthig, ohne, daß ihm gewehrt werde. So könne der Bauer gar nicht mehr sicher auf seinem Grunde leben. Deshalb seien schon eine große Anzahl fortgezogen und die schönsten Plätze ständen leer und unbebaut. Aber je mehr Bauern fortzögen, desto schwächer wäre das Land zur Vertheidigung. Früher habe er allzeit baar Geld im Hause gehabt, jetzt aber sei er ganz verarmt; alle Kaufleute würden banquerrott, weil das Papiergeld Zwangscours hätte ꝛc.; das beste wäre, wenn die Leydenburger auf Grund dessen, daß die geschlossenen Verträge in Pretoria doch nicht gehalten würden, sich wieder lostrennten, und als eigene Republik constituirten. Besonders empört war Viljoen über die Commission, die Pretorius so eben an Sekukuni gesandt habe, ohne ihm, als dem Feldcornet, oder dem Landdrost irgend welche Anzeige zu machen, oder auch nur über die Sachlage bei ihnen Erkundigung einzuziehen. So würde der Kaffer der völlig unkundigen Commission allerlei vorlügen und sie, die leydenburger Bauern, hätten es hernach um so schlimmer.

## XXI.

### Die Missionsarbeit in Leydenburg.

Freitag, den 28. Juni, erreichten wir nach drittehalbstündiger Morgenfahrt das lieblich in einem weiten Gebirgsthal gelegene Dorf Lydenburg.

Von der einen Seite schützen die Steenkamp-Berge (genannt nach einem Bauer Steenkamp, welcher noch vor wenigen Jahren jene ganze Gebirgskette mit schönen Bauerplätzen besessen hat



Letztere ist mit großen Schanzmauern umgeben, um gegen einen fall der Mapochschen einen Zufluchtsort zu gewähren. Neben steht das Cantoor (Regierungsgebäude), nur ein Stockwerk , zwei Fenster und zwei Thüren Front; vor demselben eine , verrostete Kanone, welche mit zwei Schützenfestböllern zusam- t, die Artillerie des Distrikts Leydenburg ausmacht; die Lafette mit dem Deichselbaum eins, der Protzkasten besteht in einem dsfell, welches unter der Axe am Deichselbaum befestigt ist.

Bruder Nachtigal wohnt in dem Gehöft eines ebenfalls fort- genen Kaufmanns Bürmann, und bezahlt für sein Haus, und anderes, das zur Kirche benutzt wird, einen großen Garten bedeutende Feldstrecken, auf denen die Kaffern ihr Korn bauen ten, eine monatliche Miethe von 1 Pfd. Sterl. Auf diesem nde haben sich bereits eine Anzahl von Kaffern angebaut, die s von Sekukuni geflüchtet, theils anderweitig hergekommen , um sich um Gottes Wort zu sammeln. Dazu schicken etliche lwollende christliche Bauern, zum Theil in dem Bewußtsein, Schuld gegen die Kaffern zu bezahlen, ihre ingeboekten ziem- zahlreich zur Schule und Kirche, so daß sich hier in Leydenburg its eine liebliche kleine Missionsthätigkeit angebahnt hat. —

Bruder Nachtigal und seine Frau, beide kränklich, leiden sehr r der Ungesundheit des Miethshauses.

Am Nachmittag kam der Landdrost Potgieter, um mir seinen ch zu machen. Am Abend hielt ich mit den Taufcandidaten Tauferamen.

Sonnabend, den 29. Juni. Vormittags war Schul- ten. Nachtigal unterrichtet wöchentlich an einem Tage die chsenen, an den übrigen Tagen die Kinder. Von beiden ten, trotzdem daß die Schule erst ein halbes Jahr besteht, eine Anzahl bereits mäßig lesen, die übrigen buchstabirten. der biblischen Geschichte wußten Viele recht gut Bescheid und der Geopraphie waren nur allzuviel Namen dem Gedächtniß eprägt. Die Schule liefert den Beweis, daß in diesen Schwar- wirklich eine große Lernbegierde ist.

Nach dem Schulexamen machte ich dem Landdrost meinen enbesuch. Derselbe erzählte mir, er sei selbst drei Mal von enburg nach der Delgoabai gereist. Das Drakengebirge habe nur einzelne Ausläufer, so daß der Weg nicht schwieriger als nach Pretoria; ja daß er an den meisten Stellen ganz i sei; die Tsetsefliege lagerere sich nur an zwei Stellen vor, an einen Stelle zwei Stunden, an der andern fünf Stunden t; doch glaube er, daß sie des Nachts eben sowohl steche, als Tages. Die Knopneuzen seien auch gar nicht so schlimm, als sie verschrieen habe. Von den Leuten die unter ihnen ge- en seien, wäre es gar nicht gewiß, ob sie nicht dem Fieber er-

jetzt aber um der Belästigungen der Mapoch'schen willen, weggezogen ist), auf der anderen die etwa 2000 Fuß hohen Ausläufer des Drakengebirges, das Thal, dessen Clima im Winter nicht allzukalt, im Sommer nicht allzuwarm ist.

Der Lydenburger Distrikt ist ein fruchtbares, gesegnetes Land, reich an Kupfer, Eisen, Wasser und Weideplätzen, und es ist ein Jammer zu sehen, wie es jetzt darniederliegt. Das Dorf selbst ist sehr arm, viele Bewohner sind bereits fortgezogen und selbst das Haus des Predigers steht leer, weil sich kein Predikant finden will, der diese mit 200 Pfd. Sterl. dotirte Stelle annehmen möchte. Es ist freilich auch ein schweres Ding Predikant der Bauern zu sein, unter denen manche Sünden so traditionell vererbt sind, daß sie von vielen gar nicht einmal als Sünde erkannt werden. Wenn nun der Prediger hierzu schweigt, straft ihn sein Gewissen; spricht er, so wird ihm das vielleicht eine Weile nachgesehen, aber niemand bessert sich; denn man bemitleidet den Prediger, der sonst ein ganz guter Mann sei, aber die wunderliche Schwäche habe, zu glauben, daß ein Kaffer auch wirklich ein dem Weißen gleichberechtigter Mensch sei; während nach der Meinung der einen, die Schwarzen halbe Affen sind, nach der Meinung der andern, sie die Cananiter sind, die von den Bauern, diesem auserwählten Geschlecht Gottes, geknechtet und willkürlich ausgenutzt werden müssen. Die reformirte Prädestinationslehre thut das ihrige dazu, daß sich selbst die gröbsten Sünder gern durch scharfe Predigten den Pelz waschen lassen, da sie ja wissen, sie als Prädestinirte seien über alle ewige Strafe erhaben. So kommt es, daß nicht leicht ein studirter Prediger sich bereit finden läßt, in solche Pfarrstelle einzugehen. Es kommen also holländische Schulmeister dritter Klasse und Candidaten, die daheim kein Examen bestehen konnten, und ähnliche Leute von sehr geringer theologischer Bildung, die in die Predikantenstelle eingerückt, nur zu leicht das hohe Pferd besteigen und auf unsere, sie an theologischer Bildung, weitaus überragenden Missionare herabsehen, als auf Leute niederen Ranges, die ja nur für die Schwarzen bestimmt seien.

Dazu kommen die Streitigkeiten im Schooß dieser reformirten Kirche selbst, von der die reinen Glieder sich die gereformerde kerk, die andere die hervormde kerk nennen, letztere eine liberale Strömung, erstere der alten Kirchenlehre zugethan. Auf diese Weise bietet die kirchliche Lage dieses Landes einen ebenso traurigen Anblick dar, als zur Zeit die finanzielle.

In diesen Tagen soll eine Versammlung der Synode in Leydenburg stattfinden, zu welcher vier Pastoren gehören, zwei aus der Republik, zwei aus dem Freistaat, die die Lehrangelegenheiten regeln wollen. Einstweilen versieht ein armer Schulmeister den Gottesdienst in der fast leer stehenden Kirche.

Letztere ist mit großen Schanzmauern umgeben, um gegen einen Einfall der Mapochschen einen Zufluchtsort zu gewähren. Neben ihr steht das Cantoor (Regierungsgebäude), nur ein Stockwerk hoch, zwei Fenster und zwei Thüren Front; vor demselben eine alte, verrostete Kanone, welche mit zwei Schützenfestböllern zusammen, die Artillerie des Distrikts Leydenburg ausmacht; die Lafette ist mit dem Deichselbaum eins, der Protzkasten besteht in einem Rindsfell, welches unter der Axe am Deichselbaum befestigt ist.

Bruder Nachtigal wohnt in dem Gehöft eines ebenfalls fortgezogenen Kaufmanns Bürmann, und bezahlt für sein Haus, und ein anderes, das zur Kirche benutzt wird, einen großen Garten und bedeutende Feldstrecken, auf denen die Kaffern ihr Korn bauen können, eine monatliche Miethe von 1 Pfd. Sterl. Auf diesem Grunde haben sich bereits eine Anzahl von Kaffern angebaut, die theils von Sekukuni geflüchtet, theils anderweitig hergekommen sind, um sich um Gottes Wort zu sammeln. Dazu schicken etliche wohlwollende christliche Bauern, zum Theil in dem Bewußtsein, alte Schuld gegen die Kaffern zu bezahlen, ihre ingeboekten ziemlich zahlreich zur Schule und Kirche, so daß sich hier in Leydenburg bereits eine liebliche kleine Missionsthätigkeit angebahnt hat. — Nur Bruder Nachtigal und seine Frau, beide kränklich, leiden sehr unter der Ungesundheit des Miethshauses.

Am Nachmittag kam der Landdrost Potgieter, um mir seinen Besuch zu machen. Am Abend hielt ich mit den Taufcandidaten ein Taufexamen.

Sonnabend, den 29. Juni. Vormittags war Schulexamen. Nachtigal unterrichtet wöchentlich an einem Tage die erwachsenen, an den übrigen Tagen die Kinder. Von beiden konnten, trotzdem daß die Schule erst ein halbes Jahr besteht, doch eine Anzahl bereits mäßig lesen, die übrigen buchstabirten. In der biblischen Geschichte wußten Viele recht gut Bescheid und aus der Geopraphie waren nur allzuviel Namen dem Gedächtniß eingeprägt. Die Schule liefert den Beweis, daß in diesen Schwarzen wirklich eine große Lernbegierde ist.

Nach dem Schulexamen machte ich dem Landdrost meinen Gegenbesuch. Derselbe erzählte mir, er sei selbst drei Mal von Leydenburg nach der Delgoabai gereist. Das Drakengebirge habe dort nur einzelne Ausläufer, so daß der Weg nicht schwieriger sei als nach Pretoria; ja daß er an den meisten Stellen ganz eben sei; die Ttetsefliege lagerere sich nur an zwei Stellen vor, an der einen Stelle zwei Stunden, an der andern fünf Stunden breit; doch glaube er, daß sie des Nachts eben sowohl steche, als des Tages. Die Knopneuzen seien auch gar nicht so schlimm, als man sie verschrieen habe. Von den Leuten die unter ihnen gestorben seien, wäre es gar nicht gewiß, ob sie nicht dem Fieber er-

legen ſeien. Auch das Klima in Delgoabai ſei gar nicht ſo ungeſund; auch Europäer, wenn ſie nur regelmäßig lebten, und nicht wie die meiſten dort, ſich Ausſchweifungen ergäben, könnten dort ſehr wohl leben ohne zu erkranken. Er ſtellte die Verbindungslinie zwiſchen Leydenburg und Delgoa, welches in 6—8 Tagen mit Ochſenwagen zu erreichen ſei, als gar nicht ſehr ſchwierig dar.

Am Nachmittag ſprach ich weiter mit den Leuten. Sie erzählten, daß Sekukuni jetzt ganz wie unſinnig ſei, viel ſöffe und alle Tage anders redete. Er erlaubte ſich die grauſamſten Willkürlichkeiten gegen ſeine Leute und brächte alles gegen ſich auf; ſeine Unterkapitäne würden wankend und würden ſicher die nächſte Gelegenheit ergreifen, um abzufallen oder gegen ihn ſich zu empören; einer ſeiner eigenen Brüder habe geſagt, er gäbe gar nicht darum, Sekukuni zu erſtechen, wenn die Kahlkaffern einfielen. Die Leute, die nach Botſchabelo geflüchtet ſeien, habe Sekukuni eingeladen wiederzukommen, auch die Ihrigen zu beſuchen und nach Belieben mit ihnen zu verkehren; er habe auch, um ſie zu ermuntern, einigen von ihnen einen Ochſen ſchlachten laſſen, das nächſte Mal aber, als wieder zwei kamen, habe er ſie greifen laſſen, um ſie zu tödten. Dem einen von ihnen habe er in's Angeſicht geſpien und geſagt: „So nun biſt du todt, nun lauf! Dem andern habe er vergiftetes Bier zu trinken gegeben, daß derſelbe nach einer halben Stunde todt niedergefallen ſei. Von einem Catechumenen, Maſchito, bei Cha Ratau, Kapitän auf Jacob und Andreas Makuetles Kral, der in der Zeit der Verfolgung abgefallen war, und jetzt von ſeinem Gewiſſen geſchlagen, mit dem Gedanken, ebenfalls auszuflüchten, umgegangen ſei, der aber zu lange geſäumt habe, erzählten ſie, daß der Tiger ihn todtgebiſſen habe. Aber durch alle dieſe Erlebniſſe werden die Gläubigen je länger je gewiſſer in der Ueberzeugung, daß ihre Sache Gottes Sache ſei, und daß Sekukuni bald dem Gerichte Gottes unterliegen werde, und daß es jetzt Zeit ſei, auszuflüchten nach Orten hin, wo das Wort Gottes verkündigt wird. Sekukuni raſt und tobt ſo unſinnig, daß ſelbſt ſeine treuen Diener von ihm ſich nichts Gutes verſehen und ihres Lebens nicht ſicher ſind.

Die Brüder erzählten mir ferner, er habe zu Nachtigal geſchickt mit der Botſchaft, daß er wieder Lehrer haben wolle; dieſer habe ihm geantwortet, der große Lehrer werde kommen und mit ihm verhandeln; er aber habe geantwortet, er wolle den großen Lehrer nicht ſehen, und wenn derſelbe käme, nur durch einen Dritten mit ihm ſprechen.

Zu anderer Zeit hat er gefragt, warum denn der große Lehrer bei ihm vorbei zu Mankopane gereiſt ſei, er habe ja ihn auch gern ſehen wollen. Dann wieder hat er, wie wir hernach erfuhren, Boten zu Mangoati, zu Papo und zu Mankopane geſchickt

mit der Botschaft, daß sie mich doch nicht aufnehmen und daß sie die Lehrer wegschicken sollten. So weiß dieser unglückliche Schlachtochse, dessen Tag sicher nahe ist, nicht mehr, was er thut, und rast und tobt in seinen Leidenschaften, so weit das Bier ihn treibt.

Am Abend hatte ich wieder Taufexamen und freute mich über gute Erkenntniß und inneres Glaubensleben bei den Catechumenen.

Sonntag, den 30. Juni, predigte ich holländisch; Merensky tolkte. Dann konnte ich die drei Taufcandidaten Kotepe (David), Manoi (Batseba) und Mataban (Mametsis Nichte Eva) durch die Taufe in den Bund Gottes aufnehmen; sie waren sehr bewegt und sehr glücklich.

Nachmittags hielt Nachtigal für die ingeboekten den holländischen Gottesdienst; er sprach trefflich populär über das Gleichniß vom Säemann. Nach ihm hielt ich ebenfalls eine holländische Ansprache, in welcher ich die angeregten Gedanken weiter entwickelte.

Am Abend versammelte ich sämmtliche Getaufte zu einer besonderen Besprechung; Jonas Pudumo, den bescheidenen, treuen Helfer und Lehrer, der ohne irgend eine Bezahlung empfangen zu haben, treu in der Schule hilft, und seine Frau Sarone, Andries Moloi, der in der Verfolgung kühn ausgehalten hat und seine Frau Johanna, Noah und Lea, Nicodemus und Martha, Lucas, unser treuer Reisegefährte, und Sarah, Kotepe und Batseba, die Neugetauften, Eva, Jacobus, Samuel, die alte einfältige Dorkas, Paulus (Maschuele) und seine Frau Maria (Mananko-neng), Anna; — ich sprach mit jedem einzelnen über seinen Glauben und seine Erlebnisse, und konnte mich an manchem Zeugniß wirklichen, inneren Lebens erquicken. Insonderheit machte der alte, liebe Jonas in seiner bescheidenen, treuen, einfältigen Weise mir einen tiefen Eindruck*). Ergreifend war es, wie Martha ihre Flucht schilderte, wie sie gejagt bei der Nacht mit ihrem Säugling auf dem Rücken in der Finsterniß eine 25 Fuß hohe, steile Wand herabgestürzt sei, ohne sich oder ihr Kind zu verletzen, wie sie dann ihr größeres Kind von der Hand verloren habe, wie das Kind zwei Tage lang ohne zu essen, ohne auch dem verfolgenden Feinde in die Hände zu fallen, den Spuren der Eltern folgend, umhergelaufen sei, und wie sie endlich am dritten Tage dies fünfjährige, kleine Kind — ich sah es auch auf Leydenburg — wieder bekommen habe, ohne daß ihm etwas fehlte.

*) In der zweiten Hälfte der Berliner Missionsberichte des Jahrgangs 1868 soll eine, vom Missionar Nachtigal verfaßte höchst anziehende Lebensbeschreibung von ihm mitgetheilt werden.

# XXII.

## Reise von Leydenburg nach Cha Ratau. Van der K... Hermanus Stein. Wasserfall. Sepele.

Montag, den 1. Juli. Wir verließen um neun Leydenburg und erreichten über den einen der das Thal ein... fenden Gebirgsrücken fahrend, in einigen Stunden den K... Ocker Olivier, und von dort aus, wieder über einen Quer... steigend sahen wir zum ersten Mal in der Ferne die Berge Sekukuni's Land. Dann stiegen wir auf einem entsetzlich ... Wege hinab, in das romantisch schöne Felsthal am Wate... revier, dessen hohe, steile Felskränze mich vielfach zum ... reizten. Doch gestattete dies die Zeit nicht; denn erst mit ... bruch des Abends erreichten wir das gastliche Haus von ... van der Berg, der mit großer Herzlichkeit uns aufnahm.

Dieser alte Mann und seine Frau, die alte Anna, sind ... lebendige Chronik unserer Mission, von welcher sie alle Erleb... mit größter Theilnahme verfolgt haben. Sie kennen fast ... unsere Brüder und erkundigten sich angelegentlich nach jedem ... zelnen.

Besonders interessant für mich war es, was sie von M... rensky's Flucht erzählten. Merensky hatte zu Hermanus Stei... geschickt, damit er mit dem Ochsenwagen käme. Aber als ... Bote ankam, war Hermanus auf der Jagd; die Kaffern such... den ganzen Tag, bis sie ihn finden. Aber nun sind die Ochs... nicht da. Die ganze Nacht wird gesucht und am andern Morgen endlich geht es auf den Weg. So schnell als möglich fährt Hermanus bis an den Steelpoort; aber dieser ist angeschwollen. Sie müssen eine geraume Zeit warten, bis das Wasser gefallen ist. Endlich wagen sie es. Aber mitten im Fluß wirft der Wagen um. Mit Mühe wird er aufgerichtet und durch den schäumenden Fluß gebracht. Alle diese Noth mußte vorgehen in einer Zeit, wo drüben in Cha Ratau jede Minute Zeitverlust, den tobenden, drohenden Heiden gegenüber, Todesgefahr zu bringen schien. Aber durch das alles wollte der Herr seinen Namen verherrlichen, und dem Sekukuni, welcher durch den angeschwollenen Fluß die Gläubigen als sichere Beute zu halten meinte, zeigen, daß er auch durch angeschwollene Flüße hindurch, die Seinen retten kann. Denn nicht einen einzigen der Flüchtigen haben seine Henkerschaaren ergriffen. Der alte Manel, der damals die Schwester Merensky trug, ist dasselbe Pferd, welches wir bei Lewis Fauree zurücklassen mußten, weil es nicht weiter konnte.

An diesem Abend gingen wir noch eine kleine halbe Stunde . eine Seitenkloof, woselbst ein ziemlich großer Fluß an 180 Fuß och von einer steilen Felswand herabstürzt.

Dienstag, den 2. Juli. Das Gebirgsthal wurde immer höher; das Haus von Hermanus Stein, welches in jener schwe- jen Zeit der Schwester Merensky Zuflucht und Rast bot, liegt

Hermanus Stein.

friedlich tief im Thal. Wir beide, Knothe und ich ritten vorauf durch die Olifantspoort zum Steelportfluß, der die Grenze von Sekukuni's Reich bildet. In dortiger Gegend haben vor Zeiten die Bauern sehr viel Elephanten getödtet. Wenn sie sich dann am Fluße lagerten, so stahl einer dem andern die Elfenbeinzähne; daher der Name Steelpoort. Das war hier die Drift, durch welche die verfolgten Christen flohen.

Zu uns gesellte sich einer der im Lande zurückgebliebenen, namens Kome. Er war im Begriff, in Gesellschaft von drei Heiden zu jagen, als Knothe ihm sagte, wir würden nach zwei Tagen in Khalatlolu predigen, und dorthin solle er auch selbst gehen und die noch übrigen Gläubigen im Lande rufen. Er meinte zuerst, er wolle sich mit seinen Jagdgenossen besprechen, aber als Knothe ihm bedeutete, er müsse, wenn er ein Christ sein wolle, auf uns hören, und nicht auf seine Gesellen, so kam er und half, da wir von Steelport aus die Karre nach Khalatlolu vorwegschicken mußten, uns, die wir auf Gebirgspfaden zu Pferde die Reise fortsetzten, unsere Sachen tragen bis nach Cha-Ratau.

Den näheren Weg durch ein rauhes Gebirgsthal, den man uns wies, verloren wir sehr bald, und mußten nun ohne Weg und Steg durch die Wüstenei. Vor Augen hatten wir die nicht zu erkennenden steilen hohen Felswände des Lolu bei Cha-Ratau,

[illegible] Berge [illegible] Wegweiser. [illegible] nur nach der [illegible] Felswände.

[illegible] in einer Stunde [illegible] Regenschauer [illegible] Weg. Wenn wir [illegible] geleiteten Pferde [illegible] bereits eine [illegible] Tagesslicht [illegible] Sonne war [illegible] — endlich nach [illegible] Sepekes Kral erreichten.

Unser [illegible] Tag, der so [illegible] hatte [illegible] Pferd, das [illegible] gehen konnte, war uns flau [illegible] und wir mußten Josaph Kobonga mit ihm zurücklassen.

Als wir in Sepekes Kral einritten, fanden wir sechs [illegible] acht trunkene Kaffern um das Feuer sitzen, die mit entsetzlicher Rohheit schrien. Auf unsere Frage, wo der Capitän sei, antworteten sie nach echter Kaffernweise mit Hin- und Herdrehen, daß mir bereits die Geduld ausgehen wollte. Endlich erkannte einer von ihnen Bruder Nachtigal-Nabrigan, wie sie ihn nannten, und nun sprang er schnell hin zu Sepeke, der auch nach kurzer Zeit herauskam, ebenfalls ganz trunken. Mit Säuferfreundlichkeit sprach er seine große Freude aus, uns zu sehen und meinte, wenn nur Sekukuni die Lehrer erst wieder hereinlasse, so wolle er selbst und sein ganzes Volk Gottes Wort lernen. Da wir drängten, noch beim letzten Tagesschimmer die Station auf dem Felshügel zu erreichen, meinte er, er werde selbst mit uns kommen und uns den Weg zeigen; wir müßten doch aber jedenfalls etwas verziehen, bis er uns Kost gebracht habe für uns und für die Pferde. Es dauerte auch nicht lange, so brachte er einen großen Topf Kafferbier und einen großen Korb mit Kafferkorn für die Pferde. Mich widerte diese trunkene Gesellschaft so an, daß ich nichts genießen mochte, obschon mich ziemlich hungerte.

Als wir endlich aufbrachen, war es stockfinstere Nacht, und nur mit Mühe konnte ich Merenskys weißen Schimmel Lodwig, den Knothe ritt, auf drei Schritte Entfernung von mir erkennen. So ging es durch die Nacht, vorauf der trunkene Sepeke, der uns führte, und eine Anzahl seiner Leute, die theils das Korn trugen, theils neugierig mitliefen, dann wir, die wir unseren Pferden den Zügel lassen mußten, weil wir keinen Stein auf dem Wege erkennen konnten. Der Weg führte uns noch durch ein Felsenbächlein, dann zwischen steilen, scharfen Steinen den Hügel hinauf, bis wir plötzlich Halt machten. Wir standen vor Merensky's

im Wohnhause, in welchem die lieben Geschwister so viel Hoffnungen gepflegt und so viel Noth durchlebt hatten.

Nachtigal und Knothe suchten sofort nach etwas Holz, fanden einige dürre Reiser, und einer war so glücklich, einen alten, abgelösten Dachsparren im Hause zu entdecken. Indeß war auch dieser Vorrath bald zu Ende gebrannt, und die Kaffern, die ganz gemüthlich an dem angezündeten Feuer sich wärmten, waren nicht zu bewegen, auch etwas Holz zu suchen. Sie meinten, es sei noch dunkel, und Sepeke meinte, er habe sich schon den Fuß an einem Stein gestoßen; was wir ihm nun bezahlen wollten, und ob der Combers (wollene Decke) sei, die wir ihm schenken würden.

So wurde die Scene immer ungemüthlicher. Unsere Begleitkaffern, die auf dem anderen Wege von Steelport her zu Fuß unsere Sachen tragen sollten, kamen und kamen nicht. Wir hungerten, die Kaffern Sepekes wurden drängender um ihre Bezahlung. Da machte sich Nachtigal daran, das Küchendach abzudecken, um aus dem Deckstroh Brennmaterial zu entnehmen. Zunächst wurden daraus lange Fackeln gemacht, und mittelst derselben noch ein alter dürrer Baumstumpf gefunden.

Als auch dieser fast ausgebrannt war, da fanden es unsere heidnischen Kaffern besser, sich zu empfehlen, was uns überaus angenehm war.

Aber nun saßen wir allein in der Dunkelheit und Kälte; schon war es acht, neun Uhr, und immer kamen und kamen unsere Dienstkaffern nicht mit unseren Decken und Lebensmitteln. Wieder wurden Strohfackeln gemacht, Nachtigal und Knothe stiegen mit denselben in den Garten hinab und suchten nach einer dürren Dornhecke — vergeblich; sie brachten nichts zurück. Es wurde zehn Uhr; da begannen wir die eine Seite des Küchendaches abzudecken und uns in Merenskys Wohnstube, so gut es ging, aus dem Deckgras ein Lager zu bereiten.

Aber was war aus unseren Kaffern geworden? Ich glaubte sicher, sie seien Sekukunis Boten in die Hände gefallen, vielleicht schon ermordet — nur Nachtigal blieb, selbst als Knothe schon bedenklich wurde, dabei, sie würden kommen, noch in dieser Nacht.

Ich legte mich zu Bette. Das Fenster suchten wir nach Kräften mit Stroh zu verstopfen; in einer Ecke der Stube, dicht neben der offenen Thür wurde mit den Resten des Holzes und aus Stroh ein Feuer angemacht; wir wollten bei demselben abwechselnd wachen. So legte ich mich todtmüde aufs Stroh, Nachtigal deckte mich mit Stroh zu, und bald schlief ich ein und träumte, ich sei in Cammin und sähe aus der Ferne mit fröhlicher Erinnerung nach Afrika zurück. Um Mitternacht weckte uns Nachtigal; er hörte Leute sprechen, die den Berg hinaufkamen. Mir klopfte das Herz. Wieder alles still. Dann ganz deutlich —

ja, da sprachen sie wieder etwas näher. Dann wieder Ta
stille. Endlich sprachen sie ganz nahe und wir unterschi
deutlich die Stimme unseres Lucas. Nun hatten wir Decke u
Speise; aber wir begnügten uns mit den ersteren und schli
alsbald ungewiegt.

## XXIII.

### Abstecher nach Thaba Mossägu. Der Bassutogo
### Verzauberte Wege. Verhandlung mit Sekuku
### Berichte von Lucas.

Mittwoch, den 3. Juli, brachten unsere Leute Ka
und Zucker hervor, aber kein Geschirr, um den Kaffee zu koch
So war also die Aussicht auf ein warmes Frühstück dahin. W
aßen etwas kalte Küche, tranken Wasser dazu, und dann ging
möglichst früh vorwärts zu Pferde, damit wir womöglich Se
kuni noch nüchtern anträfen. Unser Weg führte uns am F
des an 3000 Fuß hohen Lolu-Gebirges entlang, über Gebirg
pfade, Bäche, Steine, Dornsträucher, tiefe Schluchten. In eine
großen Regenlauf fanden wir einen wohl 6 Fuß im Durchmesse
haltenden, fast kugelrunden Granitblock, der auf einem natürliche
Unterbau von weicherer Masse ruht. Diesen Stein verehren die
Bassuto als ihren Gott. Sie tanzen um ihn auf einem Bei
herum und spucken ihn an. Das ist ihr Gottesdienst, — sehr
natürlich und des Götzen würdig.

Weiter ritten wir durch eine große Reihe von Kralen längs
des Lolu. Da war der Kral von Kabu, dem Bruder Sekwatis,
da war das Haus der alten Sewaitscheng, der Großmutter und
Erzieherin des seligen Jan Masabi; da war die Wohnung
Mantladis —; weiterhin im Busch war die Stelle, wo Nachtigal
und Merensky, als sie zuerst in das Land kamen, zu ihrem Er-
staunen hinter sich die Kaffern vom Sonntag sprechen hörten.

Ueberall, wohin wir kamen bei den Kralen, stürzte die
Kinderschaar heraus. Jubelnd sahen sie die Pferde und schrieen
ohne Unterlaß: chlawana ealekwa, eakata, eakata, eatloche,
eatloche, d. h. „das Kampfthier vom Vaalfluß, wie läuft es! wie
springt es! Kampfthier vom Vaalfluß! Kampfthier vom Vaalfluß!
So lauf doch; so spring doch; Kampfthier vom Vaalfluß! Kampf-
thier vom Vaalfluß!" — Mit diesem Geschrei verfolgten sie uns,
bis wir aus ihrem Bereich waren. Die Weiber dagegen auf den
Feldern oder in den Büschen liefen, was sie konnten, sich hinter
Felsen und Gestrüpp zu verstecken, so wie sie uns von fern
sahen. Das war uns, da wo wir etwa nach dem Wege fragen

wollten, oft recht lästig; aber solch laufendes Weib einzuholen, daran war kein Gedanke.

Weiterhin fanden wir über den Pfad hin einen Zauberstab gelegt, und als wir in die letzte Kloof vor Thaba Mossägu (auf deutsch Berg des Lachens) einbogen, da hing an einem großen Baum eine zerbrochene Futterschwinge mit Zaubermitteln. Auf diese Weise gedachte Sekukuni, der längst von meiner Ankunft unterrichtet war, sich zu sichern gegen mein Kommen.

Wir ritten durch eine enge Felsenkloof und hatten alsbald den finstern steilen Taba Mossägu vor uns, unten durch einen Rand von Kafferhütten eingesäumt, welcher sich fast um den ganzen Berg hinzog. Letzterer erhebt sich steil aus einer Ebene und blickt mit den zwischen seinen Felsspalten eingeklebten spitzen Hütten trotzig in das Land hinaus; rings um ihn her sind die hohen Gebirgsgruppen des Lolu. Wir ritten hinab in die Ebene, bei dem Ort vorbei, wo Sekukuni die Gläubigen hat stäupen und bis zum Tode geißeln *) lassen, links um die Stadt herum, bis zu dem Ort, wo ein Fußpfad durch die Felsen zu Sekukunis Hütte führt.

Unten ließen wir unsere Pferde in Mukir's Kral und stiegen, ohne weiter zu fragen, den Pfad hinauf, den mancher Kaffer mit Beben gegangen ist, weil viele Fußtapfen hinaufgeführt haben, die nicht wieder zurückführten.

Weil man Nachtigal kannte, ließen die Hüter unten im Kral uns gewähren. Aber wir hatten die Pallisadenreihe, welche sammt den steinernen Schanzmauern Sekukunis Hütten umschließt, noch nicht ganz erreicht, als athemlos ein Kaffer mit grimmigen Geberden uns entgegenstürzte „munni! (ihr müßt nicht) munni! Kuning segt: terugg!" schrie er uns in schlechtem Holländisch entgegen (ihr müßt nicht kommen, der König sagt: Zurück!). Ich erwiderte, daß ich nicht pflege einen Weg zurückzugehen, ehe ich meine Sache ausgerichtet habe, und kletterte ruhig weiter. Da schrie er wieder, ich sei noch nicht angemeldet beim König, ich müßte zurück an den Fuß des Berges, um den Diener zu suchen, der mich beim Könige erst anmelden müsse. Da ich aber entschieden verweigerte, umzukehren, stellte sich der Mann auf eine Felsspitze und schrie herab, der betreffende Mann solle kommen, mich anzumelden.

Ich wartete einige Minuten, und da ich merkte, das Ganze sei eine Finte, um mich aufzuhalten, stieg ich wieder weiter, und erklärte dem erschreckten Schwarzen, ich sei auch ein Capitän, und sei nicht gewohnt, lange zu warten. Darauf war denn auch der

*) Eine ausführlichere Darstellung dieser höchst ergreifenden Märtyrergeschichte gedenkt der Herausgeber in einem besonderen Buche zu geben.

anmeldende Bote sofort bei der Hand, und gleich darauf
Sekukunis Bruder, um mir zu eröffnen, der König wolle
nicht sehen, sondern durch einen seiner Männer mit mir sprech
Nachtigal deutete dies sofort als ablehnende Antwort, und ich
deshalb Sekukuni sagen, ich wolle nicht durch einen Dritten
ihm sprechen, sondern selbst kommen.

Aber schon kam nach Kaffernweise der Stellvertreter,
rothem und schwarzem Combers gekleidet, und stellte sich mir
Sekukuni vor. Nachtigal lachte ihn aus, denn er kannte
richtigen Sekukuni; ich aber ließ durch einen andern
Sekukunis, der den kurzen Gang zwischen mir und dem
wohl achtmal laufen mußte, zurücksagen, die Botschaft, die ich
zu bringen habe, sei zu wichtig, als daß ich sie durch
Dritten bestellen lassen könne. Er ließ mir zurücksagen, er
jenen seinen Stellvertreter festmachen, wenn er nicht meine
Worte überbrächte. Ich ließ wieder sagen, er könne ja
meine Gegenwart nicht wissen, ob jener die Wahrheit
Darauf ließ er sagen, ich solle Nachtigal allein schicken.
hinwiederum ließ ihm sagen, Nachtigal sei mein Mund, und
Mund allein könne nicht sprechen, wenn nicht der dabei
der dem Mund die Worte gebe.

Während alle diese Worte hin- und hergetragen wurden,
ich auf einer Felsklippe; mir gegenüber mehrere Brüder Sekukunis;
jener falsche Sekukuni war, wie ich später erfuhr, auch ein solcher
Halbbruder. Ein anderer königlicher Prinz ließ sich von einem
alten Heiden das Ungeziefer absuchen. Eine alte Frau, die vorüber
ging, wollte dem Bruder Knothe, der bei mir wartete, gern eine
Artigkeit sagen, und sprach zu ihm: Ich will Dir eine Frau
geben, dafür sollst Du mir nur zehn Ochsen bezahlen.

Endlich riß mir die Geduld, ich ließ Sekukuni sagen, jetzt
fordere ich ihn zum letzten Male auf, mich vorzulassen; ich hätte
eine Sache mit ihm zu besprechen, durch welche sein Königreich
befestigt oder gestürzt werden würde; ich käme als sein Freund
und hätte nur Gutes zu ihm zu sprechen, aber ich wolle nun
nicht länger hingehalten sein. Die Rückantwort war, er wolle
meine Nachricht gar nicht hören, und habe mit mir überhaupt
nichts zu schaffen.

Darauf wandte ich mich um und stieg den Felspfad wieder
hinab; Sekukuni sandte ich die Botschaft, daß ich wünsche, es
möge ihm nicht etwa bald gereuen, daß er einen Boten des leben-
digen Gottes, der Friedensworte für ihn gebracht, zurückge-
wiesen habe.

Als ich herabging, bat mich Nachtigal, ich möchte noch einen
Augenblick verziehen, er wolle auf eigene Hand noch einmal mit
Sekukuni sprechen, vielleicht gelänge es ihm, zu dem Sekukuni erst

vor Kurzem gesagt hatte: „Du bist mein Freund, aber der Maranscheking (Merensky) ist mein Feind!“ den Alten zur Besinnung zu bringen. Ich setzte mich also noch einmal auf den Stein, aber schon nach Kurzem kam Nachtigal zurück; Sekukuni hatte ihm sagen lassen, nun wolle er auch ihn nicht mehr sehen; der ganze Chor von Geheimen Räthen und Prinzen, die den Chorong erfüllten, war in ein hölliſches Hohngelächter ausgebrochen, als Nachtigal unverrichteter Sache hinabstieg.

Ich ließ Sekukuni nun noch das letzte Wort sagen, ich werde noch eine Stunde in der Felsenkloof warten (ich wollte dort eine Skizze von Taba Mossägu aufnehmen), noch hätte er also eine Stunde Zeit, um Gottes Botschaft aus meinem Munde zu hören; sei es, daß er zu mir komme, sei es, daß er mich noch zu sich rufen lasse. Wäre aber diese Stunde vorbei, so würde ich weggehen, und er solle mein Angesicht nicht sehen.

So stieg ich betrübten Herzens die Felsstufen hinab, nahm unten mein Pferd, und wir ritten, von dem Geschrei der Kinder verfolgt, wieder zurück.

An der Stelle, wo die Gläubigen gemartert waren, begegneten uns Lucas und David, von denen der erstere die für Sekukuni bestimmten Geschenke, der zweite meine Zeichenmappe von Cha-Ratan aus zu Fuß mir nachgetragen hatte. Beide setzten ihren Weg nach Sekukunis Stadt fort, der erstere, um seine Verwandten zu sprechen, der andere, um zu essen, denn er hatte seit gestern Nachmittag nichts bekommen.

Ich setzte mich unweit der Zauber-Futterschwinge am Morula-Baum auf eine Felsklippe und zeichnete. Erst hier wurde ich gewahr, daß einer von Sekukunis Leuten, sichtlich von ihm geschickt, mir auf Schritt und Tritt folgte. Derselbe erschrak nicht wenig, als ich die große Zeichenmappe und Bleistift und Geräthe hervorholte und, immer nach dem Felsen von Taba Mossägu blickend, mein Papier beschrieb. Er äußerte gegen David, der inzwischen zurückgekehrt war, nun sehe man ja deutlich, weshalb ich gekommen sei, nun mache ich meine Zauberkünste, um dem Berge die Festigkeit zu nehmen, damit die Feinde, wenn sie kämen, leicht ihn einnehmen könnten. Ich ließ mich jedoch nicht weiter stören, wurde auch nicht gestört, so daß ich meine Skizze vollenden konnte.

Während ich zeichnete, kam eine von drei vorübergehenden Frauen verstohlen zu Bruder Knothe heran; sie hieß Magdalena und war eine Getaufte. Sie sprach verstohlen, um nicht von den übrigen Weibern gesehen zu werden: Sie hätte das Wort Gottes noch lieb und sehne sich danach, auch flüchten zu können; aber sie wisse den Weg nicht; auf Mossägu seien außer ihr sieben Gläubige, darunter vier Getaufte und eine große Menge von solchen, die nach der Gnade Gottes suchten und frügen. — Auch

auf dem Rückwege trafen wir eine gläubige Frau, Dina, Sepeke uns schon von weitem aufgepaßt hatte, und mit großer Wune uns unbekümmert um die umstehenden Heiden begrüßte, er und fort lief, um uns Kost zu holen. Es war 1 Uhr und wir aber seit der Morgenstunde nichts gegessen noch getrunken, möcht mundete uns ihr Kafferkorn, mit Linsen gekocht, trefflich verlo so unerschrocken trug sie angesichts einer großen Menge von hender Heiden, die wir alle ermahnten, Gottes Wort zu Wir uns Grüße an alle Gläubigen in Botshabelo auf. Luca

Als wir weiter ritten, begegneten wir demselben sei Kerl, der uns zuerst auf dem Berge das terugg! zugerufen er lief athemlos und hatte sichtlich unserthalben eine Botsch sprc den nächsten Kralen gebracht. Wir sahen auch bald drau Se Paar Kerle, die uns auflauerten; wir konnten uns nu S Schritt und Tritt beobachtet, wenn nicht verfolgt wissen. Na je meinte, heute würde er bei Sekukuni Bier, das ihm etwa ge boten wäre, nicht getrunken haben; denn in solcher feindse Stimmung, wie der alte Herr jetzt wäre, sei er zu allem fä und wir müßten uns darauf gefaßt halten, daß uns der K verlegt, oder wir unter neuen Feindseligkeiten ausgewiesen wür Ich nahm deshalb in aller Eile noch eine Skizze von dem Sa götzen, bei welchem wir heute früh vorbeigeritten waren, und b waren wir wieder in Cha-Ratau angelangt.

Hier hatten wir nun erst recht Zeit, uns umzusehen. Wi sahen nun beim Tageslicht das Haus, in welchem die liebe Geschwister Merenskys jene Angststunden ausgestanden haben, di die schwarzen Bewaffneten mit Mordgeschrei alles durchsuchte nach Flüchtlingen, als einige der letzteren unter dem Bette ver steckt lagen, in welchem das arme Weib ihrer Entbindung harrte. Wir sahen die angefangene kleine Kirche, das Fundament zu dem großen Wohnhause, Sachse's Haus und Werkstatt, und zwischen allem dem die ungeheuren Steinklippen, welche, mit einem Wäldchen bedeckt, in jener Verfolgungszeit den Flüchtigen Schutz und Zuflucht geboten hatten. Ich erfreute mich an der prachtvollen Lage von Cha-Ratau, welches von der einen Seite unterhalb der steilsten und höchsten Felsklippen des Lolu gelegen ist, auf der andern Seite in ein weites, von schön gezackten Bergen eingeschlossenes Thal hinabschaut.

Ich wartete Stunde auf Stunde, aber weder David noch Lucas kehrten zurück. Sollte der Wütherich sie haben fangen, vielleicht morden lassen? Endlich, kurz vor Sonnenuntergang, kam zuerst David und nicht lange nachher Lucas; ich sah sie kommen, wie aus dem Tode Errettete. Sepeke aber und seine Leute, die gestern noch so freundlich und zudringlich gewesen waren, blieben jetzt ganz fern. Sepeke sandte einen Boten, der uns sagen mußte,

[illegible] lasse sich entschuldigen, er habe seinen Fuß verletzt und [illegible] nun nicht gehen. Wenn nur Sekukuni wolle, so würde [illegible]d sein Volk gern die Lehrer wiedersehen, auch gern lernen, [illegible]i wider Sekukunis Willen könne er nichts thun, und wir [illegible]ten doch Merensky an den Combers erinnern, den er ihm [illegible]rochen habe. Uns war es ganz willkommen, daß wir wenigstens [illegible]den zudringlichen Heiden für diesen Abend unbelästigt blieben. [illegible] zündeten ein Feuer an und, bei demselben sitzend, mußte [illegible]s erzählen, wie es ihm auf Taba Mossägu heute ergangen [illegible]und was er erlebt habe.

„Als ich zu meinen Angehörigen auf Taba Mossägu kam, [illegible]chen diese zu mir", so erzählte Lucas, „gehe doch nun hin zu [illegible]kukuni, ihn zu grüßen, denn Du bist ja doch auch ein Sohn [illegible]kukunis. Luc.: Ja, ich bin ein Kind Sekukunis gewesen, aber [illegible]t bin ich ein Kind der Lehrer. Sie: Daran sehen wir, daß [illegible] unsere Feinde seid, und daß ihr nur dazu hergekommen seid, [illegible]n zu spioniren, sonst würdest Du Sekukuni grüßen. Ist denn [illegible]cht auch euer Lehrer gekommen, und hat von der Kloof aus [illegible]afern Berg aufgeschrieben (zum Bezaubern)? Luc.: So wie [illegible]r große Lehrer diesen Berg aufgeschrieben hat, so hat er auch [illegible]n anderen Orten, wo wir durch der Bauern Land gereist sind, [illegible]ie Gegend aufgeschrieben. Die will er nun zu Hause seinen [illegible]euten zeigen, damit will er nicht zaubern. Aber wie kann ich [illegible]etzt noch zu Sekukuni gehen, der unsern großen Lehrer abgewiesen hat?"

Dann ist Lucas in die Stadt gegangen und hat weiter geforscht, wie Sekukuni gesonnen sei, und was ihn zu diesem ausnahmsweise rücksichtslosen Benehmen gegen mich bewogen habe. Dort haben die Leute zu ihm gesagt, das sei doch sehr schlecht von Sekukuni, erst sage er, er wolle wieder Lehrer haben, und nun die Lehrer kommen, spreche er nicht einmal mit ihnen; daraus sehen sie, daß Sekukuni mit lauter Trug umgehe. Denn es sei doch ein schlechtes Ding, jemand, der zu einem komme, abzuweisen und alles zu verneinen, noch ehe man gehört habe, warum es sich handele. Andere, die bereits Nachricht aus den königlichen Wohnungen hatten, sagten: Ja, der Sohn Sekwatis führt sein Herz weit weg dadurch, daß er keine Augen hat, zu sehen; sonst würde er so nicht handeln, dann würde er doch herausgekommen sein, um mit dem Lehrer zu sprechen. Aber das ist sein Unglück, daß er immer so viel auf andere hört. Die haben ihm gesagt, Merensky und Nachtigal, die haben Dich fast bezaubert; aber sie konnten es nicht zu Ende bringen. Darum ist nun der Große gekommen, der wird Dich gewiß vollends bezaubern; darum geh' doch ja nicht zu ihm heraus, und laß ihn doch ja nicht zu Dir herein, daß er Dich nicht sehe! — Denn wäre dies nicht so,

auf dem Rückwege trafen wir eine gläubige Frau, Dinako, die uns schon von weitem aufgepaßt hatte, und mit großer Freude uns unbekümmert um die umstehenden Heiden begrüßte, auch sofort lief, um uns Kost zu holen. Es war 1 Uhr und wir hatten seit der Morgenstunde nichts gegessen noch getrunken, deshalb mundete uns ihr Kafferkorn, mit Linsen gekocht, trefflich. Eben so unerschrocken trug sie angesichts einer großen Menge umstehender Heiden, die wir alle ermahnten, Gottes Wort zu suchen, uns Grüße an alle Gläubigen in Botshabelo auf.

Als wir weiter ritten, begegneten wir demselben schwarzen Kerl, der uns zuerst auf dem Berge das terugg! zugerufen hatte; er lief athemlos und hatte sichtlich unserthalben eine Botschaft zu den nächsten Kralen gebracht. Wir sahen auch bald darauf ein Paar Kerle, die uns auflauerten; wir konnten uns nun auf Schritt und Tritt beobachtet, wenn nicht verfolgt wissen. Nachtigal meinte, heute würde er bei Sekukuni Bier, das ihm etwa angeboten wäre, nicht getrunken haben; denn in solcher feindseligen Stimmung, wie der alte Herr jetzt wäre, sei er zu allem fähig, und wir müßten uns darauf gefaßt halten, daß uns der Weg verlegt, oder wir unter neuen Feindseligkeiten ausgewiesen würden. Ich nahm deshalb in aller Eile noch eine Skizze von dem Steingötzen, bei welchem wir heute früh vorbeigeritten waren, und bald waren wir wieder in Cha-Ratau angelangt.

Hier hatten wir nun erst recht Zeit, uns umzusehen. Wir sahen nun beim Tageslicht das Haus, in welchem die lieben Geschwister Merenskys jene Angststunden ausgestanden haben, als die schwarzen Bewaffneten mit Mordgeschrei alles durchsuchten nach Flüchtlingen, als einige der letzteren unter dem Bette versteckt lagen, in welchem das arme Weib ihrer Entbindung harrte. Wir sahen die angefangene kleine Kirche, das Fundament zu dem großen Wohnhause, Sachse's Haus und Werkstatt, und zwischen allem dem die ungeheuren Steinklippen, welche, mit einem Wäldchen bedeckt, in jener Verfolgungszeit den Flüchtigen Schutz und Zuflucht geboten hatten. Ich erfreute mich an der prachtvollen Lage von Cha-Ratau, welches von der einen Seite unterhalb der steilsten und höchsten Felsklippen des Lolu gelegen ist, auf der andern Seite in ein weites, von schön gezackten Bergen eingeschlossenes Thal hinabschaut.

Ich wartete Stunde auf Stunde, aber weder David noch Lucas kehrten zurück. Sollte der Wütherich sie haben fangen, vielleicht morden lassen? Endlich, kurz vor Sonnenuntergang, kam zuerst David und nicht lange nachher Lucas; ich sah sie kommen, wie aus dem Tode Errettete. Sepeke aber und seine Leute, die gestern noch so freundlich und zudringlich gewesen waren, blieben jetzt ganz fern. Sepeke sandte einen Boten, der uns sagen mußte,

Sepeke lasse sich entschuldigen, er habe seinen Fuß verletzt und könne nun nicht gehen. Wenn nur Sekukuni wolle, so würde er und sein Volk gern die Lehrer wiedersehen, auch gern lernen, aber wider Sekukunis Willen könne er nichts thun, und wir möchten doch Merensky an den Combers erinnern, den er ihm versprochen habe. Uns war es ganz willkommen, daß wir wenigstens von den zudringlichen Heiden für diesen Abend unbelästigt blieben. Wir zündeten ein Feuer an und, bei demselben sitzend, mußte Lucas erzählen, wie es ihm auf Taba Mossägu heute ergangen sei und was er erlebt habe.

„Als ich zu meinen Angehörigen auf Taba Mossägu kam, sprachen diese zu mir", so erzählte Lucas, „gehe doch nun hin zu Sekukuni, ihn zu grüßen, denn Du bist ja doch auch ein Sohn Sekukunis. Luc.: Ja, ich bin ein Kind Sekukunis gewesen, aber jetzt bin ich ein Kind der Lehrer. Sie: Daran sehen wir, daß ihr unsere Feinde seid, und daß ihr nur dazu hergekommen seid, um zu spioniren, sonst würdest Du Sekukuni grüßen. Ist denn nicht auch euer Lehrer gekommen, und hat von der Kloof aus unsern Berg aufgeschrieben (zum Bezaubern)? Luc.: So wie der große Lehrer diesen Berg aufgeschrieben hat, so hat er auch an anderen Orten, wo wir durch der Bauern Land gereist sind, die Gegend aufgeschrieben. Die will er nun zu Hause seinen Leuten zeigen, damit will er nicht zaubern. Aber wie kann ich jetzt noch zu Sekukuni gehen, der unsern großen Lehrer abgewiesen hat?"

Dann ist Lucas in die Stadt gegangen und hat weiter geforscht, wie Sekukuni gesonnen sei, und was ihn zu diesem ausnahmsweise rücksichtslosen Benehmen gegen mich bewogen habe. Dort haben die Leute zu ihm gesagt, das sei doch sehr schlecht von Sekukuni, erst sage er, er wolle wieder Lehrer haben, und nun die Lehrer kommen, spreche er nicht einmal mit ihnen; daraus sehen sie, daß Sekukuni mit lauter Trug umgehe. Denn es sei doch ein schlechtes Ding, jemand, der zu einem komme, abzuweisen und alles zu verneinen, noch ehe man gehört habe, warum es sich handele. Andere, die bereits Nachricht aus den königlichen Wohnungen hatten, sagten: Ja, der Sohn Sekwatis führt sein Herz weit weg dadurch, daß er keine Augen hat, zu sehen; sonst würde er so nicht handeln, dann würde er doch herausgekommen sein, um mit dem Lehrer zu sprechen. Aber das ist sein Unglück, daß er immer so viel auf andere hört. Die haben ihm gesagt, Merensky und Nachtigal, die haben Dich fast bezaubert; aber sie konnten es nicht zu Ende bringen. Darum ist nun der Große gekommen, der wird Dich gewiß vollends bezaubern; darum geh' doch ja nicht zu ihm heraus, und laß ihn doch ja nicht zu Dir herein, daß er Dich nicht sehe! — Denn wäre dies nicht so,

warum hätte er denn Nachtigal nicht allein geschickt? Aber nun kannst Du sehen, daß er nur dazu gekommen ist, Dir ein Leid anzuthun." Darauf hat Sekukuni gesagt: „Ja, das ist wahr, und bin ich nicht noch dazu eben im Begriff, mit den Weißen Krieg anzufangen? Haben die Weißen nicht meinen Leuten Gewehre abgenommen? Haben wir nicht Ursache, zu zürnen?— Und dieser ist ja doch auch nur ein Weißer und gehört zu ihnen!"

Andere Leute auf Massägu haben zu Lucas gesagt: „Ja, als die Lehrer noch hier waren, da waren ihrer nicht Viele, die glauben wollten; aber nun sind es viel mehr, die sich sehnen nach Gottes Wort. Würden die Lehrer wiederkommen, so würden sehr Viele kommen und lernen, denn es sind Viele, die da weinen und trauern um Gottes Wort!"

Als Lucas weiter durch Mossägu ging, bemerkte er Frauen, die gern an ihn heranwollten, aber lange Zeit nicht konnten wegen der beobachtenden Menge. Endlich fanden sie ein stilles Plätzchen, wo sie unbeobachtet waren. Es waren drei Frauen, die ihr Herz ausschütteten und sagten, sie gedächten auch noch auszuflüchten, und jede wolle noch drei andere mitbringen. Die eine bat, daß Leute aus Botshabelo kommen möchten, sie auszuflüchten, sie wüßten den Weg nicht; die andere sagte, sie wissen den Weg recht gut, es wäre besser, es käme Niemand von Botshabelo, damit Aufsehen vermieden würde. Die dritte sagte: „Wir wollten so gern Gottes Wort hören und lernen, aber hier im Lande ist ja nun nicht mehr Gottes Wort, darum wollen wir nun hinaus! Denn hier ist es ja nicht mehr möglich, Gottes Wort zu hören. Bisher haben wir immer gehofft, daß, wenn der große Lehrer kommen würde, der König mit ihm sprechen und wieder Lehrer in das Land rufen werde. Aber jetzt sehen wir, daß das nicht geschieht, so können auch wir hier nicht länger bleiben!"

Später mußte Lucas und David erzählen, wie es ihnen bei Sepeke ergangen sei. Sie theilten Folgendes mit: Sepeke: (der Capitän, bei dessen Kral Cha-Ratau gebaut ist, und der den Ehrentitel Ratau, Löwenvater, führt) „Wir haben immer gehört, daß ihr gesagt habt, es ist ein Gott; das ist wahr, es ist ein Gott. Aber wir haben nun Niemand, der uns das recht lehrt, darum verstehen wir es nicht! Luc.: Ja, das ist wahrhaftig wahr, daß ein Gott ist, der ist groß und stößt keinen von sich weg; das ist der Gott, der die Berge gemacht hat, daß sie dastehen, wo sie stehen. Sepekes Leute: Ja, das ist wahr, der Gott, den ihr anbetet, ist der rechte Gott. Wir haben uns auch einen Gott gemacht, das ist der Stein, um den tanzen wir auf einem Fuß herum, aber was nützt uns das? Er giebt uns nicht Essen noch Trinken; aber der Gott, den ihr anbetet, das ist

der rechte Gott!" Luc.: Ja, wenn ihr das wißt, müßt ihr es nicht blos mit dem Munde sprechen, sondern müßt auch ihm dienen! Sie: Wir wünschten ja auch wohl Gottes Wort zu hören, aber es ist ein schweres Wort; wir hören es wohl, wenn es gepredigt wird, aber wir verstehen es nicht. Es ist ein schweres Wort! Luc.: Seht, wenn ihr Mangel habt an Verständniß, macht es doch wie die Eltern. Wenn die ein Kind haben, das gern etwas von ihnen haben möchte, so werden die Eltern nicht ein anderes Ding fassen, sondern gerade das, um was das Kind gebeten hat, das geben sie ihm. Wenn ihr nun Gott, den Herrn, bittet, so wird er geben; so bittet nun Gott, daß er euch heraushelfe aus allem, was euch mangelt, so wird er dann euch seinen heiligen Geist geben, der wird euch dies alles lehren. Sepeke: Ja, das ist so, das ist alles gerade so, wie Du sagst, aber was uns schwer ist, das ist, daß wir nicht zwei Frauen haben sollen, und dann das Bier! Lucas: Es ist so, wie Du sprichst. Aber Gott will, daß wir nur Eine Frau haben sollen, denn so hat er dem Adam auch nur Eine Frau gegeben, und nicht zwei Frauen!

Darüber ist Sepeke mit seinen Leuten fortgegangen. Lucas aber ist in einen Hof gegangen, wo David Kotepe saß, und mit den Frauen in ähnlicher Weise redete. Die eine sagte: Ja, wenn der König die Lehrer nicht weggejagt hätte, so würden wir auch gern glauben, aber der König hat die Lehrer weggejagt, so können wir nicht; darauf hat Lucas ihnen geantwortet: „Der Gott, der alles weiß, der uns kannte, da wir noch im Mutterleibe waren, der hat es auch sehr wohl gewußt, daß die Lehrer, als sie hieher kamen, auch eines Tages weggejagt werden würden; aber ihr könnt dennoch glauben, fangt nur erst an zu beten." Darauf sind die Frauen still gewesen.

Mit solchen Gesprächen, wozu auch David Kotepe, der am letzten Sonntag von mir Getaufte, seine eigenen ähnlichen Erfahrungen hinzufügte, brachten wir die Abendstunden am Wachtfeuer lieblich zu. Mein Herz jauchzte und war fröhlich; denn wie tief muß das Wort Gottes in das Volk eingedrungen sein, wenn nach Ausflüchtung der Hunderte noch so viel Sehnen und so viel Suchen unter dem Ueberrest geblieben ist. Dieser Saame wird nicht untergehen, hier ist ein Pflanzgarten des Herrn. Will Sekukuni nicht Lehrer haben, so muß man auf andere Mittel sinnen, das Wort Gottes im Lande zu erhalten; des Herrn Kraft aber ist ja allezeit in den Schwachen mächtig, und er führt seine Kämpfe nur mit zerbrochenen Waffen siegreich hinaus!

# XXIV.

## Ritt über den Lolu nach Khalatlolu. Petrus. Versammlung der Gläubigen. Muke. Knothe bei Leope. Mametsi.

Donnerstag, den 4. Juli. Nachdem ich eine Skize von Cha-Ratau gezeichnet, bestiegen wir unsere Pferde, um über den Lolu den Gebirgspfad nach Khalatlolu zu nehmen. Aber wir waren kaum tausend Schritte geritten, als wir absteigen und unsere Pferde den ganzen Weg über das Gebirge leiten mußten. Das war an vielen Orten gar kein Weg mehr, sondern ein Springen von Felsblock zu Felsblock, so daß ich die Pferde bewunderte, welche oft wie die Ziegen kletterten und dabei zwischen dem losen Felsgeröll die Beine zu zerbrechen drohten.

Diesen Weg hat Merensky in jener Schreckensnacht mit seinem Pferde gemacht, natürlich ohne Weg und Steg im vollen Regen. Binnen Kurzem hatte er den Sattel verloren, und kam dann in Khalatlolu in Hemdsärmeln an, indem sein Rock ihm als Sattel hatte dienen müssen. Ein Jahr später mußte Bruder Koboldt denselben Weg reiten, ebenfalls verjagt von Sekukunis Schwarzen, die ihn beim Buttern aufstörten und todtzuschießen drohten, falls er nicht augenblicklich ginge.

Oben auf dem Lolu angelangt, kamen wir auf eine Gebirgsebene, ringsum noch von Felsenmassen umgeben, innerhalb derer zahlreiche Krale versteckt sind. Wir lagerten uns, kochten in einer irdenen kleinen Büchse etwas Kaffee und aßen von dem gestern uns durch jene mitleidige Frau geschenkten Kafferkorn. Dann führte uns der Weg auf der anderen Seite des Lolu eben so steil herab, wie er auf jener Seite uns hinaufgeführt hatte, so daß ich nicht selten glaubte, das Pferd, das ich am Zügel leitete, würde auf mich herabstürzen und mich mit hinabreißen. Indeß kamen wir alle glücklich herunter, Pferde und Reiter, nur der eine schwarze Combers, der als Geschenk für Sekukuni bestimmt war, hatte an einem Dornzacken ein Loch davongetragen.

Unten in der Ebene angelangt, wandte Knothe sich rechts nach Petrus Kral hin. Es waren über diesen, der einst eine Säule der Gemeinde gewesen war, allerlei Gerüchte in Umlauf gekommen, er habe wieder mehrere Weiber genommen, er sei bei der Flucht der Gläubigen als Verfolger thätig gewesen und habe den Glauben verleugnet ꝛc. Knothe befand, dem Herrn sei Dank, daß alle diese Gerüchte ungegründet waren, daß Petrus im Gegentheil nach Kräften die verlassenen Gläubigen gestärkt habe und

auch seine eigene Frau und Ramore und dessen Frau als Catechumenen unterrichtete. Petrus konnte ferner berichten, daß noch eine ganze Anzahl auf seinem Kral Gottes Wort lieb hätten.

Wir andern wandten uns inzwischen links in die Ebene auf Khalatlolu zu. Wir trafen auf dem Wege Raluka und seine Frau, die freudig heraus kamen, um uns zu grüßen, auch am Abend auf unsere Aufforderung in Khalatlolu sich einfanden. Er hatte ein Kind gekauft, zur zweiten Frau für spätere Zeiten, und es war daher Zeit, daß wir kamen, ihn zu warnen.

Bei Mametsi's Kral trafen wir Jonathan's Frau, eine Gläubige. Jonathan selbst hat verleugnet, und sitzt seitdem immer still für sich, ohne ein Wort zu sprechen. Sicherlich züchtigt ihn der heilige Geist, Gott gebe, zur Reue und Buße.

Als wir in Khalatlolu ankamen, sahen wir mit rechter Freude unsere Karre mit den mancherlei Reisebedürfnissen, insonderheit auch dem Kessel-zum Kaffeekochen. Andries stand daneben und empfing uns feierlich mit den üblichen zwei Gewehrschüssen, gerade als ob noch Friede im Lande und Sekukuni nicht unser erbitterter Feind wäre. Um ihn her war eine Menge von Heiden versammelt; aber dieselben Leute, die am Tage der Austreibung wie die Rasenden gegen unsere Brüder getobt hatten, waren jetzt wie die Lämmer, und empfingen uns mit Ausdrücken der Freundlichkeit, die fast herzlich zu nennen waren. Aber so ist der Heide; so lange die Bestie in ihm noch nicht losgelassen ist, ist er freundlich, höflich, bescheiden, zuvorkommend gegen den, von dem er irgend einen Vortheil sich verspricht — und wäre es auch nur ein Stück Tabak oder Zucker. Ist aber einmal die Wuth losgelassen, so kennt er keine Schranken, und würde mit kaltem Blute seinem Wohlthäter, den er noch gestern mit Ehrennamen Morena (König) ꝛc. geschmeichelt hat, die Assagai durch den Leib stoßen, falls er es ungestraft dürfte. — Und morgen? Wenn der Wuthrausch vorüber ist, ist er derselbe Schmeichler und bittet, daß man nicht mehr an das Vergangene denken möge. Das macht das Arbeiten unter den Heiden so ermüdend, diese Charakterlosigkeit aller Enden. Aber das ist eben auch eine köstliche Frucht des Evangelii, daß, wenngleich Undankbarkeit und Unerkenntlichkeit auch bei den Getauften oft schwere Stunden bereitet, doch wenigstens etliche Schritte zur Umkehr hier und da erfreulich hervortreten.

Unter den uns erwartenden Heiden war auch Muke, Mametsi's, des Platz-Capitäns Bruder, Vater der am letzten Sonntag von mir getauften Matabane, und Moetsele, der Vater von drei Getauften.

Die Station sah traurig öde aus; die soeben in ihren Umfassungsmauern vollendete schöne, neue Kirche entbehrte des Daches, Nachtigals Wohnhaus war noch gut im Stande, aber Thür und Fen-

ſter ausgenommen. Sekukuni hat es doktorn (bezaubern) laſſen, damit die Miſſionare nach Deutſchland zurückkehrten. An die Wände waren viele Pferde und Reiter mit rohen Strichen gemalt. Merensky's Haus war voller Unrath, doch das Dach noch gut. In Sachtlebens Haus war von der Werkſtatt das Dach eingeſtürzt; vor der Thür lagen noch ſchöne Stücken Nutzholz, die Sachtleben mit vieler Mühe aufgeſucht, gefällt und herantransportirt hatte, und die nun hier verfaulen. Seine Wohnſtube fanden wir noch am wohnlichſten und richteten ſie mit dem Stroh des heruntergeſtürzten Daches uns zum Schlafgemach ein; die Küche war noch ziemlich erhalten. Sachtlebens letzte Werkſtatt, ein Pfahlhaus, in früherer Zeit als Kirche benutzt, war dem Einſtürzen nahe, mußte aber jetzt noch wiederholt als unſere Andachtsſtätte dienen.

Auf dem Gottesacker waren die Steine von den Gräbern geworfen und letztere umgepickt, hohes Gras bedeckte den ganzen Fleck. Auf der anderen Seite aber ſtand der alte, wilde Feigenbaum, in deſſen Schatten der erſte Gottesdienſt gehalten war, trotz des Winters in vollem grünem Blätterſchmuck, ein Wahrzeichen, daß auch in dieſem Lande der Herr ſeine Kirche wohl noch durchwintern wird auf beſſere Zeiten hin.

In Nachtigals Garten ſtanden noch die mühſam aus Natal verpflanzten Bananen, die Pfirſichbäume und ganze Reihen von Zwiebeln. Alle Kraal- und Gartenmauern waren unbeſchädigt, die Waſſerſchloot ausgetrocknet und zerfallen. Ein Heide, Sohn einer Catechumenin, kam, als wir alles mit traurigen Herzen beſchauten und ſahen, wie dieſe Betſtätte des Herrn, die ſonſt ſo voll Volks war, jetzt wüſte ſtand; er ſchenkte uns ein Perlhuhn, das er eben geſchoſſen hatte — auch ein Angeld auf künftige beſſere Zeiten. — Nein, der Herr wird ſicherlich dieſe Stätte der Verkündigung ſeines heiligen Namens, die mit ſo viel Gebeten geweiht und mit ſo viel Thränen verſiegelt iſt, nicht für immer in den Händen der Heiden laſſen. Die Predigt des Evangelii wird ſicher hier noch wieder einziehen! —

Wir bereiteten unſer Lager. Sekukunis verſchmähter Combers gab uns die Decke, unſere Sättel das Kopfkiſſen, und ſo ſchliefen wir bei offener Thür trotz der kalten Winternacht weich und warm auf dem Dachſtroh des verlaſſenen Miſſionarshauſes.

Freitag, den 5. Juli, fanden ſich die Gläubigen, die durch Petrus und Andries benachrichtigt waren, zum Theil ſchon ganz frühe ein. Zuerſt kam Debora, die Frau von Raluka, und Batſeba, die treue Bekennerin, durch deren friſches Zeugniß ſelbſt in der Abweſenheit der Miſſionare noch zwei andere Frauen zum Glauben erweckt worden waren. Zu ihnen aber geſellte ſich auch der alte Singeke, ein Zauberer mit verzerrten Geſichtszügen, der

mit entsetzlichen Grimassen die Aufmerksamkeit der Menge auf sich zu lenken suchte. Sein Sohn ist ein ernster, gläubiger Christ, und er selbst eigentlich auch nie ein Verfolger der Gemeinde gewesen.

Bald waren eine Anzahl Catechumenen und Heiden zusammen, von denen fünfzehn unserer Aufforderung, in die alte Pfahlkirche zum Gottesdienst zu kommen, Folge leisteten. Nachtigal predigte zuerst, dann ich. Darauf verliefen sich die großen Massen, und nur wenige Heiden blieben übrig, die gern Nachricht von ihren ausgeflüchteten Verwandten einholen wollten. Aber jetzt kamen auch noch die ferner wohnenden Christen, Petrus, die alte Mutter Anna, welche einen großen Theil der Nacht über die Felsabhänge herabgekrochen war, uns zu sehen, drei neue Catechumenen, die durch Batseba und Petrus aufgeweckt worden waren; Eva, Naema und andere. In Summa acht Getaufte und fünf Catechumenen sammelten sich allmählich um mich und Nachtigal in der Strohhütte unseres Nachtlagers. Ich sprach mit jedem Einzelnen, theils um zu sehen ob sie noch treu geblieben waren, theils um sie zu neuer Treue aufzumuntern. Das waren liebliche, köstliche, stille Stunden; der Geist des Herrn wehte einmal wieder in der alten Steinkirche von Khalatlolu.

Ich fragte: „Habt Ihr in der Zeit, wo die Lehrer fern waren, noch festgehalten an dem Glauben, auf welchen Ihr getauft seid?" Sie: „Ja, wir glauben noch an Jesum und sein Evangelium." Ich: „Habt Ihr Euch auch befleckt mit altem heidnischen Wesen, Aberglauben, Zauberei, Hurerei und schändlichen Worten und Narrentheidingen?" Sie: „Nein, wir sind arme schwache Menschen; aber mit solchem Greuel haben wir uns nicht befleckt!" Ich: „Wie habt Ihr vor den Heiden Euren Gott bekannt?" Sie: „Wir haben des Sonntags nie gearbeitet, haben uns auch Gottes Wort unter einander erzählt, so viel wir davon wußten, aber wir wissen es nicht recht genau." Ich: „Seid Ihr allezeit wacker gewesen zum Gebet und seid Ihr ernst gewesen im Gebete?" Sie: „Ja, wir beten, obgleich wir nicht sagen können, daß wir ernst beten" (d. h. so treu im Gebet sind, als wir sollten). Bathseba: „Unser Glaube ist nicht mehr so wie früher. In der Zeit, da Sekukuni so arg tobte, und jeden zu tödten drohte, der zu den Lehrern ginge, da waren wir voll guten Muthes, und gingen dennoch zu dem Wort und duldeten Schläge und Schmach darum; jetzt aber, seitdem die Lehrer fort sind, sind wir bange und fürchten uns vor den Leuten." Naema: „Ja, das ist fürwahr so, wie Du sprichst. Wie dieses umgefallene Haus hier, wo alles wüst und unordentlich ist, so sieht es in unseren Herzen und in unserer Gemeinde aus, seitdem die Lehrer fort sind; wir sind wie dieses Haus!" Ich: „Und was thut Ihr denn, um Euren Glauben zu stärken, daß Euer Herz wieder

lieblich werde, so daß der heilige Geist in demselben wohnen möchte?" Eva: „Ja, wir möchten wohl auch gern ausflüchten zu den übrigen Gläubigen und mit dem Worte gespeiset werden. Aber unser alter Vater ist ja blind, das kann ja doch Jedermann sehen, daß er auch nicht gehen kann; sollten wir den in seinem Elend verlassen? Nein, wir wünschten ausflüchten zu können, aber wir können unsern alten Vater nicht verlassen!"

Inzwischen war Petrus eingetreten; er hatte die Nacht hindurch einen Weg von vier deutschen Meilen zu Fuße zurückgelegt. Ich: „Petrus, bist Du auch noch fest in Deinem Glauben?" Petrus: „Ja, Herr, ich glaube; fest, das kann ich nicht sagen, aber ich glaube." Ich: „Als die anderen um ihres Glaubens willen ausflüchteten, bist Du allein hier im Lande zurückgeblieben. Ich will Dich heute nicht weiter darüber schelten; aber hast Du auch alle diese Schwachen, die noch hier im Lande sind, aufgesucht, sie zu stärken?" Petrus: „Hier sind sie ja alle; sie mögen selbst sprechen, so wirst Du es ja hören." Naema: „Ja, Herr, Petrus hat uns das Wort Gottes erzählt; in unserm Kral ist er geschlafen, und hat uns das Wort Gottes erzählt; dann ist er herabgestiegen zu dem Kral, wo Eva wohnt, und hat auch dort das Wort Gottes erzählt." Raluka: „Ja, auch bei mir ist er öfters gewesen, und hat mir das Wort Gottes gebracht." Ich: „So ist es recht, Kinder. Ihr Weiber müßt vornämlich durch aufrichtigen, frommen Wandel die Heiden beschämen, auf daß sie den Unterschied sehen und sagen: Seht, das sind Christen, das sind gute Leute! Ihr Männer sollt auch desgleichen thun. Aber außerdem sollt ihr Männer das auch durch offenes Bekenntniß des Mundes thun, mehr noch als die Weiber. Sprich Du doch, Ramore; Du bist, als die Lehrer noch hier waren, zu ihnen gekommen, und hast begehrt getauft zu werden. Als nun die Lehrer fort waren, wo hast Du ferner das gute Wort gesucht, das Dich selig machen kann?" Ramore: „Ja, als mein Herr Nahtigan noch hier wohnte, da bin ich zu ihm gekommen, um zu lernen. Oefters konnte ich auch nicht kommen, denn ich bin ein kranker, gebrechlicher Mann. Von der Zeit ab, wo die Lehrer fort waren, bin ich zu Petrus gegangen und habe zu ihm gesagt: Petrus, nun sind die Lehrer fort, nun mußt Du mich ferner unterrichten. Und das hat Petrus denn auch gethan." Ich: „Petrus, ich freue mich, daß Dir der Herr Freudigkeit gegeben hat, die Gläubigen zu stärken, fahre fort, also zu thun." Petrus: „Ja, Herr, so wenig ich auch selbst wußte von Gottes Wort, so habe ich doch allen erzählt, was ich weiß.

Nun kam die alte Mutter Anna, dieselbe, von der im Jahresbericht von 1865 erzählt wird, wie sie das Gebet im Namen Jesu

ſo ſchön auszulegen wußte. Sie brachte zwei andere Catechumeninnen mit, von der die eine mir ſagte, es ſei ihr größter Wunſch zu glauben und dann auch leſen zu lernen, damit ſie ſelbſt das liebe Gotteswort könne in der Hand feſthalten und leſen. Ich: „Nun, alte Mutter Anna, haſt Du denn auch den Herrn Jeſum noch von ganzem Herzen lieb?“ Anna: „Ich bin Erde, aber ich habe ihn lieb.“ Ich: „Beteſt Du auch noch?“ Anna: „Ja, ich bete. Ob es aber mit Kraft iſt, das weiß Gott allein. Mit dem Munde bete ich, das habe ich nie verſäumt; ich bete: Herr, gieb mir Glauben, denn ich bin ſchwach!“ Ich: „Wenn das Oel auf Deiner Lampe nun ſpärlich wird und Dein Licht dunkler brennt, was thuſt Du dann?“ Anna: „Ich ſchaue auf den Herrn, ich hoffe auf ihn; bin ich auch nur ein ſchwaches Blatt, ſo bin ich doch ein Blatt an dem Baum, der Jeſus iſt.“ Ich: „Ja, der Baum wird ſein Blatt feſthalten, und aus den Wurzeln des Baumes ſollſt Du, Blatt, Lebenskräfte empfangen.“ Anna: „Ja, ich will trinken aus dem Brunnen des Lebens, auf daß ich Kraft bekomme.“

Nun ermahnte ich alle zu beſtändigem Gebet um die Rückkehr der Lehrer, damit nicht das Land, das der Herr Jeſus in Beſitz genommen hat, wieder in Satans Klauen falle.

Die Vormittagsſtunden waren mit dieſen und ähnlichen Geſprächen nur zu ſchnell verſchwunden. Mir iſt ſelten in einer chriſtlichen Gemeinſchaft ſo wohl geweſen, als unter dieſen einfältigen Schäflein, die ſich um uns Lehrer anſchmiegend drängten, wie die vom Wolf zerſtreute Heerde, wenn ſie ihren Hirten wiederſieht.

Draußen begegnete ich dem Heiden Moke, dem Vater der jüngſt von mir getauften Matabane. Ich: „Dein Kind iſt nun getauft und ein Kind Gottes geworden, wann wirſt Du, Moke, ein Kind Gottes ſein?“ Moke: „Ja, ich habe es gehört!“ Ich: „Und wann wirſt Du glauben?“ Moke: „Ich glaube auch, aber ich bin bange vor dem Könige, dem Sohne Sekwati's.“ Ich: „Wo der Glaube recht iſt, da fürchtet man ſich nicht mehr vor den Menſchen.“ Moke: „Mein Glaube ſitzt in der Kehle und nicht im Herzen, ich weiß das alles, was ihr glaubt; aber ich fürchte mich noch.“ Ich: „Bete zu Gott um den heiligen Geiſt, ſo wird der Glaube Dir aus der Kehle bis ins Herz hineinkommen, dann wirſt Du Gott mehr fürchten als Sekuku ni.“ Moke: „Ich bin auch ganz froh darüber, daß mein Kind bei dem Lehrer gebaut hat. Denn wenn nun das Verderben hier über das Land kommen wird, ſo kann ich zu ihr flüchten und bei ihr wohnen in Sicherheit.“ Ich: „Wie weißt Du denn aber, daß Du nicht mit verderben wirſt, wenn Gott das Land verderben wird, um ſeiner Sünden willen? Siehſt Du denn nicht,

daß Sekukuni's Schuldenmaß voll ist? Sekukuni ist ein Feind Gottes geworden, das Gericht Gottes über ihn ist sehr nahe; siehe zu, daß Du Deine Seele errettest, so lange es noch Zeit ist." Moke: „Ei gieb mir doch ein wenig Zucker, ich habe solches Verlangen, Zucker zu essen."

Während wir unten mit den herbeigeeilten Gläubigen sprachen, war Knothe noch einmal auf das Gebirge hinaufgeklettert, zu dem alten blinden Leope, der lahm ist, dem Vater von Eva und Naema, einem alten, gläubigen Mann. Sein Sohn Kome war derjenige, den wir am Steelport aufgegriffen und zurückgewiesen hatten nach Khalatlolu. Er saß jetzt bei dem Vater, denn auch er hatte den Fuß verletzt und konnte nicht hinabsteigen. Leope, der arme Blinde, sowie er Knothe's Stimme hörte, kam sofort, höchlichst erfreut aus dem Hause hervorgekrochen. Die wenigen Gläubigen halten dort auf dem Kral eine gemeinsame Gebetsstunde, und es kommen auch Heiden zu den Gläubigen und fragen nach dem Worte Gottes. Zum Abschied sagte der alte Greis zu Knothe: „Ich habe nicht mehr Lust zu leben, meine Zeit ist da; weil ich blind bin, habe ich nichts anderes zu thun. So bereite ich mich allzeit auf meinen Abschied; grüße doch den großen Lehrer und sprich zu ihm: Leope sagt: Meine Augen die sind ganz blind, aber den Herrn halte ich fest mit aller Kraft!"

Eine andere alte Frau auf jenem Kral sagte auch zu Knothe, sie glaube noch und bete. Ebenso eine andere alte Frau, die Knothe auf dem Rückwege traf, und eine jüngere neben ihr, die sagte, sie habe Gottes Wort lieb. So ist überall auf den Kralen ein Same noch übrig geblieben.

Nachmittags versammelten wir auf Khalatlolu unsere kleine Gemeinde noch einmal zum Gottesdienst. Knothe predigte über die Worte: „Halte, was du hast, auf daß dir niemand deine Krone nehme!" Nach ihm predigte ich über dieselben Worte und ermahnte zu halten an der Liebe Gottes, an der Gnade Jesu, an der Gemeinschaft des heiligen Geistes, an dem Bund der Taufe, an der Treue im Wandel, an dem Wort der Wahrheit, an der brüderlichen Liebe, an der Hoffnung des ewigen Lebens. Auch wies ich auf die Krone hin, die der Herr Jesus, der Märtyrer in der Dornenkrone, seinen Märtyrern dort oben bereitet habe. Die Versammelten lauschten mit gespannter Aufmerksamkeit.

Nach der Predigt kam ein Catechumen und erzählte mir seine Träume. Er habe einen Fluß voll Blut gesehen, auf beiden Ufern standen Menschen, doch habe keiner auf die andere Seite hinüberkommen können. — Dann habe er einen Mann geschaut in sonnenhellem Kleide, und dann habe er ein herrliches Licht gesehen. Er begehrte die Deutung. Ich sagte ihm, die Gerichte

des Herrn mit Blut ständen dem Lande bevor, er solle auf Jesum sehen, so würde er aus der Finsterniß errettet werden, zu seinem wunderbaren Licht.

Darauf rief ich Petrus zu mir, und nachdem ich sowohl durch Knothes Urtheil, als auch durch eigene Prüfung mich überzeugt hatte, daß die üblen Nachreden über ihn erlogen seien, ermahnte ich ihn, nicht an das Ausflüchten zu denken, sondern im Lande zu bleiben und überall die Reste der Gläubigen aufzusuchen und mit Gottes Wort und Gebet zu stärken: „Zu dem Apostel Petrus hat der Herr einst das Wort gesprochen: Wenn du dermaleinst dich bekehrest, so stärke deine Brüder. Das Wort spreche ich jetzt zu Dir; wache über Dein eigen Herz mit allem Fleiß, siehe, daß Du in der Demuth bleibest, und in täglicher Reue und Buße die Gnade Gottes suchest; dann aber gehe hin im Namen des Herrn, und so lange Gottes Rath es ist, daß wir Lehrer nicht im Lande sind, gehe hin und stärke die Schwachen und tröste die Betrübten, bringe die Verirrten zurecht, und erhalte die Gemeinschaft mit Gottes Wort und Gebet. Von Zeit zu Zeit geh nach Leydenburg und empfange das heilige Sakrament. Dann wird Dich der Lehrer dort unterrichten und Dir mitgeben, was Du den Gläubigen hier zu Lande bringen sollst!" Petrus antwortete: „Ich habe es bisher schon gethan, aber ich habe keinen Weg gehabt. Nun hast Du mir den Weg offen gemacht! Und ich werde ihn mit großer Freudigkeit gehen, um so freudiger, weil ich nun weiß, daß Du mir den Auftrag gegeben hast. Und ich will von Zeit zu Zeit nach Leydenburg gehen, und dann sollst Du (Nachtigal) mir das Wort geben; und was Du mir gesagt hast, das werde ich den Leuten hierher bringen. Denn wir haben in uns selbst nicht Macht Gottes Wort zu reden."

Dieser Petrus ist ein Mann von hohem Wuchs, vornehmen Manieren, scharfem Verstand, Umsicht und Ueberlegung, selbst ein kleiner Capitän, und daher von großem Ansehen beim Volk. In der Verfolgungszeit ist er geflohen, wie ein verscheuchtes Wild von Ort zu Ort und hat seinen Heiland mit viel Leiden und großer Freudigkeit bekannt. All' sein Vieh ist ihm um seines Bekenntnisses willen geraubt, so daß er, ein Mann von großer Entschiedenheit, ein recht auserlesenes Werkzeug sein kann, um das Wort während dieser Zeit des Zornes Sekukunis durchzuwintern.

Nachdem ich ihm Amt und Auftrag übergeben, gingen wir drei, Nachtigal, Knothe und ich mit ihm in die alte verfallene Pfahlkirche. Er knieete nieder, und wir beteten unter Handauflegung über ihm, daß der Herr ihn tüchtig machen möge und segnen in seinem wichtigen Amt. Außer ihm soll denn noch der alte, bescheidene, schüchterne und doch so glaubensmuthige Jonas von Leydenburg

ab und zu das Land predigend durchſtreifen; auch Lucas [illegible] und Nachtigal ſoll alle Jahre ein- oder zwei Mal in das [illegible] gehen, um ſelbſt die Gläubigen mit Wort und Sakrament [illegible] ſtärken. So mag denn Sekukuni wüthen; während der [illegible] ſeines Zornes hat der heilige Geiſt hier im Lande zu [illegible] noch nicht aufgehört!

Inzwiſchen war unſer Lucas von ſeinen Wanderungen [illegible] die Krale zurückgekehrt und berichtete, was er gehört und [illegible] habe. „Hier heulen die Leute eine Klage, die geklagt wird, [illegible] ſprach er, weil ſo viele ſind hinweggezogen aus dem Lande, [illegible] ihre Angehörigen wohnen.“ Andere haben zu mir geſagt: „Sind ihr denn nicht gekommen, um hier zu bleiben?“ Aber ich ſage: „Kommt der Lehrer wieder, ſo kommen wir auch mit zurück; kommt der Lehrer nicht wieder, ſo können wir auch nicht wieder kommen; wir bleiben, wo der Lehrer bleibt.“ Darauf antworten ſie: „Ja, das iſt das Verderben des Landes, daß die Lehrer weg ſind!“ Auf einem andern Kral ſagten ſie zu Lucas: „Wir haben immer noch gehofft, daß der König die Lehrer wieder zurückrufen wird. Aber unſere Hoffnung iſt zu nichte, dadurch daß wir hören, Sekukuni hat die Lehrer nicht einmal ſehen wollen. Aber das ſehen wir, daß dies Handeln von Sekukuni, der ſelbſt nicht weiß, was er thut, das Verderben des Landes iſt, und daß das Land zu Grunde gehen wird!“ Ueberall im ganzen Lande, berichtete Lucas, ſei meine Reiſe zu Sekukuni mit der größten Spannung erwartet und überall nun die tiefſte Niedergeſchlagenheit über Sekukuni's Ablehnung; überall Gährung und Aufregung!

Sekukuni aber thut durch Widerſinnigkeiten aller Art das Mögliche, um die Herzen gegen ſich zu erbittern. Im vergangenen Jahre hat er durch das ganze Land verboten, Waſſer durch die Schloten auf die Felder zu leiten, er ſelbſt werde ſo viel Regen machen, daß ſelbſt ſonſt ganz dürre Landſtriche fruchtbar und feucht würden. Er hatte darauf gebaut, daß zwei naſſe Jahre hintereinander geweſen waren. Nun aber machte Gott der Herr das großſprecheriſche Maul ſo völlig zu Schanden, daß ein ausnahmsweiſe trockenes Jahr folgte, ſo daß man auf Thaba Moſſego gar keine und im übrigen Lande nur geringe Ernten machte. Der Hunger aber iſt ein ſo ſtarker Gewappneter, daß er ſelbſt einem Wütherich wie Sekukuni gegenüber ſeine Autorität geltend macht. Das Land war außer ſich, überall lockern ſich die ſonſt ſo feſten Bande der Pietät gegen den angebornen Häuptling, offen ſpricht man es aus, Sekukuni's unſinniges Wüthen ſtürze das Land in's Verderben. Viele Unterkapitäne drohen ſchon mit Abfall. Sekukuni ſieht und fühlt dies und wird täg-

mißtrauischer und launischer und läuft dem Verderben wie ein Schlachtochs entgegen.

Von Lucas erfuhren wir auch die Ursache der plötzlichen Wandelung in Sekukuni's Gedanken in Betreff der Rückkehr der Lehrer. Das Bauer-Commando in Zoutpansberg soll mit schlechtem Erfolg einen Angriff auf Katlachter versucht haben, soll aus Mißverstand einige der eigenen Hülfskaffern erschossen haben; Mankopane und Mangoati sollen schwierig sein und die Hülfsochsen und Hülfstruppen versagen. Vielleicht mag Sekukuni den Moment für gekommen erachten, wo die Kaffern einen gemeinsamen Schlag gegen die Bauern versuchen.

Gegen Abend ging Nachtigal in den nahegelegenen Kral von Mametsi, um diesen Häuptling zu besuchen, der ebenso wenig wie Sepeke zu uns zu kommen gewagt hatte. Nicht lange nachher kamen Mametsi's Leute und brachten eine fette Ziege, die der Capitän als Geschenk für Nachtigal sende, und die sie sofort schlachteten und zubereiteten. Bald kam nun in der Dunkelheit auch Mametsi selbst, mich zu grüßen. Er entschuldigte sich, daß er Sekukuni halber nicht früher und bei Tage habe kommen können, und war im Uebrigen recht freundlich. Bei der Ausweisung hatte auch er getobt, wie alle anderen Heiden.

Spät Abends saßen wir wieder um das Feuer vor dem Hause und erzählten. Da erfuhren wir, daß auf Petrus Kral noch neun, bei Rachlachan noch zehn, bei Otimile noch fünf, und sonst im Lande noch mehrere Gläubige wohnten. Petrus erzählte, er habe auf einem Kral einen ganz vereinzelten Gläubigen getroffen, der, um seinen Sonntag nicht zu vergessen, einen Bindfaden habe, in den er jeden Tag einen Knoten mache. Kommt der siebente Knoten an die Reihe, so weiß er, es ist Sonntag, er, wie alle Gläubigen im Lande, arbeitet dann nicht, sondern betet.

Von einem abgefallenen Mosheh erzählten sie, daß er wieder die (Zauber) Würfel geworfen habe. Dieser Mosheh kam auch heute nicht herbei, sondern ließ sich erst am andern Morgen im Moment unserer Abreise sehen, um doch auch zu grüßen.

Die alte Anna fragte ich, wie ihr zu Muth gewesen sei, als die Gläubigen vertrieben wurden. „Thränen." antwortete sie, „Thränen viele Thränen hier über diese meine Backen;" dabei fuhr sie mit der Hand über Augen und Backen.

Einer der Getauften erzählte von dem Tode der im vergangenen Jahr von hier hinweggegangenen Masintela. Masintela war mit ihrem Manne Jacobus in der Verfolgungszeit schnell nach Leydenburg geflohen, ohne ihre Kinder mitnehmen zu können. Nachdem der erste Sturm verbrauft war, kehr[illegible] Juli v. J. zurück, um ihre Kinder abzuholen. Sie sag[illegible] Manne

ab und zu das Land predigend durchſtreifen; auch Lucas [illegible] und Nachtigal ſoll alle Jahre ein- oder zwei Mal in das [illegible] gehen, um ſelbſt die Gläubigen mit Wort und Sakrament [illegible] ſtärken. So mag denn Sekukuni wüthen; während der [illegible] ſeines Zornes hat der heilige Geiſt hier im Lande zu [illegible] noch nicht aufgehört!

Inzwiſchen war unſer Lucas von ſeinen Wanderungen [illegible] die Krale zurückgekehrt und berichtete, was er gehört und [illegible] habe. „Hier heulen die Leute eine Klage, die geklagt wird, [illegible] ſprach er, weil ſo viele ſind hinweggezogen aus dem Lande, [illegible] ihre Angehörigen wohnen.“ Andere haben zu mir geſagt: „[illegible] ihr denn nicht gekommen, um hier zu bleiben?“ Aber ich ſage: „Kommt der Lehrer wieder, ſo kommen wir auch mit zurück, kommt der Lehrer nicht wieder, ſo können wir auch nicht wieder kommen; wir bleiben, wo der Lehrer bleibt.“ Darauf antworteten ſie: „Ja, das iſt das Verderben des Landes, daß die Lehrer weg ſind!“ Auf einem andern Kral ſagten ſie zu Lucas: „Wir haben immer noch gehofft, daß der König die Lehrer wieder zurückrufen wird. Aber unſere Hoffnung iſt zu nichte, dadurch daß wir hören, Sekukuni hat die Lehrer nicht einmal ſehen wollen. Aber das ſehen wir, daß dies Handeln von Sekukuni, der ſelbſt nicht weiß, was er thut, das Verderben des Landes iſt, und daß das Land zu Grunde gehen wird!“ Ueberall im ganzen Lande, berichtete Lucas, ſei meine Reiſe zu Sekukuni mit der größten Spannung erwartet und überall nun die tiefſte Niedergeſchlagenheit über Sekukuni's Ablehnung; überall Gährung und Aufregung!

Sekukuni aber thut durch Widerſinnigkeiten aller Art das Mögliche, um die Herzen gegen ſich zu erbittern. Im vergangenen Jahre hat er durch das ganze Land verboten, Waſſer durch die Schloten auf die Felder zu leiten, er ſelbſt werde ſo viel Regen machen, daß ſelbſt ſonſt ganz dürre Landſtriche fruchtbar und feucht würden. Er hatte darauf gebaut, daß zwei naſſe Jahre hintereinander geweſen waren. Nun aber machte Gott der Herr das großſprecheriſche Maul ſo völlig zu Schanden, daß ein ausnahmsweiſe trockenes Jahr folgte, ſo daß man auf Thaba Moſſego gar keine und im übrigen Lande nur geringe Ernten machte. Der Hunger aber iſt ein ſo ſtarker Gewappneter, daß er ſelbſt einem Wütherich wie Sekukuni gegenüber ſeine Autorität geltend macht. Das Land war außer ſich, überall lockern ſich die ſonſt ſo feſten Bande der Pietät gegen den angebornen Häuptling, offen ſpricht man es aus, Sekukuni's unſinniges Wüthen ſtürze das Land in's Verderben. Viele Unterkapitäne drohen ſchon mit Abfall. Sekukuni ſieht und fühlt dies und wird täg-

mißtrauischer und launischer und läuft dem Verderben wie ein Schlachtochs entgegen.

Von Lucas erfuhren wir auch die Ursache der plötzlichen Wandelung in Sekukuni's Gedanken in Betreff der Rückkehr der Lehrer. Das Bauer-Commando in Zoutpansberg soll mit schlechtem Erfolg einen Angriff auf Katlachter versucht haben, soll aus Mißverstand einige der eigenen Hülfskaffern erschossen haben; Mankopane und Mangoati sollen schwierig sein und die Hülfsochsen und Hülfstruppen versagen. Vielleicht mag Sekukuni den Moment für gekommen erachten, wo die Kaffern einen gemeinsamen Schlag gegen die Bauern versuchen.

Gegen Abend ging Nachtigal in den nahegelegenen Kral von Mametsi, um diesen Häuptling zu besuchen, der ebenso wenig wie Sepeke zu uns zu kommen gewagt hatte. Nicht lange nachher kamen Mametsi's Leute und brachten eine fette Ziege, die der Capitän als Geschenk für Nachtigal sende, und die sie sofort schlachteten und zubereiteten. Bald kam nun in der Dunkelheit auch Mametsi selbst, mich zu grüßen. Er entschuldigte sich, daß er Sekukuni halber nicht früher und bei Tage habe kommen können, und war im Uebrigen recht freundlich. Bei der Ausweisung hatte auch er getobt, wie alle anderen Heiden.

Spät Abends saßen wir wieder um das Feuer vor dem Hause und erzählten. Da erfuhren wir, daß auf Petrus Kral noch neun, bei Nachlachan noch zehn, bei Otimile noch fünf, und sonst im Lande noch mehrere Gläubige wohnten. Petrus erzählte, er habe auf einem Kral einen ganz vereinzelten Gläubigen getroffen, der, um seinen Sonntag nicht zu vergessen, einen Bindfaden habe, in den er jeden Tag einen Knoten mache. Kommt der siebente Knoten an die Reihe, so weiß er, es ist Sonntag, er, wie alle Gläubigen im Lande, arbeitet dann nicht, sondern betet.

Von einem abgefallenen Mosheh erzählten sie, daß er wieder die (Zauber) Würfel geworfen habe. Dieser Mosheh kam auch heute nicht herbei, sondern ließ sich erst am andern Morgen im Moment unserer Abreise sehen, um doch auch zu grüßen.

Die alte Anna fragte ich, wie ihr zu Muth gewesen sei, als die Gläubigen vertrieben wurden. „Thränen." antwortete sie, „Thränen viele Thränen hier über diese meine Backen;" dabei fuhr sie mit der Hand über Augen und Backen.

Einer der Getauften erzählte von dem Tode der im vergangenen Jahr von hier hinweggegangenen Masintela. Masintela war mit ihrem Manne Jacobus in der Verfolgungszeit schnell nach Leydenburg geflohen, ohne ihre Kinder mitnehmen zu können. Nachdem der erste Sturm verbrauft war, kehrte sie im Juli v. J. zurück, um ihre Kinder abzuholen. Sie sagte zu ihrem

ab und zu das Land predigend durchſtreifen; auch Lucas [illegible] und Nachtigal ſoll alle Jahre ein- oder zwei Mal in [illegible] gehen, um ſelbſt die Gläubigen mit Wort und Sakrament [illegible] ſtärken. So mag denn Sekukuni wüthen; während der [illegible] ſeines Zornes hat der heilige Geiſt hier im Lande zu [illegible] noch nicht aufgehört!

Inzwiſchen war unſer Lucas von ſeinen Wanderungen [illegible] die Krale zurückgekehrt und berichtete, was er gehört und [illegible] habe. „Hier heulen die Leute eine Klage, die geklagt wird, [illegible] ſprach er, weil ſo viele ſind hinweggezogen aus dem Lande, [illegible] ihre Angehörigen wohnen.“ Andere haben zu mir geſagt: „Ei[illegible] ihr denn nicht gekommen, um hier zu bleiben?“ Aber ich ſag[illegible] „Kommt der Lehrer wieder, ſo kommen wir auch mit zurück; kommt der Lehrer nicht wieder, ſo können wir auch nicht wieder kommen; wir bleiben, wo der Lehrer bleibt.“ Darauf antworten ſie: „Ja, das iſt das Verderben des Landes, daß die Lehrer weg ſind!“ Auf einem andern Kral ſagten ſie zu Lucas: „Wir haben immer noch gehofft, daß der König die Lehrer wieder zurückrufen wird. Aber unſere Hoffnung iſt zu nichte, dadurch daß wir hören, Sekukuni hat die Lehrer nicht einmal ſehen wollen. Aber das ſehen wir, daß dies Handeln von Sekukuni, der ſelbſt nicht weiß, was er thut, das Verderben des Landes iſt, und daß das Land zu Grunde gehen wird!“ Ueberall im ganzen Lande, berichtete Lucas, ſei meine Reiſe zu Sekukuni mit der größten Spannung erwartet und überall nun die tiefſte Niedergeſchlagenheit über Sekukuni's Ablehnung; überall Gährung und Aufregung!

Sekukuni aber thut durch Widerſinnigkeiten aller Art das Mögliche, um die Herzen gegen ſich zu erbittern. Im vergangenen Jahre hat er durch das ganze Land verboten, Waſſer durch die Schloten auf die Felder zu leiten, er ſelbſt werde ſo viel Regen machen, daß ſelbſt ſonſt ganz dürre Landſtriche fruchtbar und feucht würden. Er hatte darauf gebaut, daß zwei naſſe Jahre hintereinander geweſen waren. Nun aber machte Gott der Herr das großſprecheriſche Maul ſo völlig zu Schanden, daß ein ausnahmsweiſe trockenes Jahr folgte, ſo daß man auf Thaba Moſſego gar keine und im übrigen Lande nur geringe Ernten machte. Der Hunger aber iſt ein ſo ſtarker Gewappneter, daß er ſelbſt einem Wütherich wie Sekukuni gegenüber ſeine Autorität geltend macht. Das Land war außer ſich, überall lockern ſich die ſonſt ſo feſten Bande der Pietät gegen den angebornen Häuptling, offen ſpricht man es aus, Sekukuni's unſinniges Wüthen ſtürze das Land in's Verderben. Viele Unterkapitäne drohen ſchon mit Abfall. Sekukuni ſieht und fühlt dies und wird täg-

mißtrauischer und launischer und läuft dem Verderben wie ein Schlachtochs entgegen.

Von Lucas erfuhren wir auch die Ursache der plötzlichen Wandelung in Sekukuni's Gedanken in Betreff der Rückkehr der Lehrer. Das Bauer-Commando in Zoutpansberg soll mit schlechtem Erfolg einen Angriff auf Katlachter versucht haben, soll aus Mißverstand einige der eigenen Hülfskaffern erschossen haben; Mankopane und Mangoati sollen schwierig sein und die Hülfsochsen und Hülfstruppen versagen. Vielleicht mag Sekukuni den Moment für gekommen erachten, wo die Kaffern einen gemeinsamen Schlag gegen die Bauern versuchen.

Gegen Abend ging Nachtigal in den nahegelegenen Kral von Mametsi, um diesen Häuptling zu besuchen, der ebenso wenig wie Sepeke zu uns zu kommen gewagt hatte. Nicht lange nachher kamen Mametsi's Leute und brachten eine fette Ziege, die der Capitän als Geschenk für Nachtigal sende, und die sie sofort schlachteten und zubereiteten. Bald kam nun in der Dunkelheit auch Mametsi selbst, mich zu grüßen. Er entschuldigte sich, daß er Sekukuni halber nicht früher und bei Tage habe kommen können, und war im Uebrigen recht freundlich. Bei der Ausweisung hatte auch er getobt, wie alle anderen Heiden.

Spät Abends saßen wir wieder um das Feuer vor dem Hause und erzählten. Da erfuhren wir, daß auf Petrus Kral noch neun, bei Nachlachan noch zehn, bei Otimile noch fünf, und sonst im Lande noch mehrere Gläubige wohnten. Petrus erzählte, er habe auf einem Kral einen ganz vereinzelten Gläubigen getroffen, der, um seinen Sonntag nicht zu vergessen, einen Bindfaden habe, in den er jeden Tag einen Knoten mache. Kommt der siebente Knoten an die Reihe, so weiß er, es ist Sonntag, er, wie alle Gläubigen im Lande, arbeitet dann nicht, sondern betet.

Von einem abgefallenen Mosheh erzählten sie, daß er wieder die (Zauber) Würfel geworfen habe. Dieser Mosheh kam auch heute nicht herbei, sondern ließ sich erst am andern Morgen im Moment unserer Abreise sehen, um doch auch zu grüßen.

Die alte Anna fragte ich, wie ihr zu Muth gewesen sei, als die Gläubigen vertrieben wurden. „Thränen." antwortete sie, „Thränen viele Thränen hier über diese meine Backen;" dabei fuhr sie mit der Hand über Augen und Backen.

Einer der Getauften erzählte von dem Tode der im vergangenen Jahr von hier hinweggegangenen Masintela. Masintela war mit ihrem Manne Jacobus in der Verfolgungszeit schnell nach Leydenburg geflohen, ohne ihre Kinder mitnehmen zu können. Nachdem der erste Sturm verbraust war, kehrte sie im Juli v. J. zurück, um ihre Kinder abzuholen. Sie sagte zu ihrem

ab und zu das Land predigend durchſtreifen; auch Lucas [illegible] und Nachtigal ſoll alle Jahre ein- oder zwei Mal in das [illegible] gehen, um ſelbſt die Gläubigen mit Wort und Sakrament [illegible] ſtärken. So mag denn Sekukuni wüthen; während der [illegible] ſeines Zornes hat der heilige Geiſt hier im Lande zu arbeiten noch nicht aufgehört!

Inzwiſchen war unſer Lucas von ſeinen Wanderungen [illegible] die Krale zurückgekehrt und berichtete, was er gehört und geſehen habe. „Hier heulen die Leute eine Klage, die geklagt wird, [illegible] ſprach er, weil ſo viele ſind hinweggezogen aus dem Lande, [illegible] ihre Angehörigen wohnen.“ Andere haben zu mir geſagt: „Sind ihr denn nicht gekommen, um hier zu bleiben?“ Aber ich ſagte: „Kommt der Lehrer wieder, ſo kommen wir auch mit zurück; kommt der Lehrer nicht wieder, ſo können wir auch nicht wiederkommen; wir bleiben, wo der Lehrer bleibt.“ Darauf antworteten ſie: „Ja, das iſt das Verderben des Landes, daß die Lehrer weg ſind!“ Auf einem andern Kral ſagten ſie zu Lucas: „Wir haben immer noch gehofft, daß der König die Lehrer wieder zurückrufen wird. Aber unſere Hoffnung iſt zu nichte, dadurch daß wir hören, Sekukuni hat die Lehrer nicht einmal ſehen wollen. Aber das ſehen wir, daß dies Handeln von Sekukuni, der ſelbſt nicht weiß, was er thut, das Verderben des Landes iſt, und daß das Land zu Grunde gehen wird!“ Ueberall im ganzen Lande, berichtete Lucas, ſei meine Reiſe zu Sekukuni mit der größten Spannung erwartet und überall nun die tiefſte Niedergeſchlagenheit über Sekukuni's Ablehnung; überall Gährung und Aufregung!

Sekukuni aber thut durch Widerſinnigkeiten aller Art das Mögliche, um die Herzen gegen ſich zu erbittern. Im vergangenen Jahre hat er durch das ganze Land verboten, Waſſer durch die Schloten auf die Felder zu leiten, er ſelbſt werde ſo viel Regen machen, daß ſelbſt ſonſt ganz dürre Landſtriche fruchtbar und feucht würden. Er hatte darauf gebaut, daß zwei naſſe Jahre hintereinander geweſen waren. Nun aber machte Gott der Herr das großſprecheriſche Maul ſo völlig zu Schanden, daß ein ausnahmsweiſe trockenes Jahr folgte, ſo daß man auf Thaba Moſſego gar keine und im übrigen Lande nur geringe Ernten machte. Der Hunger aber iſt ein ſo ſtarker Gewappneter, daß er ſelbſt einem Wütherich wie Sekukuni gegenüber ſeine Autorität geltend macht. Das Land war außer ſich, überall lockern ſich die ſonſt ſo feſten Bande der Pietät gegen den angebornen Häuptling, offen ſpricht man es aus, Sekukuni's unſinniges Wüthen ſtürze das Land in's Verderben. Viele Unterkapitäne drohen ſchon mit Abfall. Sekukuni ſieht und fühlt dies und wird täg-

mißtrauischer und launischer und läuft dem Verderben wie ein Schlachtochs entgegen.

Von Lucas erfuhren wir auch die Ursache der plötzlichen Wandelung in Sekukuni's Gedanken in Betreff der Rückkehr der Lehrer. Das Bauer-Commando in Zoutpansberg soll mit schlechtem Erfolg einen Angriff auf Katlachter versucht haben, soll aus Mißverstand einige der eigenen Hülfskaffern erschossen haben; Mankopane und Mangoati sollen schwierig sein und die Hülfsochsen und Hülfstruppen versagen. Vielleicht mag Sekukuni den Moment für gekommen erachten, wo die Kaffern einen gemeinsamen Schlag gegen die Bauern versuchen.

Gegen Abend ging Nachtigal in den nahegelegenen Kral von Mametsi, um diesen Häuptling zu besuchen, der ebenso wenig wie Sepeke zu uns zu kommen gewagt hatte. Nicht lange nachher kamen Mametsi's Leute und brachten eine fette Ziege, die der Capitän als Geschenk für Nachtigal sende, und die sie sofort schlachteten und zubereiteten. Bald kam nun in der Dunkelheit auch Mametsi selbst, mich zu grüßen. Er entschuldigte sich, daß er Sekukuni halber nicht früher und bei Tage habe kommen können, und war im Uebrigen recht freundlich. Bei der Ausweisung hatte auch er getobt, wie alle anderen Heiden.

Spät Abends saßen wir wieder um das Feuer vor dem Hause und erzählten. Da erfuhren wir, daß auf Petrus Kral noch neun, bei Rachlachan noch zehn, bei Otimile noch fünf, und sonst im Lande noch mehrere Gläubige wohnten. Petrus erzählte, er habe auf einem Kral einen ganz vereinzelten Gläubigen getroffen, der, um seinen Sonntag nicht zu vergessen, einen Bindfaden habe, in den er jeden Tag einen Knoten mache. Kommt der siebente Knoten an die Reihe, so weiß er, es ist Sonntag, er, wie alle Gläubigen im Lande, arbeitet dann nicht, sondern betet.

Von einem abgefallenen Mosheh erzählten sie, daß er wieder die (Zauber) Würfel geworfen habe. Dieser Mosheh kam auch heute nicht herbei, sondern ließ sich erst am andern Morgen im Moment unserer Abreise sehen, um doch auch zu grüßen.

Die alte Anna fragte ich, wie ihr zu Muth gewesen sei, als die Gläubigen vertrieben wurden. „Thränen," antwortete sie, „Thränen viele Thränen hier über diese meine Backen;" dabei fuhr sie mit der Hand über Augen und Backen.

Einer der Getauften erzählte von dem Tode der im vergangenen Jahr von hier hinweggegangenen Masintela. Masintela war mit ihrem Manne Jacobus in der Verfolgungszeit schnell nach Leydenburg geflohen, ohne ihre Kinder mitnehmen zu können. Nachdem der erste Sturm verbraust war, kehrte sie im Juli v. J. zurück, um ihre Kinder abzuholen. Sie sagte zu ihrem Manne

Jacobus: Jetzt gehe ich mit Dir, aber zurückkehren werde ich nicht mit Dir, ich werde dort sterben. Eine von Nachtigal geliehene Binsenmatte sandte sie diesem vor der Abreise zurück, weil sie, wie sie sagte, nicht mit einer Schuld aus dieser Welt gehen wollte. So kam sie frisch und gesund zu ihrem heimatlichen Kral, legte sich aber alsbald und wurde krank. Da rief sie ihren heidnischen Vater und sprach: „Komm, zieh mir doch die Asche aus dem Leibe.“ Als ihr Vater nicht verstand, was sie meinte, winkte sie ihrem Manne, der es ihm sagen mußte. Der sagte ihm, daß sie von ihrer Krankheit spreche. Sie aber fuhr fort: „Die Doktoren (Zauberer) sagen, es ist kein Gott, ihre Zauberei ist kräftig. Können die Doktoren so sprechen, so können sie mich jetzt auch von meiner Krankheit heilen, die mich sticht. Aber ich weiß, da ist keiner von ihnen, der mich heilen wird, und ich sterbe jetzt und gehe zu Gott. Daran sollt ihr erkennen, daß die Zauberei nichts ist, und daß ein Gott im Himmel ist.“

Wenige Tage darauf ruft sie Jacobus, und sagt zu ihm: „Du, ich sterbe; dann aber begrabe Du mich, und sonst kein anderer, auch mein Vater nicht. Denn die wissen nicht, wie man begraben werden muß.“ (Sie wollte nicht auf heidnische Weise sitzend, zusammengekauert, sondern hingestreckt, wie nach Christenweise begraben sein.) Dann ermahnte sie Jacobus und Matabane, sie möchten fleißig lesen lernen, damit sie das Wort Gottes lesen könnten. Endlich sagt sie an einem Abend zu Jacobus: „Nun begrabe mich, denn ich bin verdorrt!“ Er antwortete: „Wie kann ich Dich denn jetzt begraben.“ Sie sprach: „Ich bin ja todt!“ — Und damit war sie heimgegangen. Jacobus hat sie begraben nach Christenweise. Sie war in den Zeiten der Verfolgung eine heldenmüthige Zeugin gewesen ohne Menschenfurcht, und ihren stillen und lauten Ermahnungen verdankten Viele (auch Matabane) ihre Erweckung. Sie war eine Frau von klarem Blick und großer Treue, und hat bei Lebzeiten um ihres Glaubens willen viel ausstehen müssen.

So saßen wir noch bis in den späten Abend um das Feuer und erzählten, und ermahnten uns gegenseitig zur Treue und Ausharren in den Zeiten der kommenden Trübsale. Von den Gläubigen waren vier am Abend nach Hause zurückgekehrt, die übrigen neun wollten bei uns bleiben bis zu unserer Abreise und suchten in den verlassenen Räumlichkeiten bei angezündetem Feuer, so gut es gehen wollte ihre Schlafstätte. Zum Schluß des Tages sangen wir unser Abendlied. Das klang feierlich in die Nacht, — auch in die Heidennacht hinaus, ein Genuß, den die Gläubigen hier lange hatten entbehren müssen. „Petrus, wie klingt Dir dies?“ fragte Nachtigal. „Ach, wo ist das Fett geblieben!“ sagte Petrus.

# XXV.

## Reiſe nach Patametſane. Magnetshoogde. Maſſerumule. Schikoane. Lechoelere. Sonntagsfeier auf Patametſane.

Sonnabend, den 6. Juli. Wir fanden uns früh alle wieder um das Feuer zuſammen. Ich ſprach zu den Leuten über das Wort, daß noch eine Ruhe vorhanden ſei dem Volke Gottes, und daß die Leiden dieſer Zeit nicht werth ſeien der zukünftigen Herrlichkeit, die an uns ſoll geoffenbaret werden. Dann hielten wir unſer Gebet mit einander, es wurde eingeſpannt und es ging fort! — Als wir bereits auf dem Wege waren, kam noch Moſcheh, der arme Abgefallene, der wieder mit Würfeln ſich zu ſchaffen gemacht hat. Er wollte wenigſtens grüßen. Von dem reichen Segen dieſer beiden letzten Tage hat er nichts abbekommen.

Unſer Weg führte uns bei Magnetshoogde vorbei, einem Berg von Eiſenerz, in welchem große Magnetklippen ſich finden. Ich nahm in Leydenburg einen Stein, der etwa eine Hand groß war, und deſſen magnetiſche Kraft ſtark genug war, um eine mittelgroße Scheere zu tragen.

Der Weg führte uns bei einem ganz ſteilen fünfundzwanzig Fuß tiefen Regenloch unmittelbar vorbei. Es war daſſelbe Loch, in welches Martha auf der Flucht hineingeſtürzt war. In der Dunkelheit hielt ſie es für ein Stück umgepicktes, und darum ſchwarzes Ackerfeld und ſtürzte mit ihrem einjährigen Töchterlein Bertha, das ſie auf dem Rücken feſtgebunden hatte, den Abgrund hinab, überſchlug ſich einige Mal im Fallen, und kam, durch Gottes Engel getragen, unverſehrt unten an. Mutter und Kind habe ich bei völliger Geſundheit in Leydenburg geſehen.

Gegen zwei Uhr erreichten wir die Station Patametſane, welche, ebenfalls in einer weiten Felſenkloof unter dem von Maſſerumule bewohnten Felſenkopf, ſehr maleriſch gelegen iſt. Die Stationsgebäude ſtanden alle noch faſt unverſehrt, nur von Lademann's alter Werkſtatt war die eine Pfahlwand eingeriſſen oder umgeſtürzt, ſo daß das halb zerfallene Dach nur noch auf zwei Stützen ruhte. Die daneben erbaute, größere, neue Werkſtatt Lademann's war, als ob ſie geſtern vollendet wäre. Daneben ſtand die Küche, noch nicht einmal vollendet, und ſtreckte ihre neuen Dachſparren dürr in die Luft. Endemann's Haus und die Kirche waren ſo, daß ſie mit wenigen Reparaturen morgen hätten wieder in Gebrauch genommen werden können. Und dies

alles so öde, so todt! Mich wollte hier, wo ich nun der [illegible] gegenüber die große Heidenstadt Masserumule sehen konnte, [illegible] mir das Jauchzen und Schreien des armen Volkes die [illegible] zerriß, fast das Herz schwer werden, daß hier die Wohnung des Allerhöchsten so öde und wüste stehen müssen, und daß das arme Volk das Lebensbrod und Seelenheil nun verschlossen ist. Da hatte ich wirklich mit mir zu kämpfen, nicht in Bitterkeit auszubrechen gegen den unglücklichen Sekukuni, der alles [illegible] Unheils Stifter ist, und der sich selbst damit seinen Höllenbrand geschürt hat.

Während auf Khalatloln doch eine Anzahl Christen, [illegible] selbst unter der Heidenschaar freundliche, theilnehmende Leute [illegible] uns gekommen waren, stand hier alles ganz öde, und erst [illegible] und nach sahen wir uns umgeben von einer Schaar müßiger Gaffer, Heiden, die durch ihre Gegenwart, durch ihr Betteln und durch die Gefahr ihres Stehlens überaus läftig wurden. Nur zwei fanden wir, mit denen wir über Gottes Wort sprechen konnten. Der eine war ein Catechumen, der wenigstens mit dem Munde auf unsere Mahnung zur Treue versicherte, nun auch zu den Lehrern ausflüchten zu wollen; der andere, ein Knecht, welcher bei Bruder Endemann lange gearbeitet hat, und der sich jetzt unsere Ermahnungen und Belehrungen gefallen ließ, obschon wir wenig Eindruck bemerkten.

Der wilde Shikoane, der Sohn und Thronfolger Masserumules, die Seele der Feindschaft und Verfolgung in früherer Zeit, fand sich auch ein. Er sieht ganz freundlich und nett aus. Heute war er auch ganz manierlich, nur daß er unbefugt fragte, ob wir hier zu schlafen gedächten. Er soll, seitdem die Gläubigen ausgeflüchtet sind, seinen rohen Sinn etwas geändert haben. Lechoelere, Masserumules Bruder, ein sehr angesehener Mann, schickte einen Korb mit Mais und stellte auch einen Kochtopf mit Bier in Aussicht. Er ließ uns sagen, wir sollten doch ja nicht denken, er wolle uns nicht sehen; er wäre schon längst gekommen, wenn er nicht sähe, daß so viel Volks sich um uns dränge; er warte die Zeit ab, wo wir allein sein würden; dann würde er auch kommen, er sei unser Freund. In der That hat er in früherer Zeit sich allzeit freundlich gegen unsere Brüder bewiesen, hat regelmäßig die Gottesdienste besucht, auch drei seiner Söhne taufen lassen, ohne je selbst den Taufunterricht zu begehren.

Als wir in der Dämmerung mit Piet, einem Catechumenen, fast allein geblieben, auf- und abgehend, über seinen Glauben sprachen, kam aus der Dunkelheit eine hohe, vornehme Gestalt den Berg herabgewankt, begleitet von einem Diener. Es war der alte Lechoelere, der uns selbst einen Topf mit Bier brachte, und uns seiner beständigen Freundschaft versicherte. Ich sprach

ihm: „Lechoelere, meine Kinder haben mir gesagt, daß Du allzeit ein Freund der Lehrer gewesen bist, deshalb bin ich auch Dein Freund!" Er: „Schön, sehr schön!" Wir setzten uns an's Feuer, dann fuhr ich fort: „Mein Herz ist betrübt, alle diese Häuser hier leer stehen zu sehen." Er: „Ja, es ist nun eben so gekommen, aber jetzt sehen wir ein, daß dies nicht gut gewesen ist." Nachtigall: „Wer hat die Lehrer weggejagt?" Er: „Bist Du nicht schon lange im Lande? Wie, weißt Du denn nicht, daß es Sekukuni allein gewesen ist?" Ich: „Ja, ja, so ist es, ich bin eben auch bei Sekukuni gewesen; der hat mich aber gar nicht sehen wollen, da ich mit ihm über die Lehrer reden wollte." Er: Es ist sehr dunkel, ich bin nur so hergekrochen, ich muß wieder fortgehen." Ich: „Ich hoffe Dich doch morgen noch zu sehen?" Er: „Ich bin nicht Kapitän hier auf dem Platze; Masserumule will nicht zu Dir kommen, so darf ich auch nicht zu Dir wiederkommen. Du siehst es ja, daß ich darum auch jetzt im Finstern gekommen bin!" Damit nahm er Abschied. Ich wünschte ihm ein festes Herz auf den Weg, damit er auch um den heiligen Geist bitte, und gläubig werde.

Unsere Abendgesellschaft um das Feuer war diesmal sehr klein, nur Ratochole war mit uns, ein früherer Catechumen. Derselbe erzählte, daß es an diesem Orte anders stehe, als in den übrigen Theilen des Landes. Dort seien die Kapitäne ungünstig, während das Volk mehr auf Seiten der Christen stehe, hier auf Patametsane aber sei das Volk aufgebracht wider die Christen, während der gutmüthige Kapitän wenigstens nichts Arges gegen sie im Sinne habe.

Vor einiger Zeit kam Salomo hierher, ein Getaufter, der ausgeflüchtet ist, und der nun seine Frau auch ausflüchten wollte. Sofort drängten die Leute auf Masserumule ein, er solle Salomo todtschlagen. Da ging dieser selbst zu Masserumule und sprach zu ihm: „Ich höre, du willst mich todtschlagen. Hier bin ich; ja ich bin gekommen, meine Frau zu holen, fliehen werde ich nicht; willst du mich tödten, so tödte mich." Masserumule aber antwortete: „Nein, nimm deine Frau und ziehe von dannen, todtschlagen werde ich dich nicht."

Weiter erzählte Ratochole, Masserumule sei über unsere Ankunft ungehalten; er wolle auch nicht herabkommen uns zu grüßen, wolle uns auch keine Kost zum Essen schicken, denn wir seien ja doch nur in der Absicht hergekommen, wieder Leute auszuflüchten. So saßen wir denn in der kalten Nacht und öden Umgebung und mit schwerem Herzen einsam um das Feuer, eine betrübte Nacht. In Endemanns Schlafkammer richteten wir uns ein, verstopften das Fenster mit Steinen und Stroh gegen die kalte Winternachtsluft, bereiteten eine Streu von Stroh auf dem Boden, nahmen unsere

Sättel als Kopfkissen und schliefen in Stiefeln und Sporen, lagert ganz vortrefflich.

Sonntag, den 7. Juli. Lucas, ein Getaufter von Otimile Kral, (nicht zu verwechseln mit unserem Begleiter Lucas, der von Leydenburg aus zu Sekukuni und dann mit uns nach Matlolu gereist war, und von dort aus die beiden gemiethe Pferde nach Leydenburg zurückgebracht hatte), kam mit Manchem einem Catechumenen am Vormittag, uns zu sehen. Letzterer hatte gestern Abend durch Petrus die Nachricht erhalten von unserem Hiersein, und war dann die Nacht hindurch gelaufen, um es den anderen mitzutheilen. Auch Lucas reinigte sich von dem Verdachte, als habe er sich zum Lehrer aufwerfen wollen, oder sei auch im übrigen nicht treu gewesen, zu unserer Zufriedenheit; er versicherte, er habe vielmehr nur auf die Rückkehr der Lehrer gewartet, und sei nun, da er sehe, Sekukuni wolle diese durchaus nicht, bereit, sich auszuflüchten, und auf einer unserer Station zu wohnen. Von seinem Kral, sagte er, seien die meisten Gläubigen abgefallen, nur fünf seien treu geblieben; außer ihm und seiner Frau noch Paulus, ein Blinder und noch ein anderer Mann.

Von Rachlachans Kral war Semang, der Catechumen, herangekommen mit zwei Frauen, die auch beide Catechumeninnen sind. Dort sind in Summa noch zehn Seelen gläubig. Sie, so wie die bei Otimile halten Sonntags regelmäßig ihre Zusammenkünfte mit Gesang, Gebet und gegenseitigem Mittheilen dessen, was sie von Gottes Wort übrig behalten haben.

Während wir noch sprachen, kam ein Bote von Masserumule, der inzwischen seinen Sinn geändert haben mußte. Er ließ uns sagen, er sei alt und fett und könne den Berg nicht leicht hinabkommen; aber er würde sich sehr freuen, wenn ich zu ihm kommen und die indaba (Neuigkeit) von Sekukuni erzählen wolle. So ging ich denn mit Knothe als meinem Mund, und Jacobus als meinem Diener durch die Felsklippen den Berg hinauf.

Nach den ersten höflichen Begrüßungen erinnerte Masserumule den Br. Knothe an das Versprechen eines Combers, dessen jener durchaus sich nicht entsinnen konnte. Darauf fuhr ich fort: „Wir haben in dieser Nacht dort unten in unseren Häusern geschlafen. Mein Herz ist schwer gewesen darüber, daß dort kein Lehrer war, der mich aufnehmen konnte. Wie ist das zugegangen?“ Masserumule: „Hat es dir denn Endemann nicht erzählt, daß Sekukuni es war, der, so wie die anderen Lehrer, so auch den, der hier wohnte, vertrieben hat? Ich für meine Person habe nichts damit zu thun, ich würde es nicht gethan haben.“ Ich: „Ich bin erfreut, dies Wort aus deinem Munde zu hören und habe dich deshalb lieb, und bin erfreut dich zu sehen.“ Er: „Ja, ich bin auch sehr froh daß ich dich, den großen Lehrer mit meinen Augen erblicke.“ Ich:

jetzt sind die Lehrer eine Zeit lang vertrieben. Aber sie waren nicht aus eigenem Willen hierher gekommen; es war der lebendige Gott und sein Sohn Jesus, der sie hierher gesandt hat. Meinst du, daß Sekukuni mächtiger ist als Gott? Jetzt wüthet er. Aber es wird die Stunde kommen, wo er sich beugen muß. Der lebendige Gott wird sicherlich machen, daß unsere Lehrer wieder in dies Land zurückkehren, Sekukuni mag es wollen oder nicht." Er: „Ei meinst du wirklich?" Ich: „So eben bin ich auch in dieser Absicht bei Sekukuni gewesen; man hatte mir gesagt, Sekukuni weint über die Leute, die von ihm ausflüchten; Sekukuni möchte wieder die Lehrer haben, damit seine Leute bei ihm bleiben und nicht aus dem Lande flüchten. Darum bin ich gekommen und habe diese meine zwei Söhne, Nachtigall und Knothe an die Hand genommen und wollte zu Sekukuni sprechen: Siehe hier ist ein Lehrer für Khalatlolu und hier ist ein Lehrer für Patametsane, siehe sie an mit deinen Augen! — Sekukuni aber hat schlechte Berather gehabt, die haben nicht gesprochen wie die Männer, sondern wie die Kinder. Sie haben zu ihm gesagt, ich wäre nur gekommen, ihn zu verzaubern. Da ist Sekukuni's Herz voll Furcht geworden, und er hat mich nicht sehen wollen. Aber waren es nicht wirklich Kinder, die Sekukuni den Rath gegeben haben? Wer von euch hat je gehört daß wir Lehrer mit Zauberei umgehen? Uns hat unser Gott nicht gesandt, um zu zaubern, sondern er hat uns gesandt, um das Wort Gottes zu verkündigen." Er: „Nein, Zauberei ist eine schlechte Sache, auch Todtschlagen ist eine schlechte Sache; aber Gottes Wort hören ist eine gute Sache. Auch wir sehen Zauberei für eine schlechte Sache an, und sagen: Das Wort lesen ist gut." Ich: „Ich wollte zu Sekukuni als ein Freund kommen und wollte mit ihm einen Bund machen. Er sollte meinen Lehrern ihre Häuser hier wiedergeben, und seinen Leuten nicht wehren, das Wort Gottes zu hören. So lange er das thut, wollte ich meinen Kindern in Botshabelo verbieten, daß sie keinen, der von Sekukunis Lande ausflüchtete, um bei ihnen zu wohnen, bei sich wohnen ließen, aber denen die zu Leydenburg wohnen, wollte ich sagen: Zieht mit eurem Lehrer zurück in Sekukunis Land. So wollte ich Sekukuni's Königreich stark machen helfen, während es jetzt am Tage liegt, daß es immer schwächer wird, denn ihm werden noch alle seine Leute weglaufen." Er: „Ja ich glaube auch, daß wenn Sekukuni dich nur gesprochen hätte, die Lehrer wiedergekommen sein würden. Denn ich weiß es ja selbst, daß Sekukuni gesagt hat, er wolle wieder Lehrer im Lande haben, die seine Kinder lehren." Ich: „Wenn die Lehrer erst wieder hier im Lande wohnen werden, so werden auch die Geflüchteten wiederkehren." Mass.: „Meinst du wirklich daß dies möglich sein sollte?" Ich: „Warum sind sie geflohen? Warum

anders, als daß Sekukuni nicht gestatten will, daß sie das W
Gottes hören. Gott aber will, daß alle Menschen das W
hören; darum sind sie hingefloben zu solchen Orten, wo es
predigt wird. Wird erst hier im Lande wieder Gottes Wort
predigt, so werden alle, die glauben, auch zu dem Ort ge
wo das Wort gehört wird, und wo der Lehrer wohn
Maff.: Ja, wenn das doch so geschehen könnte, d
ich fürchte, es wird nicht geschehen." Ich: „Du wirst es se
Die auf Leydenburg wohnen, werden sofort mit Ma
zurückkehren; die auf Botshabelo werden in einer späteren Z
wiederkommen, denn sollen sie jetzt schon zu Sekukuni gehen, d
er sie todtschlage?" Maff.: „Hat nicht kürzlich Sekukuni für
Ausgeflüchteten, die zu ihm kamen, einen Ochsen schlachten lassen?"
Ich: „Hat er nicht die beiden nächsten Gläubigen, die nun kam
fangen lassen, und dem einen ins Angesicht gespieen und de
anderen Bier zu trinken gegeben, daß er nach einer halben Stund
todt war? Sekukuni ist ein schwankendes Blatt, erst müssen wi
sehen, daß sein Herz fest geworden ist; hernach werden dann auch
die von Botshabelo zurückkehren. Ich will sagen, die Gläubige
von Mossägu müssen zuvor eine Zeit lang gesehen haben, daß d
Sekukuni Ernst ist, die Lehrer wiederum hier bauen zu lassen."
Maff.: Sekukuni weint ja jetzt schon um seine ausgeflüchteten
Kinder, sie werden sicherlich nicht zurückkehren." Ich: Ich sag
es Dir für fest, sie werden kommen." Maff. zu Knothe: „Wo
ist jetzt der kleine Blasebalg (Endemann)? Hast Du selbst nun
auch schon eine Frau genommen ꝛc." Ich: „Ich weiß es gewiß,
Masserumule, und sage es Dir, als von Gott gesandt, daß Königreiche nur durch das Wort Gottes stark und beständig bleiben können. Wenn Sekukuni fortfährt, Gottes Feind zu sein, und das Wort im Lande zu verbieten, so wird Gott ihn zwingen; will er sich ferner verhärten, so wird Gott ihn todtschlagen und die Lehrer werden dennoch in dies Land zurückkehren. Dies Land ist nicht Sekukunis Land, sondern des lebendigen Gottes Land, dessen Sohn, Jesus Christus, ein König aller Könige ist und ein Herr aller Herren; der wird das Land nicht in den Händen seiner Feinde lassen, sondern wer ihm widerstrebt, wird sterben. Wir aber sind Freunde des schwarzen Volks, wir wollen nicht, daß es sterbe, sondern wir wollen, daß es stark und glücklich werde, wie die Weißen: darum wollen wir sie Gottes Wort lehren. Die Lehrer werden sicher wieder hieher kommen; aber nun sprich, Masserumule, was wirst Du thun, wirst Du dann Deine Kinder zu ihnen schicken, daß sie lernen?" Maff.: Wie kann ich das? Sind sie nicht schon alle ausgeflüchtet hier weg?" Ich: Ich meine nicht die Gläubigen, sondern alle Deine Leute; denn das Wort Gottes gehört allen an." Maff.: „Ich kann ihnen nicht

fehlen: Geht hin zu den Lehrern alle. Aber Du weißt ja, welche dann lernen wollen, die gehen schon selbst hin zu den Lehrern." Ich: „Es ist mir auch schon genug, wenn Du es ihnen nicht verbietest. Aber nun habe ich noch eine Sache: Siehe, ich bin zu Sekukuni gekommen, und der hat durch einen Knecht mit mir sprechen wollen. Ich habe ihm sagen lassen, ich spreche zu Dir nicht durch einen Knecht, denn solcher Capitän, wie ich bin, kann nur mit einem Capitän selbst verhandeln. Darum mußte ich weggehen, als Sekukuni mich nicht selbst sprechen wollte. Siehe, Du, Masserumule, bist nun auch ein großer Häuptling, fast so groß, wie Sekukuni. Zu Dir habe ich mit meinem Munde gesprochen. Nun gehe hin, und sende Botschaft zu Sekukuni, damit er doch wenigstens wisse, welche gute Botschaft ich für ihn gehabt habe. Denn er wird mein Angesicht nimmer sehen. So soll er doch wissen, daß er zu seinem eigenen Schaden gehandelt hat." Mass.: „Sag' mir noch einmal, was soll ich ihm sagen lassen?" Ich that dies mit kurzen Worten. Mass.: „Gut, ich werde es thun." Ich wies ihn, falls Sekukuni sein Herz wandeln würde, auf Bruder Nachtigal, mit dem er ferner reden könne. Schließlich fragte Masserumule wieder nach einem Combers, und als ich ihm sagte, der Combers, den ich bei mir habe, habe in den Dornen ein Loch bekommen, er möge wählen, ob ich ihm diesen, so wie er ist, schenken sollte, oder ob er nach Leydenburg senden wolle, woselbst ich ihm einen neuen schenken würde, so erwiderte er, er könne ja das Loch zunähen, und sandte seinen Diener mit mir, um den Combers abzuholen.

Hierauf machte ich Masserumules Bruder Lechoelere meinen Gegenbesuch.

Nach den ersten Begrüßungen fragte er: Hast Da das große Kalb (den Häuptling) gesprochen? Als ich dies bejahte, wurde sein Gesicht ordentlich lebendig: „O wie ist mir das lieb," sagte er, „wie angenehm ist mir das! Wie freue ich mich auch, Dich von Angesicht hier zu sehen. Mir ist so wohl, so wohl zu Muthe. Ich schlafe einen sanften Schlaf, es ist, als läge ich auf meinen Armen, und es weckte Niemand mich auf!" Es sammelten sich inzwischen eine Anzahl Heiden, so daß ich die Gelegenheit wahrnehmen konnte, ihnen das Heil in Christo, das auch für sie bereit sei, warm ans Herz zu legen. „O, wenn ihr es doch wüßtet," sprach ich zu den Versammelten, „wenn ihr und die anderen Heiden doch wüßtet, was Gottes Wort für einen Reichthum von Gnade und Wohlthat auch für euch bringt, wie würdet ihr euch beeilen, Gott zu suchen!" Lechoel.: „Ja, Gott ist es, an den ich gedenke; wie lebe ich denn auch anders, als durch Gott? Alle Dinge kommen von Gott, der uns geschaffen hat!" Ich: „Ja, Du sprichst recht; es ist der lebendige Gott, dem Du alles ver-

möchtet und ihnen das Wort verkündiget, so viel ihr davon wißt?" Lucas: „Ja, großer Lehrer, wenn Du es sagst, so will ich noch bleiben; aber viele Tage kann ich nicht bleiben, so wie die Weißen sprechen, Monat oder Jahr, das kann ich nicht!" — „Und was sagst Du dazu, Morawane?" sprach ich zu dem daneben stehenden Catechumenen. Moraw.: „Ich sage, daß ich nicht ohne Gottes Wort bleiben kann." Ich ermahnte ihn und Lucas, sie sollten, so lange sie hier wohnen blieben, ab und zu nach Leydenburg kommen, um dort das Wort Gottes zu hören. Morawane aber meinte: Ich kann nicht hier bleiben, ich habe die zweite Geburt noch nicht erlangt, wie kann ich leben, ohne die zweite Geburt empfangen zu haben? Ich muß hinziehen an einen Ort, wo ein Lehrer wohnt, damit ich dort das Wort Gottes ferner höre und die zweite Geburt erlange."

Wir gingen nun in die öden Räume der verlassenen Kirche. In die eine Wand hatten die Heiden, wie bei allen Häusern, ein kleines Loch gebrochen. Wozu? Das habe ich nicht erfahren können. Wir waren ein ganz kleines Häuflein. Sechs an der Zahl waren gekommen, Getaufte und Catechumenen, dazu wir und unsere Leute. Nachtigal predigte zuerst, dann ich. Eine Anzahl Heiden lauschte am Fenster; hineinzukommen wagten sie nicht. Mir wurde das Herz sehr schwer, und doch wieder so fröhlich und siegesgewiß.

Nach der Predigt nahmen wir Abschied, die einzelnen vermahnend. Wir mußten eben heute noch anderthalb Stunden fahren, damit es uns für morgen möglich werde, den nächsten, etwa 10 Meilen entfernten Bauerplatz zu erreichen. — Wir fuhren bis zu einem Dorngebüsch, in dessen Nähe Kaffergärten gepickt waren. Unsere Esel und Pferde konnten in den Kafferkornstoppeln trefflich weiden. Wir selbst aber, da sehr reichliche Wildspuren, also auch viele Löwen nahebei waren, zündeten um einen Dornbusch herum zwei große Feuer an. Dann bereiteten wir das Lager von ausgerauften Grasstengeln unter freiem Himmel, nahmen die Sättel zu Kopfkissen und schliefen sanft. Ich freilich mußte oft aufstehen; die Leute hatten so wenig Holz zum Feuer gebracht, daß es oft erlöschen wollte, und da es der einzige Schutz gegen das Ungethier war, mußte ich drei oder viermal aufstehen, um frisches Holz heranzuholen. Der Herr hielt seine Hand über uns, daß kein Unheil uns berühren konnte, und wir mit der Ungemüthlichkeit einer kalten Winternacht davon kamen.

# XXVI.

## Rückkehr nach Botshabelo. Conferenz. Menschenfresser.

Montag, den 8. Juli. Wir brachen früh auf; denn wir hatten einen weiten Weg vor uns. Wir waren wieder auf dem Hoogefeld und ergötzten uns an den zierlichen Sprüngen des Wildes oder an dem ungestümen Vorüberfausen des Gnu. Vor uns war der Olifantskop, die Grenze von Sekukunis Land. Ich fühlte mich doch auch in der That etwas ruhiger, als ich dieselbe hinter mir hatte. Denn die Gottesdienste, die wir dort zu halten, werden, sobald Sekukuni es erfahren, seinen ganzen Grimm entzündet haben, und wer weiß, ob er uns nicht doch noch den Weg verlegt hätte.

Noch galt es eine ganze Tagereise, zuerst durch Schluchten und über Hochflächen, dann einen mehr als 1000 Fuß hohen Abhang hinab in das warme Buschfeld, aus welchem trotz des Winters eine wahre Hundstagshitze uns entgegenschlug. Der Abhang des Berges war ein richtiger alter afrikanischer Weg, den wir zu Fuß hinabzusteigen vorzogen, da wir uns verwunden mußten, daß die Karre auch leer heil herabkam.

Unten war eine ganze Reihe der schönsten Bauerplätze verlassen von den Besitzern, aus Furcht vor Mapoch. Auf etlichen standen die Gebäude als Ruinen da. Am Abend erreichten wir, nachdem wir den flau gewordenen Tois mit Joseph hatten mitten auf dem Hoogefeld zurücklassen müssen, spät im Mondenschein den Bauerhof von Taute, woselbst auch Grützner mit seiner Frau, und Beyer und Endemann kurz vor uns eingetroffen waren, um zur Conferenz nach Botshabelo zu reisen. Da die Brüder ihre Pferde mit sich hatten und Endemann es vorzog, mit dem Ochsenwagen zu gehen, nahmen wir drei, Grützner, Beyer und ich, die frischen Pferde und ritten.

Dienstag, den 9. Juli, nahmen wir, zum Theil auf Gebirgspfaden durch malerische Felskloofen, einen näheren Weg von circa acht Meilen nach Botshabelo; denselben Weg, den ich vor acht Wochen mit Merensky nach Gerlachshoop zu geritten war. Gerade mit Sonnenuntergang trafen wir in Botshabelo ein — wiederum genau an dem Tage, den ich vor vierzehn Tagen als Tag der Rückkehr bezeichnet hatte. Also hatte der Herr wiederum alle Hinderniſſe und Aufenthalt gnädig abgewandt.

Mittwoch, den 10. Juli, sammelten sich die Brüder von allen Seiten, so daß wir bereits

Donnerstag, den 11. Juli, die Conferenz anfangen konnten, einen Tag früher, als bestimmt war. Gegenstände der Berathung waren nach meinem einleitenden Vortrag: Grützners Stationsbericht nebst Kassenabschluß und Anträgen, sodann der persönliche Verkehr des Missionars mit der Gemeinde in Hausbesuch, Anregung der Einzelnen ꝛc.

Freitag, den 12. Juli, Fortsetzung der Conferenz, das amtliche Wirken des Missionars, Taufe, Confirmation, Kirchenzucht; Berichte von Endemann, Anträge, Ehefragen. — Mampuru, Sekukunis Bruder, sandte wieder eine Botschaft mit der Anfrage, ob er mit seinem Anhang (etwa 100 Seelen) nach Botshabelo ausflüchten dürfe. Es soll dieserhalb erst nach Pretoria zur Anfrage gesandt werden.

Sonnabend, den 13. Juli, Fortsetzung der Conferenz, Berichte von Nachtigal und Moschütz, Discussion über die Unterrichtsfrage für Schulkinder und Erwachsene; Nachmittags Organisation der Gemeinde, Erziehung derselben zu selbstthätiger Mitarbeit im Missionswerke, Gemeindeämter ꝛc.

Sonntag, den 14. bis Sonnabend, den 20. Juli, Fortsetzung der Conferenz. Ueber die Verhandlungen wurden ausführliche Protokolle abgefaßt und nach Berlin gesandt. Freitag, den 21. Juli, Ordination der Brüder Kühl, Beyer, Kobold und Institution Merenskys in die Superintendentur und Grützners als Vicesuperintendent.

Sonntag, den 21. Juli. Nach dem Gottesdienst machte mich Merensky auf einen Mann aufmerksam, der noch ein Menschenfresser gewesen war. Wir ließen ihn kommen und er erzählte, daß er, gefangen genommen, mehr als ein Jahr unter den Menschenfressern gelebt und mit ihnen Menschenfleisch gegessen habe. Er meinte, ihm habe es, obgleich er sich nicht gegen das Essen gesträubt habe, nie besonders gut geschmeckt, aber die Leute selbst hätten es mit Begierde gegessen, und der Capitän habe sich die fetteren Stücken — von den Weibern Brust und Unterleib — vorbehalten. „Da lebt noch in Sekukunis Lande der Vater von Petrus Zemane, der fing sich ein sehr fettes Mädchen. Aber weil er von dem Capitänsstück etwas für sich behielt und briet, so spritzte ihm von dem Fett etwas ins Auge, und er ist darauf blind bis auf diesen Tag." — „Da ist der Vater von Jacobus Kobise. Der hatte die Tochter eines Mannes, welcher Kobise hieß, zur Braut. Er nahm eine andere Frau, denn diese Braut wurde von den Menschenfressern gefangen und gegessen; aber zur Erinnerung an diese nannte er seinen Sohn Kobise."

Die Menschenfresserei ist so aufgekommen: Es war eine große Hungersnoth. Da kam ein Kahlkaffer aus Swazis Lande, der rief den Leuten zu: Was hungert ihr? ihr habt ja Kost genug;

fangt doch eure Feinde und eßt sie, es ist kein Fleisch, das besser schmeckt, als Menschenfleisch!" Sie antworteten: „Das wollen wir denn gleich an Dir probiren." Sie nahmen den Rathgeber selbst, und schlachteten ihn und fanden, daß das Fleisch gut schmeckte. Von da ab aßen sie nur Menschenfleisch. Sekwati aber schickte Mackchore (den Vater unseres David) mit einem Commando und ließ die Menschenfresser alle ausrotten!" Von den Höhen des Lolu aus zeigte mir Nachtigal über Cha-Ratau hin den Berg, wo jene Unholde gehauset hatten.

Am Abend war eine fröhliche Hochzeitsfeier. Jacob Makuele machte Hochzeit. Weil seine Braut, obgleich Katechumenin, doch eben noch nicht getauft war, hatte Merensky Vormittags in der Kirche zwar eine Traurede gehalten, aber den kirchlichen Segen nicht über das Paar gesprochen. Die Sache war ihm sehr nahe gegangen. Aber weil um der bloßen Verheirathung willen der Catechumenenunterricht doch nicht abgekürzt werden konnte, und auch Jacob nicht füglich warten konnte, so mußte er sich in das Schwere finden. Abends waren wir seine Gäste.

Vor seiner Hütte war ein Viereck von Lehmboden, platt und eben wie eine Dachtenne geschlagen, und rings mit einer Rohrwand umgeben. In diesen kleinen Hof hinein ragte das niedrige Einzangsloch einer Rohrhütte, aus welcher bald ein halbnacktes Weib kroch, und wohl an zwanzig Schüsseln mit Kost aller Art hervorbrachte: Fleisch, Bohnen, Pappe, Milis, Kaffee, Zucker. Die sechszig Gäste, die theils geladen, theils ungeladen herzugekommen waren, lagerten sich in verschiedenen kleinen Kreisen von sechs bis zehn Personen, deren Centrum für Leib und Geist alsbald eine jener Schüsseln wurde. Wir hatten den Ehrenplatz neben den beiden Häuptlingen, und ließen uns die sehr sauber bereiteten Speisen gut schmecken. Um uns lagerten die Damen im schönsten Kranz, und empfingen jede aus meiner Hand eine Hand voll Pappe, die ihnen nicht blos ehrenvoll, sondern auch gutschmeckend war. Weiter hinaus lagerte und wartete das geringere Volk, und bekam schließlich auch noch seinen Antheil von den Resten. Die Stimmung war heiter, und die Gespräche, so viel ich davon mir dolmetschen ließ, zum Mindesten ebenso geist- und inhaltsvoll, als auf jeder Hochzeit, die ich in Pommerland mitgefeiert habe. Es waren Erinnerungen aus dem Leben bei Sekukuni, aus der Verfolgungszeit, Jagdscenen ꝛc. und ich bedauerte nur, nicht alles verstehen zu können. Als ich anstimmte: „Schönster Herr Jesu," fielen alle ein. Bisher waren sie nicht gewohnt gewesen, bei Hochzeiten zu singen. Christliche Sitte und Feier bei solchen Gelegenheiten muß erst allmählich in das Volk gepflanzt werden.

Montag, den 22. Juli, machte ich mit Merensky Besuche in den Kralen und erfreute mich an dem frischen Glaubensleben, welches in beredtem Zeugniß mir aus dem Munde manches Märtyrers entgegenkam.

## XXVII.

### Besuch bei Mokibe. Große Jagd. Letzter Aufenthalt auf Botshabelo. Hochzeitsfeier. Abschied.

Dienstag, den 23. Juli, machten wir einen Ritt zu Mokibe (einem Unterkapitän von Mapoch), welcher mit seinen Matabelen etwa zwei Meilen von Botshabelo in den Felsköpfen und tiefen Kloofen unweit des Olifantflusses wohnt. Derselbe hat sich seit einiger Zeit von Mapoch losgemacht und ihm den Tribut verweigert, und sucht nun die Freundschaft der benachbarten Amakolwa (Gläubigen auf Botshabelo), mit denen er gern ein Schutz- und Trutzbündniß eingehen würde.

Nachdem wir etwa eine halbe Stunde über hügelichtes Feld geritten waren, kamen wir in eine Feldschlucht, in welcher die grünen frischen Spitzen des neuen Grases bereits aus der schwarzen Asche des alten abgebrannten, hervorschauten, und aus dem Fels und schwarzen Tod wie Auferstehungsleben hervorleuchteten. Dann mußten wir die steinige Drift eines Flusses passiren und gelangten zu den ersten Kralen von Mokibe's Leuten, welche unter schroffen Felswänden, auf einem schön belaubten, fruchtbaren Bergthal erbaut waren. Es sind das Bassuto und Bakopa, welche schon in früherer Zeit von Maleo sich losgesagt und zu den Matabelen sich geschlagen hatten. Jacob Makuetle, der unter ihnen Verwandte hat, war bis hierher voraufgegangen. Wir wurden daher freundlich aufgenommen und dann gingen wir, Jacob als unseren Diener mitnehmend, wie es sich für Capitäne geziemt, an den schönen, steilen, den Felsgebilden der sächsischen Schweiz ähnlichen Felskränzen vorbei, über einen Felshügel hinweg, durch große Milisgärten, bis zu einem Punkt, wo der Olifant-Fluß nach großer Krümmung wieder herankommt.

Dort, unter dem Abhange steiler Felskränze, wohnen die Matabelen und ihr Häuptling Mokibe — nicht merkend, daß gerade jene schroffen Felskränze dem Feinde eine sichere Position gewähren, von wo aus der letzte Mann in den Kralen todtgeschossen werden kann.

[illegible]

# XXVI.

## [illegible]

[illegible]

[illegible]

[

fangt doch eure Feinde und eßt sie, es ist kein Fleisch, das besser schmeckt, als Menschenfleisch!" Sie antworteten: „Das wollen wir denn gleich an Dir probiren." Sie nahmen den Rathgeber selbst, und schlachteten ihn und fanden, daß das Fleisch gut schmeckte. Von da ab aßen sie nur Menschenfleisch. Sekwati aber schickte Mackchore (den Vater unseres David) mit einem Commando und ließ die Menschenfresser alle ausrotten!" Von den Höhen des Lolu aus zeigte mir Nachtigal über Cha-Ratau hin den Berg, wo jene Unholde gehauset hatten.

Am Abend war eine fröhliche Hochzeitsfeier. Jacob Makuetle machte Hochzeit. Weil seine Braut, obgleich Katechumenin, doch eben noch nicht getauft war, hatte Merensky Vormittags in der Kirche zwar eine Traurede gehalten, aber den kirchlichen Segen nicht über das Paar gesprochen. Die Sache war ihm sehr nahe gegangen. Aber weil um der bloßen Verheirathung willen der Catechumenenunterricht doch nicht abgekürzt werden konnte, und auch Jacob nicht füglich warten konnte, so mußte er sich in das Schwere finden. Abends waren wir seine Gäste.

Vor seiner Hütte war ein Viereck von Lehmboden, platt und eben wie eine Dachtenne geschlagen, und rings mit einer Rohrwand umgeben. In diesen kleinen Hof hinein ragte das niedrige Eingangsloch einer Rohrhütte, aus welcher bald ein halbnacktes Weib kroch, und wohl an zwanzig Schüsseln mit Kost aller Art hervorbrachte: Fleisch, Bohnen, Pappe, Milis, Kaffee, Zucker. Die sechszig Gäste, die theils geladen, theils ungeladen herzugekommen waren, lagerten sich in verschiedenen kleinen Kreisen von sechs bis zehn Personen, deren Centrum für Leib und Geist alsbald eine jener Schüsseln wurde. Wir hatten den Ehrenplatz neben den beiden Häuptlingen, und ließen uns die sehr sauber bereiteten Speisen gut schmecken. Um uns lagerten die Damen im schönsten Kranz, und empfingen jede aus meiner Hand eine Hand voll Pappe, die ihnen nicht blos ehrenvoll, sondern auch gutschmeckend war. Weiter hinaus lagerte und wartete das geringere Volk, und bekam schließlich auch noch seinen Antheil von den Resten. Die Stimmung war heiter, und die Gespräche, so viel ich davon mir dolmetschen ließ, zum Mindesten ebenso geist- und inhaltsvoll, als auf jeder Hochzeit, die ich in Pommerland mitgefeiert habe. Es waren Erinnerungen aus dem Leben bei Sekukuni, aus der Verfolgungszeit, Jagdscenen ꝛc. und ich bedauerte nur, nicht alles verstehen zu können. Als ich anstimmte: „Schönster Herr Jesu," fielen alle ein. Bisher waren sie nicht gewohnt gewesen, bei Hochzeiten zu singen. Christliche Sitte und Feier bei solchen Gelegenheiten muß erst allmählich in das Volk gepflanzt werden.

Montag, den 22. Juli, machte ich mit Merensky Besuche in den Kralen und erfreute mich an dem frischen Glaubensleben, welches in beredtem Zeugniß mir aus dem Munde manches Märtyrers entgegenkam.

## XXVII.

### Besuch bei Mokibe. Große Jagd. Letzter Aufenthalt auf Botshabelo. Hochzeitsfeier. Abschied.

Dienstag, den 23. Juli, machten wir einen Ritt zu Mokibe (einem Unterkapitän von Mapoch), welcher mit seinen Matabelen etwa zwei Meilen von Botshabelo in den Felsköpfen und tiefen Kloofen unweit des Olifantflusses wohnt. Derselbe hat sich seit einiger Zeit von Mapoch losgemacht und ihm den Tribut verweigert, und sucht nun die Freundschaft der benachbarten Amakolwa (Gläubigen auf Botshabelo), mit denen er gern ein Schutz- und Trutzbündniß eingehen würde.

Nachdem wir etwa eine halbe Stunde über hügelichtes Feld geritten waren, kamen wir in eine Feldschlucht, in welcher die grünen frischen Spitzen des neuen Grases bereits aus der schwarzen Asche des alten abgebrannten, hervorschauten, und aus dem Fels und schwarzen Tod wie Auferstehungsleben hervorleuchteten. Dann mußten wir die steinige Drift eines Flusses passiren und gelangten zu den ersten Kralen von Mokibe's Leuten, welche unter schroffen Felswänden, auf einem schön belaubten, fruchtbaren Bergthal erbaut waren. Es sind das Bassuto und Bakopa, welche schon in früherer Zeit von Maleo sich losgesagt und zu den Matabelen sich geschlagen hatten. Jacob Makuetle, der unter ihnen Verwandte hat, war bis hierher voraufgegangen. Wir wurden daher freundlich aufgenommen und dann gingen wir, Jacob als unseren Diener mitnehmend, wie es sich für Capitäne geziemt, an den schönen, steilen, den Felsgebilden der sächsischen Schweiz ähnlichen Felskränzen vorbei, über einen Felshügel hinweg, durch große Milisgärten, bis zu einem Punkt, wo der Olifant-Fluß nach großer Krümmung wieder herankommt.

Dort, unter dem Abhange steiler Felskränze, wohnen die Matabelen und ihr Häuptling Mokibe — nicht merkend, daß gerade jene schroffen Felskränze dem Feinde eine sichere Position gewähren, von wo aus der letzte Mann in den Kralen todtgeschossen werden kann.

Wir fanden dort einen Bauer, Freund des Mokibe, der indeß alsbald die Schanzarbeiten des Häuptlingskrals in Augenschein genommen hatte, und uns mit bedeutungsvollem Winken mittheilte, die Schießlöcher seien alle gerade aus und nicht schräge. Es ist überhaupt unglaublich, wie ungeschickt diese Kafferhäuptlinge ihre festen Stellungen wählen. Meistens lassen sie sich durch den Anblick eines schroffen Felskopfs blenden, — wie auch Maleo einen dieser Köpfe hier zur Residenz erkoren hatte, bevor er nach Taba Unschu zog. Dabei bedenken sie nicht, daß sie da oben kein Wasser haben, binnen acht Tagen also verschmachten müßten, wenn sie belagert würden.

Hier bei Mokibe beginnt eine Reihe so schroffer und unzugänglicher Felslloosen, daß die Bauern diesen, höchst romantischen Theil des Olifantflußgebiets, mit dem prosaischen Namen der Spelunken bezeichnet haben.

Wir fanden den alten Mokibe in seinem Chorong auf dem Stein sitzend, seine Großen um ihn her. Neben dem Chorong war eine mächtige große, nach einer Seite offene, regendichte Halle von Baumstämmen, in welcher der Hohe Rath auch während des Regens tagen konnte. Der alte Herr empfing uns sichtlich sehr entgegenkommend und freundlich, und als ich vor Allem ihm die Hauptwahrheiten des Evangelii verkündigte, stimmte er auf das Bereitwilligste zu, das Wort Gottes sei ein gutes Ding und er liebe es ganz außerordentlich. Als ich aber fortfuhr, nun ernster in ihn zu dringen und gar sagte, ich würde ab und zu von Botshabelo aus einen Boten schicken, der ihm und seinem Volk das gute Wort predigen solle, da hatte er allerlei Bedenken. Er meinte, er stehe unter Mapoch, und der wolle die Predigt nicht, auch würden seine Leute nicht kommen, und zwingen könne er sie doch nicht. Wir antworteten, er frage doch nicht allzuviel nach Mapoch, und habe ihm doch sogar den Tribut verweigert. Hierauf winkte er uns, und wir mußten ihm nach einen Platz folgen, wo keiner seiner Großen zugegen war.

Dort versicherte er uns, wie er so großen Werth lege auf die Freundschaft mit den Nachbaren in Botshabelo, und daß er auch durchaus gar nichts dagegen hätte, wenn des Sonntags einer von dort herüberkäme, um das Wort Gottes zu predigen; denn das Wort Gottes sei doch eine gute Sache.

Zur Besiegelung der Freundschaft wurde dann festgemacht, daß er am folgenden Tage eine Zahl seiner jungen Leute hinüberschicken möchte nach Botshabelo, um eine große, von dort aus zu veranstaltende Jagd mitzumachen. Hierauf entfernte er sich, um Kost für uns zu suchen — vielleicht einen Bock zu schlachten. Aber wir warteten das nicht ab, sondern gingen und ritten möglichst schnell nach Botshabelo zurück, woselbst ich halb vier Uhr

angekommen, meine Besuche in den Häusern der Einzelnen fortsetzte.

Mittwoch, den 24. Juli, ging die große Jagd vor sich. Früh schon ertönten die Signale auf den Palafala-Hörnern. Die Leute machten sich bereit, und als sie sahen, daß wir unsere Pferde bestiegen, stürmten sie überall aus den Kralen hervor, bewaffnet mit Flinten und Assagaien, haufenweise auf verschiedenen Fußwegen nach dem eine Stunde entfernten Sammelplatze eilend. Unter ihnen war eine Schaar von zehn Jünglingen aus Mokibes Volk, schlanke, kräftige, fast nackte Leute mit schweren Gewehren, einige sogar mit Doppelläufern bewaffnet. Wir ritten langsam voraus und sahen von den verabredeten Felsklippen aus, wie die Schaaren herankamen, deren Zahl die bewaffnete Gesammtmacht von Botshabelo repräsentirt. Ich zählte in Summa etwa hundertundfünfzig Mann, eine für die transvaalschen Verhältnisse nicht unbedeutende Macht.

Auf dem ganzen Wege hatte Niemand Wild gesehen. Wir gingen daher noch dreiviertel Stunde weiter, nun alle miteinander. Als wir unterwegs die ersten kleinen Trupps von Gnu, Zebra, Bleßböcken ꝛc. begegneten, da kam Bewegung in die Menge. Kleine Abtheilungen formirten sich. Ein Jüngling sprang voran, und tanzend und singend führte er den in schnellem Tempo folgenden Trupp. Wir gingen aber, alle diese kleinen Schaaren Wild unbeachtet lassend, weil sie hernach doch noch vor den Schuß kommen mußten, noch eine Viertelstunde weiter, um dem Wild in den Rücken und vor den Wind zu kommen, und nun wurde der Jagdplan entworfen.

In malerischen Gruppen lagerten sich die Haufen in ihren Fellkleidern, mit Assagaien und Flinten bewaffnet, um Einen, der das Wort ergriff.

Lautlos hörten sie zu, als er mit beredten Worten entwickelte: „Heute sind zum erstenmale die Bamokibe als unsere Freunde unter uns. Deshalb müssen wir ihnen, selbst wenn sie nichts schießen sollten, doch von unserem Fleisch abgeben.“ Allgemein gefiel dies. Dann aber erzählte er weiter; die Matabelen hätten andere Jagdgesetze als die Bapedi. Deshalb müsse er die letzteren zuerst in Erinnerung bringen, damit hernach Niemand sich über Unrecht beklagen könne, wenn die Jagdbeute nach den Gesetzen der Bapedi vertheilt würde. (Die Bassuto nämlich haben ihre ganz bestimmte Jagdordnung, welches Stück vom Wild demjenigen gehört, der es angeschossen hat; welches dem, der es ganz todtgeschossen hat, welches dem Besitzer des mitgenommenen Hundes ꝛc.)

Hierauf wurde der Jagdplan vorgezeichnet, wohin und wie weit der rechte Flügel sich ausdehnen solle, wie weit dann der

linke Flügel und wer im langsam nachrückenden Centrum bleiben solle. Dann hieß es: Lauf! Lauf! — Aber nun war auch kein Halten, die ganze junge Mannschaft stürzte auf den rechten Flügel zu, wohl zwei Drittheile der ganzen Zahl. Zurückrufen half nichts, so daß der linke Flügel ganz schwach blieb, und nicht ausreichte um die Linie dicht zu machen.

Wir blieben zu Pferde im Centrum. Wohl eine halbe Stunde lang mußten wir still bleiben, bis die Flügel sich ausgebreitet hatten, und eine Kette gebildet war, in welcher je hundert bis zwei Hundert Schritt von einander entfernt, die einzelnen Schützen langsam vorrückten, einen, wohl eine Stunde weiten, Halbkreis bildend, dessen Diameter der Fluß Mohlotsi war, eine für das Wild unüberspringbare Grenze. Dieser Halbkreis von Schützen rückte nun langsam auf sein Centrum zu, immer enger werdend, so daß das in demselben befindliche Wild nicht entrinnen konnte, ohne in Schußweite zu kommen. Rechts vor uns weideten, außerhalb des Halbkreises bleibend, wohl an tausend Springböcke, die mit ihrem weißglänzenden Fell von dem schwarzen Grase abstachen. Wir ließen sie unberücksichtigt, weil wir den Plan unserer Jagd nicht allzuweit ausdehnen konnten, und auch in unserem Kreise viel Wild zu haben hofften. Sehen konnte man zunächst nichts; denn das ganze Terrain des Hoogefelds ist so wellicht und hügellicht, daß nur ab und zu so ein Hundert Bleßblöcke über die Höhen weglaufend sichtbar wurden. Sie lieferten uns den Beweis, daß Wild genug umschlossen sei. Wir aber mußten, ebenso wie das Wild, über Hügel und Thal fort.

Da kam der erste Trupp in Schußweite sorglos auf uns zugerannt. Der Vorderbock sieht uns, stutzt, dreht um, — und hin stürzt die ganze Schaar, binnen einer halben Minute weit außer dem Bereich der Kugeln. Sie verschwanden hinter dem nächsten Hügel, und erst in der Ferne konnten wir an der wirbelnden hohen Staubwolke erkennen, wohin sie geflüchtet waren. Wir ließen sie ziehen, sie mußten uns doch bald wieder kommen.

Der nächste Hügel bringt uns eine neue Schaar von zwei bis drei Hundert Stück. Aber sie haben uns bereits von fern gesehen, und setzten sich in eilige Flucht. Wir reiten langsam vor — sie müssen uns ja doch wieder kommen.

Weiter dringen wir vor. Wieder ein ähnlicher Trupp, der ängstlich hin- und herjagt, einzelne Schüsse fallen; die Heerde sprengt auseinander und folgt nicht mehr dem leitenden Bock. Hier und da nimmt ein einzelnes Verjagtes seinen Lauf gerade auf die Schützenlinie. Diese haben es am klügsten gemacht; auf die einzelnen schießt so leicht Niemand, und bald sind sie hinter der Linie, für heute gerettet.

Wir kommen auf einen hohen Hügel; da können wir die ganze Kette überschauen. Weit hinausschüber Berg und Thal ziehen die Schützen, aber die Linie ist nicht mehr vollständig, auch nicht mehr geregelt, hier gehen ihrer zwei dicht neben einander, während dort eine Lücke von vier bis fünf Hundert Schritt ist, Man ruft sich zu, aber es ist schwer, die Ordnung herzustellen. Vor uns in der Tiefe sind jetzt viele Hunderte von Wild, eine ungeheure Masse. Etliche laufen langsam ohne uns zu ahnen, andere, bereits geängstigt, schaaren sich zu ihnen. Was wir vor uns haben, ist bereits eine Sammlung mehrerer verscheuchter Einzelheerden, da wimmelt es bunt durcheinander. Hier eine Heerde Gnu, dort ein Trupp Zebra, dort Massen von Bleßböcken, Springböcken; Deucker, Klippspringer laufen einzeln dazwischen, auch wohl ein Trupp Rehböcke.

Dieser Anblick treibt an zu schnellerem Vorgehen. Da werden sie es gewahr. Der erste Schuß, welcher fällt, setzt die ganze Masse in rasende Flucht. Sie stürzen zurück, hin nach dem Fluß zu; dort wenden sie sich links. — O wehe! der schwache linke Flügel kann ihnen den Ausweg nicht verschließen — wir folgen der wirbelnden Staubwolke, die bald all in sichtbar bleibt, mit gespannter Aufmerksamkeit; wir sehen die Lücke in dem linken Flügel. Jetzt nimmt die Staubwolke ihre Richtung gerade auf diese Lücke hin; jetzt ist die Linie erreicht, jetzt ist sie durchbrochen — wenige Schüsse fallen ganz vereinzelt — nun ist die Wolke hinter der Linie. — Der ganze Trupp Wild, der sich wohl eine Viertelstunde lang ausgedehnt hatte, war durchbrochen und gerettet.

Wir rücken weiter vor; denn vor uns in den Schluchten mußte noch viel Wild stecken. Es dauerte diesmal etwas längere Zeit, bis wir wieder einen erheblichen Trupp Wild fanden. Wir kommen näher; einzelne Schüsse fallen. Da springt der Bock hoch empor, und dort stürzt ein Gnu, hier bricht ein Zebra röchelnd zusammen. Die glücklichen Schützen verweilen bei ihrem Wild, um es auszuwaiden; ihre Freunde helfen ihnen, da ist die Kette wiederum gelöst. Doch der Halbkreis wird enger, die Lücken schließen sich wieder nothdürftig. Da sehen wir zur Linken wieder die Staubwolke. Die durchbrochene Heerde muß auf ein Hinderniß gestoßen sein, sie kehrt um, durch dieselbe Lücke zurück in die Linie. Nun sind rechts und links überall Staubwolken; das Wild ist zu Tausenden zusammengetrieben. Wieder kommen wir heran und sehen das Gewühl der ungeheuren Massen. Wieder setzen sie sich nach links in Bewegung. Merensky auf seinem Schimmel eilt ihnen nach, um auf der Linken so gut als möglich die Linie herzustellen. Er erreicht den Trupp, steigt ab, und erlegt einen Springbock. Aber nun läuft ihm sein Jagdpferd fort, und er hat das Vergnügen, die fernere Jagd zu Fuße zu machen.

Aber gerade jetzt, wo die Linie am engſten hätte ſein müſſen, iſt ſie ganz gelöſt; von dem rechten Flügel iſt nichts mehr zu ſehen. Da erreicht der ſauſende Trupp die nothdürftig geſchloſſene Linie — aber die dort ſtanden, hatten meiſt nur Aſſagaien, und die da Flinten hatten, wollten nicht eher losdrücken, als bis ſie ihr Ziel ſicher gefaßt hatten. So ließen ſie die vorderen Schaaren durch, ſchoſſen hinten nach, während, ein einziger Schuß zu rechter Zeit gethan, die ganze Truppe zurückgeſcheucht hätte. Aber ſo brach die Maſſe zum zweiten Male durch, und nur einzelne kleine Trupps kehrten um. Dieſes Stürmen von weit über Tauſend Stücken Wild, dieſes ungeſtüme Einherſauſen der wilden Beeſt (Gnu), die graziöſen Sprünge des Quagga (Zebra) und das noch viel graziöſere des Springbocks bot einen prächtigen Anblick dar. Die einzelnen Nachzügler waren ermattet, und erlagen den wohlgezielten Schüſſen.

Unſer Weg führte durch tiefe Schloten und Schilfgras. Dort lauert der Löwe, aber er läßt gern den Jagdlärm an ſich vorbeiziehen; höchſtens ſieht er ſtolz empor aus dem Graſe und kauert ſich dann wieder nieder. Menſch und Löwe ſind für heute völlig zufrieden, daß keiner von dem andern Notiz nimmt. Nur eins muß bedacht werden. Sobald die Sonne untergegangen iſt, ſieht der Löwe ſich als Herrn des Wildfeldes an. Jedes erlegte Stück alſo muß, ſoweit es nicht nach Hauſe gebracht werden kann, mit einer Wache verſehen werden. Man trägt daher die größeren Thiere, Gnus und Zebras, die gefallen ſind, auf einen Haufen, und bei demſelben bleibt eine Nachtwache geübter Schützen; weil ohne dieſe Fürſorge am andern Morgen Löwe, Jakal und Hyäne auch nicht eine Spur von dem Fleiſch übrig gelaſſen haben würden. Allmählich iſt nun das Wild nicht mehr bedroht; der nächſte Trupp der Tauſende darf nur wenige Opfer zurücklaſſen, denn er findet überall Lücken, durch die er brechen kann. Die Jagd iſt zu Ende. In aufgelöſter Linie geht jeder einzelne dem Mohlozi zu; hier und da gehen ſie ſchon gruppenweiſe. Ich reite langſam nach. Da ſehe ich vor mir einen Bleßbock langſam gehend; ſicher iſt er verwundet, ich ſprenge auf ihn zu, er macht vergebliche Verſuche, zu entrinnen; ich reite dicht neben ihn heran und gebe auf ihn aus nächſter Nähe zwei oder drei Schüſſe meines Revolver; ich glaube, kein einziger hat getroffen. Aber das arme Thier ſtand bald ſtill und brach zuſammen; ich war nachträglich herzlich froh, nicht auch getroffen zu haben.

So ſetzten wir unſeren Rückmarſch fort; Merensky ging neben mir, bis ein Baſſuto ſeinen, inzwiſchen im Felde wieder eingefangenen Lodwig heranbrachte. Als wir nach dreiſtündigem Marſch den Mohlozi erreichten, kam noch einmal Bewegung unter die truppenweiſe hinſchl[illegible]n Jäger, und ihre Jagderzählungen

wurden plötzlich unterbrochen durch drei oder vier kleine Trupps von Wild, welche, versprengt, hart am Rande des Flusses sich versteckt hatten und nun ängstlich hin- und herrannten. Die Jäger, hinterher stürmend, verschwanden bald aus unseren Blicken.

Als wir durch den Mohlozi geritten waren, sahen wir die Leute des rechten Flügels herankommen; sie hatten kein einzig Stück Wild mit Augen gesehen den ganzen Tag, so daß nur die wenigen Gewehre des linken Flügels in Thätigkeit gewesen waren. Der Ertrag der Jagd war deshalb ein sehr geringer. Außer den angeschossenen, entkommenen, die über Nacht den Löwen zufallen, waren vierzehn Thiere getödtet. Wildebeeste, Gnus und Bleß- und Spingböcke. Die Mokibeschen Gäste brachten am Abend die von ihnen erlegten zwei Bleßböcke der Schwester Merensky's als Capitänstheil. Eine Baut davon (Schenkelbein) wurde angenommen, das übrige den Schützen zurückgegeben, die ihrerseits nun die Botshabeloschen einluden, auch mit ihnen eine Jagd zu machen.

Donnerstag, den 25. Juli, setzte ich meine Gänge durch die Gemeinde fort, die Einzelnen in den Hütten aufsuchend. Heute fesselten mich die lebendigen Schilderungen, die Martinus Sewuschan aus der Verfolgungszeit gab, so sehr, daß ich ihn und einige Hauptzeugen aufforderte, am nächsten Tage in Merensky's Haus zu kommen, um dort diese höchst merkwürdigen Berichte aufschreiben zu können.

Freitag, den 26. Juli, fand sich früh eine Versammlung bei mir ein, die ich als die interessanteste meiner ganzen Reise bezeichnen muß. Da war Martinus Sewuschan, der geschickte Gewehrschmidt, Stephanus Moruti und Jacob Mantladi, deren Rücken die ersten Striemen um des Herrn willen in Sekukuni's Lande erduldeten; auch Joseph Kathedi, der Blinde; zu ihnen gesellten sich später Tlakale, die große Frau von Sekukuni, Dinkonian, Sekukuni's Bruder, der in der Taufe ein Johannes geworden ist, Andries Sekoto, Simeon Sekate, David und etliche andere. Was der eine von ihnen nicht wußte, das wußte der andere, und auf diese Weise gelang es mir, einen tagebuchartigen Bericht über jene denkwürdige Zeit zusammenzustellen, welcher wohl mit das merkwürdigste Dokument der neueren Missionsgeschichte sein dürfte. Ich gedenke ihn besonders zu redigiren und diese gesegnete Märtyrerzeit als besonderes Lebensbild durch den Druck zu veröffentlichen.

Sonnabend, den 27. Juli. Am Vormittag wurden die Erzählungen unserer Märtyrer fortgesetzt. Ich kam mir dabei fast vor wie Hiskias oder Salomo, die im Rath der Weisen mit einander verkehrten. Diese Nüchternheit, mit welcher sie ohne alle gesuchten oder aufgetragenen Farben die großen Wunder erzählten,

[illegible] [illegible] [illegible] [

damit sein eigenes Lager." Endlich sagten sie, sie wollten die Zinsen des Ankaufspreises mit jährlich 10 Procent gern bezahlen, wenn nur der Platz noch zu erlangen sei.

Sonntag, den 28. Juli, fand nach dem Vormittagsgottesdienst eine seltsame Feier statt. Es waren über 30 Ehepaare in der Gemeinde, welche in früheren Zeiten als Heiden sich geheirathet hatten, und nun, nachdem sie zu beiden Theilen Christen geworden waren, gern nachträglich auch den Segen einer christlichen Ehe haben wollten. Ich hielt vom Altar aus an die sämmtlichen vor dem Altar Versammelten eine Anrede, um ihnen die Bedeutung der christlichen Ehe und des christlichen Familienstandes darzulegen. Ich setzte ihnen auseinander, wie die heidnische Polygamie vor Gott ein Greuel, aber die heidnische Ehe eine rechtmäßige Ehe sei; die christliche Ehe aber sei ein Abbild der Ehe zwischen Christo und der Gemeinde. Den Begriff einer christlichen Ehe faßt der Kaffer sehr schwer, weil ihm die Ehe nur ein kontraktliches Zusammenleben zweier Leute verschiedenen Geschlechts mit geschiedenen Arbeitskreisen und gegenseitigen Pflichten und Rechten ist. Um so nöthiger war es, ihnen einmal den vollen Werth und Gehalt einer christlichen Ehe vor die Augen zu halten. Am Abend hatte die gesammte Bevölkerung eine große Feier veranstaltet, zu welcher in den Kralen die Angesehensten fast die ganze christliche Bewohnerschaft um sich versammelt hatten. Man hatte Milis und Pampunen zubereitet, und aß nun, und trank und war fröhlich, ein großes Hochzeitsmahl. Die Leute waren glücklich, als wir auch kamen, um an ihrer Freude Theil zu nehmen. Ueberall auf den Höfen hockten 10—12 um eine Schüssel. Dazu sangen sie geistliche Lieder und gingen dann nach Hause. Auch für die Kinder war gesorgt worden. Sie saßen in einem großen Kafferhause, dem das Dach noch fehlte, zusammen um ihren Brei. Sie sangen ihre geistlichen Lieder viel lieblicher als die Alten, bei denen das Singen bisher noch die schwache Seite ist. Wir krochen mühsam durch den kaum 2 Fuß hohen Eingang, der den Alten sehr geläufig ist, und aus welchem heraus, auf allen Vieren liegend, oft namentlich die Weiber lange Conversationen führen. Die kleine Gesellschaft war seelenvergnügt und that der Pappe alle Ehre an. Am Abend saßen wir bis 10 Uhr noch bei den lieben Merensky's, den letzten Abend. Die Brüder gingen um 10 Uhr; wir andern blieben bis Mitternacht auf.

# Fünfte Abtheilung.

---

# Reise durch das Missionsgebiet der Natal-Conferenz.

# I.

## Abschied von Botshabelo. Das Hoogefeld. Das Drakengebirge.

Montag, den 29. Juli, galt es einen schmerzlichen, schweren Abschied. Der Pferdewagen war mit den Ochsen über die nächsten steilen, steinigen Berge voraufgeschickt, und wir rüsteten die Karre zu, um mit den Eseln schneller nachzufahren. Auf diese Weise gewannen wir noch einen schönen Vormittag. Gegen 10 Uhr wurde das Zeichen mit der Glocke gegeben, welches die gesammte Gemeinde zusammenberief. Alles strömte aus den Kralen herbei, und da die Kirche zu klein ist, hockte die ganze Gemeinde in Gruppen vor der erhöhten Stufe des neuen Missionarshauses. Dort hielt ich mit der Gemeinde den letzten Abschiedsgottesdienst, in welchem ich sie in die Gnade des Herrn, und mich in ihre Fürbitte empfahl. Dann kamen sie alle, mir noch einmal die Hand zu drücken; die Segenswünsche, die jeder Einzelne für mich hatte, konnte ich nicht verstehen. Einzelne ließ ich mir dolmetschen. Der alte, liebe, blinde Joseph Kathedi gab mir an die Väter in Berlin und die Gemeinden jenseits des Meeres den wärmsten Dank und Segenswünsche mit, ebenso Jacob Mantladi und Sewuschan. Die Fürsten Dinkonyan und Ramopudu, nebst einigen Kralshäuptlingen folgten mir in mein Zimmer, um mir für alles zu danken und um an die Väter und die Gemeinden Segenswünsche mitzugeben. Die Weiber baten mich, ihre Mutter (meine Frau) zu grüßen; die Schulkinder trugen mir aus eigenem Antriebe Grüße auf an die Schulkinder daheim. Bei den Meisten sah man, daß es mehr war, als leere Form. — Um ½12 Uhr saßen wir auf der Karre, um 2 Uhr hatten wir den Wagen eingeholt, grüßten noch den benachbarten, sehr freundlichen Bauer Gert Niekerk und fuhren dann, sechs Maulesel und zwei Pferde vor dem Wagen, wieder hinaus in das öde, kahle Hoogefeld.

Bald war die letzte Spur von Baumwuchs verschwunden, und rechts neben uns in der Vlee fanden wir das hohe Gras, von welchem ein Bauer der Gegend uns verrathen hatte, daß wir, wenn wir gern einen Löwen schießen wollten, nur dorthin zu gehen hätten; dort lagerten jetzt allzeit eine Anzahl. Wir zogen vor, an dem Platz vorüber zu gehen; ich kann aber gestehen, daß ich mich nicht selten dorthin umgesehen habe — freilich ohne etwas zu entdecken. Wiederum lagen vor uns öde, schwarzgebrannte Hügelrücken, auf denen nur hier und da noch ein Streifen altes Gras sich fahl aus dem schwarzen Tode abhob. Die Luft war milde, die kalten Tage von Botshabelo, wo es in der letzten Woche fingerdick Eis gefroren hatte, waren vorüber, — und mir war das lieb, denn die Winterreise über das Hoogefeld ist an kalten Tagen nichts angenehmes. Bald sausten auch wiederum die ungeheuren Schaaren von Wild vorüber, auch einige Strauße. Wir verschossen vergeblich auf sie unser Pulver, verscheuchten aber damit vielleicht die Löwen, welche gerade in dieser Gegend, wie uns die Bauern erzählten, in diesem Jahre sehr zahlreich und „permantig“ (kühn und beschwerlich) sein sollten. Sie hatten uns eine Menge Löwengeschichten mitgetheilt, die dort in den letzten Wochen passirt seien.

Als wir gegen Sonnenuntergang ausspannten, konnte ich mich allerdings einiger Bangigkeit nicht erwehren. Ganz sicher war es, daß in allernächster Nähe Löwen hausten, und uns fehlte auf dem holzlosen Hoogefelde der einzige Hauptschutz gegen diese Bestien, das große Wachtfeuer. Dazu zieht der Geruch der Esel die Löwen an, und er liebt kein Fleisch so sehr als Eselfleisch.

Wir suchten, so lange das Tageslicht dauerte, mit Mühe einige kleine Haufen trockenen Quaggamist zusammen, um wenigstens unsern Thee kochen zu können. Aber was hatte dies geringe Feuer zu bedeuten gegen die Löwen? Da plötzlich loderte es neben uns auf. Wir hatten an einem Fleck unser Nachtquartier erwählt, wo das alte Gras noch hoch stand. Dies hatte von unserem Feuer so schnell Flamme gefaßt, daß wir nur noch eilig um unsern Wagen die Flamme ausschlagen mußten, damit sie ihn nicht verzehrten. Nun aber entwickelte sich vor uns ein prachtvolles Schauspiel. Rechts und links vom Wagen fraß das Feuer langsam, während vor dem Winde hin noch der Löwenvlee zu die Flammen prasselnd eilten. Bald war ein Halbkreis um uns her wie eine feurige Mauer, und der Ring derselben erweiterte sich wie die Wasserringe von dem in einen See geworfenen Stein. Als der Wind stärker wehte, sahen wir vor uns nach der Löwenvlee zu die immer breiter werdende Feuerstraße, deren beide hellen Säume wohl an 3—4 Fuß hohe Flammen hatten. Endlich faßte das Feuer tief unten das hohe Gras, welches uns

als Versteck der Löwen bezeichnet war, und bald loderte es haushoch empor; dicker Feuerqualm mit goldgelber Gluth und züngelnden Flammen. Es war, als habe Nero die Welthauptstadt angezündet. Als die Vlee ausgebrannt war, zog sich jenseits am Hügel eine Feuerlinie entlang und zeichnete genau die Erhebung und Senkung des Bodens. Das alles dauerte stundenlang, so daß wir unser Abendbrod in hellster Beleuchtung verzehren konnten. Der Herr hatte auf diese Weise eine feurige Mauer um uns her gebaut. Waren Löwen in der Vlee, so waren sie durch die Flammen nach der entgegengesetzten Richtung verscheucht. Wir sangen unser Abendlied, brachten unser Dankgebet, und schliefen diese Nacht so ruhig und völlig unbelästigt, daß ich nicht einmal das Schreien der Hyänen hörte, und nur weit in der Ferne die kläglichen Töne eines winselnden Jakals vernahm.

Dienstag, den 30. Juli. Unsere Reise durch das Hoogefeld war eine verhältnißmäßig leichte. Die Winterzeit hatte alle schlimmen Moraſtflecke ausgetrocknet, und die Schaaren von Wild vertrieben die Eintönigkeit der Reise. Nach zweistündiger Fahrt erreichten wir eine Pfanne (d. i. ein kleiner See oder Teich), in welcher nur noch wenig Wasser zurückgeblieben war. Wir mußten geraume Zeit warten, weil der kleine Mart, Merensky's Knecht, sein Pack Kojengut nicht fest an den Wagen gebunden hatte, und demzufolge, um es zu holen, zurücklaufen mußte. Diese Zeit des Aufenthalts benutzte Merensky, um ein junges Wildebeest zu schießen, dessen Fleisch für die ganze Reise ausreichte. Kaum hatte Jacobus das Thier zerlegt, und war zum Wagen zurückgekehrt, da kreisten schon an zehn bis zwölf Aasvögel über demselben, und hatten die Leber verzehrt, ehe wir sie verscheuchen konnten. Noch eine Viertelstunde, und die Zahl der Aasvögel war auf dreißig bis vierzig gestiegen, während wir kurz zuvor am ganzen Horizont auch nicht einen einzigen bemerkt hatten.

Wir sammelten in der Pfanne, wohin das Wild zum Trinken kommt, ganze Säcke voll Mist, kostbares Feuerungsmaterial in dem Hoogefeld. Als wir weiter fuhren, fanden wir am Wege das Gerippe eines in der letzten Nacht vom Löwen zerissenen Quagga. Nur noch wenige Reste von dem frischen Fleisch hatten Hyänen, Aasvögel und Jakal übrig gelassen. Das Thier muß in der Todesangst mit dem Löwen gekämpft haben, denn es lag ein Flausch Löwenhaare neben der frischen Blutlache, von welcher hinweg das Thier etwa fünfzig Schritt weit geschleppt war, bis an den Ort, wo es verzehrt wurde. Hier lag der Löwe sicher in unserer unmittelbarsten Nähe. Merensky ging aus, ihn zu erspähen, aber ohne Erfolg.

Weiterhin fanden wir ein zweites Aas vom Wildebeest, welches aber schon seit zwei Tagen zerrissen sein mußte. Am Abend,

nachdem wir den Olifantfluß paſſirt hatten, fuhren wir noch eine ziemliche Strecke. Spuren von Löwen, einem Männchen und einem Weibchen, begleiteten uns bis zu unſerem Ausſpannfleck.

Als wir oben auf der Höhe unſer Nachtquartier beſchickten, fiel Lord, unſer eines Vorderpferd, ſofort nieder; wir jagten ihn auf, aber er legte ſich ſofort wieder. Mart erklärte, er habe die Pferdekrankheit; und in dieſem Falle wäre er wahrſcheinlich am andern Morgen todt geweſen, oder wir hätten ihn, den Löwen zum ſicheren Raube, ſtehen laſſen müſſen. Die Sache war nicht unbedenklich, da wir nicht wußten, wie die übrigen Zugthiere den Wagen wegbringen würden, und wir waren mitten in der Wildniß, fern von aller Menſchenwohnung. Ich nahm daher eine Flaſche von Onkel Straube's Wundenbalſam, und miſchte ihn mit Thee, Wein und Zucker zu einem Getränk, das dem Pferde durch die Naſe eingegeben wurde; dann bat ich den Herrn recht inſtändig um die Geneſung des Thieres.

Da die Wölfe und Jakals ringsum nahebei heulten, und die Löwenſpuren dicht beim Wagen waren, trafen wir unſere Vorſichtsmaßregeln für die Nacht. Wir zündeten das Gras dicht am Wagen an, und erzielten ſo um denſelben eine grasloſe Fläche. Dicht neben derſelben ließen wir das Gras ſtehen, um, falls der Löwe in der Nacht uns beläſtigte, daſſelbe in Brand zu ſtecken, ſo daß wir ihn ſehen, reſp. durch das Feuer verſcheuchen könnten. Dann luden wir unſere Gewehre, thaten unſer Abendgebet und ſchliefen getroſt ein. Die Jakals machten mit ihren winſelnden Stimmen ein großes Concert, die Hyänen ſtimmten ein. Wir befahlen uns der Gnade des Herrn und ſchliefen ſanft und unbeläſtigt.

Mittwoch, den 31. Juli, weckte uns früh am Morgen das Gebrüll eines Löwen. Meine erſte Frage an Johannes war: „Was macht Lord?“ — „Er iſt weg.“ — „Wo iſt Jacobus?“ — „Er iſt gegangen ihn zu ſuchen.“ Das war ſicher; das Pferd hatte ſich in ſeinen Schmerzen losgeriſſen, war ein Ende fortgelaufen und der Löwe hatte es gegriffen. Da lachte Johannes laut auf. Gar nicht fern ſtand der Braune und graſte ganz gemüthlich. Unſere Freude war groß. Jacobus wurde zurückgerufen, die Morgenandacht gehalten, und dann der erſte Morgentocht gemacht, wie gewöhnlich ohne Frühſtück. Lord erwies ſich nach dem erſten Tocht zu unſerer Betrübniß als nicht geneſen. Merensky meinte, er könne nur noch eine halbe Stunde leben. Wir mußten ihn daher ausſpannen, und ledig nebenher laufen laſſen, wobei wir zu unſerer Beruhigung erſahen, daß es ſich ganz gut mit Sieben fährt.

Das Feld ringsum war nun ganz durchweg abgebrannt, und kohlſchwarz, ein ſo melancholiſcher Anblick, daß uns das fahle

Gras vom vorigen Jahr dagegen noch lieblich erschien. So ging es Hügel auf und Hügel ab, in todter Einförmigkeit, bis wir gegen Abend das Gehöft des Bauer Rendsburg erreichten, woselbst wir etwas Alaun und Waizen als Medicin für Lord erhielten.

Am Abend fanden wir mitten unter dem schwarzen Brande noch mit Mühe ein Stückchen unabgebranntes Gras, Milis hatten wir drei muid (sechs Scheffel) von Botshabelo mitgenommen, und so hatten wir soeben noch nothdürftig Futter. Die Leute hatten mir bange gemacht, ich würde mitten im Winter unmöglich den Drakenberg passiren können, ich würde ein Pferd nach dem andern vor Hunger fallen sehen. Sie hatten mir erzählt, wie ein Bauer mit vier Spann (achtundvierzig) Ochsen ausgefahren sei, und schließlich am Valrevier nur noch neun übrig behalten habe; wie ein anderer fünf Hundert Ochsen ausgetrieben habe, und vom Schnee überfallen, an einem Tage hundert verloren habe. Ich wußte aber, daß meine Zeit drängte, und vertraute auf die gnädige Hülfe des Herrn — und — es ging über Erwarten.

Auch hier wieder fanden wir, mitten in dem Schwarzgebrannten die einzige Stelle mit altem Grase als unser Nachtquartier. In der Nähe war ein alter Kral mit Tambukkigras. In den gingen wir, um zu sehen, ob ein Gethier darin hause; dann versuchten wir, ihn anzustecken — beides ohne Erfolg. Aus dem Bereich der Löwen waren wir nun glücklich heraus.

Dienstag, den 1. August. Immer noch machte uns Lord Besorgniß, daß wir ihn nicht durchbringen würden. Ich wollte ihn beim Bauer stehen lassen; aber Johannes protestirte, er würde sicher weglaufen, und dann von den Löwen gefressen werden. In Wahrheit wollte er nicht die Kutscherschande haben, ein Pferd auf dem Wege gelassen zu haben.

Wir fuhren auf einen blauen Bergkopf zu, oberhalb dessen die Drift durch den Vaalfluß führen sollte., Auf dem neck des Kopfes lag das Bauergehöft von Lau de Jager, dessen Sohn wir an der Drift fanden. Er konnte uns vierzehn Garben Hafer verkaufen, ein wahrer Schatz für unsere verhungerten Thiere, und namentlich für unsern kranken Lord.

Wir fuhren durch den Vaalfluß, der bei hohem Wasser kaum zu passiren ist, so daß ein Pont (Fähre) hier angebracht ist. Heute kamen wir mit Leichtigkeit hindurch. Dann fuhren wir höher und höher hinauf auf eine sehr hohe Hochebene. Da hier keine Löwen mehr sind, konnten wir Dämmerung und Sternenlicht zu Hülfe nehmen, und unter dem Beistande derselben an diesem Abend noch eine gute Strecke zurücklegen. Als wir ausgespannt hatten, wandte sich der Wind nach Süden; die empfindliche Nachtkälte zeigte uns, was wir zu erwarten hätten.

Freitag, den 2. August. Zum ersten Mal seit langen Monaten war der Himmel bedeckt und der Südwind brachte uns empfindliche Kälte. Von dem nahe vor uns liegenden Drakengebirge konnten wir durch den dichten Nebelflor nur die nächsten niedrigen Ausläufer erkennen. Bei heiterem Wetter sieht man das Gebirge wie eine Masse ungeordneter durcheinander gewürfelter Kuppen, die man mit einiger Phantasie zu drei parallelen Ketten gruppiren kann. Die erste Kette heißt die Versammelberge, der Punkt, wo wir sie zu passiren hatten, Grasneck; der zweite Zug heißt der Cuhoutboschrand, beide etwa zwei Tausend fünf Hundert Fuß aus der Ebene hervorragend, der dritte viel niedrigere Zug heißt dann das eigentliche Drakengebirge.

Obgleich unsere armen Thiere die hohen steilen Berge hinauf genug zu ziehen hatten, konnte ich mich nicht genug darüber verwundern, daß diese winzigen Bergelchen das riesige Drakengebirge sein sollten. Wir befanden uns nämlich am Fuß des Drakenberges bereits auf einem sechs bis sieben Tausend Fuß hohen Plateau, aus welchem die höchsten Spitzen nur wenig hervorragen.

Nachdem wir den steilen Grasneck hinabgefahren und an dem in einem alten zerbrochenen eisernen Kochtopfe angezündeten Feuer in einem unten am Fuß des Berges liegenden Bauernhause uns ein wenig erwärmt hatten, ging es tapfer auf den zweiten Höhenzug los. Es war eine eisige Winterkälte; die grauen Schneewolken verhüllten die Bergspitzen und ließen uns empfindlich frieren. Von dieser Höhe stiegen wir nur sehr wenig hinab. Wiederum ging es durch eine Hochebene, welche mir in dem heißen Afrika das wonnige Gefühl bereitete, einmal von richtiger Winterkälte tüchtig durchfroren zu werden. Den empfindlichen feinen Staubregen nahm ich gern mit in den Kauf. Trotzdem trieben wir unsere armen, solcher Kälte völlig ungewohnten Zugthiere zu scharfer Eile an, damit wir womöglich noch heute den Drakenberg hinab in das warme Natal gelangten, dessen Grenze uns bereits oben zwischen dem zweiten und dritten Berg-Rand ein kleines Flüßchen angegeben hatte.

Mit den letzten Strahlen der Sonne erreichten wir die letzte Linie des Drakenbergs, und konnten noch einen Blick hinab thun in das von den scharfen Zacken des Biggarsberges begrenzte Felskopfmeer von Natal. Dann kam mit riesiger Schnelle die Nacht, und deckte alles zu. Aber damit brachte sie uns auch ein neues Schauspiel, den Anblick eines illuminirten Landes. Es war gerade die Zeit, wo man das Gras abzubrennen pflegt, und solche Grasbrände sind viel großartiger, als irgend ein künstlich Feuerwerk. Ein Feuer dehnt sich oft halbe Stunden weit aus, zieht langsam fortschreitende Feuerlinien über schwarze Berge und

Flächen und wirft in der Nacht einen hellen Feuerschein gegen den Himmel. Solcher Bergfeuer zählten wir von oben herab neun verschiedene, so daß der ganze Halbkreis des Horizonts der vor uns lag, röthlich glühte. Die näheren Feuer hatten die Gestalt eines Lawastromes, der sich, aus hoher Felskuppe hervorquellend, von einem Berg herab ergoß.

Wir fuhren nun hinab in das letzte Land meiner afrikanischen Reise. Merensky wußte ein kleines Flüßchen, neben welchem wir, vor dem kalten Winde geschützt, ausspannen konnten; und mit jedem Schritt abwärts nahm die eisige Kälte ab. Die Dunkelheit hatte uns aber bereits bei der ersten steilen Bergspruit erfaßt, so daß der Wagen beim Durchfahren gewaltig schwankte und knackte, bevor unsere starken Esel, die nicht leicht eine Last stehen lassen, ihn herauszogen. Wir mußten weiter; der Weg war verbessert und verlegt; aber er hatte so steil abschüssige Stellen, daß mir, der ich mit Merensky, ohne eine Hand breit Weges sehen zu können, zu Fuß voranging, oft bei dem Gedanken schwindelte, wie der schwere Wagen solche Steilen hinter uns passiren würde. Unsere beiden Kutscher bewährten sich indeß vortrefflich. Ueberall, wo es gefährlich erschien, gingen sie vorauf, und schauten mit ihren Luchsaugen durch die Finsterniß, oder tappten durch die Spruiten und Driften voran, so daß wir endlich glücklich die erwünschte Drift, und bei derselben einen gegen den Wind geschützten Schlafplatz und ziemlich Gras für die Thiere fanden.

## II.

### Abendorf. Hornspruit. Ladysmith. Illing. Mac Carter.

Sonnabend, den 3. August, ging es tiefer und tiefer hinab in das wellichte Hügelland; freilich in der Weise, daß wir zum großen Verdruß manche Hunderte von Fußen auch wieder aufwärts mußten, um sie hernach jäh wieder herabzufahren. Die Passage von Transvaal aus nach Natal hinein ist indeß viel leichter, als der umgekehrte Weg, die Anhöhen minder steil zu erklimmen, und die Gesammthöhe viel geringer, weil man in Transvaal jenseits des Gebirges bereits auf einer sechs Tausend Fuß hohen Hochebene sich befindet.

Die Wolken hinter uns hoben sich, so daß wir nun auch die kühnen Bergspitzen, die zu unserer Seite gestern durch den Nebel

verſchleiert waren, ſehen konnten, und von Natal aus ſehen ſie viel großartiger und höher aus, als von Transvaal. Nun hatten wir unten in der Ebene nach und nach ſieben Spruiten des Büffelreviers zu durchfahren, zum Theil ſehr häßliche, felſigte und ſumpfige Driften, welche um ſo ſchlechter zu paſſiren waren, als dieſer Weg bereits verlaſſen und durch einen anderen, von uns verfehlten, über New-Caſtle, das neu angelegte Dorf, führenden, erſetzt war. Wir ließen das neue Dorf, von welchem erſt wenige Häuſer ſtehen, zu unſerer Linken liegen und erreichten, nachdem wir zuvor faſt in einer Modderſpruit ſtecken geblieben waren, am Abend mit genauer Mühe und Noth den Bauer Adendorp, der uns zum Abendbrod nötigte. Wir waren aus doppeltem Grunde froh, dort eingekehrt zu ſein. Denn einmal erhielten wir für unſer krankes Pferd von dem Dr. Abeling, Schwiegervater des Bauern, neuen Alaun, und zum andern erhielten wir über die umwohnenden Kaffern genauere Nachricht. Es wohnt außer den zerſtreuten Dienſtkaffern dort in der Nähe am Drakenberge ein Kafferkapitän, Maſof, mit vielem Volk, für mich eine wichtige Nachricht, da ich gerade in dieſer Gegend einen geeigneten Verbindungspunkt vermißte, um eine Linie herzuſtellen zwiſchen Natal und Transvaal. Intereſſant waren mir auch die Specialberichte, von jenem Angriff der Bauern auf die in den Höhlen bei Makapanspoort verſteckten Kaffern, die er gab. Er hatte dieſe Expedition mitgemacht, und ſchilderte mit grauſiger Farbe das Elend der in den Höhlen verſteckten und dann umgekommenen Schwarzen.

Sonntag, den 4. Auguſt, machten wir einen kurzen Morgentocht von fünf Viertelſtunden, um bei der Hornſpruit, einem anderen Zufluß des Büffel- (oder vielleicht des Sonntags-) Reviers unſere Sonntagsraſt zu halten. Ueber den Horizont ragte, nach Ladyſmith zu, ein einſamer Bergkopf hervor, von den Kaffern „die Wittwe" genannt, weil er weit um ſich eine Ebene hat. Von dort zieht ſich nach dem waſſerreichen, leicht auszuleitenden Hornſpruit ein fruchtbares Gelände hinab. Jenſeits des Hornſpruits erheben ſich wiederum felſichte und grasbewachſene Berge, gerade wie der Kaffer ſie liebt, ein trefflicher Platz zur Anlegung einer Station. Ich beſchloß, mit Merensky ein Paar Stunden Wegs den Hornſpruit hinauf zu gehen, um Gegend und Volk kennen zu lernen.

Wir gingen querfeldein über das abgebrannte, oder auch bereits grün wieder aufſproßende Gras, auf welchem zahlreiche Heerden von Kaffervieh weideten. Da wir außer den ziemlich vielen ſpielenden Kafferkindern auch kleinen Trupps von Kaffern, die ab und zu gingen, begegneten, ſo zweifelten wir nicht, bald auf große Krale zu ſtoßen. Wir hatten einen hervorragenden Bergkopf, der eine weite Ausſicht in das Land verſprach, als

Ziel unſerer Wanderung ins Auge gefaßt. Indeß ein Punkt nach dem andern, wo wir den Kral hinter einem Hügel erwarteten, ging vorüber, ohne daß wir eine Spur fanden von menſchlicher Wohnung. Und dennoch ſahen wir viel Menſchen dort wandern. Auf dieſe Weiſe paſſirten wir einige ſumpfige Tiefen auf dem Bergrücken, fanden auch eine Stelle, wo wir auf Steinen den Hornſpruit überſchreiten konnten, und hatten nach zwei Stunden jene Bergſpitze erreicht, von wo aus ſich uns ein weiter Blick über das ganze Land eröffnete. Aber kein Kafferkral war zu ſehen. Ich holte mein Fernrohr hervor, und mittelſt deſſelben entdeckten wir an dem Abhange der „Wittwe" zwei Krale, und an dem durch eine breite Ebene von uns geſchiedenen, lang ſich hinſtreckenden Drakengebirge, etwa ſechs große Krale von Mafof. Ein junger Kaffer, dem wir begegneten, fragte uns, ob wir Lehrer ſeien, und fügte auf unſere bejahende Antwort hinzu: Wir wollen keine Lehrer. Ein anderer gab die Geſammtzahl der bei den Bauern zerſtreuten und der freien Kaffern auf dreißig Krale an. Wir ſchätzten etwa ſechs Hundert Seelen. Späterhin erfuhr ich durch Mr. Shepſtone, daß Mafof etwa ſechs Tauſend Kaffern unter ſich habe, von denen aber bisher nur ein kleiner Theil die ihm noch nicht lange angewieſene neue Location am Drakengebirge bewohnt.

Wir ſtiegen von der Bergſpitze zu einem Viehkral hinab, über große Klippen hinweg. Der alte Kaffer, der dort wohnte, berichtete uns ebenfalls, daß die Hauptmaſſe der Kaffern am Drakenberge wohne. Unten in der Ebene wieder angelangt, begegneten wir einem ganzen Trupp Kaffern mit Schildfellen und Aſſagaien, nur nothdürftig vorn und hinten mit einem Schurz von Thierfellen bekleidet. Mit ihnen war ein Trupp junger Mädchen, die völlig nackt gingen, mit Ausnahme eines, von den Hüften herabhängenden, ſchmalen Streifens von Franzen. Beide, die Jünglinge und die Mädchen, namentlich die erſteren, waren ſchlank und ſchön gewachſen, auch die letzteren zeigten in Wuchs und Gliedmaßen ein ſchöneres Ebenmaß als die Baſſuto und Matebelen. Sie trugen Fleiſch und Fell eines erlegten Bleßbocks nach Hauſe. Einer von den jungen Leuten that ſich auf das wenige Holländiſch, was er ſprach, nicht wenig zu Gute. Von ihm erfuhren wir, daß bei Adendorp fünf Krale ſeien, bei dem Bauer Stritz zehn Krale und am Drakenberg zwölf große Krale von Mafof, an der „Wittwe" zwei Krale. Adendorp hatte uns geſagt, daß dieſe Kaffern ſehr begierig ſeien, einen Lehrer zu bekommen.

Um drei Uhr kamen wir recht erſchöpft von der Fußwanderung beim Wagen wieder an. Man wandert eben in Afrika nicht ſo rüſtig wie in Europa. Merensky hielt die Sonntags-

[illegible]

Dienstag, den 6. August, nahmen wir vor allem eine gründliche Reinigung von dem Reisestaub vor, wechselten dann die Kleider und fuhren erst um acht Uhr ab. In drittehalb Stunden erreichten wir Ladysmith, welches tief unten in dem breiten, von nicht allzu hohen Bergen eingeschlossenen Thal des Klipreviers liegt, ein reizender Anblick.

Zunächst zu unseren Füßen lag das Native Village, die Station von Illing, welcher, etwa zwanzig Minuten vom Dorf entfernt, hunderundvierzig Getaufte aus den Kaffern, meist orlamsche (solche, die als Dienstkaffern unter den Bauern geschult sind), um sich gesammelt hat. Er hat dazu neun Erben gekauft, eine

Missionarswohnung und eine Kirche gebaut. Die Kaffern aber haben sich um die Kirche her auch Land gekauft und bilden eine kleine Gemeinde, deren kleine Häuser um die Kirche herum wie die Kinder um die Mutter her liegen.

Etwas weiterhin steht am Ende der Stadt eine schöne Steinkirche mit gothischen Fenstern und Bogen, ein Kreuz auf dem Gibel; das ist Posselt's Separatkirche, erbaut von einem Theil Lutheraner und Reformirter, die sich von der reformirten Kirche getrennt haben.

Als wir den Berghügel hinab, direkt in das Native Village fuhren, sahen wir, wie es sich auf demselben zu regen begann. Die Leute liefen aus den Häusern und schwärmten wie die Ameisen; Kinder und Erwachsene strömten aus der Kirche. Als wir nun aber näher herankamen, wurde es mir schwer, meine Bewegung zu bemeistern, als ich aus dem Munde von achtzig Kaffern, Kindern und Erwachsenen, vierstimmig in ganz reinen Tönen mit lieblicher Stimme in deutscher Sprache das Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott!" hörte. Mitten im Kreise stand ein Mann, mit tief gefurchten Gesichtszügen, den fast kahlen Scheitel mit einem schwarzen Käppi bedeckt, mit langem Bart, in einem abgetragenen Mantel, der mit lebhaften Bewegungen und Geberden den Gesang leitete. Es war Illing, unser früherer Missionar, der mit vielen, zum Theil lateinischen und griechischen Worten und bewegter Stimme mir eine Anrede hielt, in welcher er mir sagte, es sei seit Wochen sein täglich Gebet gewesen, daß der Herr meine Reise doch über Ladysmith lenken möchte, und daß er nun glücklich sei, die Erhörung dieses Gebets mit seinen Augen zu sehen. Zugleich erzählte er mir, daß seine Frau in dieser Nacht vor wenigen Stunden eines Söhnleins genesen sei; er habe sich aber nicht die Zeit gegönnt, bei ihr zu bleiben, sondern sei seiner Gewohnheit entsprechend, schon vor Sonnenaufgang in die Kirche gegangen, um dort seine Kaffern zu unterrichten. Mit großer Erregung breitete er hierauf seine Geschichte vor uns aus. Er habe doch alles verlassen, um dem Herrn für den Missionsdienst sein Leben darzubieten, und sehe sich jetzt auf dem Punkt angelangt, wo er die größte Gefahr für seine künftige Existenz, sowie die Möglichkeit, ganz aus dem Missionsdienste scheiden zu müssen, vor Augen sehe. Er habe nach und nach neun Erben gekauft, à 14 Pfd. Sterl. jedes, habe mit seinen Kaffern die Kirche und das Wohnhaus erbaut, und sei durch Gottes Gnade, weil er lieber hungere, als Geld schulde, mit dem allen ohne Schulden. Aber seine Gemeinde sei nun durch die gegenwärtige Crisis von Natal verarmt und könne ihn nicht ferner unterstützen, und lasse ihn im Stich. Während sie früher bis zu zwei Pfd. Sterl. monatlich für ihn aufgebracht habe, komme er gegenwärtig kaum auf 16—18

Stellung, um selbst vergessen zu können, um zu retten helfen zu können, indem sie Landsmannschaft heißen, verwandt sein, um vergessen selbst in dem unmündigen Bitten zu wichtigen Unterhandlungen zu der Bauer und Schmiedinge. Wer Ernst sie vor allen in sie unsere Sünde, weil die Verlorenen in der Stadt nie voraus nennen, um sie alle in ihre Pflicht zu nehmen, mit wie dem Gedanken führe er auf einmal. Von dem Gouvernement begehrte er für seine Schule einen Platz von fünfzig Fuß Länge, über diese Forderung sie uns ganz erstaunt, da man schon ihnen in Berlin hatte, welche verschwanden. Deshalb wisse er von sich in die englische Schule hinein. Denn der verstorbene Schulrath in Schulzenstein war auch den Gedanken gekommen, als sollte die Schule nicht groß sein, und sie dann der Stadt zeigen. Früher habe er gedacht, die Stellung eines Hofpredigers in Berlin, wie sehr habe er es besser gefunden, daß sie unmöglich sei. Er habe daher auch schon alle Versuche gemacht, hineinzukommen, um sich in irgend eine Gesellschaft meiner anzuschließen: an den Bischof von Sanssouci habe er geschrieben und folgende Antwort erhalten (er zeigte mir einen in allgemeinen freundlichen Ausdrücken sich bewegenden Brief). Auch bei den Weslegianern habe er es versucht; aber der Weslegianer habe ihm, nach abgelegtem Examen gesagt, die englische Weise sei eine andere als die deutsche, und es würde für ihn wohl besser sein, wenn er allein weiter arbeite. Dazu habe ihm Pollett gesagt, und Täufe geschrieben, daß die Zeiten, wo man leicht bei einer anderen Gesellschaft ankommen könne, jetzt vorbei seien. Er aber fühle bei jeder Gelegenheit, was doch für ein Unterschied sei, einer festen Gesellschaft anzugehören: unsere Missionare seien geachtet und geehrt überall, weil sie nicht allein ständen, sondern die höchst ehrenvolle, allerrespectabelste und noble Berliner Gesellschaft als Stützpunkt hätten.

Die hohen Potentaten des Landes, so sehr sie auch ihre Zufriedenheit mit dem vorgefundenen Werke bezeugt hätten, könnten doch nichts für ihn thun, weil sie grundsätzlich nur anerkannte Missionsgesellschaften, nicht aber einzelne Missionare unterstützten. Es sei deshalb sein sehnlichster Wunsch, wenn er doch wieder ein Glied von der venerablen, allerväterlichsten und generösesten Berliner Gesellschaft werden könnte.

Als ich ihm vorhielt, daß seine ausdrückliche Lossagung vom lutherischen Bekenntniß und Uebertritt zur reformirten Kirche ein unübersteigliches Hinderniß sei, berief er sich auf das Beispiel anderer Brüder, die doch noch lange nicht so lutherisch seien als er, der alle tief in der Schrift gegründeten Lehren des lutherischen Bekenntnisses ja stets bereitwilligst unterschreiben werde, auch

gewiß glaube, daß im heiligen Abendmahl der wahre Leib und Blut des Herrn ausgetheilt werde, und der nur in dem einen Punkt noch nicht zu voller Klarheit gekommen sei, wie die Ungläubigen auch den Leib des Herrn empfangen könnten. Ich erwiederte ihm, daß dieser Punkt allein unsererseits zu seiner Entlassung aus unserem Verbande nicht geführt haben würde, daß man aber von einem Reformirtgewordenen, der wiederkommen wolle, andere Garantien und eine klare Zustimmung zur lutherischen Lehre verlangen müsse. Er antwortete, daß ihm jetzt der allerletzte Zweifel an der Wahrheit des lutherischen Lehrbegriffs geschwunden sei. Ich machte es ihm, den ich für einen wahrhaftigen Mann zu halten Grund hätte, zur ernsten Pflicht, sein Urtheil nicht von dem Wunsch der Wiederaufnahme abhängig zu machen, sondern als ein ehrlicher Mann bei seiner Ueberzeugung zu bleiben, bis er wirklich sich im Gewissen durch die Schrift gezwungen sähe, dieselbe zu ändern. Das versprach er. In der That befand ich bei näherer Prüfung, daß Illing viel lutherischer war, als mancher andere unserer Missionare und daß der Abendmahlsgenuß des Ungläubigen wirklich sein einziger Zweifel sei.

Auf seine wiederholte Bitte um Aufnahme in die Berliner Gesellschaft mußte ich ihm antworten, daß mir die Sache noch nicht reif zu sein schiene. Seine Antecedenzien sprächen zu entschieden gegen die Bewilligung seines Wunsches; indeß wollten wir nicht vergessen, daß er unser Kind sei, und ich wollte, falls unsere Kassenverhältnisse dies gestatteten, von Zeit zu Zeit eine Unterstützung für ihn erbitten, falls er in Noth wäre, wie jetzt. Er seinerseits könne uns einen wesentlichen Dienst leisten; es läge in unserem Interesse, in Ladysmith, als einem wichtigen Knotenpunkt der Verkehrslinie zwischen Natal und Transvaal eine Station zu haben, und in unserem Missionar einen Beförderer der Transporte, die gerade in Ladysmith zu lagern hätten. Nun solle er auf unsere Kosten ein klein Lagerstübchen herrichten, woselbst unsere Kisten geborgen wären, bis sie von transvaalschen Bauern abgeholt würden. Diesen Dienst solle er uns aus Dankbarkeit für die von uns ihm gespendeten Wohlthaten unentgeltlich thun, und nicht etwa die eventualiter zu gewährenden Gratificationen als Bezahlung dafür ansehen. Dazu solle er an uns über den Erfolg seiner Missionsthätigkeit von Zeit zu Zeit berichten, und dann abwarten, ob mit der Zeit sich sein Verhältniß zu uns vielleicht wieder zu einem näheren gestalten könne, so daß, wenn wir seine Wirksamkeit mit Befriedigung ansehen könnten, er vielleicht wieder aufgenommen werden könne. Aber dann müßte ich ihn bitten, für den Fall, daß er, wie davon eigene Andeutungen gefallen waren, seine Station Ladysmith einst aufgeben sollte, dieselbe nicht einem andern, sondern uns überlassen möchte, weil es uns

von Wichtigkeit sei, gerade in Ladysmith eine Station zu haben. Er war zunächst völlig bereit, die Spedition der Sachen zu übernehmen; denn er habe das Stübchen in welchem ich logirte, eigens nur für mich angebaut, und darin könnten die Kisten dann untergebracht werden, auch wolle er uns, im Fall seines Abgangs von Ladysmith seinen dortigen Grundbesitz für den Einkaufspreis, und die dazu gehörigen Gebäude für 50 Pfd. Sterl. überlassen; nur zu einem könne er sich nicht verpflichten; falls er genöthigt sein solle, an eine andere Gesellschaft sich anzuschließen, welche vielleicht die Bedingung stellte, ihr diese Missionsstation zu übergeben, so könne er sich nicht binden, dieselbe unter allen Umständen für uns zu reserviren. Das fand ich billig und selbstverständlich.

In der Stadt besuchte ich den reformirten Prediger Mac Karther, einen Schotten, welcher sich über Illing's Thätigkeit sehr anerkennend aussprach und nur wünschte, daß er eine feste Leitung haben möchte. Aehnlich sprach der Wesleyan-Prediger Blenkau.

Am Abend producirte mir Illing seine Schule in einem Examen, das er mit Erwachsenen und Kindern anstellte. Da wurde das Unglaubliche geleistet; die sechs Sprachen: Deutsch, Zulu, Englisch, Holländisch, Griechisch und Hebräisch im buntesten Gewirre durcheinander, — alles auswendig gelernt; auf Fragen aus der biblischen Geschichte, dem Catechismus und der Glaubenslehre wurden die Antworten mit derselben Promptitude ertheilt. Wie groß muß doch die Macht des Wortes Gottes und des Taufsacraments sein, daß selbst, trotz aller dieser geistigen Dressur eines solchen Unterrichts, die um Illing geschaarte Gemeinde innerlich gewachsen und consolidirt ist, und daß selbst feindliche Weltmenschen die Anerkennung nicht versagen können, daß seit Illing's Arbeit aus dem rohen, diebischen, trunkenen Haufen ganz ehrbare Leute geworden seien.

Ergreifend für mich war Illings seelenvolles Blasen auf der Trompete, mit welcher er, nachdem er einen Choral vorgetragen, durch ein Signal seine Gemeinde zusammenruft.

Als ich am Abend noch den Leuten eine Predigt hielt, waren viele von ihnen recht ergriffen und weinten.

Mittwoch, den 7. August, frühstückte ich bei Mac Karther, dessen liebenswürdige Schwester mich mit einem neuen Pinsel und Sepia versah, da die meinigen verbraucht waren. Mit Mac Karther besprachen wir den Plan, Illing als reformirten Pastor nach Lydenburg zu bringen. Wenn wir dann Illings Stelle in Ladysmith wieder besetzten, so hoffte Mac Karther dann auch Posselts Besuche in Ladysmith geendigt zu sehen. Deshalb ging er gern auf den Plan ein. Doch Illing selbst hatte kein rechtes Herz dazu, weil er lieber Missionar bliebe.

Um ½ 4 Uhr verließen wir Ladysmith und fuhren aus dem Thalkessel hinaus, durch die höheren, das Tugela-Gebiet einschließenden Gebirge, bis wir, in ein breiteres Thal gelangt, Abends in der Dunkelheit die Drift der Tugela erreichten und passirten. Da wir dort gewahr wurden, daß meine gefüllte Reisetasche verloren gegangen war, machte sich Johannes noch mitten in der Nacht auf, um sie zu suchen. Er hat sie erst am andern Morgen in Ladysmith selbst gefunden, und brachte sie keuchend nach Emmaus nachgetragen.

Donnerstag, den 8. August, fuhren wir das Thal des Tugela aufwärts, und wollten bei dem alten Sneuwmann ausspannen, dem corpulentesten und freundlichsten Bauer von ganz Natal. Er war aber nicht auf seinem Platz, sondern ein anderer Bauer, Robertse, hatte denselben gepachtet. Der letztere war ein ernster, frommer Mann, und war besonders darum erfreut, mich zu sehen, weil er an mich die Bitte richten wollte, Glöckner als Prädicant für die Mariannenkirche zu bestellen; derselbe habe durch seine Predigten das Herz aller Bauern gewonnen.

Als wir weiter fuhren, zerbrach bei der nächsten Spruit der Spannnagel (baut) von unserem Wagen; wir saßen rathlos da, schickten Mart zurück zum Bauer, daß dieser einen anderen Spannnagel schicken möchte. Der hatte keinen, kam aber selbst und versuchte einen von starkem Holz zu substituiren, dem wir natürlich Bedenken trugen, uns anzuvertrauen. So mußte denn, nachdem wir bis 3 Uhr vergeblich an unserem Wagen gedoktort hatten, unser freundlicher Bauer schließlich uns einen Sattel borgen für Merensky; wir spannten die beiden Vorderpferde aus und ritten, so gut und so rasch es gehen wollte, zum nächsten Bauer de Coq, dem Schwager von Güldenpfennig. Hier waren wenige Minuten vor uns Zunkel, Glöckner und Richter eingetroffen, uns entgegen zu kommen.

Wir bestiegen nach kurzer Begrüßung die Pferde der letzteren und ritten mit Zunkel voraus, ihnen es überlassend, wie sie entweder auf Lord und Jonker, oder auf geborgten Bauernpferden nachkommen wollten.

Zunächst kehrten wir noch bei Osthuisen, dem anderen Schwager Güldenpfennigs, ein, bei dem wir auch den alten Rudolph, den frommen, frischen, alten Schwiegervater Güldenpfennigs, antrafen, und uns an seiner lebendigen, christlichen Frische erquickten. Dann bestellten wir bei einem benachbarten Schmidt einen neuen Spannnagel, den wir am folgenden Tage unserem Wagen bis zu der schlimmen Drift der kleinen Tugela, wo er bis dahin halten mußte, entgegen sandten. Wir selbst ritten im schnellsten Tempo auf Emmaus zu.

Die Sonne neigte ſich zum Horizont, die Luft war trübe und dick, ſo daß wir die nahen Felsrieſen des Drakenbergs nur in nebelhaften Umriſſen erkennen konnten. Auch die übrige Gegend ermangelte ihres Schmucks, des ſaftigen, grünen Graſes, weil alle Felder fahl oder ſchwarzgebrannt waren. Da tauchte aus dem ſchwarzen Gelände ein friſches, grünes Saatfeld hervor — es war unſer Emmaus, das wir auf beflügeltem Roß noch vor dem Scheiden des letzten Abendlichts erreichten. Friedlich und lieblich liegt die Station unter den Vorläufern des in gewaltigen Zacken überragenden Drakengebirges, ein überaus romantiſches Bild.

Nachdem wir im Hauſe ein wenig uns reſtaurirt hatten, kam die Kaffergemeinde ſingend heran, mich zu begrüßen.

## III.

### Emmaus. Ritt in Sikali's Location. Saul. Schulprüfung. Biſchof von Baſſutoland. Hausbeſuche.

Freitag, den 9. Auguſt, kamen die Brüder Prozesky und Neizel von Emangweni; die Zeit verging mit Briefſchreiben, Geſprächen, Zeichnen, heute, ſowie am folgenden Tage. Leute aus der Gemeinde kamen und ſuchten mir ihre Freude über mein Kommen auf alle Weiſe zu bethätigen.

Emmaus.

Sonntag, den 11. Auguſt. Bruder Zunkel hielt die Beichte, und wir empfingen mit der Gemeinde das heilige Sacra-

ment. Von benachbarten Bauern waren auch Osthuisen und der alte Rudolph gekommen. Letzterer war erfreut gewesen, trotz seiner Schwerhörigkeit, meine holländische Predigt Wort für Wort verstanden zu haben, und war von der lutherischen Feier des Sacraments so ergriffen, daß er sagte, es habe nicht viel gefehlt, so wäre er, trotzdem er nicht vorbereitet war, mit hinzugetreten, wenn er gewußt hätte, er habe es gedurft. Nachmittags versammelte sich eine Anzahl von Schulkindern zur Sonntagsschule im Garten.

Montag, den 12. August, ritten wir nach dem vier Meilen entfernten Platz unter dem Drakenberg, woselbst die Brüder die Gründung einer neuen Station ins Auge gefaßt hatten.

Als wir von Hause aufbrachen, war gerade der alte, bereits zweimal abgefallene und zweimal wiedergekehrte Saul vor der Thür, der auf dem Gebiet von Emmaus sich anzusiedeln wieder beschlossen hatte. Ich sprach einzelne ernste, ermahnende Worte zu ihm, und forderte ihn auf, am Abend zu mir zu kommen und mich zu besuchen. Er antwortete, daß er so eben im Begriff sei, in das Gebirge nach Holz zu fahren und deshalb nicht kommen könne. Doch fiel es mir auf, wie der Mann da stand, wie einer, der im tiefsten Herzen erschüttert war.

Unser Weg führte uns zunächst durch eine Berglücke, von wo aus man einen prächtigen Blick auf die ganze untere Linie des Drakengebirges hat, welches an diesem Punkt plötzlich in einem Winkel nach Osten zu abbricht. Aus den Alpenlinien heben sich besonders der Retiefkop und Nelsonskop in schroffem Abfall hervor.

Wir ritten durch Schloten und über Bergrücken und erreichten nach drei Stunden einen alten, verlassenen Bauerplatz. Zu beiden Seiten eines wasserreichen Flusses waren dort prächtige Ebenen und Ländereien. Rund herum wohnen viele, viele Kaffern, die eigentliche Masse von Sikalis Volk. Dieselben wohnen aber nicht wie die Bassuto in Städten zu Tausenden, sondern in vielen kleinen Kralen zerstreut, je 40—50 miteinander. Während ich von der prächtigen Scenerie des bis in das Thal hin abfallenden Drakenbergs eine Skizze nahm, verdichteten sich die Wolken; einige Tropfen fielen, und nicht lange, so mahnte uns der Donner an die Rückkehr. So schnell wir indeß ritten — wir wählten einen näheren Weg über viel steilere Berge, — so hatte uns bald das Wetter ereilt, und Blitze fielen um uns her in großer Nähe. Der Donner hallte majestätisch wieder in den Felsgebirgen, aber die Nässe unserer bald durchweichten Kleider ließ uns nicht recht zum Genuß dieses gewaltigen Schauspiels kommen; nur Zunkel wurde mit Vergnügen naß, weil seine Felder und Gärten ebenfalls den lange ersehnten Regen erhielten. Bald sahen wir uns aber nach allen Seiten von starken Gewittern umgeben, und konnten die schlüpfrigen, steilen Berge, über welche unser Fußpfad

[illegible] [illegible] [illegible] [

mehr zu hoffen." Ich: Judas ist nicht zu seinem Herrn zurückgekehrt, sondern ist zu des Herrn Feinden gegangen, und dann hat er sich in Verzweiflung erhenkt; wäre er zu Jesu wiedergekommen, sowie Du jetzt zu Jesu Knecht kommst, so hätte auch Judas noch Gnade finden können!" Saul: „In diesem Augenblick sehe ich, daß Euer Wort Ein Wort ist; Dein Wort, Du großer Lehrer, und unsers Lehrers Wort sind Ein Wort, zwischen beiden ist nicht der geringste Unterschied. Aber glauben kann ich es nicht. Wenn ich bete, so schlafe ich ein, und wenn ich dann erwache, so ist mein Herz voll Bosheit. Ja, heute heißt es dann in meinem Herzen: Geh, stich den todt, stiehl das Vieh, lauf damit fort und verkaufe es. Also bin ich gequält und gejagt." Ich: „Und lebst Du noch mit allen Deinen drei Weibern?" Saul: Eine davon ist todt; die andern beiden habe ich noch; aber ich habe durch sie so viel Plage, daß ich lieber heute als morgen aus dieser Plage heraus wäre. Aber da ist keine Kraft." Ich: Gott erhört nicht die Gebete eines Menschen, der noch muthwillig an seiner Sünde festhalten will; laß Dein zweites Weib los und bete wieder, so wird Gott Dein Gebet annehmen." Saul: „Die Sünde ist nicht ein Ding, wie dieser Hut, den man nur so wegwerfen kann, sie sitzt zu fest. Mein Herz sagt mir: du sollst nicht beten. Gott wird durch dein Gebet geärgert." Ich: „Gott ist nicht wie eure heidnischen Häuptlinge, die ein an ihnen gethanes Unrecht nie wieder vergeben. Sollte der, der zu Petrus gesagt hat, siebenzigmalsiebenmal am Tage sollst du deinem Bruder vergeben, so er dich bittet, wohl schlechter sein als Petrus?" Saul: „Du sagst recht! Aber es ist so, als ob ich hier bin und die Gnade Gottes ist unten an der Bai; Gott will mich nicht; Gott erhört mein Gebet auch nicht." Ich: Gott erhört alle Gebete, nur eines muthwilligen Sünders Gebet erhört Gott nicht, des Sünders, der seine Sünde festhalten will. Zeige Du erst, daß Du mit Ernst aus Deiner Sünde heraus sein willst, wenn dann Deine Kraft zu klein ist, so wird Gott seine Kraft hinzufügen; dann wird es eine große Kraft in Dir sein, die Sünde zu überwinden, und die Gnade wieder zu erfassen." Saul: Ich bin hierhergekommen und plage euch Lehrer, die ihr müde seid." Ich: Nein, das ist gerade unsere große Freude, daß wir mit Sündern sprechen, um sie zur Buße zu rufen. Wenn nun aber doch der Herr zu seinen Dienern sagt: Welchen ihr die Sünde vergebt, denen ist sie vergeben, warum sprichst Du dagegen: das ist nicht wahr; und wenn wir Dir sagen: Komm, es ist noch Vergebung für Dich zu hoffen, warum antwortest Du: Nein, für mich ist keine Vergebung?" Saul: Ach, Du großer Lehrer, und Du, mein Lehrer, bittet doch für mich, daß doch wieder ein wenig Licht in mein Herz falle, es ist alles, alles finster. Warum mußt Du,

großer Lehrer, doch so bald wegreisen?" Ich: Nun, wenn Du willst, komm doch morgen wieder, so will ich weiter mit Dir reden." Saul: „Ach, wohl ein ganzes Jahr möchte ich immerfort mit Dir sprechen".

Dienstag, den 13. August, Vormittags hielt ich eine Prüfung der Schulkinder ab; dieselben wußten und erzählten die Geschichte Josephs und der Patriarchen recht gut, wußten auch den Text des Catechismus (obgleich die Gebote nach der reformirten Eintheilung); ihre Liederverse sangen sie frisch und sagten sie fließend her; in einzelnen Schreibheften war ein Anfang im Schreiben gemacht.

Nach der Schulprüfung beschenkte ich die Kinder mit bunten biblischen Bildern, worüber ihre Angesichter strahlend wurden.

Am Nachmittag unternahmen wir einen Ausflug in das Drakengebirge, dessen Höhe wir zu zwei Drittheilen erstiegen. Wir genossen eine prachtvolle Aussicht über die ganze Linie fort und auf das gewaltige Felsencastell, welches die höchste Spitze ausmacht. Oben verscheuchten wir einen Trupp Paviane, die mit heiserem Gebell uns begrüßten und fliehend auf einer Klippe Posto faßten. Wir befanden uns oben in einem wahren labyrinthischen Gewirre von Felsen und Bäumen und Gestrüpp von Schlinggewächsen aller Art. Am Abend kam Saul wieder, und ich hatte mit ihm ein ähnliches Gespräch, wie gestern Abend, dessen Erfolg war, daß er fest versprach, seine zweite Frau zu entlassen. Gott gebe, daß er Wort halte und gerettet werde.

Mittwoch, den 14. August, kam der römisch-katholische Bischof von Bassuto-Land heran, um zu grüßen; ein kleines, freundliches Männchen, ohne alle bischöfliche Würde. In einem alten, schäbigen Reiserock saß er krumm auf dem Pferde, Decken und Reisetaschen mit Mühe in der Hand haltend. Außerdem hatte er einen zu Fuß folgenden Diener (einen Weißen), zwei schwarze Diener und zwei Packpferde für Decken und Zelt und Proviant. Keiner unserer Missionare sieht so unscheinbar aus, wie dies kleine, freundliche Männlein.

Nach der Abreise des römischen Bischofs zog ich meinen Talar an, und hatte selbst als evangelischer Bischof zu fungiren. Wir gingen in die kleine Kirche von Emmaus, woselbst die Brüder Glöckner, Richter und Prozesky aus meiner Hand die Ordination empfingen. Wir spürten unter den Gebeten der versammelten Brüder und der Macht des Worts Pauli aus den Pastoralbriefen das Wehen des heiligen Geistes, und ich möchte wohl wissen, was die Römischen mit ihrer angemaßten episcopalen Weihe für Vorzug hätten vor dem Segen, den uns der Herr in jener Stunde ertheilte.

Am Nachmittag behielt ich, nachdem Herr Rudolph, Güldenpfennigs Schwager, zum Besuch gekommen war, noch einige Stunden Zeit,

um in die Gemeinde zu gehen, in welcher ich recht erfreuliche Züge von der Arbeit des heiligen Geistes in und an den Herzen wahrnehmen konnte. Besonders beweglich war es mir, mit welcher inneren Dankbarkeit der einzige Excommunicirte der Gemeinde es aufnahm, daß ich auch bei seinem Hause nicht vorübergegangen sei. Er nahm meine ernsten Ermahnungen mit vielen Thränen auf, und kam mir, als ich später bei seiner Thür vorbeiging, noch einmal nachgelaufen mit den Worten: er verspreche sicher, nun mit allem Fleiß Buße zu thun, um wieder in die Gemeinde aufgenommen werden zu können.

## IV.

### Emangweni. Umbalo. Umbope. Kafferntanz.

Donnerstag, den 15. August, ging ich Vormittags noch einmal in die Gemeinde und besuchte diejenigen, die ich gestern noch nicht erreicht hatte. Dann wurde der Koffer gepackt und Nachmittags aufgebrochen. Es regnete gerade ziemlich stark, als ich mit Prozesky wegritt; man prophezeite uns, es werde nicht aufhören. Aber schon nach einer Stunde heiterte der Himmel sich auf, das Gebirge enthüllte sich; es war bis zur Hälfte seiner Höhe mit Schnee bedeckt, ein heimathlicher Anblick.

Auf dem letzten Berge, bevor wir Emangweni erreichten, kam uns ein Reiter athemlos entgegengesprengt. Es war Arroneet, der mit Spannung meiner Ankunft geharrt hatte, und nun von Stendal bis hieher entgegengekommen war. Langsam ritten wir die feuchten Lehmfußsteige und Grasflächen herab und bald hatten wir die Junggesellen-Häuser in Emangweni erreicht.

Freitag, den 16. August. Wir besichtigten mit einander die Station, deren Lage ganz vortrefflich ist, mitten unter zahlreichen Kafferkralen, an einem sehr fruchtbaren, mit Wasser reichlich versehenen Hügelabhange. Dicht bei dem Hause Neizels, kaum einige Hundert Schritte entfernt, ist der Kral des Umbalo, eines sehr angesehenen Kaffern, Onkels des jetzigen, noch jungen Häuptlings. Er ist ein alter, zutraulicher, freundlicher Herr, welcher unseren Neizel und die übrigen Brüder wirklich lieb zu haben scheint. Bald nach meiner Ankunft kam er, mich zu begrüßen. Dabei klopfte er immer an seine Kehle und rief: „Hier ist mir so wohl, so wohl, daß ich Dich sehe.“ Dem Kaffer ist

nämlich die Kehle der Sitz der angenehmen Gefühle, und wo wir auf das Herz zeigen, zeigt er auf die Kehle.

Der alte Umbalo ist Reizels und der Brüder treuer Hausfreund, besucht sie fast täglich, um indaba zu hören, und dabei — eine große Seltenheit bei den Kaffern — bettelt er nie, sondern ist zufrieden, an der Erde hockend, zu warten, und dankbar, wenn man ihm vom Fleische einen Knochen zum Abnagen hinreicht. Er selbst aber sucht unseren Brüdern alles Liebe zu thun, was er vermag. Es ist das sehr wichtig, weil in Folge der Haltung des Capitäns nun auch alle seine Leute sehr freundlich gegen uns sind.

Das Werk des Herrn geht denn auch, wenn gleich langsam, so doch sichtlich voran. Eine Anzahl Catechumenen — unter ihnen zwei Söhne Umbalos — haben sich zum Taufunterricht gemeldet, und ein orlamscher Kaffer, Namens Strut — bei den Bauern aufgezogen und durch sie vorbereitet, soll nächstens getauft werden.

Von den Söhnen Umbalos freilich war der eine so eben wieder auf verkehrte Wege gerathen, indem er Land und Leute durchzog, um Vieh zu erwerben und damit eine zweite Frau zu kaufen. Ein Mädchen von der Nachbarschaft war nämlich auf seinen Kral gekommen und hatte ihm sagen lassen, sie liebe ihn. Darin hatte er einen Grund gefunden, sie wieder zu lieben. Heute Abend kam er nun an, mit Perlenschnüren um Augen und Kinn, mit Schwänzen und Fellen über den ganzen Leib wunderlich ausstaffirt, der richtige Hanswurst; aber das ist die Kleidung der Jünglinge, die auf Liebesabenteuer ausgehen. Ich mußte mich zwingen, ernst zu bleiben bei dem Anblick dieses Narren.

Ich redete ihn an: „Umbope, hast Du denn nun das Wort Gottes weggeworfen, oder liebst Du es noch?“ Umb.: „Ich liebe es noch.“ Ich: „Wenn Du das Wort liebst, so mußt Du auch ihm gehorsam sein, und danach leben. Wie bist Du denn jetzt von Gottes Wort fortgelaufen, daß Du eine zweite Frau suchst?“ Umb.: „Nicht alle Christen sagen, daß es schlecht sei, eine zweite Frau zu nehmen.“ Ich: „Ich aber sage Dir, daß wir denjenigen nicht für einen Christen erkennen können, der eine zweite Frau nimmt, denn ein Christ ist gehorsam gegen das Wort des Herrn.“ Umb.: „Ich bin bei Sabanto gewesen (Bischof Colenso), und da sind viele Gläubige, die zwei Frauen haben, da habe ich gesehen, daß man sehr wohl zwei Frauen haben und doch ein Gläubiger sein kann.“ Ich: „Hältst Du Hlalukana (einen Kaffer, der, nachdem er in Port Elisabeth getauft war, wieder abgefallen ist) auch für einen gläubigen Christen?“ Er: „Nein, der ist ein Abgefallener.“ Ich: „Nun, so wisse, jeder Christ ist gleich dem Hlalukana, welcher nicht dem Worte Gottes gehorcht, und wer erlaubt, eine zweite Frau zu nehmen.

Willst Du denn aber zu Sabanto gehen, und bei ihm wohnen mit Deinen beiden Frauen?" Er: „Nein, ich will hier wohnen." Ich: „Nun, so sollst Du wissen, daß Du von uns nicht getauft wirst, auch bei uns nicht als ein Christ angesehen werden wirst, wenn Du zwei Frauen genommen hast. Nun denke darüber nach und komm morgen wieder zu mir."

Wir ritten heute Vormittag in die Nähe des höheren Drakenbergs; Giants Castle lag majestätisch vor uns, der Gipfel majestätisch mit Schnee bedeckt. Unterwegs trafen wir ganze Truppen von Kaffern, Männer, Weiber und junge Mädchen, letztere fast ganz nackt, mit dem Trappen und Aussieben des Kafferkorns beschäftigt. Da geht alles nach dem Takt, und sie singen dazu eine einförmige ...elodie.

Sonnabend, den 17. August. Richter nahm Abschied, um Merensky nach Botshabelo zu begleiten; Schubert geht ebenfalls mit. Umbope kam wieder, und ich setzte das Gespräch von gestern Abend fort. Er blieb aber dabei, daß man ein Gläubiger sein und zwei Frauen nehmen könne, und wollte von seiner Liebschaft nicht ablassen, obschon ich ihm versicherte, er würde dann nicht getauft werden. Während wir noch so sprachen, kam Umbalo mit seinem Bruder, der der rechte Schatten des Alten ist, und zu allem Ja sagt, was derselbe spricht. — Ich zog Umbalo mit in das Gespräch: „Umbalo, Du hast schon viele Frauen, für Dich wird es sehr schwer sein, die anderen zu entlassen, und ein Christ zu werden. Umbope aber hat bis jetzt nur Eine Frau, für ihn ist es eine kleine Sache, von dem Mädchen jetzt noch loszulassen. Ist sie erst seine Frau, so wird er nicht leicht von ihr loskommen, und wird um ihretwillen den Glauben wegwerfen, das ist es, was ich eben mit ihm spreche." Er: „Ich weiß es, daß es bei euch Weißen also ist, daß ihr nur Eine Frau habt. Ihr lebt nach dem Wort des Herrn. Wir lieben auch das Wort sehr, unsere Herzen werden zufriedengestellt durch das Wort, aber nicht allein durch das Wort, sondern auch dadurch, daß wir viele Häuser (Weiber) können haben." Ich: „Aber Gottes Wort verlangt es, daß ein Mann nur Ein Weib habe; und Gottes Segen kann nur der haben, der Gottes Wort gehorcht." Er: „Ja, wir wollen auch thun nach Gottes Wort, aber wenn wir nur eine Frau hätten, würde es für die zu schwer werden. Sie wird, wenn der Mann böse wird, die Schelte dann alle allein tragen müssen. Unsere Frauen lieben es auch, daß ihrer viele sind, denn da können sie viel mit einander sprechen und haben viel Unterhaltung." Ich: „Sprechen können sie auch dann miteinander, wenn sie nicht alle die Weiber Eines Mannes sind, und ein Mann, der ein rechter Christ ist, macht seines Scheltens weniger, so daß die Eine Frau es wohl ertragen kann. Aber Du hast gesagt, Du habest

Gottes Wort lieb, willst Du aber Gottes Wort lieb haben, so mußt Du ihm auch folgen und mußt nicht sagen: das Wort ist gut, aber ich will anders leben als das Wort!" Umbalo: „Ja, Lehrer, ich habe es gehört, was Du gesagt hast (d. h. Du hast Recht)." — Als er endlich in Verlegenheit war, was zu antworten, kam ihm sein Bruder zu Hülfe und wandte sich an Neizel: „Lehrer, da ist eine Ziege von Dir todt, sie liegt in meinem Kral!" — Ich fuhr fort: „So eben komme ich von den Bapedi, die sind früher auch solche gewesen, wie ihr jetzt seid, und haben viele Weiber gehabt. Aber nun, nachdem sie Christen geworden, haben sie ihre Frauen alle entlassen, so daß jeder von ihnen nur Ein Weib hat. Nun will ich Dir sagen, was meine Augen gesehen und meine Ohren gehört haben. Ich habe gesehen, daß die entlassenen Weiber bald wieder geheirathet haben, und ich habe gehört, daß sie nun alle sagen: „Jetzt erst leben wir recht glücklich, da ein jeder Mann nur Ein Weib hat. Früher, wo viele Frauen waren, war viel Zank und Streit, jetzt aber ist Friede, und wir haben einander lieb." Umbalo: „Ja, ich habe das gehört! Auf diese ist der Herr herabgekommen, aber hier ist er noch nicht herabgekommen." Ich: „Der Herr ist überall da herabgekommen, wo Er Sein Wort predigen läßt durch Seine Boten. Sprich nicht, der Herr ist nicht hieher herabgekommen; siehe, da ist Dein Lehrer Neizel; er lehrt Dich Gottes Wort, und Gott ist mit ihm." Umbalo: „Ja, ich höre auch Gottes Wort, ich merke auch, daß es hineingeht in das Herz, und ich liebe das Wort; und jetzt ist es meinem Herzen schon viel angenehmer, als im Anfang." Ich: „So fahre damit fort, und höre und bete um den Geist Gottes, so wird Dein Herz zuletzt auch noch ganz überwunden werden, daß Du dem Worte ganz gehorsam sein könnest." Umbalo wurde hier sehr unruhig und wiederholte das schon früher von ihm gesprochene Wort: „Laßt uns gehen! Laßt uns gehen!" Ich hielt sie aber noch eine Weile fest, um Umbope noch einmal scharf ins Gewissen zu reden. Dann gingen sie, sichtlich erleichtert in ihrem Herzen, daß sie nun heraus wären aus dem Examen.

Zu Mittag kam Zunkel von Emmaus, um mich ferner zu geleiten auf meiner Reise. — Am Nachmittage tanzten die Jünglinge auf Umbalos Kral; ihre Bewegungen waren zum Theil so graziös, ihre Stellungen und das Muskelspiel der schönen ebenmäßigen Leiber so frisch und lebhaft, daß mancher Bildhauer mich beneidet haben würde. Sie machten ordentliche Turnübungen nach dem Takt, den ein Lehrmeister angab, sie bückten sich, standen auf, bogen sich zur Seite, sprangen, hoben sich auf den Zehen, schwangen ihre Kirris oder Felle, rückten vor, stachen, zogen sich zurück, alles auf Commando. Bald darauf stellten sich die Mädchen

vor sie hin, einzelne in einen Combers verhüllt, andere fast völlig unbekleidet, klopften in die Hände und sangen eine gewisse Melodie, auf die die Tanzenden in verwandten Tönen antworteten.

Auf meine Bitte erlaubte Umbalo den Jünglingen, daß sie ihre Assagaien und Schildfelle holen durften und nun einen förmlichen Waffentanz ausführten. Das sah wild aus, wie sie die Speere schwangen und, mit dem Fell gedeckt, vorsprangen, stachen, zurückliefen, sprangen. Mich interessirte dies ungemein, und ich mußte es dem Umbalo als eine besondere Vergünstigung danken, daß er mir dies gestattet hatte. Denn Assagai, Schildfell und Waffentanz darf sonst nur in Gegenwart und auf Befehl des Ober-Capitains in Scene gesetzt werden. Umbalo übernahm es, nachträglich diese Erlaubniß einzuholen. Ja, noch mehr, er befahl zweien seiner Krieger, daß sie sich in vollen Kriegsschmuck legten. Der sah wunderlich genug aus: ungeheure Aufsätze von Federn auf dem Kopf, Schwänze und Felle um den ganzen Leib und selbst um die Beine, ich konnte nicht finden, weder daß dieser Putz schön war, noch daß er erschrecklich war; doch versicherten mich die Brüder, daß, wenn ein ganzer Trupp von Hunderten so angekleidet und ihre Schlachtlieder brüllend, Kampflust aus den leidenschaftlich glänzenden Augen blitzend, daherstürmten, dies ein wirklich furchtbarer Anblick sei, der auch einen Muthigen beben machen könne.

Die geraume Zeit, welche die beiden Krieger gebrauchten, um sich in vollen Schmuck zu legen, benutzte ich dazu, um zu Umbalo in die Hütte zu gehen und ihm und seinen versammelten Großen das Evangelium zu predigen und sie einzuladen zum Hochzeitmahl des Lammes und sie zu warnen vor der Strafe des jüngsten Gerichts. So geehrt sie sich durch meinen Besuch fühlten, und so aufmerksam sie dem geehrten Gast zuhörten, auch wohl zustimmende Aeußerungen fallen ließen, so sichtlich wurden sie auch verlegen und machten wiederholt darauf aufmerksam, ob wir nun nicht gehen wollten, um die angeputzten Krieger zu sehen. Ich ließ sie indeß damit warten, bis ich meine Predigt zu Ende gebracht hatte. Sie wären mir sicherlich dankbarer gewesen, wenn ich ihnen die indaba vom Bassutokriege erzählt hätte.

Als ich endlich mit ihnen aufbrach und die geschmückten beiden mächtigen Heldengestalten draußen besichtigte, kam Umbope, von Bier erhitzt, hervorgestürmt und zankte den einen aus, daß er sein Schildfell genommen habe, ohne ihn um Erlaubniß zu fragen. Der Mann rechtfertigte sich damit, daß Umbalo es ihm geheißen habe, aber Umbope war zu betrunken, als daß er Weisung angenommen hätte. Ich war besorgt, es möchte ein heftiger Kampf entstehen; aber die Leute selbst meinten, das sei so ihre

Art, wenn sie viel Bier getrunken hätten, zankten sie sich, das hätte aber nichts weiter zu bedeuten. Mir that es nur leid, daß über diesen Zank die Leute nun ihren beabsichtigten Waffentanz unterließen.

## V.

### Empangweni. Longalibalele. Hansen. Strobel. Ritt nach Stendal. Die Station Stendal.

Sonntag, den 18. August, machte ich Vormittags den Brüdern Mittheilungen aus meinem Basuto-Tagebuch. Gegen Mittag versammelten sich an 25—30 Kaffern zum Abendgottesdienst in Bruder Neizels Stube. Ich predigte über Apostelgeschichte 17. Umbalo hörte sehr aufmerksam zu. Nach der Predigt und dem von den Brüdern nach allen Regeln der Junggesellen-Kochkunst trefflich bereiteten Mahle, zu dem außer dem selbstgebackenen Brod auch sogar der selbstgebackene Kuchen nicht fehlte, brachen wir auf, um noch heute nach der Hermansburger Station Empangweni zu reiten, und bei Bruder Hansen die Abendstunden zu verbringen. Wir ritten durch ein zerklüftetes Terrain, durch steile Schloten der aus dem nahen Drakengebirge herabströmenden Bäche. Hier überschritt ich auch zum ersten Male den Blaukranzfluß (Emseluzi), welcher seinen Namen von den steilen Felswänden (Kränzen) aus Thonschiefer führt, die seinen Lauf bis in die Ebene und in die Tugela hinab kennzeichnen.

Nachdem wir eine Anzahl solcher steiler Spruiten passirt hatten, gelangten wir auf eine, an die Bergvorsprünge des Drakenbergs sich lehnende Ebene, die ganz bedeckt ist mit den Kralen von Libaleles Volk. Unser Weg führte uns durch den Kral des Häuptlings und wir beschlossen, diesem einen Besuch zu machen. Longalibalele („die Sonne scheint heiß") ist ein Mann von stattlichem, majestätischem Wuchs und Angesicht, nur daß beides fett und bierverwaschen ist. Ebenso war auch seine Unterhaltung. Er war, wie es schien, nicht recht aufgelegt, und daß ich ihm auf seine Nachfrage kein Geschenk bezeichnen konnte, das ich ihm mitgebracht hätte, machte ihn nicht aufgeräumter. Ich fragte, ob seine Felder viel Korn getragen haben. „Ein wenig," antwortete er, „wie sollte es viel sein, da ich nur solch kleines Land habe, und die Engländer mir nicht gestatten, mich weiter auszubreiten." Ich fragte, ob der Buschmann vom Drakenberge aus noch plage. „Auch ab und zu," antwortete er. „Nun, Deine jungen Männer haben scharfe Augen und starke Leiber, um sie abzuhalten!" „O,"

antwortete er, „was hilft mir das, die Engländer haben ja ein Gesetz gegeben, daß man keinen von ihnen tödten darf.“ Als ich ihn mit seiner Bettelei abwies, äußerte er: „Solch großer Capitän kommt zu mir, und bringt mir nicht einmal ein Geschenk!“ Mich verdroß es, mit diesem sichtlich angetrunkenen Bierschlauch noch länger zu reden, und ich ritt daher weiter. — Hansen, der Hermansburger Missionar auf Empangweni, hat es nicht leicht. Er muß auf den Kralen umherreiten und persönlich freundliche Beziehungen anknüpfen, damit die Leute ihm zu Gefallen zur Kirche kommen. Einige sind vorhanden, die ziemlich regelmäßig sich einfinden, sich auch entschuldigen, wenn sie nicht gekommen sind. Aber die meisten sind träge zu Gottes Wort, lernen es und nehmen es nicht an. Der einzige auf dieser Station Getaufte ist verzogen, und die Catechumenen, die zuletzt gekommen waren, sind fortgeblieben, — so steht es nur traurig dort, und Bruder Hansen ist eben so sehr auf das Warten angewiesen, wie unsere Brüder auf den Locationsstationen in Natal. Locationen sind überhaupt der ungünstigste Boden für die Mission. Wo die Heiden noch ihren polygamischen Capitän über sich haben, wo sie die Lobola und andere Kafferſitten noch nicht weggeworfen haben — und das geschieht auf den Locationen am schwersten — da ist das Heidenthum noch mit einer eisernen Mauer umgeben, durch welche alle Missions-Anstrengungen in Natal bis jetzt noch keine solche Bresche gelegt haben, daß die Festung einnehmbar geworden wäre. Da ist es viel sicherer und ersprießlicher, Stationen auf den Dörfern anzulegen, woselbst die aus den heidnischen Umgebungen gerissenen Kaffern, die von allen andern Weißen nur als ein Stück Vieh oder höchstens als Gesinde angesehen werden, in dem Missionar, dessen Liebe und Fürsorge sie verstehen, einen erwünschten Mittelpunkt finden, um den sie sich sammeln. Es schadet dann auch nichts, daß ein Viertheil solcher Arbeitsbevölkerung alljährlich ausscheidet, um in die Heimath zurückzugehen. Die auf dem Dorf angeregten werden, auch wo sie zu ihrem Volk zurückkehren, gern die Station eines dort arbeitenden Missionars aufsuchen, und demselben zu seinem Evangelisirungswerk bereite Handlanger werden. — Hansen schien ein recht eifriger, lieber Mann zu sein. Wenn er auf die Krale reitet, so kommen die Männer zumeist ohne viel Widerreden zur Predigt; die Weiber bedroht er mit dem Sambock, theils zum Kommen, wenn sie nicht wollen, theils zum Stillesein, wenn sie gekommen sind.

Die Kafferweiber führen nicht selten das Regiment über ihre schwachen Männer, und statt ihnen zu Willen zu sein, zwingen sie dieselben unter ihren Willen. Ein solcher geplagter Ehemann nahe bei Empangweni hat vor kurzem ein drastisches, aber höchst wirksames Mittel angewandt, indem er seiner launischen,

widerſpenſtigen Frau ein Stück Ohr abgeſchnitten hat. Seitdem hat er ein höchſt liebenswürdiges Weib, mit dem er im beſten Frieden lebt.

Bei Hanſen trafen wir auch unſeren alten Coloniſtenbruder Strobel mit ſeiner Frau, der dringend um Wiederaufnahme in die Geſellſchaft bat. Er ſagte, er habe ſeiner Zeit zwar ſelbſt ſeinen Abſchied gefordert, aber das ſei in der Uebereilung geſchehen und darum, weil er auf drei Briefe vom Comité gar nicht einmal Antwort erhalten habe. Jetzt möchte er gar zu gern zurück. Zwar gehe es ihm äußerlich nicht zum Beſten, aber das ſei nicht der Grund; auch nicht das ſei der Grund, daß er vor kurzem einen Finger verloren habe, er habe ſich bereits daran gewöhnt, den anderen an deſſen Stelle zu ſetzen; — aber das ſei der Grund, daß er in ſeinem Gewiſſen beunruhigt ſei; er habe doch zu Hauſe Alles daran gegeben, um hier draußen nur dem Herrn zu dienen; nun laſſe es ihm keine Ruhe. Dazu ſei ihm ganz ohne und wider ſeinen Willen eine Frau geſchickt, die es ihm jetzt auch Mühe mache zu ernähren. Er ſchien ziemlich unklar über ſeine Stellung zur Miſſion.

Montag, den 19. Auguſt, hatten wir wieder einen ſcharfen Ritt von circa zehn deutſchen Meilen zu machen, um heute noch nach Stendal zu kommen. Nach etwa drittehalb Stunden Reitens erreichten wir wieder die Dornen; das todte Einerlei der Grashügel fand doch wieder einige Abwechſelung, zumal da das Terrain wieder gebirgichter wurde.

Nachdem wir bei dem romantiſch am Eingang des Buſchfeldes gelegenen Häuschen des Capitän Giles vorbei waren, ſattelten wir etwa auf der Hälfte unſeres Weges bei einem Bauer Hatting ab, woſelbſt ich mit einigen Aelteſten der reformirten Kirchgemeinde von der Mariannenkirche eine Conferenz verabredet hatte, um mit ihnen über einen regelmäßigen Cyclus von Predigten zu verhandeln, die von unſeren Miſſionaren gehalten werden ſollen, alle Monate eine. Wir wurden darüber eins, daß zunächſt der reformirte Kirchenrath der Gemeinde zuſammenberufen und um ſeine Meinung gefragt werden ſollte. Wenn derſelbe auch zuſtimme, ſo verſprach ich, die Erlaubniß auszuwirken, daß die Brüder Neizel, Glöckner und Zunkel, — von welchen beſonders Glöckner durch ſeine Gaſtpredigten die Leute ſehr angezogen und erbaut hatte — abwechſelnd jeder alle Vierteljahr eine Predigt halten könnten. Dafür ſollte dann die Gemeinde an die Miſſionskaſſe einen Beitrag von 15—20 Pfund Sterl. jährlich bezahlen.

Am liebſten hätten ſie Glöckner gleich zum Prädikanten berufen. Allein eben darum wollte ich nicht einwilligen, daß Glöckner

allein alle Manna die Predigt biete. Güldenpfennig steht bei diesen Bauern in gutem Andenken und hat auch sichtlich in gutem Segen gewirkt, freilich aber viel mehr für die Bauern gethan, als für die Mission unter den Kaffern, um die sich zu bekümmern, er nicht eben so viel Gelegenheit gehabt zu haben scheint.

Es sind gerade in dieser Mariannengemeinde eine Anzahl frommer und sehr lieber Bauern. Hatting selbst griff den Gedanken, daß von Stendal aus ein regelmäßiger Gottesdienst für seine Kaffern gehalten werden möchte, mit vieler Bereitwilligkeit auf, und stellte zu dem Ende auch ein Stückchen Land in Aussicht.

Von Hatting aus ritten wir nach Weenen, einem kleinen, allerliebst tief unten im Dornenfelde gelegenen Dörfchen, in dessen Nähe noch viele Kaffern wohnen. Als ich von einem Berghange aus eine Skizze nahm, begegnete ich noch einmal dem reformirten Prediger Mac Larther, mit dem ich die Angelegenheit der Predigt in Mariannen noch einmal besprach. Er schien ja auch gern zuzustimmen, so daß ich wagte, ihm meine Dienste für den Fall anzubieten, daß er aus Mangel an reformirten Predigern späterhin einmal einen Pastor hier nöthig hätte. Doch sagte ich gleich im Voraus, daß ich nur einen solchen senden könne, und würde, der auf der unveränderten augsburgischen Confession stehe. Die reformirten Pastoren, fast ohne Unterschied, lassen sich hier zu Lande auf die Beschlüsse der Dortrechter Synode verpflichten, obgleich sie gar keinen Hehl daraus machen, daß sie die Lehre derselben in einzelnen Hauptpunkten nicht für richtig erkennen.

Am späten Abend kamen wir an die Sandspruit vor Stendal, ein Flüßchen, über dessen Wasser man hinweg reitet auf dem Sande, der das Bette anfüllt und das überall fließende, aber nur an wenigen Stellen zu Tage kommende Wasser bedeckt. Die Sonne war bereits untergegangen, als Schumann uns entgegenkam. Ich gab mit Arroneet meinem Pferde die Sporen und wir eilten möglichst schnell voraus, so daß wir noch mit dem letzten Tagesschimmer den Blaukranz durchritten und Stendal erreichten.

Dienstag, den 20. August. Meine ursprüngliche Absicht, drei Tage in Stendal zu verweilen, litt an dem Umstande eine Aenderung, daß die eingelaufenen Nachrichten über das Verlangen einzelner Kafferkapitäne nach einem Missionar, mich veranlaßten, einen dreitägigen Ritt durch ihre Wohnsitze zu machen, welche zwischen Fels und Dorn gar romantisch, aber von aller Berührung mit der Civilisation völlig fern liegen. Deshalb drängte ich meinen Aufenthalt in Stendal und meine Arbeit daselbst in einen Tag zusammen.

Am Vormittag conferirten wir sämmtliche Brüder (Zunkel, Arroneet, Prozesky, Glöckner, Schumann, Neizel) unter einem

Stendal.

Dornbaum am Hügelabhange, von wo aus ich eine Stationsskizze aufnahm. Die Station liegt unweit des Blaukranzes in einer dornigen Ebene, deren Boden überaus fruchtbar ist, nur daß die bisherigen Versuche, den Fluß auszuleiten, vergeblich gewesen sind. Der übrige Theil des über sechs Tausend Ackers (à zwei Morgen) großen Stationslandes ist bergigt, obschon auch in den Bergen genug bereitbare Ackerflächen liegen, so daß dort Kaffern genug wohnen könnten. Die Spitze des Stationslandes reicht bis an den Zusammenfluß des Blaukranzes und der Tugela.

Am Nachmittag ritten wir den Blaukranz entlang zu den Orten hin, wo Nauhaus vergeblich die Aushebung des Flusses versucht hatte. Nach meiner Ansicht sind drei Flecke, wo der Fluß in der That ausgeleitet werden kann; die eine Stelle da, wo Nauhaus zuerst angefangen hatte; daselbst müßte ein einfaches Wehr von Rasen und Sträuchern gemacht werden, welches, nach jedem großen Wasser, falls dasselbe es weggespült haben sollte, mit nicht allzugroßen Kosten in wenigen Tagen wieder hergestellt werden könnte; — oder bei den Ruinen des alten Bauerplatzes, — oder tausend Schritt unterhalb unserer Station. Doch dort müßte man die Schlot durch den Felsen arbeiten. Jedenfalls aber würde es zu diesen Arbeiten erforderlich sein, daß ein zu solchen Arbeiten mit der nöthigen praktischen Umsicht begabter Missionar auf Stendal stationirt werde. Vom Fluß aus ritten wir zu dem Berge hinauf, und sahen dort unsere Kalklagerungen. Es ist nur noch wenig Masse vorhanden, und muß sparsam damit gewirthschaftet werden, im Hinblick auf künftige Zeiten. Namentlich darf es Kaffern und Nachbarn nicht gestattet werden, nach Belieben den Vorrath auszunutzen.

# VI.

## Ritt in die Kafferwildniß. Umgabo. Umncakwane. Tinta. Ngoſa. Nobade.

Mittwoch, den 21. Auguſt, ritten wir vier (Zunkel, Neizel, Aroneet und ich; Glöckner und Prozesky waren nach Hermannsburg vorweggegangen), in der Frühe den Blaukranz hinab bis zu der Stelle, wo er in die Tugela mündet. Ueberall fanden wir ſchöne, für Kaffern bewohnbare und für Kaffergärten trefflich geeignete Flecken Landes, welche, wenn auch mit Mühe, unter eine Schlot gelegt werden könnten. Wir paſſirten auch einen kleinen Fluß, der aber gegenwärtig kein Waſſer hatte.

Kurz bevor wir die Tugela erreichten, rief mir Aroneet, der vor mir ritt, zu, ich ſolle mich in Acht nehmen, da ſei eine ſchlechte Stelle. Ich ſah hin, und bemerkte nichts als einen Dornenbuſch, den ich vorbeireitend mit den großen ledernen Reitſtiefeln zur Seite drücken zu können meinte. Derſelbe war aber, obgleich dünn, ſa zähe, daß er nicht nachgab, und als das Pferd weiterging, den Steigbügel aus dem Sattel herausriß. Während ich bei dieſer Gelegenheit das Pferd anhalten wollte, drehte daſſelbe durch den ebenfalls im Dornſtrauch gefangenen Zügel geleitet, links aus, und trat dort in ein unglückliches Erdſchweinloch, bis an den Bauch hineinfallend. Ich zog es beim Zaum in die Höhe und ſchwang mich dabei aus dem Sattel, indem ich zu gleicher Zeit zur Erde ſprang. In demſelben Augenblick aber ſchlug das Pferd mit dem Kopf zurück und mir gegen die Hand, ſo daß der rechte Daum umbrach. Das war ein entſetzlicher Schmerz, und ich war froh, Zunkel, der etwas von der Doktorei verſteht, bei der Hand zu haben. Derſelbe renkte mir den Daum ſofort wieder ein, rieb ihn mit Franzbranntwein und verordnete dann kalte Umſchläge, die wir ſofort in der Tugela machten. Den ganzen Tag, ſo oft wir Waſſer erreichten, fuhren wir damit fort. Ich jammerte, daß ich nun unfähig geworden war zum Schreiben und Zeichnen, denn ich konnte den Daum kaum bewegen. Indeß half der Herr durch die Umſchläge ſo wunderbar, daß ich ſchon am dritten Tage wieder zeichnete, und heute (nach drei Wochen) ohne Beſchwer ſchreiben kann, obgleich die Schwäche und das Schmerzgefühl im Daumen noch jetzt nicht gehoben iſt.

Nachdem wir die glatte ſteinigte Drift der Tugela, die im Sommer völlig unpaſſirbar iſt, nicht ohne Schwierigkeit durchritten waren, führte uns unſer Pfad einer alten Wagenſpur nach.

Händler hatten dieſe Wildniß durchzogen und oft ganz unglaublich ſcheinende Schwierigkeiten an Felsblöcken und Schloten mit ihren Ochſenwagen überwunden, ſelbſt an ſolchen Stellen, wo wir unſere Pferde leiten mußten, damit wir ſie nur die ſteile Höhe oder die felsbeſäeten Unebenheiten hinaufbrächten.

Oben auf der Hochebene wohnt der Capitän Umgabo mit etwa zwei Tauſend Seelen. Er war über die Maßen erfreut, uns zu ſehen. „Ich beabſichtigte von hier wegzuziehen," ſagte er, „aber wenn ich einen Lehrer bekomme, ſo werde ich wohnen bleiben" (obſchon das Land, wo er wohnt, unergiebig iſt für Kaffern). Er erbot ſich, ſeine jungen Leute zu geben, damit ſie unſerm Lehrer ſein Haus bauten, Deckgras ſchnitten, Schloten machten, Botengänge thäten ꝛc. Die Lage iſt dort vortrefflich für eine Station, zwei Stunden zu Pferde von Stendal. Ein Flüßchen, welches immer fließt, kann über eine große Strecke Saatland ausgeleitet werden, die hohe Lage verſpricht ein geſundes Klima; die Tugela ſcheidet den Weg zu Nodade nicht ab, wie von Stendal aus, und alle die zahlreichen Völkerſchaften zwiſchen Tugela und Sonntagsfluß ſind von hier aus zu erreichen. Dazu ſind Kaffern genug in der Nähe, und der Capitän, ſo weit ich nach ſeinem Aeußeren und ſeinen Worten ſchließen konnte, einer der verſtändigſten und williſten Kaffern, die ich geſehen habe.

Wir ritten von ihm zu Umncakwane, einem andern, unter den Bauern ſtehenden Capitän, der uns als ein dem Chriſtenthum und der Civiliſation ganz beſonders geneigter Mann bezeichnet worden war. Um zu ihm zu gelangen, mußten wir nach einem dreiviertelſtündigen Ritt über die Hochebene durch eine ſteile, tiefe, felſigte Kloof hinab. Dort unten ſaß er mit ſeinen Leuten unter einem Felſenkopf unweit des Sonntagsfluſſes. Wir fanden ihn mit ſeinem Bierkrug im Schatten eines mächtigen Felsblocks ſitzen; ſeine Räthe um ihn her. Bald füllte ſich der Platz mit Neugierigen, welche nicht blos unten, Jünglinge und Mädchen, Männer und Kinder uns umſtanden, ſondern auch wie die Paviane in den mannigfachſten Stellungen oben auf dem Felsblock kauerten oder lagen, und auf uns hinabſchauten, während andere in die Ritzen des Felſens ſich einſchmiegten. Der Häuptling war nicht unfreundlich, drehte aber auf unſere Fragen, ob er einen Lehrer zu haben wünſche, hin und her, machte geltend, daß er unter den Bauern ſtünde, daß er erſt ſein Volk doch befragen müſſe ꝛc., ſo daß er mir, obſchon er ſonſt ein offenes, vertrauenerweckendes Weſen hatte, doch bei Weitem nicht ſo gut gefiel, als Umgabo. Auch die Gelegenheit zu einer Station unten am Sonntagsfluſſe, ogleich im Uebrigen günſtig, würde doch wegen der Hitze, die unten im Thal herrſchen muß, minder paſſend ſein. Nur in dem Einen hat dieſer Platz den Vorzug, daß er leichter mit dem Wagen zu

erreichen ist, während ich bei Umgabo die Gelegenheit, wie mit dem Wagen hineinzukommen, nicht entdeckt habe.

Von Umncakwan aus ritten wir durch den ziemlich breiten, aber hier eine bequeme sandige Drift darbietenden Sonntagsfluß, steile Felshügel hinauf, zwischen denen Aloe und Mimose romantische Gruppen bildeten. — Ja, Aloe und Mimose! auf prosaisch würde man auch sagen können: „Diesteln und Dornen". Es ist ein wildes zerrissenes Land, wo wenige Flecke dem Menschen die Gelegenheit zum Anbauen belassen.

Mit Mühe bargen wir unsere Kleider vor den überall drohenden Dornen und Zacken, überkletterten den Felshügel mit seinen mächtigen Blöcken, die uns nicht selten zwangen, unsere Pferde zu leiten, und stiegen dann nach etwa anderthalbstündigem Ritt in einen ungemein romantischen Felskessel hinab, der von dem Sonntagsfluß durchströmt wird.

Man sieht dort ringsum die mannigfachsten Bergformationen mit steilen Felskränzen und schönem Baumwuchs — meist Dornen, aber auch anderes Holz; dazu schöne Hügel unten und viel Raum zu Kaffergärten. Es war so schwül und heiß dort, jetzt im Winter, daß in Sommerzeiten die Hitze unerträglich sein muß. Das ist so ein rechtes Eldorado für die Kaffern, die dort unter ihrem jungen Häuptling Tinta sich angebaut haben.

Auch Tinta, ein noch sehr junger Capitän, ist mit der Civilisation so nahe in Berührung getreten, daß er einen Lehrer zu haben wünscht. Er war, als wir hinkamen, gerade abwesend, und wir mußten geraume Zeit warten, bis er gerufen und gefunden wurde. Ich ging inzwischen in den Sonntagsfluß, legte mich über einige Felsblöcke, und ließ das Wasser des Flusses an einer Stelle, wo es zwischen Steinen sich preßt, über meinen kranken Daum laufen, was mir wunderbar gut that.

Aber obschon Tinta wohl anderthalb Stunden auf sich warten ließ, wurden wir doch von der Königin-Mutter auf das Ehrenvollste empfangen. Sie hieß uns mit sehr gewandter Rede und feinen geselligen Manieren als Freunde willkommen, brachte sofort Bier und kredenzte es mit vieler Grazie. Sie erwies uns alle Aufmerksamkeit, die man einem lange erwarteten und ersehnten Gast bereitet. Bald kamen auch die vielen Kralbewohner und bewiesen uns auf alle mögliche Weise durch ihre freundlichen Geberden und Gespräche, daß wir ihnen nicht unerwünscht kämen.

Zwei Jünglinge kamen auch mit ihrer Jeduthun, einem musikalischen Instrument, etwa einem Bogen mit Einer Saite zu vergleichen, an welchem der Resonanzboden entweder durch einen angebundenen Kalabaß, oder, wenn sie den Bogen in den Mund nehmen, durch die Mundhöhle selbst gebildet wird. In der Mitte oder an der Seite ist ein Faden angebracht, der die Saite nach

dem Bogen hin zu einem Winkel in zwei Saiten zusammenzieht, während er selbst, durch die Elasticität des Bogens angespannt, eine dritte Saite bildet. Auf diesen drei Saiten klimpern sie nun entweder mit dem Daumen oder mit einem dünnen Rohrhalm, und wissen wunderlicher Weise durch das verschiedene Anschlagen eine ganze Menge verschiedener Töne hervorzubringen, die sie, in scharfem Rhytmus geordnet, zu einer Art roher Melodie zusammensetzen. Diese Melodie summen sie dann, Worte selbst dazu erfindend, mit leiser, heimlicher Stimme dazu. Das Ganze ist, obgleich in keiner Weise ein musikalischer Genuß, doch überaus anziehend. Jünglinge und Mädchen, Kleine und Große können stundenlang ihre nur einstrophige, eintönige Melodie ohne Ermüdung wiederholen.

Als ich nun als der große Lehrer neben der Königin-Mutter auf meinem kleinen Holzschemel saß — Kafferbier trinken hatte ich (trotz Zunkels Ekel erregen sollender Erzählung von seiner Bereitung) längst gelernt — da fanden sich bald auch zwei schöne, schlanke Jünglinge, wahre Modelle für den Bildhauer, ein, und stellten sich mit ihren musikalischen Instrumenten auf, und besangen wohl eine Stunde lang meine Vorzüge; ich sei der riesenmäßige Elephant, der über das Meer gekommen sei, der ungehöre Löwe, der all seine Feinde besiege. Nach einer kleinen Pause sang einer mit einemmal ganz laut: Ingwe — Ingwe — Ingwe (Tiger) „O du scharfgekrallter Tiger, wo du eine Beute gefaßt hast, wer will sie Dir entreißen? Tiger! Tiger! Tiger!"

Nach etwa anderthalb Stunden kam Tinta an, und wir begrüßten ihn, und hatten in seiner Hütte eine vorläufige Besprechung. Man merkte es ihm bald an, daß es ihm besonders um ein größeres Stück Land zu thun sei, für sich und sein zu einem zahlreichen Stamme herangewachsenes Volk. Nämlich theils durch Einwanderung, theils durch die in den langen Friedensjahren rasch zunehmende Kafferbevölkerung hat sich die Zahl aller Schwarzen in Natal seit der Occupation durch die Engländer von 20,000 bis zu 200,000 Seelen gemehrt, so daß jetzt überall den Leuten das Land zu enge wird. Deshalb möchte auch Tinta gern einen Lehrer haben, durch dessen Vermittelung er bei dem englischen gouvernement gut angeschrieben zu werden hofft, und dessen Hülfe er benutzen will, um mit den Behörden zu korrespondiren, resp. selbst lesen und schreiben zu lernen. Dies ist das eigentliche Interesse der Kafferkapitäne, wenn sie einen Lehrer haben wollen. Daneben sehen sie einen Mann, der für geleistete Arbeiten Geld bezahlt, durch den also eine Gelegenheit, etwas zu verdienen, in das Land kommt, der auch gelegentlich Geschenke macht — wenn auch nur von abgelegten Kleidungsstücken, die

solcher Capitän selbst als Paradeuniform zu tragen, sich nicht schämt.

Als wir nun in dem pitscho, zu welchem Tinta seine Räthe mit herbeigerufen hatte, vornämlich mit dem Capitän sprachen, und dieser bereitwillig zuzustimmen begann, wurden die Räthe eifersüchtig, und sagten gerade heraus, Tinta sei ja noch ein Kind, er könne und solle nicht allein sprechen, sondern solle auch Männer sprechen lassen und die Meinung der Männer hören. Wir sagten ihm also, er möchte nun, nachdem wir ihm mitgetheilt, weshalb wir gekommen seien, zunächst mit seinen Männern sprechen und dann zu uns in unsere Hütte kommen, um uns den Beschluß seiner Großen und seine eigene Schlußantwort zu überbringen. Darauf zogen wir uns in die Kafferhütte zurück, welche man uns zur Wohnung eingeräumt und zu dem Ende gereinigt hatte.

Da es bereits dunkel geworden war, zündeten wir in der Mitte der Hütte ein Feuer an; Dienstkaffern von Stendal hatten unsere Schlafdecken, Kaffee, Zucker, Brod und einen Kessel mitgebracht. So brodelte denn das tröstliche braune Getränk bald über dem Feuer, und wir erlabten uns, nachdem wir den Tag über etwas fasten gelernt hatten; — hatten wir doch außer einigen Trunken Kafferbier nichts genossen.

Während wir noch aßen und tranken, kam Tinta mit einigen seiner Großen, wartete ehrerbietig, bis wir gegessen und getrunken hatten, und nahm die Reste, die wir ihm anboten, mit Dank hin. Dann eröffnete er uns den Beschluß seiner Räthe und seine eigene Meinung, daß er gern sehen würde, wenn ein Lehrer bei ihm wohnen würde, daß er demselben auch mit Freuden junge Leute gestellen wolle, um sein Haus und Schule zu bauen, Schloten zu graben und auch einen Fahrweg anzulegen aus diesem wilden Felsthal heraus zu bewohnten Orten hin.

Nachdem hiermit die offizielle Verhandlung abgeschlossen war, so folgte der gemüthliche Theil. Alle hockten um das Feuer her und fragten nach diesem und jenem, von meiner Reise, von Moscheschi Kriege, von den Bapedi ꝛc. und ich konnte den Leuten das Evangelium verkündigen. Wie staunte ich aber, als ich in dieser Arbeit aus Tinta's eigenen Leuten einen Mitgehülfen fand, der in warmer, beredter Weise seinem Nachbar erzählte von der Auferstehung der Todten und dem jüngsten Gericht ꝛc. Er hatte sicher in Maritzburg gearbeitet.

Die Unterhaltung dauerte eine geraume Zeit. Dann brachen die Gäste auf; wir aber suchten uns auf dem Lehmboden der Hütte das Nachtlager so gemächlich als möglich her
Damit wäre es wohl noch gegangen, aber man konnte

Lager nicht allein sein, gewisse Kaffer-Thierchen mit sechs Füßen machten sich etwas unangenehm bemerkbar.

Donnerstag, den 22. August. Obgleich wir früh mit Sonnenaufgang unsere Pferde gesattelt hatten, war unser freundlicher Wirth schon mit Fleisch und Brod bereit, um uns nicht ungespeist reisen zu lassen.

Wir erkletterten eine Felsentreppe oberhalb von Tintas Kraal und hatten von oben ab einen prächtigen Rückblick in den Felsthalkessel. Dann führte uns unser Steig wieder hinab in das Thal des Sonntagsflusses, dann wieder links ab durch mehrere kleine Nebenspruiten, die zum Theil ungemein romantische Felsbildungen in ihren Uferparthien zeigten; bisweilen aber wurde der Felspfad so eng und schwindlig, daß wir vorzogen abzusteigen und unsere Pferde zu leiten. Dann wieder erweiterte sich das Thal, welches hier mit Dornen ausgefüllt und von Bergen mit steilen Felskränzen eingeschlossen ist.

Unter dem spärlichen Schatten der Dornbüsche suchten wir, unseren Pferden etwas Grasfutter gewährend, ein Stündchen Rast. Dann aber traten wir einen über die Maßen beschwerlichen Weg an durch Regenschloten mit steilen Ufern, über Grasflächen, deren Boden loses Steingerölle war, mit und ohne Fußpfad, dann steile Felshügel hinauf, an schroffen Abhängen vorbei, dann wieder über hohe Gebirgsquerrücken von 600 Fuß bis 1000 Fuß hinauf und wieder hinab, dann wieder über Steinklippen. So ging es bergauf, bergab, und schließlich noch einen etwa 1500 Fuß hohen Berg hinauf, so daß unsere armen Pferde zuletzt auf den scharfen Klippen kaum auftreten mochten, obschon wir sie am Zügel führten.

Nach vierstündigem ununterbrochenen Reiten erreichten wir die Hochebene des Jobsberges, den wir noch eine halbe Stunde umreiten mußten, und nun endlich hatten wir unser nächstes Ziel, den kleinen Kraal des Häuptlings Ngosa erreicht.

Dieser Ngosa ist ein Emporkömmling, früher Induna (geheimer Rath) bei Herrn Shepstone gewesen, dann durch diesen (vielleicht aus Politik, um die politische Macht der Erbcapitäne zu paralysiren) zum Capitän gemacht, und durch seine Klugheit und Shepstones Gunst mit einem Haufen zusammengelaufenen Volks umgeben. Er ist ein intelligenter, gebildeter Mann, mit feinem Lächeln und artigen Manieren. Anstatt eines Kafferkraals hatte er sich eine Art Rondabel (rundes Haus, dessen Mauern zunächst senkrecht aufsteigen, nicht wie die Kafferkraale eine halbe Kugel bilden) erbaut, welches ringsum mit einer Veranda umgeben war.

Als er uns von fern kommen sah, kam er in grüner Decke, an der Spitze einer zahlreichen suite, um uns zu empfangen. Er war sichtlich erfreut und geschmeichelt über den hohen Besuch,

der ihn, den Emporkömmling, in den Augen ſeiner Umgebung ehren mußte — und nöthigte uns in gewandter Rede, ein wenig einzutreten.

In dem Rondabel fanden wir eine eiſerne Bettſtelle mit Matratzen — ſicherlich für Fremdenbeſuch eingerichtet, eine Art Kommode und darauf zwei Regenſchirme liegend — alles Zeichen allerhöchſter Cultur auf einem Kafferkraal.

Auf einen Wink des Häuptlings brachten die ſchwarzen Diener für mich einen bequemen Lehnſtuhl und für die Brüder Feldſtühle, für ſich ſelbſt benutzte er ebenfalls einen ſolchen, während ſeine Miniſter auf der Erde hockten. Ein zweiter Wink des Häuptlings ließ ſofort eine ungeheure bowlenartige Kalabaße mit Kafferbier erſcheinen. Mit derſelben zugleich kam ein großes lackirtes Präſentirbrett mit blechernen, irdenen und gläſernen Bechern und Seideln, die alsbald gefüllt und uns präſentirt wurden. Für den Kaffer iſt das Bier Speiſe und Trank zugleich; denn es iſt eine Art gährender, ſäuerlicher, angenehm ſchmeckender Mehlſuppe von Kafferkorn.

Dann befahl er, unſeren Pferden Milis zu geben und wollte einen Ochſen ſchlachten, und war ſichtlich betrübt darüber, daß wir erklärten, wir wollten heute noch weiter zu Nodade: „Eben freue ich mich erſt, euch zu ſehen, und nun ſprecht ihr ſchon vom Fortreiſen.“ Auch er ſprach faſt noch lebhafter als die früheren den Wunſch nach einem Lehrer aus; aber, fügte er hinzu, es muß kein Irrlehrer ſein, ſondern ein ſolcher, der die reine Lehre predigt. Als Creatur von Shepſtone iſt er nämlich ein Anhänger von Colenſo, deſſen Begünſtigung der Polygamie ganz ſeinen heidniſchen Gelüſten entſpricht, trotzdem daß er früher Jahre lang ein eifriger Beſucher der Döhneſchen Predigten am Tafelberg geweſen war. So iſt der Colenſo-Schwindel ſchon ſo weit in die Kafferbevölkerung eingedrungen, daß die Heiden darüber richten, welcher Lehrer die Wahrheit predigt, und welcher ein Irrlehrer iſt.

Seine Abhängigkeit von Mr. Shepſtone bekundete er übrigens mit jedem Worte. Wenn Mr. Shepſtone einen von unſeren Lehrern ſchicke, dann wolle er ihn auch annehmen, was Mr. Shepſtone ihm ſage, daß er dem Lehrer zu leiſten habe an Beiträgen, Arbeitskräften ꝛc., das wolle er alles thun; wir ſollten deshalb nur alles mit Mr. Shepſtone abmachen, was dieſer beſtimme, würde er alles ausführen.

So wie die umwohnenden heidniſchen Häuptlinge Tinta, Umgabo ꝛc. ihn als einen nicht geborenen Häuptling verachten — ſo ſehr, daß Tinta die von ihm heißerſehnte Erweiterung ſeines Landgebiets lieber nicht haben, als von Ngoſa Land erbitten will, — ſo ſieht Ngoſa ſeinerſeits im Gefühl ſeiner Protection durch den mächtigen Shepſtone — dieſe höchſte Autorität für alle Kaf-

fern in Natal — ſehr von oben auf die anderen Capitäne herab. „Tinta“, ſagt er, „iſt nichts, Mgabo iſt nichts, ich bin viel größer, als ſie.“ Unſer Umqengneza aber, unſer Begleiter von Stendal aus, ein vornehmer Mann aus Nodade's Volk (ein ungemein intelligenter und umſichtiger Mann, der der Taufe ſchon oft nahe geweſen iſt, aber durch ſeine fünf Weiber zurückgehalten wird), konnte ſich, obſchon er das Bier Ngoſa's ſich trefflich munden ließ, hernach gar nicht faſſen über die Unverſchämtheit dieſes Menſchen, ſich für einen Häuptling auszugeben. „Dieſer Ngoſa iſt ja doch nur ein Menſch, wie wir, er iſt gar kein Menſch des Urſprungs (kein geborner Fürſt), wie kann ein ſolcher ſich unterfangen, ſich unter die Fürſten rechnen zu wollen? Dieſer Hund iſt doch nur das, was wir auch ſind; eine Creatur von Shepſtone iſt er, weiter iſt er nichts; der iſt kein Häuptling!“ So tief iſt die Ehrfurcht der Kaffern vor dem Geburtsadel der Capitäne eingewurzelt, die ſie wie eine Art Weſen höheren Ranges betrachten und darum auf das Ehrerbietigſte als Herrſcher anerkennen, obſchon ſie in Kleidung und Lebensweiſe ſich durchaus nicht von andern Kaffern unterſcheiden — nur, daß ſie unſäglich viel Bier trinken.

Als wir weiter ritten, gab uns Ngoſa zwei berittene Diener mit, die uns den näheren und beſſeren Weg führen ſollten, obgleich auch dieſer, über Sumpf und Stein und ſteile Abhänge führend, ſchlecht genug war. Wir kamen in's Thal hinab; aber die Sonne ging unter, bevor wir die beiden platten Bergköpfe Nodade's ſehen konnten. Endlich tauchten ſie zur Seite empor, und mit hereinbrechender Nacht hatten wir Nodade's Kral erreicht. Dort waren unſere Dienſtkaffern mit den Schlafdecken und dem höchſt ſchätzbaren Kaffeekeſſel bereits angekommen und hatten die Schlafhütte für uns zurecht gemacht. Den Eingang der letzteren umſtanden denn auch bald eine Menge Kaffern, Alt und Jung, die Alten mit dem Kopfring — einem aus Fett und Harz zuſammengedrehten Ring, in den die Haare ſo hinein verflochten ſind, daß er mit den Haaren emporwächſt, oft bis zur Höhe und Geſtalt einer perſiſchen Mütze. Die ziemlich unbekleideten Töchter Nodade's ſangen zu ihren Inſtrumenten und waren glücklich, einige Reſte unſerer Speiſen zu erhalten.

Nodade ſelbſt, der mächtigſte aller Kaffernfürſten dieſer Gegend, iſt ein alter Mann von kleiner, unanſehnlicher Statur, zu anderen Zeiten wohl launiſch und unfreundlich, heute aber ſehr entgegenkommend, und weil er (wohl zu unſerer Bewillkommnung) heute erſt wenig Bier getrunken hatte, ſprach er nüchtern und ganz verſtändig. Er bekundete lebhaft und herzlich ſeine Freude darüber, daß unſer Lehrer in Stendal wohne, und daß ich auch zu ihm gekommen ſei, ihn zu beſuchen. Er geſtattete auf meine

Anfrage hin gern, daß wir eine Außenstation bei ihm anlegten; ja er hatte auch nichts dagegen, wenn wir bei ihm selbst, im Herzen seiner Location ebenfalls bauen wollten. Er wunderte sich darüber, daß ich es ablehnte, von seiner Kost zu genießen, während er doch die Kost der Weißen liebe. Letztere Bemerkung war natürlich für uns ein Wink, ihn zum Abendbrod bei uns einzuladen, und wir hatten unsern Kaffee noch nicht ausgetrunken, als er auch schon, umgeben von einer Schaar fast unbekleideter Prinzen und Prinzessinen, in unserm Kral um das Feuer her Platz nahm. Außer ihnen war auch eine Anzahl hoher Würdenträger erschienen, welche sämmtlich um das in der Mitte der Hütte angezündete Feuer hockten. Der König geruhte, eine Tasse Kaffee von uns anzunehmen, „aber nicht süß", Brod schlug er aus, fragte dagegen nach dem „Bier der Weißen" (Brandy), womit wir freilich nicht aufwarten konnten. Ihre Hoheiten die Prinzen und Prinzessinen waren so glücklich, die Töpfe auslecken zu dürfen; ihnen behagten besonders die süßen Ueberreste von „indian sorrel", einem höchst wohlschmeckenden Gelée, welches Schwester Schumann für uns mit eingepackt hatte. Dabei übertrafen sie aber europäische Kinder weit aus durch die Bereitwilligkeit, mit welcher sie, völlig zufrieden, selbst nur ein wenig geleckt zu haben, einander abgaben.

Wir plauderten eine recht gemüthliche Stunde mit einander, bis der alte Herr uns abmerkte, daß wir müde waren, und sich entfernte. Heute war mein Lager nicht so comfortabel, als in der gestrigen Kafferhütte. Meine Beine lagen auf dem abschüssigen Fußboden höher, als der Kopf; der Sattel, mein Kopfkissen, entbehrte des Sattelkleides und war deshalb sehr unbequem. Trotzdem verfehlte der neunstündige Ritt seine Wirkung nicht, und ich schlief recht wacker zum Trotz der sich etwas unangenehm machenden Sechsfüßler.

## VII.

### Klaas. Etembeni. Greytown. Neuhermannsburg.

Freitag, den 23. August. Das Suchen der weggelaufenen Pferde (die in den Dornen nicht so leicht zu finden sind) hielt uns an zwei Stunden auf und verschaffte uns Gelegenheit, noch einmal mit Nodade und seiner Familie zu verkehren; ich versprach ihm eine Häuptlingsdecke. Nachdem die Pferde eingefangen waren, ritten wir scharf an, zunächst durch eine Dornenfläche, dann über einen schwierigen Steinhügel. Dieser aber war auch

unſere letzte Schwierigkeit. Als wir auf der anderen Seite wohl an achthundert Fuß hinabgeſtiegen waren, befanden wir uns in dem Thal der Tugela, unweit der Driſt, durch welche die große Landſtraße führt.

Etwa eine Viertelſtunde dieſſeits der Driſt trafen wir einen Kaffer, Namens Klaas, früheren native teacher des Miſſionar Allison, welcher ſich hier ein viereckiges Haus gebaut hat und mit einem Haufen Dienſtkaffern dort lebt und ſoeben die Tugela ausleitete, um nach Art der Bauern ein großes Stück Säeland unter Waſſer zu bringen. Er hatte bereits großes Gut erworben und mehrere hundert Ochſen, die ihm aber durch eine Lungenſeuche bis auf achtzig Haupt wieder verloren gegangen waren. Nodade hatte ihm geſagt: „Wenn du dich taufen läßt, wirſt du ein armer Mann werden"; nun aber hatte er eine Zeit lang faſt eben ſo viel, wie ein Häuptling. Er hält mit ſeinem Hausgeſinde täglich Hausgottesdienſt. Wir kamen gerade zu rechter Zeit, um ihn noch mitzufeiern. Der Geſang war ſehr ſchön und melodiſch, einzelne Stimmen ausgezeichnet ſchön und rein; die Predigt mußte ich diesmal halten. Zunkel dolmetſchte. In dem Mann war neben unverkennbarem Eifer für das Reich Gottes viel Unreines. Von Alliſon, deſſen rechte Hand er geweſen zu ſein behauptete, war er fortgegangen, weil derſelbe, wie er ſagte, das Gehalt, das er ihm hätte auszahlen müſſen, unterſchlagen habe; Edendale, meinte er, ſei eigentlich nicht Alliſon's, ſondern ſeine Station, die er geſtiftet habe. Von mir bettelte, obſchon er wohlhabend iſt, er einen Rock und berief ſich, als ich ihm dieſe Unart verwies, auf das Wort des Herrn: „Gieb dem, der dich bittet!" Ueberhaupt hatte der Mann neben ſeinem chriſtlichen Ernſt etwas Kaltes, Berechnendes. Er erzählte, daß in dieſer Gegend viele Kaffern wohnten; er aber könne nicht zu ihnen gehen, um ihnen das Evangelium zu predigen, denn ihn bezahle Niemand dafür, und ſo müſſe er hier ſeiner Arbeit warten, — eine elende Ausflucht in den Augen eines Jeden, der weiß, wie viele übrige Zeit jeder afrikaniſche Farmer hat. Der Eindruck, den ich beim Abſchiede von dieſem Manne mitnahm, war minder günſtig, als der, den ich beim Hinkommen empfing. Es iſt aber etwas abſonderliches, mitten im Heidenlande einen Kaffer zu finden, der ein Prieſter iſt in ſeinem Hauſe. Er ſoll ſeiner Zeit ein recht begabter Prediger geweſen ſein.

Nach einem Viertelſtündchen Reitens erreichten wir die Tugela, hier bereits ein anſehnlicher, breiter Strom. Er war diesmal ſehr flach, ſo daß das Waſſer unſeren Pferden kaum bis an den Bauch reichte und wir daher bequem durchritten. Nun hatten wir die große Landſtraße und waren herzlich froh darüber, daß die wunden Hufe unſerer Pferde jetzt Schonung fanden.

Der Weg führte uns zunächst die mehr als tausend Fuß hohen Berge hinauf, welche das Thal der Tugela einschließen. Der Blick über das tief unter uns liegende Buschfeld und darüber hinaus auf die zackigen Höhen der Nodadeberge, des Jobsberges und der Biggarsberge war sehr schön, obschon die drückende, schwüle Luft Athem und Aussicht zugleich benahm. War es schon im Winter so heiß, wie muß es erst im Sommer sein in diesem Lande mit immer grünen Bäumen.

Nachdem wir oben eine Weile auf dem Hochplateau geritten waren, mußten wir auf der andern Seite hinab in das Thal des Mooi-Revier, eben so tief hinab, als wir eben hinaufgestiegen waren. Wir durchritten die Drift und wandten uns dann zehn Minuten weit rechts und erreichten die Station der Hermannsburger, Etembeni, auf welcher die Brüder Kohrs, Holste und ein Laienbruder stationirt waren.

Da Kohrs eben zu Schütte gereist war, nahm ich einstweilen von der romantisch im tiefen Gebirgsthal gelegenen, mit trefflichem Ackerland begabten Station eine Skizze auf. Dann kam Kohrs zurück und brachte Schütte mit. Auch Röttger, ein anderer Hermannsburger Bruder, kam heran aus der Nachbarschaft, so daß wir dort eine ganze Conferenz bildeten. Denn unsererseits war mit mir Arroneet, Neizel und Zunkel, und kurz vor mir war Glöckner und Prozesky angekommen. Die Hermannsburger Brüder gefielen mir gut; es sind ehrliche, brave Menschen, die in der Einfalt fortarbeiten, obgleich sie freilich ihren alten Adam so gut, wie wir den unsrigen, auch mit sich herumzutragen haben. Sie hatten hier ein ungemein großes Haus mit einer Reihe von Zimmern erbaut aus dem Grunde, einmal, damit die vielen unbeschäftigten Handwerkerbrüder Arbeit hätten, und zum andern, daß sie für ihre, an diesem im Centrum gelegenen Ort alljährlich gehaltenen Zusammenkünfte Raum hätten.

Etembeni ist eine der größten Hermannsburger Stationen. Aber von den acht getauften Familien sind fast alle ohne Ausnahme orlamsch, nur ein einziger getaufter Nationalkaffer ist unter der Zahl. Bei Schütte sind nur zwei Getaufte bisher. Kohrs freute sich, daß es mit der Schule gut voran gehe, daß die Kaffern beginnen, am Unterricht Geschmack zu gewinnen; es gehe aber doch sehr langsam vorwärts. Als Preußen hatten wir den Hannoveranern gegenüber einen etwas schwierigen Stand, aber es ging doch alles in herzlicher Eintracht ab.

Sonnabend, den 24. August, ritten wir zunächst wieder aus dem Thalkessel des Mooi-Revier, welcher mit seiner schönen Felseinfassung und seinem üppigen Grün und seinen mancherlei Kafferkralen von oben herab wiederum einen schönen Anblick gewährte. Ueber der Mitte der ungeheuren Kesselschlucht schwebte

hoch in den Lüften ein Adler, und zog weite Kreiſe um ein Wild, das er ſchaute.

Oben angekommen, befanden wir uns wieder auf dem nackten, kahlen Hogefeld und ſattelten bei einem verlaſſenen Bauerhof ab. Dann führte uns der Weg hügelauf, hügelab bei dem neu angelegten friſch aufblühenden Städtchen Greytown vorbei, — welches wir etwa eine Viertelſtunde zur Rechten liegen ließen, und welches mit ſeinen Straßenvierecken und Gummibäumen gar lieblich aus den Grasthälern hervorſchaute — (die Kaffern nennen es Klein-Maritzburg). Dann kamen wir zu einem Fluß, wo wir nach zweiſtündigem Ritt wiederum abſattelten; und endlich mit dem dritten Schoft von zwei Stunden gelangten wir nach Neuhermansburg, welches tief in den Grasthälern verſteckt mit ſeinen 60 Fuß hohen Gummibäumen erſt dann ſichtbar wurde, als wir dicht davor waren.

In Neu-Hermannsburg trafen wir zu unſerer Freude auch Superintendent Hohls, der erſt Tags zuvor aus Zululand von einer längeren Viſitationsreiſe zurückgekehrt war. Neben ihm iſt ein junger Miſſionar Müller, ein begabter Mann und klarer Kopf, die bedeutendſte Perſönlichkeit in Neuhermansburg. Er ſteht dem Erziehungsinſtitute vor. Der eigentliche pastor loci iſt Otte, ein ſtiller, liebenswürdiger Mann, der ſoeben durch den Tod ſeines letzten Kindleins tief gebeugt war.

Das eine Hauptgebäude iſt ein ungemein großes Haus, welches durch einen Corridor in zwei Hälften getheilt, und von einer Veranda umgeben iſt. In demſelben wohnen eine ganze Anzahl Familien. Außerdem aber zählt Hermannsburg noch eine bedeutende Zahl von Gebäuden, da die etwa zwanzig Coloniſtenbrüder alle Handwerke vertreten, und für dieſe doch auch die nöthigen Werkſtätten vorhanden ſein müſſen. Das Ganze gleicht aber eher einer Colonie, als einer Miſſionsanſtalt. Die Kräfte von 23 Miſſionaren gehen zum ſehr großen Theil an die Bearbeitung des Bodens und den Betrieb der Landwirthſchaft und Gewerke. Von den Arbeiten der Coloniſten-Brüder aber haben die Paar Kaffern nur herzlich wenig — auch nicht einmal civiliſatoriſchen — Nutzen. Was die Brüder außer dem eigenen Bedürfniß arbeiten, das arbeiten ſie faſt nur für die umwohnenden Bauern, denen es freilich bequem genug iſt, allerlei Handwerker nahe bei zu haben.

Kaffern kommen aus der Umgegend (Dienſtkaffern der Bauern zumeiſt) etwa 50—80 zum Gottesdienſt. Eine gute Anzahl von ihnen iſt getauft; aber nur ſehr wenige Nationalkaffern. In letzter Zeit haben ſich zwei oder drei kleine Kraale dicht bei der Station angebaut, — in der Weiſe, wie ſich ähnliche in der Nähe jedes Bauerhofs finden.

Das große Missionshaus in Hermannsburg hat in seiner Mitte einen saalartigen Flur, woselbst die Mehrzahl der Handwerkerbrüder (circa 20) ihre gemeinsame Mahlzeit, und das ganze Missionspersonal seine gemeinsamen Andachten hält. Aber für beides ist der Raum nicht hinreichend, so daß die Kinder gar nicht, ja nicht einmal alle Frauen Platz hatten. Nur wenige haben den Vorzug, mit ihren Familien essen zu können.

Sonntag, den 25. August. Es war ein neblichter Tag und ich konnte nur mit Mühe und unter Staubregen eine Skizze aufnehmen, mit der ich den Bruder Harms zu erfreuen gedachte. Vormittags war deutscher Gottesdienst. Die Liturgie war sehr schön, die Responsorien, trefflich ausgewählt, wurden alle gesungen. Die Predigt von Bruder Hohls war recht schön, einfach und gediegen. Da ich aufgefordert war, die Nachmittagspredigt zu halten, so nahm ich an dem zu Mittag gehaltenen Kaffergottesdienst nicht Theil, zumal ich ja doch die Sprache nicht verstehe. Die Brüder erzählten mir hernach, daß wohl 60—80 Kaffern aus der Umgegend sich eingefunden und die kleine Kirche ganz ausgefüllt hätten. Am Nachmittag predigte ich den Deutschen über Joh. 3, 1—15. Am Abend theilte ich auf dem Speiseflur den versammelten Brüdern Nachrichten aus unserer Bassutomission mit.

## VIII.

### Abschied von Merensky am Umvoti. Neuhannover. Pietermaritzburg. Allison. Umgenifall. Besuch bei Shepstone und dem Gouverneur.

Montag, den 26. August. Am Morgen besuchte ich die armen gebeugten Otte's und machte dann einen Gang durch die ausgedehnten Bauanlagen von Hermannsburg und die verschiedenen Werkstätten. Bald nach zehn Uhr sattelten wir unsere Pferde und machten nach drittehalbstündigem Ritt Rast am Umvoti.

Schon von fern hatten wir eine Karre bemerkt, die dort ebenfalls ausgespannt hatte. Es waren die Brüder Merensky und Richter. Ersterer hatte, während ich die Reise durch Natal machte, direkt seinen Weg nach Pietermaritzburg genommen, um dort seine Einkäufe zu besorgen, und war nun auf der Rückreise nach Transvaal. Unserer Verabredung, den Sonntag auf Hermannsburg mit einander zubringen zu wollen, hatte er nicht entsprechen können, weil der Sattler seine Karre nicht zeitig genug reparirt hatte. So gab es hier denn einen Abschied unter freiem

Himmel. Wir blieben anderthalb Stunden zusammen; — der Abschied wurde mir doch recht schwer. Ich habe den alten, lieben Merensky doch tief in mein Herz geschlossen, und auch den ehrlichen, lieben Richter sah ich mit Schmerz zum letzten Mal. Doch es mußte geschieden sein.

Abermals drei Stunden Reitens brachten uns nach Neuhannover, woselbst der Hermannsburger Missionar Struve eine Anzahl Deutscher zu einer eigenen Gemeinde gesammelt hat, welcher er als Pastor vorsteht, ohne damit aus dem Verbande der Mission ausgetreten zu sein, obgleich seine Gemeinde ihn besoldet. Er scheint ein energischer Charakter zu sein. Denn nur dadurch hat es ihm gelingen können, die schwierige Aufgabe, welcher sein Vorgänger nicht gewachsen war, zu lösen, nämlich den zuchtlosen Haufen einer Masse deutscher Colonisten zu einer Gemeinde zu sammeln. Auch an Regierungstalent scheint es Struve nicht zu fehlen. Jetzt hatte er die gesammte Gemeinde zum Bau einer schönen, neuen gothischen Kirche von gehauenen Steinen zusammengebracht.

Dienstag, den 27. August, erreichten wir nach drittehalbstündigem scharfen Ritt den Umgeni, der hier einen in dreißig verschiedene kleinere Fälle zerspaltenen etwa 20—30 Fuß hohen Wasserfall bildet. Unser zweiter Ritt brachte uns nach abermals drittehalb Stunden nach Pietermaritzburg, welchen Ort wir um drei Uhr Nachmittags erreichten. Ich war sehr müde und bedurfte eines Stündchens Nachmittagsruhe, ehe ich meine Gänge begann.

Ich suchte zuerst Mr. Daumas auf, der aber verreist war, um den erkrankten Missionar Colliard zu besuchen. Ich fand seine Frau und zwei Töchter, liebenswürdige Persönlichkeiten.

Nach dem um 6 Uhr eingenommenen Mittagbrod versuchte ich Mr. Shepstone zu sprechen. Derselbe war aber im legislatif council, wohin ich ihm folgte, um einer höchst langweiligen Sitzung beizuwohnen. Um zehn Uhr war meine Geduld zu Ende, und ich ging nach Hause, ohne Shepstone gesprochen zu haben. —

Mittwoch, den 28. August, benutzte ich, da die Regenzeit jeden Tag jetzt eintreten kann, das schöne Wetter, um einen Ritt nach dem drittehalb Stunden entfernten großen Umgeni-Wasserfall zu machen. Der Weg führte uns aus dem schönen, grünen Thalkessel von Maritzburg auf ziemlich hohe Berge, von denen herab die Stadt mit ihren vielen Gummibäumen, aus denen die einzelnen Häuser wie aus einem Garten sich abheben, und mit ihren vielen kleinen Kirchen und mit ihren sie umgebenden grünen Hügeln einen sehr schönen, für Afrika überraschenden Anblick gewährt.

Da die Pferde wohl anderthalb Stunden bergauf gehen mußten, sattelten wir oben (Zunkel, Prozesky und ich) noch einmal zwanzig Minuten ab, und erreichten erst nach dreistündigem Ritt den Fluß, den wir hart oberhalb des Falles in einer bequemen Drift durchritten.

Rechts neben uns im Flußbette stand ein Pfeiler von gehauenen Steinen, der Ueberrest eines Versuches, den Fluß hier zu überbrücken; weiterhin stand das einfache Denkmal eines Engländers, der den Fall hinabgestürzt war. Heute war für uns keinerlei Gefahr, denn das Wasser war so niedrig, daß es den Pferden nicht viel weiter als bis über die Kniee reichte. Bei hohem Wasserstande aber kann Ochs und Pferd nicht gegen die Fluth stehen, und der kühne Wagehals, der sich nicht warnen läßt, wird unwiderstehlich in den Strom hinweggerissen, der, jetzt schon sich neigend, nach einem Lauf von kaum funfzig Schritten ihn in den jähen dreihundert Fuß tiefen Felsschlund hinabreißt.

Nachdem wir uns ein wenig restaurirt hatten, gingen wir an die nahe Felswand, und sahen das prachtvolle Schauspiel von nahebei an, wie der Umgeni, hier schon ein ziemlich bedeutender Fluß, sich fast senkrecht die steile Felswand hinabstürzt. Die Felsen sind so spitz und scharf, daß man nach ihrer Formation sie fast alle für Basalt halten könnte; es ist aber Granit. Sie bilden einen weiten Halbkreis. Einzelne Zacken ragen über die anderen in die Luft. Ihr oberer Rand ist mit Buschwerk bekleidet; Buschwerk und Gras schließen auch das Amphitheater ein, in dessen Mitte der feenhafte Wasserschleier unten in eine breite Staubwolke donnernd zerstiebt.

Wir stiegen hinab und fanden auf den Felsblöcken im Flußbett einen Standpunkt, von welchem aus ich eine Skizze aufnehmen konnte. Darüber verging freilich die Zeit, und wir konnten kaum noch eine Tasse Kaffee genießen, als die sich neigende Sonne uns auch schon ernstlich zur Umkehr mahnte. Wir ritten, was die Pferde laufen konnten; trotzdem aber ereilte uns die Nacht schon auf halbem Wege und deckte den schönen Blick auf die Stadt vor uns zu. Anstatt dessen erhielten wir den prachtvollen Anblick brennender Berge aus nächster Nähe. Bei dem einen derselben war die Linie des brennenden Grases wohl eine Viertelstunde lang, der andere Grasbrand bildete eine sehr convexe Linie und erhellte den ganzen Horizont.

Donnerstag, den 29. August, ging ich schon in aller Frühe zu Mr. Shepstone, um ihn nicht zu verfehlen. Er empfing mich sehr freundlich und nöthigte mich, das breakfast bei ihm einzunehmen. Mein Begehren, für Emangweni 500 Morgen gegrantet zu bekommen, weil es vor Emanation der neuen, nur 100 Morgen bewilligenden Verfügung gegründet sei, fand er

billig, und ſtimmte auch ſonſt meinen Ideen, die Ausbreitung unſerer Miſſion in Natal betreffend, bei. Bei Ngoſa, meint er, intendire der Biſchof Colenſo, eine Miſſion zu etabliren; wenn aber derſelbe dieſe nicht ins Leben treten ließe, wolle er Ngoſa beſtimmen, uns eine Station zu gewähren. Er meinte, die Intentionen des Gouvernements gingen dahin, die Hauptlandſtraße über Greytown nach Newcaſtle und ſo fort nach Transvaal zu legen, und dieſen Cours würden künftig die transporter von Transvaal ſicherlich nehmen. Deshalb ſei es für uns beſſer und gerathener, die Linie Maritzburg-Greytown-Newcaſtle zu nehmen, als die über Ladyſmith.

In dieſem Falle würden wir Ladyſmith lieber unbeſetzt laſſen, und dafür Greytown nehmen müſſen; dies um ſo mehr, als Greytown eben ſo ſehr ein aufblühendes Dorf iſt, als Ladyſmith abnimmt. Dazu kommt, daß in Greytown bisher keine andere Miſſionsgeſellſchaft ſich etablirt hat. Der letztere Umſtand dürfte Greytown ſogar den Vorzug vor Maritzburg geben, woſelbſt bereits drei Miſſionare (Wesleyaner, Episcopale und Alliſon) arbeiten.

Shepſtone verſprach mir zur Realiſirung des Miſſionsnetzes ſeinen Beiſtand, und ging auch mit mir auf ſein cantoor, um mir mit Hülfe ſeiner großen Gouvernementskarte alle wünſchbaren Aufſchlüſſe über Zahl und Lage der verſchiedenen Kafferſtämme im Lande zu geben. Die Population des Maſof bei Newcaſtle gab er auf 5000 Seelen an. Davon ſeien zwar erſt wenige dorthin gegangen, aber der Reſt werde ſicher baldigſt dem Häuptling nachfolgen. Für eine Station bei Newcaſtle ſchien er ſich ſehr zu intereſſiren, und ſchien auch dazu geneigt, dort wegen der Entlegenheit des Landſtriches mehr als die jetzt üblichen 100 acres als grant zuzugeſtehen.

Nachdem wir an der Landkarte uns genügend orientirt hatten, ging Mr. Shepſtone mit mir zu dem Gouverneur Mr. Keate, um mich einzuführen. Es war mir dies um ſo erwünſchter, als der erſt ſeit Kurzem neu eingetretene Gouverneur in ſeinen Urtheilen über die Miſſion noch vielfach von Mr. Shepſtone, der in allen Kafferſachen die größte Autorität in Natal iſt, abhängt. Ich hatte alſo den Vortheil, meine Ideen ſofort durch Shepſtone bei ihm befürwortet zu haben. Er trug mir auf, das, was ich ihm mündlich geſagt, auch ſchriftlich ihm zu überreichen, und meine Anträge zu ſtellen, die er mit Wohlwollen, ſo weit thunlich, bewilligen wolle. Mr. Keate, Katholik, iſt ein wohlwollender, freundlicher Mann, der aber das Heil für die Kaffern mehr von humaniſtiſcher Civiliſation, Engliſchlernen, Handwerken ꝛc., als von chriſtlicher Erziehung erwartet. Er erkundigte ſich angelegentlich nach den

Zuständen in Transvaal, über welche indeß auch Shepstone bereits gut unterrichtet war.

Vom Gouverneur aus ging ich zu dem Missionar Allison, dem alten Veteranen, früher Wesleyaner, jetzt Independent, der eine bedeutende Missionsgemeinde, zu zwei Drittheilen Bassuto, zu einem Drittheil Kaffern, um sich gesammelt hat. Er ist ein eifriger, thätiger Mann, durch und durch Missionar. Er warnte vor der Verbindung gewerblicher Zwecke mit der Mission, und empfahl große Vorsicht in der Wahl der Missionarsfrau, die für die Mission von unberechenbarem Einfluß sei.

Vom Bischof Colenso und der von ihm begünstigten Polygamie erzählte Allison, nachdem er einen an denselben von ihm erlassenen ernsten Mahnbrief mir vorgelesen, daß der arme Bischof nun bereits die Folgen seiner früheren unweisen Polygamiepraxis ernten müsse. Wie er nämlich früher Polygamisten taufte, ohne die Entlassung der andern Weiber zu fordern, so beginnen nun seine getauften Gemeindeglieder, die nur ein Weib haben, zu fragen, warum sie hinter jenen zurückstehen sollen, und nehmen ebenfalls mehrere Weiber, so daß der Bischof bereits genöthigt gewesen ist, einzelne solcher Kaffern aus seiner Gemeinde zu entlassen.

Es war Allison nicht angenehm, zu hören, daß ich auch gern eine Berliner Station auf Maritzburg hätte. Trotzdem ging er, dessen Bassutomission doch nicht eben gern einen Nebenbuhler neben sich entstehen sieht, doch mit der brüderlichsten Freundlichkeit auf meine Ideen ein, und gab nach seiner Erfahrung die bestmöglichen Rathschläge. Nur das eine bat er, daß wir nicht oben in der Stadt bauen möchten, wo sich am meisten die dienenden Bassuto sammelten, die sich um ihn bereits geschaart hätten, sondern in der untern Stadt, wo mehr die Pferdeknechte und niederen Dienstleute aus den Bassuto wohnten. Es sei Arbeit genug in der Stadt für eine zweite Bassuto-Station; nur sollten wir bedenken, daß unter 150 Pfd. Sterl. auch der sparsamste Missionar in Maritzburg nicht auskommen könne, eine Meinung, der unsere sämmtlichen Brüder beitraten. Besonders lieb erwies sich der alte Herr aber darin, daß er sich entschloß, die acht Stunden zu Pferde (10—11 deutsche Meilen) zu Döhne zu reiten, um ihn für eine Ausgleichung mit Posselt geneigter zu stimmen. Döhne sei sein langjähriger Freund, er schätze beide, Posselt und Döhne, sehr hoch, und sei seiner Zeit über ihren Zwist sehr betrübt gewesen. Da er nun aus meinen Reden merkte, daß ich fürchtete, es werde eine Aussöhnung kaum gelingen, so war er auf das äußerste besorgt, es möge zu einem Bruch kommen, und das werde in dieser Zeit, wo die Gemüther bereits durch den Colenso-Zank so aufgeregt seien, wieder ein neues öffentliches Aergerniß geben. So

wolle er denn selbst zu seinem alten Freunde Döhne reiten, und ihn mit allen Mitteln zu bestimmen suchen, daß er doch so viel irgend möglich die Hand zum Frieden bieten möchte. Und so hat es der alte Herr trotz seiner Sechziger wirklich gethan. Er ist, begleitet von den Brüdern Reizel und Glöckner, noch denselben Nachmittag abgeritten und hat sein Gewerbe bei Bruder Döhne angebracht, ein Liebesdienst, den ich ihm nicht vergessen werde. Als wir scheiden wollten, nahm er mich an die Hand, um in der Kammer mit mir zu beten.

Nach dem Luncheon (Frühstück) ging ich am Nachmittag hinaus, um eine Skizze von Maritzburg zu nehmen. Am Abend verabschiedete ich mich von der Familie Daumas. Es sieht dort im Hause comfortable und elegant aus. Die Franzosen besolden ihre Missionare mit 200 Pfd. Sterl.

---

# IX.

## Ritt nach Pinetown. Festlicher Einzug in Neudeutschland und in Christianenburg. Posselt.

[illegible]

Furchen ziehen, ſo war es hier im Großen. Es war, als ob jeder einzelne Berg durch ungeheuren Wolkenbruch in hundert ſolche kleine Hügelchen von oben herab zerriſſen wäre.

Dieſe tiefgelegenen heißen Klüfte bilden das Eldorado der Kaffern, die zu Tauſenden dort unten hauſen, ihre kleinen Gärtchen picken, das reiche Buſchwerk nach Belieben zu ihren Hütten und Feuerung verbrauchen, Waſſer genug haben für ihre wenigen Bedürfniſſe, und nur wenig arbeiten, weil ſie wenig gebrauchen und im übrigen in behaglicher Ruhe in den Tag hineinleben und ſchwatzen. Europäer haben vom Schlaraffenlande nur geträumt, der Kaffer hat in Wirklichkeit ſein Schlaraffenland. Und wer ihnen anſtatt dieſes wirklich harmloſen Lebens (abgeſehen von den heidniſchen Sünden und Laſtern) nicht die Segnungen des Evangelii, ſondern nur die abgeleckten Formen und verfeinerten Bedürfniſſe der Cultur und Civiliſation zu bringen hätte, der beginge wirklich einen Raub an ihnen, und böte ihnen eine Schlange ſtatt des Fiſches, Diebſtahl ſtatt der ererbten Ehrlichkeit, Neid anſtatt der ererbten Brüderlichkeit, Mühe und Arbeitslaſt anſtatt der köſtlichen Faullenzerei, Habſucht und Gier anſtatt der ererbten Genügſamkeit, feine Genußſucht anſtatt der ererbten Einfachheit im Leben, Geldgier ſtatt der Gaſtlichkeit, Putzſucht anſtatt der Einfachheit in der Kleidung — und gegen die furchtbar herrſchende Sünde, Unkeuſchheit, Bierſaufen, Rohheit im Kriege würde das civiliſirte Gewöhnen an Branntwein, ekelhafte Krankheiten und Selbſtſucht kein ſonderlich erwünſchter Schutz und Wechſel ſein, wenn man nicht die heiligen Güter des Evangelii, Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geiſt ihnen darbieten könnte.

Wir mußten wohl zwei Meilen an dieſem Klooflande vorüber reiten, immer oben uns haltend, und zum Theil ſo ſchmale Bergrücken paſſirend, daß rechts und links es tief hinab ging und kaum für den Weg auf dem Rücken Platz blieb. Dann ließen wir dieſe heißen Buſchkeſſel — in denen nie ein Europäer wohnen wird — hinter uns, und ein ganz anderes Gelände eröffnete ſich vor unſern Blicken. Sanfte, wellige Hügel zogen ſich weit hin, mit ſaftigem, ſchönem Graſe beſtanden; in den Kloofen zwiſchen ihnen überall kleine Baumgruppen und Wäſſerlein, hier und dort zerſtreut Bauerhöfe und Hotels; die ganze Landſchaft geſtaltete ſich parkartig.

Beim Hotel ſattelten wir wieder ab, — denn das iſt das Bequeme, daß man in Natal von Station zu Station Hotels findet, die Gelegenheit zur Stallung für die Pferde und Futter bieten. Das iſt in dieſem Lande, wo man außer dem Ochſenwagen nur reitend ſchnell über den Weg kommt, höchſt wichtig; denn das Clima iſt für die Pferde ſo gefährlich, daß Nebel, Sprühregen, Zug, Kälte, friſches Gras das Pferd ſehr bald tödten

würden, wenn nicht durch die Hotels für Stallung gesorgt wäre. Freilich ist dies etwas kostspielig; denn wo keine Hotels sind, hat man sein bischen Proviant mit sich, und läßt die Pferde unentgeldlich grasen; aber für eine längere Reise ist es doch auch angenehm, auf solche Gelegenheit zum Unterkommen überall rechnen zu können.

Unser nächster Ritt vom Hotel aus sollte nun bis Christianenburg uns führen. Kaum hatten wir das Hotel ein halbes Stündchen hinter uns, als wir zweien auf uns zureitenden Bewaffneten in Uniform begegneten. Sie begrüßten uns in deutscher Sprache. Es war der Capitän Woyte und sein Adjutant; Woyte, ein braver Schneidermeister aus der Cottbuser Gegend, der Adjutant ein in die deutsche Gemeinde hineingekommener Engländer, ein Farmer. Sie grüßten respectvoll und gaben sich zu erkennen als die Abgesandten der Neu-Deutschländer Bürgerwehr, die mir entgegenzureiten und mich feierlich einzuholen beauftragt seien. So ritten wir denn miteinander noch etwa drittehalb Meilen, bis wir zuerst die weißen Häuser von Pinetown und dann links davon die zerstreuten Häuserchen von dem angrenzenden Neu-Deutschland und Christianenburg vor uns sahen.

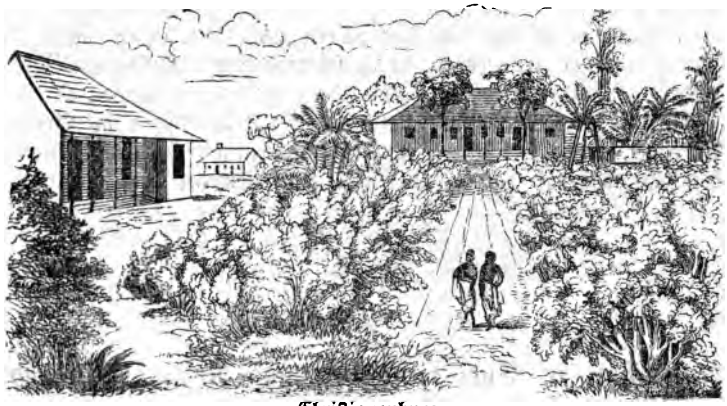
Der Himmel war wolkicht, und obschon der Nebel sich gehoben hatte, war doch keine Fernsicht. Sonst hätten wir über den Hügelpark vor uns sicher auch das Meer gesehen. Es war mir doch ein eigenthümlich bewegender Anblick, als ich von dem ganzen großen, ein ganzes Jahr hindurch von mir durchfahrenen Afrika nur noch eine Strecke von 2 — 3 Meilen vor mir wußte, und als das Meer, das mich heimwärts bringen soll, so nahe vor mir lag. Nur noch die letzte, und vielleicht die schwerste? — Aufgabe in Afrika zu lösen, wenige Wochen, und das ganze große Werk gehört der Vergangenheit an! —

Nach Christianenburg aber zog es mich nun mit starker Gewalt. Ich trieb mein Pferd an; es konnte ja hernach nach Belieben wieder ruhen. Wir bogen dreiviertel Meilen vor Pinetown links ab auf einen Fußweg, um nach dem eine halbe Meile von Pinetown entfernten Neu-Germany zu gelangen, dessen Kirchlein auf grünem Hügel zwischen hohen grünen Bäumen gar lieblich hindurchblickte. Auf einem Hügel diesseits der Kirche sahen wir Fahnen flattern, und unterschieden dann bald auch Festons und Laubgewinde.

Als wir in die Nähe eines von Palmenzweigen und Blumen geschmackvoll errichteten Triumphbogens kamen, fanden wir vor demselben die Neu-Deutschländer Bürgerwehr in Waffen und Paradeanzug. Ihr Commandant war der oben genannte Hauptmann Woyte, ein Wende. Derselbe ritt nun an mich heran und hielt eine feierliche Anrede an mich, um mich in Neu-Germany

als Landsmann und geistlichen Vater zu begrüßen. Die beiden Compagnien gaben dazu eine Gewehrsalve. Dann setzte sich der Zug in Bewegung; ein Zug vor mir her, dann ich, von der einen Seite durch den Hauptmann, von der anderen durch den Adjutanten, alle zu Pferde, geleitet, nach mir die Brüder die mich geleitet hatten, und dann wieder ein Zug Militair. Die Frauen und Mädchen des Orts hatten ihr Sonntagskleid angezogen, den Weg mit Blumen bestreut und reichten mir Kränze dar. Unter dem Geläute der Glocken und Absingen von patriotischen Liedern bewegte sich der Zug langsam bis zu der Grenze des Christianenburger Gebiets.

Hier stand Bruder Posselt mit der schwarzen Gemeinde, und sang geistliche Lieder, und begrüßte mich ebenfalls mit einer kurzen Ansprache. Wir stiegen von unseren Pferden; ein neuer Zug formirte sich, die ganze Bürgerwehr mit ihren Fahnen voran, dann wir Geistliche, und dann die gesammte, festlich geschmückte, schwarze und weiße Gemeinde. Durch mehrere Triumphbogen führte unser Weg, wir überschritten die Aller, ein tief im Berggrunde rieselndes Flüßchen, gingen auf der anderen Seite den Berg hinauf durch die letzte Triumphpforte, die unmittelbar vor Posselts Hause stand. Die vier Verse von: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'", auf kafferisch gesungen, reichten gerade aus, bis wir das Haus erreicht hatten, von dessen Vorstufe, aus der Veranda, ich in kurzer Ansprache allen dankte. Die Versammelten sangen noch einige geistliche Lieder und zerstreuten sich dann ein jeder in seine Hütte.



Christianenburg.

Christianenburg liegt sehr schön; Haus und Kirche auf einem Hügel, der Garten und Kaffeeplantage ist; Bananen, Ananas, Orangen gedeihen hier sehr gut, und die Kaffeebäumchen haben auch schon eine kleine Ernte geliefert. Rings um diesen Hügel

her sind eine ganze Anzahl anderer, auf welchen in nächster Nähe von Christianenburg die Kaffern, und auf den ferneren Hügeln die Colonisten von Neu-Deutschland in einzelnen Häusern und Gehöften zerstreut wohnen, ein jeder auf seinem besonderen Erbe. Nach Osten hin begrenzt eine von der Hügelkette hier und da durchschnittene blaue Linie den Horizont, das ist der indische Ocean.

Das ganze Land zwischen hier und der Küste ist solches Park- und Hügelland, von steilen, grünen, bewaldeten Kloofen lieblich durchfurcht, überall Ansiedelungen. Reitet man näher zur Küste hin, so sieht man, wie aus dem Meer eine etwa 200 Fuß hohe bergigte, bewaldete Landzunge auftaucht, einen 90 Fuß hohen, weiß scheinenden Leuchtthurm auf seinem Rücken; das ist der bluff — bereits jenseits d'Urban. Diese Landzunge umschließt den geräumigen Hafen von Port Natal, an dessen Landseite, anderthalb Meilen vom Strande entfernt, die neuaufblühende Stadt d'Urban sich aus dem saftigen Grün der Umgebung lieblich abhebt.

In dem Hafen von Natal steigen aus seichtem Wasser einzelne bewaldete kleine Inselchen hervor, die einen sehr lieblichen Anblick gewähren. Die schmale Oeffnung des Hafens ist durch eine Sandbank, die Barre, verschlossen, durch welche mit vieler Mühe eine Schiffspassage künstlich offen gehalten wird; sie ist gefährlich, und bei starkem Winde gar nicht zu passiren. Man hat daher ein ausgedehntes Pfahlwerk vom Bluff aus nach dem Lande zu in Angriff genommen, dessen Ausführung bereits nahe an eine Million Thaler gekostet hat.

Nachdem ich in Christianenburg am Sonnabend mich ein wenig von der Reise erholt und gesammelt hatte, ritt ich am Nachmittag zu dem etwa eine Stunde entfernt wohnenden Bruder Döhne nach Wartburg, um ihn vorläufig zu begrüßen; die Brüder Arroneet, Neizel, Glöckner, Prozesky und dann Schumann wohnten bei ihm, während Zunkel mit mir einstweilen bei Posselt blieb.

## X.

### Aufenthalt in Christianenburg und Neu-Deutschland. Ausflug nach d'Urban. Wartburg. Döhne.

Sonntag, den 1. September, predigte ich Vormittags in Neu-Deutschland, und erfreute mich nach langer Entbehrung einmal wieder am Klang einer Orgel — die in der Kirche doch

durch das beste Harmonium nicht ersetzt wird, — und am deutschen Gemeindegesange. Die Liturgie hielt Posselt nach der neuen Agende. Zu Mittag ging ich in die Kafferkirche, woselbst Posselt eine kurze Predigt hielt, und ich die Gemeinde mit einer Ansprache begrüßte. Am Nachmittag hielten die Kaffern für sich selbst eine Gebets- und Erbauungsstunde.

Alles, was ich in Bezug auf die religiösen und sittlichen Zustände dieser Kaffer-Gemeinde hörte und mit Augen sah, überzeugte mich bald, daß sie in Nichts anderen Kaffergemeinden nachsteht, sondern vielleicht eher noch ihre Vorzüge hat. Am Abend hielt ich mit Posselt mein erstes, eingehendes Gespräch; er kam mir mit offenem Vertrauen entgegen.

Montag, den 2. September, nahm ich, während die Brüder dabei saßen und ich mich mit ihnen unterhalten konnte, eine Skizze von Christianenburg, und führte dieselbe Nachmittags in Sepia aus, während Posselt mir einen, von ihm verfaßten, 24 Bogen langen Traktat „Erinnerungen aus dem Leben eines Missionars" vorlas.

Dienstag, den 3. September, machten wir, sämmtliche Brüder einen Ausflug nach d'Urban (zwei und eine halbe Stunde zu Pferde), um dort einige Besorgungen zu machen und auch den Strand zu sehen. Derselbe ist auf der einen Seite des Hafens flach und sandig. Algen und Muscheln fand ich fast gar nicht; dieselben sollen sich mehr auf der anderen Seite des Bluff finden, welche steilere Ufer hat, aber bei gegenwärtiger stürmischer Jahreszeit schwer zu erreichen ist.

Bevor wir d'Urban erreichten, mußten wir die Barea passiren, eine parallel mit dem sandigen Strande eine Stunde weit bis zum Ausfluß des Umgeni sich erstreckende waldige Hügelkette, die mit Landhäusern aller Art bedeckt ist, Kaffeeplantagen, Sommerhäusern u. dgl. Hier haben die reichen Kaufleute von d'Urban ihre eigentlichen Wohnungen, von denen aus sie des Morgens in ihre Comptoire in die Stadt herabkommen, um Abends fünf Uhr, nach beendigter Arbeit, zu ihren Familien zurückzukehren. Die Luft ist dort gesund, und die Aussicht auf Hafen, Stadt, Bluff und Bai sehr schön. Es ist an der Barea auch noch ein Stückchen Urwald zu finden.

An der Umgeni sind die ersten Zuckerplantagen, deren Besitzer indeß wegen der Höhe der hiesigen Arbeitslöhne zum Theil bankerutt geworden sind.

In dem Hafen von d'Urban ist zur Zeit wenig Leben, weil Natal unter einer allgemeinen Geldkrisis leidet und fast gar keine Geschäfte gemacht werden. Es waren nur zwei große Dreimaster und zwei Dampfer im Hafen, während zu besseren Zeiten wohl 20—30 dagelegen haben. Ob die verarmende Colonie die Kos-

spielzeugen Hafenbauten [illegible] zu Ende geführt wird, Kähne dahingestellt, stehen jetzt der Erwartung halber schon das stehende Militair übergehalt und Bürgermiliz mustert wird. — eine der ungeheuren Uebermacht der Kaffern gegenüber sehr bedenkliche Maßregel.

Vom Hafen aus führt eine schlechte Eisenbahn die zwei englischen Meilen hinein in die Stadt, und eine Zweigbahn zu den Zuckerplantagen am Umgeni. Wir zogen es vor, am Rande der Bai, welcher durch die Ebbe jetzt trocken gelegt war, zurückzuspazieren. Unser Weg führte durch den Dünensand, aus welchem dichtes, immergrünes Buschwerk mit niedrigen Palmen und großen Farnkräutern üppig emporwuchert.

Ueberhaupt nimmt der Baumwuchs bei d'Urban, insonderheit durch die Importirung fremder Bäume und Gewächse, immer mehr einen tropischen Charakter an. Dichtes Gestrüpp von Schlinggewächsen und wunderliche Species von Bäumen trifft man überall in den Gärten und an den Wegen.

Die Stadt hat breite Straßen, denen das Pflaster fehlt, und durch deren unergründlichen Sand Reiter und Fußgänger nur langsam sich fortbewegt, obgleich für letztere vielfach gepflasterte Bürgersteige eine willkommene Hülfe bieten. Hervorragend schöne Gebäude habe ich nicht gesehen, die Häuser sind meist einstöckig, aber comfortable. Die Lage der Stadt selbst ist sehr freundlich, der Blick von der Barea herab auf Hafen, Bluff, Bai, Inseln, Stadt und Dünen gewährt eine prachtvolle Aussicht.

Mittwoch, den 4. September und Donnerstag, den 5. September, hatte ich in Christianenburg zu thun mit Schreiben und Unterhaltung mit Bruder Posselt und den Brüdern. Am Donnerstag Abend ritt ich nach Wartburg zu Bruder Döhne hinüber, um auch dort einige Tage vor der Conferenz privatim verhandeln zu können.

Wartburg liegt auf einem sanft ansteigenden Hügel in jener parkartigen Gegend der Natalküste. Die Land-Company, deren Agent Döhne ist, hat ihm einen Streifen Land von etwa 800 bis 1000 Schritt breit und eine englische Meile lang geschenkt, auf welchem die Verwandten seiner Frau ihm das Häuschen erbaut haben, welches er mit seiner zahlreichen Familie bewohnt. Als ich

Freitag, den 6. September, erwachte, lastete die ganze, schwere Aufgabe des heutigen Tages — die schwerste der ganzen Reise — mit Centnergewicht auf meiner Seele, und ich fühlte meine ganze Schwachheit dazu. Ich wußte klar, wie ich vorgehen sollte, aber der Ausgang schien mir so traurig, daß ich den Herrn dringend bat, ihn wo möglich abzuwenden, und mich eben so sehr mit Ruhe und Weisheit, als auch mit Energie und rücksichtsloser *Consequenz auszurüsten*. Der Herr hat mein Gebet über Bitten

und Verstehen erhört. Eine völlige gründliche und herzliche Aussöhnung der beiden Brüder, welchen ich jeden in seiner Weise schätzen lernte, war das gesegnete Resultat der hierher schlagenden Verhandlungen.

Sonnabend, den 7. September, während Bruder Döhne nach d'Urban geritten war, um auf meine Bitte hin sich photographiren zu lassen, hatte ich mit seiner Frau ein ernstes, eingehendes Gespräch, durch welches die Resultate der gestrigen Verhandlung gekräftigt wurden. Als Döhne zurückkam, hatte ich noch über zwei andere wichtige Punkte mit ihm zu verhandeln. Der erste betraf seine Bibelübersetzung, die doch in ihrer Kostspieligkeit, weil sie so lange sich hinzieht, die Geldkräfte unserer Gesellschaft übersteigt, und falls er keine wirkliche Missionsthätigkeit mit der des Uebersetzers, verbindet, in bisheriger Weise doch nicht fortgeführt werden könnte. Der andere Punkt betraf den Umstand, daß Bruder Döhne nur übersetzt und nicht ein eigentliches Missionspredigtamt verwaltet. Doch auch hier hatte der Herr längst gesorgt, als ich noch gar keinen Ausweg sah. Etwa eine Stunde von Bruder Döhne's Platz sind etwa 20—24 Kafferkraale. Einzelnen Kaffern hat Döhne bereits jetzt einen Sonntags-Gottesdienst gehalten. Von nun an soll er diese gesammten Kraale als sein Missionsgebiet ansehen und einen geregelten Gottesdienst für sie, und Hausbesuche bei ihnen einrichten — was er ohne erheblichen Abbruch seiner Uebersetzungsthätigkeit, für welche doch auch eine Erholungszeit durch Bewegung vorhanden sein muß, thun kann, — so daß Döhne also in die Zahl unserer wirklich missionirenden Brüder wieder eintritt und Wartburg effectiv eine Missionsstation wird. Endlich aber theilte Döhne mir mit, daß er bereits mit den Amerikanern über eine eventuelle, gemeinschaftliche Edition der Uebersetzung des neuen Testaments verhandelt habe, und daß diese dem Plane nicht abgeneigt seien. Ja meine Verhandlung mit der Bibelgesellschaft in London in Verbindung mit einer daran angeschlossenen Correspondenz ließen es als nicht unwahrscheinlich erscheinen, daß im Fall einer Vereinigung mit den Amerikanern, die brittische Bibelgesellschaft die Kosten der Uebersetzung — vielleicht also auch Döhnes ganzes Gehalt auf sich nehmen würde. — So war denn alles weit über Bitten und Verstehen ausgeschlagen, und mit recht erleichtertem, dankbaren Herzen ritt ich Sonnabend Abend nach Christianenburg zurück. —

Sonntag, den 8. September, hörte ich Vormittags eine Predigt von Posselt in der deutschen Gemeinde, populär, praktisch, aus tiefem, christlichen Ernst heraus über das Wort: „Schaffet, daß ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern." In der Form des Ausdruckes hätte ich etwas mehr Haltung gewünscht, aber kein Wort war überflüssig, und der Inhalt ernst und prak-

tisch. Am Nachmittag hörte ich eine tief christlich ernste englische Predigt von Döhne, welcher ebenfalls ein reicher Schatz christlicher Erfahrung zu Grunde lag. Es wurde spät und dunkel, bis ich wieder nach Hause kam.

## XI.

### Kaffernfeier in Christianenburg. Conferenz mit den Brüdern aus Natal. Arroneets Austritt.

Montag, den 9. September, hatten wir bereits bald nach Sonnenaufgang eine interessante Feier. Die Kaffergemeinde von Christianenburg, aus welcher einige alte Weiber mir bereits vorher, eine einen sixpence, die andere einen shilling geschenkt hatten, wollte mir als ihrem „Majorius" — (woher sie diesen Ausdruck haben, weiß ich nicht) — doch auch etwas „Milis und Kafferkorn" (Speise) bringen, damit der große Lehrer in ihrer Mitte doch auch etwas zu essen hätte. Zu diesem Ende hatten sie zusammengeschossen und einen schönen Schlachtochsen gekauft, den sie mir nun feierlich übergeben wollten. Die ganze Gemeinde versammelte sich also in ihrem Sonntagsschmuck, den Ochsen hatten sie in die Mitte eines großen Halbkreises gestellt, so daß sie ihn ansahen, und er sie. Der Ochse hat seine Rolle so meisterhaft gespielt, daß er allgemeine Bewunderung erregte. Mit großer Würde behauptete er seinen Platz, und neigte, wie es schien, den Gesängen, die die Feier einleiteten und begleiteten, so aufmerksam das Ohr, als ob er wüßte, daß diese Feier nur um seinetwillen veranstaltet worden sei. Nach dem Einleitungsgesange trat der major domus, der Kafferschulze, hervor und dankte in einer wohlgesetzten Rede für alle Wohltaten, die sie von der Mission empfangen hätten und verkündigte mir, daß die Gemeinde als geringes Zeichen ihrer Dankbarkeit mir diesen Ochsen verehre. Ich geruhte, das Geschenk huldvoll entgegenzunehmen und benutzte die Gelegenheit, auch die Gemeinde auf den Dank, den sie Gott schuldete, hinzuweisen. Ein Gesuch um Ankauf einer Landparzelle beschied ich auf nächsten Sonntag, wo wir zum Missionsfest zusammenkommen wollten.

Einige andere Gesänge wurden noch gesungen; dann ging jeder zu seinem Theil, ich an meine Arbeit, die Kaffern in ihre Häuser, der Ochs zu seiner Schlachtbank. Die Haut bekam der Schulze, die Hinterbauten wurden für den Tisch zur Conferenz *behalten*, die Vorderblätter ꝛc. den Kaffern geschenkt, die daraus

sofort ein festliches Mahl bereiteten. — Noch während der Uebergebungsfeierlichkeit waren die Brüder Döhne, Glöckner, Neizel, Arroneet, von Wartburg angekommen, und es konnte denn nun sofort zur Conferenz geschritten werden. —

Bevor ich dieselbe eröffnete, versammelte ich die Brüder Döhne, Posselt und Zunkel zu einer Separatconferenz, in welcher ich das Resultat meiner Verhandlungen mit den beiden Brüdern mittheilte, daß nämlich Beide sich das an einander begangene Unrecht vergeben, und daß sie, soweit Gott Gnade gebe, fernerhin in Friede mit einander leben wollten. Mit innigem Dankgebet und Lobgesang konnten wir diese Vorconferenz, über welche ich noch sofort ein Protokoll aufnehmen und nach Berlin schicken konnte, beschließen.

Hiermit war die schwierigste Aufgabe der Conferenz gelöst, noch ehe die Sitzungen begonnen hatten, und ich konnte statt der gefürchteten Untersuchung, den Brüdern der Conferenz einfach Mittheilung machen von dem aufgesetzten Protokoll, das sofort eingepackt und zur — am folgenden Tage aus d'Urban gehenden — Post nach Europa befördert wurde.

Dann folgten die eigentlichen Conferenzberathungen. Der Bericht der Brüder über ihre Thätigkeit und Erlebnisse auf den einzelnen Stationen gab mir Gelegenheit, meine auf die einzelnen Personen und Aufgaben bezüglichen Wünsche und Anschauungen zu entwickeln. Die weiteren Verhandlungen bezogen sich auf das ganze vorliegende Gebiet der Missionsarbeit, Taufe, Confirmation, Disciplin, Excommunication, Ehe, Polygamie, lobola, den seelsorgerischen Verkehr mit den Getauften, Unterricht der Erwachsenen, Verkehr mit den Heiden, Erziehung der Kaffergemeinde zu neuer, christlicher Volkssitte, Selbsterbauung der Gemeinde, Benutzung ihrer Beiträge an Geld, Naturalien, Arbeit, namentlich Errichtung von Diaconenämtern und Ausnutzung derselben, die Einrichtung des Gottesdienstes, Bedeutung der liturgischen Formeln, Pericopen, vasa sacra, Crucifix, äußere Einrichtung der Kirchen, Schulunterricht, Conferenzen und ihre praktische Ausnutzung, Verkehr mit anderen Missionsgesellschaften, Ausnutzung des Stationslandes und Gutes, mögliche Ersparnisse bei Transporten, Nachsuchung von grants der Regierung, Privatverdienste der Brüder, Sachensendungen von und nach Europa, Verheirathung der Brüder, Ordnung der Land- und Eigenthumsverhältnisse der Gesellschaft, Anlegung neuer Stationen, Wirksamkeit unter den Weißen, Studium der Missionare, Wünsche in Bezug auf die Missionsblätter, Kassenwesen ꝛc. Das alles gab ausreichenden Stoff für die Berathungen, so daß wir fast die ganze Woche von früh bis spät ohne Aufenthalt und Säumniß conferiren mußten. Alle diese Berathungen geschahen in lieblicher, brüder-

licher Weise. Die Brüder nahmen meine Belehrungen, Mahnungen, Weisungen so auf, wie es christlichen Männern zusteht, mit Vertrauen und Dankbarkeit, und brachten ihre abweichenden Meinungen und ihre gesammelten Erfahrungen, welche fast durchgängig meinen Beobachtungen entsprachen, mit freimüthiger Offenheit vor, auch da wo sie von meiner Ansicht abwichen. Punkt für Punkt wurde abgewickelt ohne überflüssige Worte und Zeitverlust; fast alle Gegenstände waren erledigt, und ich sah mit Dank gegen den Herrn den Schluß der Berathungen vor mir, als noch, so zu sagen vor Thoresschluß, ein schmerzlicher Riß durch die Conferenz und den ganzen Brüderkreis ging.

Bruder Arroneet hatte schon auf der ganzen Reise eine Haltung beobachtet, die mir nicht unbedenklich schien. Die Hermannsburger Brüder in Transvaal hatten mir berichtet, daß er ein zu schwärmerischem Wesen neigender Mensch sei, daß er mit den bekehrten Kaffern viel zu vertraut umgehe und ganz in die Kaffernation verliebt sei, Kaffern in seiner Wohnung auf den Stühlen sitzen lasse, während er Missionare, die eintreten, inzwischen stehen ließe ꝛc. Ich fragte dieserhalb zunächst die Brüder, welche mir sagten, es sei das wohl zum Theil übertrieben, aber doch nicht ganz grundlose Erdichtung. Hierauf ging ich mit ihm auf die schonendste Weise ein auf die gedachten Punkte. Er aber erkannte in dem allen nichts als eine ungerechte Verfolgung, und es gelang meinen liebevollsten Worten nicht, ihn von unziemlicher und empfindlicher Entgegnung zurückzuhalten. Ich strafte ihn dieserhalb nie, weil ich sein slavisches Temperament (er ist ein geborener Russe) in Anrechnung brachte, und gewiß wußte, daß ebenso bald wie er aufgeregt wurde, er auch in das Gegentheil umschlagen würde. Der Mann fing an, mir interessant zu werden, und ich hatte so manchmal meine Freude an ihm, wenn ich ihn auf seinem wilden Pferde so sicher dahinstürzen sah über Stock und Stein. Während der Conferenz verhielt er sich fast nur passiv. Als er über seine Thätigkeit zu berichten hatte, konnte ich die Bemerkung nicht zurückhalten, daß er zu seinen, in alle Welt hin gerichteten Reisen unter den Kaffern, bis an das Zulu-Land, doch keine Autorisation gehabt hätte, da ein Missionar die ihm angewiesene Station nicht ohne Erlaubniß der Conferenz verlassen dürfe. Indeß entschuldigte ich ihn, seine Reizbarkeit und Empfindlichkeit kennend, mit der Bemerkung, daß ja jetzt die Conferenz freilich suspendirt gewesen sei, und fügte nur hinzu, es sei wohl seines Reisens etwas zu viel gewesen, und er würde wohl, wenn er erst seine eigene Station hätte, in geordneterer Weise weiterarbeiten. Er schwieg still und gab kein Zeichen der Empfindlichkeit. Wohl aber schalt er von jetzt ab, wie ich später *erfuhr, die* übrigen Brüder wiederholt, sie seien wie die Kinder,

und ließen sich von mir alles sagen, ohne den Mund aufzuthun und ihre Meinung auch geltend zu machen; er schien sie förmlich zur Opposition anregen zu wollen. Da sie aber sich dazu nicht antreiben ließen, so ergriff er bei einer Gelegenheit, als ich darauf drang, daß die getauften Kaffern zur Mitarbeit an der Gemeinde durch Geldbeiträge ꝛc. anzuleiten seien, das Wort, um in heftigem Ton einige Erwiderungen zu machen — man könne ja doch auch nicht den Leuten Lasten aufladen, man könne ihm doch auch nicht zumuthen, einen Rock auszuziehen und wegzuwerfen, und was dergleichen gar nicht zur Sache gehörende Dinge mehr waren. — Ich suchte ihm das Unzutreffende seiner Worte klar zu machen, ohne hier schon von der Ungehörigkeit seines ganzen Auftretens Notiz zu nehmen. Am Donnerstag kam es endlich zum Ausbruch, welcher leider damit endete, daß Arroneet seinen Austritt aus der Gesellschaft erklärte.

Nachdem wir Donnerstag Nachmittag die Conferenz geschlossen hatten (die wir, um Döhne nicht zurückzusetzen, diesmal in Wartburg abgehalten hatten), ritten wir Abends im Dunkeln durch die Kloofen nach Hause. Der Nebelregen fiel naß; es war mir sehr weh ums Herz, kurz vor dem Abschluß meines Werkes in Afrika noch diese Erfahrung machen zu müssen. Und doch konnte ich Posselt nicht Unrecht geben, als er sagte, wir hätten doch nicht blos Ursache, betrübt zu sein über diesen Bruder, sondern auch Gott zu danken, daß er seines Herzens Gesinnung entlarvt hätte und die Mission befreit von einem Manne, der ihr so viel Schaden hätte bringen können. Auch mir ist es klar geworden, daß eigentlich nur die ganze Weise, wie ich den Brüdern die Verantwortlichkeit ihres Berufs in der Conferenz dringend ins Gewissen gerufen und ihnen zu einer geordneten Thätigkeit Anweisung gegeben habe, allein der Grund gewesen ist, welcher ihn zu diesem Schritt getrieben hat. Und doch — und doch — bei all diesen Verirrungen sollte es der Gnade Gottes unmöglich sein, ihn davon zu heilen und ihn demüthig zu machen und dennoch in Seinem Reiche zu verwenden? Gott sei uns armen Sündern gnädig!

# XII.

## Schulprüfung in Christianenburg. Besuche in Neu-Deutschland. Dr. Gueinzius. Hausbesuche in Christianenburg. Missionsfest in Neu-Deutschland.

Freitag, den 13. September, kamen die Brüder von Wartburg noch einmal herüber nach Christianenburg, damit wir hier zunächst die Prüfung der Posseltschen Schule vornähmen und dann die Conferenz mit dem heiligen Abendmahl beschlössen. Die Schule war wohl im Stande. Von vierzig angeschriebenen Schülern waren fünfunddreißig zugegen, die eine recht gute Kenntniß der biblischen Geschichte, des Katechismus und erlernter Lieder sich angeeignet hatten, auch zum Theil recht fließend lasen; einzelne schrieben, einzelne hatten ein ganz klein wenig rechnen gelernt. Mehr noch als die Kenntnisse erfreute mich die gesammte Haltung der Kinder, die mit solcher Liebe zu ihrem Lehrer dasaßen und so aufmerksam und gesittet dem Unterricht folgten, daß man seine Lust an den braunen und gelben Gesichtern sehen konnte. Der Jubel war groß, als jedes sein Bild von mir erhielt.

Hernach feierten wir Brüder das heilige Abendmahl gemeinsam. Es war mir sehr beweglich, sowohl daß ich es noch einmal mit den Brüdern feiern konnte, als auch, daß einer derselben, der noch vor vierundzwanzig Stunden der Unsere gewesen war, sich selbst heute ausgeschlossen hatte. Ursprünglich war es bestimmt, daß diese Abendmahlshandlung am Tage seiner Ordination stattfinden sollte. Der Herr hat es wunderbar so geführt, daß er an dem Tage, wo ich Richter, Glöckner und Prozesky ordinirte, abwesend sein mußte. Damals haben wir es bedauert, jetzt bin ich herzlich froh. Der nächste Gegenstand auf der Tagesordnung, dem sein ungestümes Ausscheiden unmittelbar voraufging, war die Frage, die ich an die Brüder richten wollte, ob man es versuchen könne, Arroneet, der so leicht doch mit den Brüdern nicht zusammenleben kann, einmal ganz allein bei Tinta oder Nodade oder Umkabo arbeiten zu lassen, um zu versuchen, ob es so besser gehen werde. Er hat diesen Plan selbst rechtzeitig genug vereitelt; nun nachträglich sehe ich ein, daß dies vom Herrn gekommen ist.

Gegen Abend ging ich hinüber nach Neu-Deutschland, um einige Besuche zu machen bei Herrn Frese, einem Schwager Posselt's, bei Johannes Posselt, dem Schulmeister von Neu-Deutschland, und bei einem höchst originellen Manne, Dr. Guein-

zius, einem Naturforscher, der sein Einsiedlerleben dort führt, Käfer und Schmetterlinge sammelt, Vögel ausstopft und mit den Geistern verkehrt. Er ist ein wunderbarer Mensch mit langem Bart und curiosen Speculationen. Mit dem Christenthum ist er, nachdem er eine Zeit lang bei den Wesleyanern gewesen, fertig, bewundert aber die Größe der Liebe Gottes in seinen Creaturen. Mit den Thieren lebt er auf dem vertrautesten Fuße, gewöhnt die Vögel an sich, zähmt sich eine Riesenschlange zur Bettgenossin und ist überzeugt davon, daß die Thiere zu viel Verstand haben, um ihm Böses zu thun, der es so gut mit ihnen meine. Daß er nun aber dennoch mehr Thiere tödtet, als jeder andere Mensch in Afrika, — um sie zu präpariren und zu versenden, das thut er nur zur Ehre Gottes, weil ja sonst das Thier in wenigen Monaten todt sein würde, während es ausgestopft noch Jahrhunderte zur Ehre Gottes existiren und der Wissenschaft dienen kann. Gueinzius verdient mit dem Verkauf seiner Präparate seinen kümmerlichen Unterhalt. Bisweilen ist lange nichts da; dann müssen die Nachbaren zuspringen und thun es auch. Wo er etwas borgt, da zahlt er es ganz redlich ab, sobald er wieder ein Paar Schilling Geld für seine Sammlungen eingenommen hat.

Sonnabend, den 14. September, besuchte ich früh den Dr. Gueinzius noch einmal. Er zeigte mir seine höchst interessanten Käfer- und Schmetterlingssammlungen und schenkte mir einen Kasten mit Schmetterlingen. Dann aber kam er auf seine Geisterseherein und Tischklopfereien und verlor sich bald in das Gebiet des Lächerlichen. Wer an Jesum nicht glaubt und doch des Glaubensbedürfnisses nicht baar werden kann, muß an allerlei Geister glauben, an Geister, die gemalt haben, frische Weintrauben gebracht ꝛc.

Am Nachmittag begann ich meine Hausbesuche in Christianenburg. Die Häuser der zum größten Theil Getauften, die auf der Station wohnen, liegen auf einem Complex von Bergrücken, die durch tiefe Einschnitte von einander geschieden sind. Unten in den Einschnitten rieseln kleine Bäche, deren Ränder mit hohen, schönen schattigen Bäumen bestanden, dem Ganzen ein parkartiges Ansehen geben. Jeder Bewohner hat nun sein Haus oder Hütte oben auf dem Rücken gebaut, so daß der Abhang zu beiden Seiten sein Gartenland bildet — bis in das Bächlein hinein. Es mögen wohl drei Acker auf die Familie kommen. Das Land ist ausgezeichnet für die Zwecke der Station, zwar zum Theil magerer Sand, aber mit Hülfe des Düngers überaus fruchtbar. Dazu liebt es der Kaffer, an Abhängen und in Schluchten zu bauen, und Holz zum Bauen und Brennen bietet das benachbarte, noch nicht besetzte Grundstück reichlich dar. Ich hatte an den Gesprächen mit den Leuten meine herzliche Freude; es

unter ihnen eine Anzahl wirklich frommer, bekehrter Leute, die in den Seelenzuständen Erfahrungen haben. Da gegenwärtig sechsundvierzig Häuser vorhanden sind, so hatte ich ein gut Stück Arbeit vor mir, das natürlich heute nicht vollendet werden konnte.

Sonntag, den 15. September, kamen die entfernter wohnenden Deutschen schon am frühen Morgen in Ochsenwagen herangefahren, die mit Palmzweigen, Laubgewinden und Fähnlein lieblich geschmückt waren. Es sollte auf meine Bitte heute ein Missionsfest gefeiert werden. Nachdem sich dann auch die Kaffern alle im Sonntagsschmuck eingefunden hatten, bildeten sie einen Festzug; voran zwei Deutsche mit Fahnen, auf welchen christliche Embleme die Stelle des Adlers einnahmen, und unter Glockengeläute, welches das Thal zwischen den beiden Kirchen Neu-Deutschland und Christianenburg wiederhallen ließ, ging der geschmückte Festzug, das Lied „Allein Gott in der Höh' sei Ehr" singend, den einen Hügelabhang hinab, dann, nachdem die „Aller" überschritten war, den andern Hügelabhang hinauf nach Neu-Deutschland, woselbst wir, ebenfalls unter Glockengeläute, in die mit Palmen und Kränzen reich geschmückte Kirche einzogen. Als wir bei der Bananenpflanzung von Christianenburg hinabstiegen, streifte ein nackter Kaffer mit drei Spießen und Knopfkirri wild über die Felder einher, — ein rechter Gegensatz zu der festlich singenden Gemeinde. Er starrte den Zug eine Weile verwundert an, dann ging er mit stolzem Gang und aufgeworfenem Kopf vorüber. Ein anderer Kahlkaffer hatte Schildfell und Assagai bei Seite gelegt und folgte dem Zug; mehrere ähnliche schlossen sich ihm an, so daß die geräumige Kirche, deren vordere Hälfte von den Deutschen angefüllt war, die Menge der Gäste nicht fassen konnte, sondern vielmehr, wie bei einem Bienenkorb, draußen an der Thür die Masse sich stopfte.

Es war ein schönes Fest; Liturgie und einzelne Gesänge wurden in kafferscher Sprache gesungen. Andere Gesänge sangen die Deutschen deutsch, die Kaffern kafferisch gemeinschaftlich. Die Predigt, die Posselt über das Evangelium des 13. p. Trin. hielt, war geistvoll, praktisch und schlagend. Ich hielt eine Ansprache über das Wort: „Auf daß mein Haus voll werde". Ueberall in dieser Festfeier klang der Ton hindurch: „Er hat aus beiden eins gemacht, auf daß Friede sei zwischen den beiden". Ich ermahnte insonderheit zur Auffrischung des Missionsvereins, damit die neudeutschländer Gemeinde eine rechte Missionsgemeinde werde, sowie sie der Mission ihre Existenz verdanke.

In Prozession ging der Zug nach Christianenburg zurück, wo wir mit einem einfachen Mittagbrod von Kaffee, Fleisch und *Brod uns restaurirten.*

Nachmittag versammelte sich die Gemeinde wieder. Unter der Veranda von Posselt's Hause und auf dem Flur und in den anstoßenden Zimmern hatten die Deutschen Platz genommen, und vor der Veranda die Kaffern. Ich theilte nun Missionsnachrichten mit, indem ich von meiner Reise durch Süd-Afrika einige erweckliche Züge erzählte. Ich ging die einzelnen Conferenzkreise durch, und von Natal erzählte ich das heutige Missionsfest nebst dem Eindruck, den es auf die Festfeiernden gemacht, und den Früchten, die es muthmaßlich doch bringen werde.

Nach der Feier blieben die Kaffern singend bei einander, die Deutschen sammelten sich im Pfarrhause und verbrachten mit Gesang geistlicher Lieder und ernsten lieblichen Gesprächen den Abend. Sie dankten mir in einer feierlichen Rede, und dem Comité in mir für den Segen, den sie als Gemeinde durch die Mission erhalten hätten, und baten, Posselt behalten zu können. Ich meinerseits ermahnte sie in einer Ansprache zur Treue im Glauben und zur Dankbarkeit. Es war zehn Uhr Abends vorbei, bevor wir uns trennten.

## XIII.

### Die Kranzkloof. Besuch bei den Amerikanern in Inanda und Amanzintote.

Montag, den 16. September, ritten wir zunächst über das Hügelland von Neu-Deutschland eine Stunde, bis wir vor einer tief eingeschnittenen, jähen Kloof standen, die Kranzkloof genannt. Die Wände derselben sind mit schroffen, steilen Felsen besetzt. Unten fließt ein Flüßchen zwischen dichtem Gebüsch und einem Wald, welcher auch die steilen Wände unpassirbar macht, mit Ausnahme des einen Fußsteigs, auf welchem wir unsere Pferde hinableiteten.

Es war ein prachtvoller Anblick auf die Baumwipfel und grünen Matten hinab. Drüben auf einem Bergvorsprung hob sich ein einzelner Kafferkral ab; denn dies ist so recht ein Aufenthaltsort, wie ihn die Kaffern lieben, drückend heiß und doch schattig, und Wild die Fülle. Als wir hinabstiegen, hallte die Kloof wieder von den Jagdrufen der Kaffern, die wir theils in Gruppen versammelt auf einzelnen Stellen auf das hinanzutreibende Wild mit Gewehren, Assagaien und Kirri's warten sahen, theils in tief ausgehaltenen, klagend melodischen Jagdrufen das Wild in den Büschen antreiben hörten. Als Posselt in das Land

kam, hat unten noch der Löwe und Büffel gehaust. Der ist seitdem ausgerottet, dagegen der Tiger, der Pavian und das Wildschwein noch zahlreich vorhanden. Die heutige Jagd war eine Tigerjagd.

Beim Hinabsteigen hatte ich einen schönen Blick auf den wohl 600 Fuß tief unter uns hinrauschenden Umgeni, der sich durch grüne Büsche über Sandinseln hinschlängelt. Von einem schönen Punkte der Kranzloof nahm ich, während neben und unter mir die Tigerjagd wiederhallte, eine Skizze. Dann stiegen wir in die Kloof selbst hinab, überschritten den kleinen Fluß, und stiegen an jener Seite einen bewaldeten Hügel hinauf. Das Buschwerk war frisch grün, die kleine Palme hob saftig ihre spitzen Blätter ab gegen das dunkle Laub, die Farren- und Schlinggewächse mit der hochstämmigen Aloe gewährten einen tropischen Anblick; der Kafferbaum mit seiner scharlachrothen Blüthe und ein Fuchsia-Baum mit tief dunklen purpurnen Blumenglocken zierten den Wald, während unter dem Grasteppich die schöne Natal-Lilie und viele andere bunte Blumen sich im Flor zeigten.

Wir überkletterten den kleinen Hügel, auf welchem lauter einzelne Baumgruppen, wie Hünengräber sich abhoben, und kamen auf die andere Seite von dem Umgeni, den wir, weil das Wasser nur kniehoch war, heute unbelästigt von Crokodilen und Alligatoren, durchreiten konnten. Wald, Berg und Fels machen das Umgenithal hier sehr reizend.

An jener Seite mußten wir an Kafferkraalen vorüber, durch eine ganze Anzahl kleiner, lieblicher Waldschluchten und über eine ebensogroße Anzahl der sie einschließenden Bergrücken, bis wir endlich gegen Mittag die amerikanische Missionsstation Inanda erreichten, woselbst der alte Nestor der Amerikaner, Lindley, eine Gemeinde — ungefähr in der Größe von Christianenburg — gesammelt hat. Er hatte soeben ein Instituts-Gebäude errichtet, in welchem Kaffern-Ladies ausgebildet werden sollen — auch ein englisch-christliches Unternehmen, was nach meinem Urtheil mehr Glanz als Frucht verspricht.

Der alte Mann war sehr freundlich und entgegenkommend. Seine Frau soll viel zur Förderung der Missionsgemeinde beitragen. Sie war soeben mit einem Sohn und einer Tochter zu Pferde verreist auf fünf Wochen, um auf einem Ritt von 200 engl. Meilen Freunde zu besuchen. Im Hause des Bruder Lindley sah es sehr elegant aus. Man merkte, daß die Missionare mit englischer Freigiebigkeit ausgestattet werden. Was die Energie im Missionswerk betrifft, so habe ich nicht den Eindruck bekommen, als ob die Amerikaner unseren Brüdern vorauf wären.

Da unsere Zeit knapp war, konnten wir nur einige Stunden bei Lindley verweilen. Es war für unsern Zweck auch genug, da *das Mädcheninstitut* noch nicht eröffnet ist. Den Rückweg nahmen

wir von einer anderen Seite, und durchritten den Umgeni an der Stelle, wo ein Stück Land angrenzt, welches Posselt gern zur Erweiterung des Christianenburger Grundstücks erwerben möchte. Dasselbe der Länge nach durchreitend, konnte ich es genau in Augenschein nehmen. Es sind zwei Hügel, theils sanft abhängend, theils schroffer Fels, reich mit Wald bestanden, aber nicht allzuviel Gartenfläche darbietend. Ein Deutscher würde sich schwerlich dort anbauen können, während für den Kaffer gerade solches Land sehr geeignet ist. Da nun Posselt gerade für die Kaffern eine sehr große Anziehungskraft besitzt, und das Christianenburger Land bis auf wenige Bauplätze besetzt ist, ja schon eine Anzahl wegen Mangel an passender Baufläche fortgezogen sind, so wäre es wünschenswerth, wenn dies Stück Land, das sicherlich billig verkauft wird, für die Gesellschaft erworben werden könnte. — Da dasselbe an Christianenburg angrenzt, konnte ich heute noch eine Hügel-Häuser-Reihe besuchen und bei den Leuten vorsprechen, bevor wir mit Sonnenuntergang Christianenburg erreichten.

Dienstag, den 17. September, war ich mit Prozesky wieder früh im Sattel. Wir holten Döhne ab, um mit ihm und Glöckner die zweite erreichbare amerikanische Station Amanzintote zu besuchen. Unser Weg führte von Wartburg aus immer Hügel auf, Hügel ab durch Kaffergebiet, einzelne Kraale mußten wir passieren; das sind diejenigen, unter welchen Bruder Döhne künftig missioniren will. Je mehr wir uns der parallel mit unsern Fußsteigen in einer Entfernung von etwa einer deutschen Meile sich hinziehenden Küste näherten, desto schöner und tropischer wurde das Land, dessen Hügel und Wälder und murmelnde Bäche und Landhäuser wirklich malerisch sich gruppirten.

Nach etwa zwei Stunden erreichten wir eine ausgedehnte Zuckerrohrplantage und sahen auch die Bereitung des Zuckers in voller Thätigkeit. Große Frachtkarren mit dem seines oberen Schilfbüschels beraubten etwa 1½ Zoll dicken und 6 Fuß langen Zuckerrohr wurde abgeladen, von nackten Kaffern zwischen Walzen gelegt, die durch Dampfkraft getrieben, den Saft auspreßten, welcher in den Siedekessel gebracht, kochte und schäumte. Den Schaum schoben Kaffern mit ruderartigen Brettern in eine daneben stehende Pfanne, und von dieser in eine dritte und vierte, bis der Unrath abgeschäumt war und Zucker mit Syrup zu einem Brei vermengt übrig blieb. Diesen bearbeitete ein anderer nackter Kaffer mit den Füßen, bis er in ein poröses, mit Centrifugalkraft in rasender Geschwindigkeit umgedrehtes Gefäß gebracht wurde, wo Zucker und Syrup durch die Umschwingung von einander gesondert wurden.

Je näher der Küste, desto ausgedehnter wurden die Pflanzungen von Zuckerrohr, Baumwolle, Kaffee, Arrowroot, der Indigo

Vögel nicht singen sollten, ist eine Fabel flüchtig Reisender. — Durch die klare Luft wiegten sich Schmetterlinge mit so bunt glänzenden Farben, die Palme hob sich zierlich aus dem Laub hervor, von riesigen Farren und Kletterpflanzen umgeben. Die fast platte Krone der Mimose und anderer Tropengewächse, die Mannigfaltigkeit der Bäume und Kräuter, der Feuerglanz ihrer Blüthen, das alles mahnte mächtig an die Südlandsgluth, die wir in dem heißen Sande bis zur Erschöpfung zu fühlen hatten.

Durch einen Grasbrand hindurch führte uns der Weg endlich zu dem Hügel, von welchem aus wir die Station Amanzintote mit ihrem zierlichen spitzen Glockenthurm und freundlichen Häusern und der von den Kaffern selbst erbauten und besorgten Zuckerfabrik in lieblichem Bilde vor uns liegen sahen. Die Sonne senkte sich; wir hatten einen Ritt von etwa acht deutschen Meilen heute zurückgelegt und waren froh, Rast zu finden.

Auch bei dem lieben Missionar Roods sah es ziemlich elegant aus. Derselbe ist aber auch geistig ein bedeutender Mann, voll Leben, Feuer, Eifer und Umsicht, ein klarer Kopf und tüchtiger Missionar, Präses der Bibelübersetzungs-Commission der Amerikaner. In Bezug auf den Hauptzweck meines Besuchs, eine Verständigung und Vereinigung unserer beiderseitigen Uebersetzungen betreffend, kamen wir sehr bald dahin überein, daß eine Commission zur Uebersetzung gebildet werden sollte aus Bruder Döhne und zwei Amerikanern, und daß außerdem eine Revisionscommission, zu welcher auch der Hermansburger Müller gehören sollte, zusammenträte, an welche in zweifelhaften Fällen recurrirt werden könne, und daß dann die Druckkosten von der amerikanischen Bibelgesellschaft getragen werden sollten.

Am Abend hatte Missionar Ireland das College versammelt, eine kafir-training-school, in welcher 24 Kafferjünglinge eine höhere Ausbildung erhalten. Sie werden in Geographie, Rechnen, Schreiben, Lesen, biblischer Geschichte unterrichtet. Sie konnten in der Geographie von Europa „150 Fragen" beantworten, dazu 100 Fragen aus der allgemeinen Geographie, und sagten die gefragten Namen in guter englischer Aussprache auf. Im Rechnen waren sie recht gefördert und ich hörte zu meinem Erstaunen, daß die Kaffern hier auch gute Rechner seien, und daß, wenn sie erst die ersten Zahlenbegriffe und Nomenklatur gefaßt haben, sie eben so gut fortschreiten, wie die Weißen, ja daß recht gute mathematische Köpfe unter ihnen seien. Die Handschriften waren fest, und ein Diktat wurde ziemlich richtig englisch zur Tafel gebracht, obschon im Ganzen und Großen die Leistungen im Englischen nicht bedeutend waren. Sie lasen ziemlich fertig Kafferisch und Englisch, aber in der biblischen Geschichte zeigten sie nicht allzuviel Kenntniß.

Ich glaube, daß ſolche Erziehungs-Inſtitute verhältnißmäßig wenig Werth haben. Schulmeiſter werden nur ſehr wenige aus ihnen hervorgehen. Denn wenn der noch ſo fein gebildete Kafferjüngling mit der Picke 40 Pfd. Sterl. verdienen kann, während ein Schulmeiſterpoſten nur 35 Pfd. Sterl. bringt, ſo wirft er ſicher baldmöglichſt Kleider und Bücher bei Seite und arbeitet nackt mit der Picke. Und für die Zeit, wo er zum Schulmeiſter ausgebildet wird, will er wo möglich auch noch bezahlt ſein. Viel mehr verſprechend iſt es, wenn jeder Miſſionar diejenigen Jünglinge, die er von der Schule aus als fähig für das Schulmeiſteramt erkannt hat, oder diejenigen Männer, bei denen die Kraft des heiligen Geiſtes Zeugenmuth gezeugt hat, perſönlich weiter bildet und dann als Schulmeiſter und Evangeliſten ausſendet. Denn bei dieſer Maſſenaufhäufung junger Kaffern in Inſtituten reißt oft eine ſolche Unſittlichkeit ein, daß viel mehr am chriſtlichen Leben verloren, als an Kenntniſſen gewonnen wird, und ſolche abgeirrte Jünglinge von Inſtituten ſind dann die eigentliche Peſt der chriſtlichen Gemeinden.

Nachdem wir bei Ireland und Roods einige freundliche Abendſtunden verlebt hatten, ſuchten wir die Ruhe.

---

# XIV.

## Letzte Tage in Chriſtianenburg. Wartburg und d'Urban. Abſchied zur Heimreiſe.

Mittwoch, den 18. September, waren wir ſchon vor Sonnenaufgang auf den Beinen, weil ich rechtzeitig am Nachmittag in Chriſtianenburg ſein wollte, um meine dortigen Hausbeſuche zu vollenden. Wir ritten zunächſt denſelben Weg zurück durch Urwald und Zuckerplantagen. Bei dem zweiten Fluß aber wandten wir uns rechts, um noch einen andern Theil des Landes kennen zu lernen. Der indiſche Ocean wird bei Natal von einer waldbewachſenen Dünenreihe begrenzt, die bis 3—400 Fuß hoch unmittelbar dem Meeresufer entſteigt, und nur da durchbrochen iſt, wo Küſtenflüßchen ausmünden. Einer dieſer Hügelvorſprünge iſt der Bluff, gerade am Ausgange der Bai, welcher auf einem 200 Fuß hohen Vorſprung einen weißangeſtrichenen, eiſernen Leuchtthurm von 90 Fuß Höhe trägt. Parallel mit dieſer Küſtenhügelkette — welche an einzelnen Punkten auch niedriger wird, — laufen die Rücken des abfallenden Berglandes etwa 3—600 Fuß hoch und ſchließen bei d'Urban mit jener Dünenhügelkette eine

breite, sandige Ebene ein, welche circa einviertel bis eine halbe deutsche Meile breit bedeckt ist mit Plantagen aller Art. Von dieser Ebene ist ein Ausschnitt die Bai von Natal, die sich wohl eine halbe bis drei viertel Meilen tief in das Land hinein erstreckt, auf der einen Seite eingeschlossen von der Küstenhügelkette des Bluff, von der andern durch eine schmale Landzunge, an deren Landseite die Hafengebäude stehen, und von deren Seeseite aus nach dem Bluff hin ein mächtiges, bisher kaum zum vierten Theil vollendetes Bollwerk errichtet wird. Mittelst des letzteren hofft man Schutz zu finden gegen die Brandung, die auf einer quer vor dem Eingang des Hafens gelagerten Felsenbank, der Barre, so heftig ist, daß der Hafen durch sie nicht nur für Schiffe, sondern auch für Böte oft ganz verschlossen ist.

Am Fuß der Barea ist auch der große, übrigens wenig Interessantes darbietende botanische Garten.

Ueber dieser ersten Hügelkette thürmen sich höhere und höhere, bis zu dem Hochland von Pietermaritzburg mit seinen Tafelbergen und Kafferschluchten.

Wir ritten nun heute bis zu dem Punkt, wo die Bai den Fuß der zweiten Hügelkette erreicht. Wir freuten uns an den frischen, grünen, mit südländischen Pflanzen vielfach gezierten Gärten und Landhäusern, kamen auch zu dem wunderbar schönen, breitausgedehnten wilden Feigenbaum, unter dessen Schutzdach Hunderte von schwarzen Zuhörern der ersten Predigt des ersten Missionars gelauscht hatten.

Endlich wandten wir uns links hinauf auf die Barea, um eine Ecke Weges abzuschneiden. Einem Kafferfußsteig folgend, waren wir bald in solchem undurchdringlichen Dickicht, daß selbst der starkbetretene Fußsteig unsere Kleider nicht vor vielen Rissen bewahren konnte. Denn in den afrikanischen Wäldern sticht und reißt alles; alles hat Stacheln und Dornen, so daß die oft einem dichten Geflecht gleichenden Schlinggewächse neben dem Fußsteig oft selbst dem Wild das Entfliehen unmöglich machen. Wir kamen aber schließlich glücklich heraus, genossen manchen prachtvollen Blick über die Bai und die See, und überschritten dann die zweite Parallelkette der Hügel. Auf jener Seite kamen wir in das schöne parkartige Hügelland mit seinen schönen grünen Matten und Abhängen und schönen schattigen Laubholzgruppen und den lieblich murmelnden Bächen und Flüßchen; und nachdem wir etwas kreuz und quer geritten waren und manchen Dorn in Hände und Zeug bekommen hatten, erreichten wir etwa ½ 2 Uhr Wartburg, und ich mit Prozesky ½ 5 Uhr Christianenburg nach einem mühevollen Ritt von circa 8 deutschen Meilen. Hier in Christianenburg hatte ich denn nun fast noch zwei Stunden lang Zeit, meine Hausbesuche fortzusetzen, die mir wiederum manchen erfreulich

Ich glaube, daß ſolche Erziehungs-Inſtitute verhältnißmäßig wenig Werth haben, Schulmeiſter werden nur ſehr wenige aus ihnen hervorgehen. Denn wenn der noch ſo fein gebildete Kafferjüngling mit der Picke 40 Pfd. Sterl. verdienen kann, während ein Schulmeiſterpoſten nur 35 Pfd. Sterl. bringt, ſo wirft er ſicher baldmöglichſt Kleider und Bücher bei Seite und arbeitet nackt mit der Picke. Und für die Zeit, wo er zum Schulmeiſter ausgebildet wird, will er wo möglich auch noch bezahlt ſein. Viel mehr verſprechend iſt es, wenn jeder Miſſionar diejenigen Jünglinge, die er von der Schule aus als fähig für das Schulmeiſteramt erkannt hat, oder diejenigen Männer, bei denen die Kraft des heiligen Geiſtes Zeugenmuth gezeugt hat, perſönlich weiter bildet und dann als Schulmeiſter und Evangeliſten ausſendet. Denn bei dieſer Maſſenaufhäufung junger Kaffern in Inſtituten reißt oft eine ſolche Unſittlichkeit ein, daß viel mehr am chriſtlichen Leben verloren, als an Kenntniſſen gewonnen wird, und ſolche abgeirrte Jünglinge von Inſtituten ſind dann die eigentliche Peſt der chriſtlichen Gemeinden.

Nachdem wir bei Ireland und Roods einige freundliche Abendſtunden verlebt hatten, ſuchten wir die Ruhe.

---

# XIV.

## Letzte Tage in Chriſtianenburg. Wartburg und d'Urban. Abſchied zur Heimreiſe.

Mittwoch, den 18. September, waren wir ſchon vor Sonnenaufgang auf den Beinen, weil ich rechtzeitig am Nachmittag in Chriſtianenburg ſein wollte, um meine dortigen Hausbeſuche zu vollenden. Wir ritten zunächſt denſelben Weg zurück durch Urwald und Zuckerplantagen. Bei dem zweiten Fluß aber wandten wir uns rechts, um noch einen andern Theil des Landes kennen zu lernen. Der indiſche Ocean wird bei Natal von einer waldbewachſenen Dünenreihe begrenzt, die bis 3—400 Fuß hoch unmittelbar dem Meeresufer entſteigt, und nur da durchbrochen iſt, wo Küſtenflüßchen ausmünden. Einer dieſer Hügelvorſprünge iſt der Bluff, gerade am Ausgange der Bai, welcher auf einem 200 Fuß hohen Vorſprung einen weißangeſtrichenen, eiſernen Leuchtthurm von 90 Fuß Höhe trägt. Parallel mit dieſer Küſtenhügelkette — welche an einzelnen Punkten auch niedriger wird, — laufen die Rücken des abfallenden Berglandes etwa 3—600 Fuß hoch und ſchließen bei d'Urban mit jener Dünenhügelkette eine

breite, sandige Ebene ein, welche circa einviertel bis eine halbe deutsche Meile breit bedeckt ist mit Plantagen aller Art. Von dieser Ebene ist ein Ausschnitt die Bai von Natal, die sich wohl eine halbe bis drei viertel Meilen tief in das Land hinein erstreckt, auf der einen Seite eingeschlossen von der Küstenhügelkette des Bluff, von der andern durch eine schmale Landzunge, an deren Landseite die Hafengebäude stehen, und von deren Seeseite aus nach dem Bluff hin ein mächtiges, bisher kaum zum vierten Theil vollendetes Bollwerk errichtet wird. Mittelst des letzteren hofft man Schutz zu finden gegen die Brandung, die auf einer quer vor dem Eingang des Hafens gelagerten Felsenbank, der Barre, so heftig ist, daß der Hafen durch sie nicht nur für Schiffe, sondern auch für Böte oft ganz verschlossen ist.

Am Fuß der Barea ist auch der große, übrigens wenig Interessantes darbietende botanische Garten.

Ueber dieser ersten Hügelkette thürmen sich höhere und höhere, bis zu dem Hochland von Pietermaritzburg mit seinen Tafelbergen und Kafferschluchten.

Wir ritten nun heute bis zu dem Punkt, wo die Bai den Fuß der zweiten Hügelkette erreicht. Wir freuten uns an den frischen, grünen, mit südländischen Pflanzen vielfach gezierten Gärten und Landhäusern, kamen auch zu dem wunderbar schönen, breitausgedehnten wilden Feigenbaum, unter dessen Schutzdach Hunderte von schwarzen Zuhörern der ersten Predigt des ersten Missionars gelauscht hatten.

Endlich wandten wir uns links hinauf auf die Barea, um eine Ecke Weges abzuschneiden. Einem Kafferfußsteig folgend, waren wir bald in solchem undurchdringlichen Dickicht, daß selbst der starkbetretene Fußsteig unsere Kleider nicht vor vielen Rissen bewahren konnte. Denn in den afrikanischen Wäldern sticht und reißt alles; alles hat Stacheln und Dornen, so daß die oft einem dichten Geflecht gleichenden Schlinggewächse neben dem Fußsteig oft selbst dem Wild das Entfliehen unmöglich machen. Wir kamen aber schließlich glücklich heraus, genossen manchen prachtvollen Blick über die Bai und die See, und überschritten dann die zweite Parallelkette der Hügel. Auf jener Seite kamen wir in das schöne parkartige Hügelland mit seinen schönen grünen Matten und Abhängen und schönen schattigen Laubholzgruppen und den lieblich murmelnden Bächen und Flüßchen; und nachdem wir etwas kreuz und quer geritten waren und manchen Dorn in Hände und Zeug bekommen hatten, erreichten wir etwa ½ 2 Uhr Wartburg, und ich mit Prozesky ½ 5 Uhr Christianenburg nach einem mühevollen Ritt von circa 8 deutschen Meilen. Hier in Christianenburg hatte ich denn nun fast noch zwei Stunden lang Zeit, meine Hausbesuche fortzusetzen, die mir wiederum manchen erste

Ich glaube, daß ſolche Erziehungs-Inſtitute verhältnißmäßig wenig Werth haben. Schulmeiſter werden nur ſehr wenige aus ihnen hervorgehen. Denn wenn der noch ſo fein gebildete Kafferjüngling mit der Picke 40 Pfd. Sterl. verdienen kann, während ein Schulmeiſterpoſten nur 35 Pfd. Sterl. bringt, ſo wirft er ſicher baldmöglichſt Kleider und Bücher bei Seite und arbeitet nackt mit der Picke. Und für die Zeit, wo er zum Schulmeiſter ausgebildet wird, will er wo möglich auch noch bezahlt ſein. Viel mehr verſprechend iſt es, wenn jeder Miſſionar diejenigen Jünglinge, die er von der Schule aus als fähig für das Schulmeiſteramt erkannt hat, oder diejenigen Männer, bei denen die Kraft des heiligen Geiſtes Zeugenmuth gezeugt hat, perſönlich weiter bildet und dann als Schulmeiſter und Evangeliſten ausſendet. Denn bei dieſer Maſſenaufhäufung junger Kaffern in Inſtituten reißt oft eine ſolche Unſittlichkeit ein, daß viel mehr am chriſtlichen Leben verloren, als an Kenntniſſen gewonnen wird, und ſolche abgeirrte Jünglinge von Inſtituten ſind dann die eigentliche Peſt der chriſtlichen Gemeinden.

Nachdem wir bei Ireland und Roods einige freundliche Abendſtunden verlebt hatten, ſuchten wir die Ruhe.

---

# XIV.

## Letzte Tage in Chriſtianenburg. Wartburg und d'Urban. Abſchied zur Heimreiſe.

Mittwoch, den 18. September, waren wir ſchon vor Sonnenaufgang auf den Beinen, weil ich rechtzeitig am Nachmittag in Chriſtianenburg ſein wollte, um meine dortigen Hausbeſuche zu vollenden. Wir ritten zunächſt denſelben Weg zurück durch Urwald und Zuckerplantagen. Bei dem zweiten Fluß aber wandten wir uns rechts, um noch einen andern Theil des Landes kennen zu lernen. Der indiſche Ocean wird bei Natal von einer waldbewachſenen Dünenreihe begrenzt, die bis 3—400 Fuß hoch unmittelbar dem Meeresufer entſteigt, und nur da durchbrochen iſt, wo Küſtenflüßchen ausmünden. Einer dieſer Hügelvorſprünge iſt der Bluff, gerade am Ausgange der Bai, welcher auf einem 200 Fuß hohen Vorſprung einen weißangeſtrichenen, eiſernen Leuchtthurm von 90 Fuß Höhe trägt. Parallel mit dieſer Küſtenhügelkette — welche an einzelnen Punkten auch niedriger wird, — laufen die Rücken des abfallenden Berglandes etwa 3—600 Fuß hoch und ſchließen bei d'Urban mit jener Dünenhügelkette eine

breite, sandige Ebene ein, welche circa einviertel bis eine halbe deutsche Meile breit bedeckt ist mit Plantagen aller Art. Von dieser Ebene ist ein Ausschnitt die Bai von Natal, die sich wohl eine halbe bis drei viertel Meilen tief in das Land hinein erstreckt, auf der einen Seite eingeschlossen von der Küstenhügelkette des Bluff, von der andern durch eine schmale Landzunge, an deren Landseite die Hafengebäude stehen, und von deren Seeseite aus nach dem Bluff hin ein mächtiges, bisher kaum zum vierten Theil vollendetes Bollwerk errichtet wird. Mittelst des letzteren hofft man Schutz zu finden gegen die Brandung, die auf einer quer vor dem Eingang des Hafens gelagerten Felsenbank, der Barre, so heftig ist, daß der Hafen durch sie nicht nur für Schiffe, sondern auch für Böte oft ganz verschlossen ist.

Am Fuß der Barea ist auch der große, übrigens wenig Interessantes darbietende botanische Garten.

Ueber dieser ersten Hügelkette thürmen sich höhere und höhere, bis zu dem Hochland von Pietermaritzburg mit seinen Tafelbergen und Kafferschluchten.

Wir ritten nun heute bis zu dem Punkt, wo die Bai den Fuß der zweiten Hügelkette erreicht. Wir freuten uns an den frischen, grünen, mit südländischen Pflanzen vielfach gezierten Gärten und Landhäusern, kamen auch zu dem wunderbar schönen, breitausgedehnten wilden Feigenbaum, unter dessen Schutzdach Hunderte von schwarzen Zuhörern der ersten Predigt des ersten Missionars gelauscht hatten.

Endlich wandten wir uns links hinauf auf die Barea, um eine Ecke Weges abzuschneiden. Einem Kafferfußsteig folgend, waren wir bald in solchem undurchdringlichen Dickicht, daß selbst der starkbetretene Fußsteig unsere Kleider nicht vor vielen Rissen bewahren konnte. Denn in den afrikanischen Wäldern sticht und reißt alles; alles hat Stacheln und Dornen, so daß die oft einem dichten Geflecht gleichenden Schlinggewächse neben dem Fußsteig oft selbst dem Wild das Entfliehen unmöglich machen. Wir kamen aber schließlich glücklich heraus, genossen manchen prachtvollen Blick über die Bai und die See, und überschritten dann die zweite Parallelkette der Hügel. Auf jener Seite kamen wir in das schöne parkartige Hügelland mit seinen schönen grünen Matten und Abhängen und schönen schattigen Laubholzgruppen und den lieblich murmelnden Bächen und Flüßchen; und nachdem wir etwas kreuz und quer geritten waren und manchen Dorn in Hände und Zeug bekommen hatten, erreichten wir etwa ½ 2 Uhr Wartburg, und ich mit Prozesky ½ 5 Uhr Christianenburg nach einem mühevollen Ritt von circa 8 deutschen Meilen. Hier in Christianenburg hatte ich denn nun fast noch zwei Stunden lang Zeit, meine Hausbesuche fortzusetzen, die mir wiederum manchen erfreulichen

[illegible]

[illegible] Am 21. Dezember, [illegible] Sonntag, [illegible] Durban. [illegible] Um 9 Uhr [illegible] Um 11 Uhr [illegible] Um 12 Uhr [illegible] Um 1 Uhr [illegible] Um 2 Uhr [illegible] Um 3 Uhr [illegible] Um 4 Uhr [illegible] Um 5 Uhr [illegible] Um 6 Uhr [illegible] Um 7 Uhr [illegible] Um 8 Uhr [illegible] Um 9 Uhr [illegible] Um 10

sondern erbaten und erhielten vom ersten Steuermann ein Boot, welches uns über die Bai nach dem Bluff ruderte. Hier bestiegen wir den Leuchtthurm, der eine prachtvolle Aussicht auf Meer und Land, auf Hafen, Stadt und Bai gewährt, stiegen dann auf der anderen Seite hinab an das über Steinriffe brandende Meer, wo ich leider vergeblich nach Algen suchte. Auch Muscheln waren nicht viel zu finden. Dann stiegen wir zurück auf den Bluff, und ich hatte kaum eine kleine Skizze vollendet, als auch schon unten das Boot der Umgeni anlandete, auf welchem diesmal Capitän Stewart, ein sehr liebenswürdiger Mann, mitgekommen war. Er ließ uns auf unsere Bitte sofort übersetzen und wir erreichten den Bahnzug gerade, als er eben zur Abfahrt sich in Bewegung gesetzt hatte. Er hielt freundlichst stille und nahm uns noch mit, so daß ich, nachdem wir uns in d'Urban ein wenig restaurirt hatten, noch Zeit genug gewann, von der Barea aus eine zweite Skizze vom Hafen und der Stadt zu nehmen. Mit einbrechender Dunkelheit erreichten wir Wartburg.

Sonntag, den 22. September, hatte ich zum ersten Mal in Afrika das Gefühl, nun einmal auch einen Tag ruhen zu können. Ich erging mich in den Frühstunden auf den Hügeln um Wartburg, den schönen Blick auf Berg, Meer, Busch und Thal genießend. Um 11 Uhr hatte Bruder Döhne einige Kaffern der Nachbarschaft um sich zu einem Kaffer-Gottesdienst versammelt; um 12 Uhr hielt ich den Brüdern auf ihre Bitte eine deutsche Predigt. Nachmittags ging es dann nach der Bai zu, mein letzter Ritt in Afrika. Wir langten (Prozesky war mein Begleiter) um 5 Uhr vor dem Hause des wesleyanischen Local Preacher, Kaufmann Coway an, bei welchem ich lieber als im Gasthofe die ungewisse Abfahrt des Dampfers abwarten wollte.

Derselbe hielt am Abend eine Predigt in einem entfernten Lokal der Stadt. Das ist so die Weise der Wesleyaner, außer ihrer Kirche noch Andachtsstätten an den äußersten Enden der Stadt zu errichten, und dort durch erweckte Laien, sogenannte local preachers, die Massen zu sammeln. Es wurden Abschnitte der heiligen Schrift gelesen, dann richtete Mr. Coway an einen der Anwesenden die Frage, ob er nicht lieber die Predigt übernehmen wolle, und gab, als dieser der Aufforderung nicht entsprach, selbst eine sehr schöne, ergreifende Darstellung von den Wirkungen des heiligen Geistes. Seine und des andern genannten Anwesenden Gebete wurden von den Anwesenden vielfach mit „Amen", „praise the Lord, glory to the Lord" und anderen Ausrufen, die mit leiser Stimme geschahen, begleitet. Nach der Predigt richtete der Herr Coway an die Versammelten die Anfrage, ob nun einer da wäre, der noch weiter auf die Sache eingehen wolle, oder das Bedürfniß fühlte, sich zu bekehren; er als Ge-

# Schlußwort!

Die Erndte iſt groß, der Arbeiter wenig und für die wenigen nur ſpärlich die Mittel zur Ausrüſtung. Wer von den Leſern hilft beten, daß wir durch die überall uns geöffneten Thüren eingehen können? Wer hilft bauen, daß wir die noch nöthigen Stationen eröffnen können? Der Herr bedarf deiner! Wer vernimmt das Wort?

schaftsmann liebte auch Früchte zu sehen von seiner Arbei
so möchte er hier auch gern eine Frucht sehen von der
es möchte also derjenige, der wünschte, auf dem Heilswege
geführt zu werden, oder daß man für ihn bitte, ihn unterw
die Hand aufheben. Als Niemand sich meldete, sprach
ernster, freundlicher Weise, daß er froh sein wolle, wenn n
die angebotene Hülfe mehr nöthig habe, aber daß er do
großem Ernst auch die Schläfer wachzurufen habe. Das
machte durchaus nicht den Eindruck von Gezwungenem,
hielt sich in den Schranken großen christlichen Ernstes. Na
Gottesdienst hatten wir in der Familie des Mr. Coway n
schönes Abendstündchen.

Montag, den 23. September. Ich ging früh
Strand, — kein Steamer zu sehen — langes Harren —
meine Kraft schien, nachdem ich mein Werk in Afrika vo
nun auch völlig hin zu sein; ich fiel fast zusammen, fieber

Dienstag, den 24. September. Ich vollend
große Skizzen von d'Urban, — war zu Mittag bei Mr
wood, unserem künftigen Agenten, — schleppte mich N
mühsam zurück zu meinen, mir immer lieber werdenden
leuten, wirklich kindlich fromme Leute; — Abends weak
meeting — ich ging hin, konnte aber nicht viel hören
Das Fieber will nicht schwächer werden.

Mittwoch, den 25. September. Lange, lan
kein Steamer; ich vollendete die beiden letzten groß
von Christianenburg; Nachmittags lag ich ausgestreckt
Posselt und Döhne leisteten mir treulich Gesellschaft.

Donnerstag, den 26. September. Ich
matt auf ging früh etwas in den nahen Wald.
Pfad führte mich auf den Gottesacker, das war so
schön. Dann vollendete ich die letzten vier kleinen S
der Malerei bin ich fertig für Afrika. — Zu Mitt
die Flagge aufgehißt. Steamer in Sicht. —
zur See! Möge die Erbarm

# ...en Bildern.

...adt. (Zu pag. 5.)

...stadt, der steile Felskegel der
...Bergriesen, die sich über die
...Rechten. Links neben dem
...Meer, ihre schwarzen Schwänze
...und Albatros fliegen um das
...seine europäischen Passagiere ab-
...sich weiter fährt. Fischerboote
...von den Kirchthürmen gehört der
...einer Säulenvorhalle erhebt, der
...weiße zu seiner Rechten der
...Parisius, die übrigen der refor-

...und (zu pag. 11)

...den Felsriffen umgebene Insel,
...stadt. Die Kirche in der Mitte
...bischöflische. Zur Rechten ist die
...noch weiter nach rechts die des
...ragt im Hintergrunde das Dach
...hervor. Ganz zur Rechten erhebt
...chtthurm nebst dem Häuschen des
...Kirche sind Häuser von Subaltern-
...Hintergrunde ist eine Kafferhütte, vor
...Kafferkriege gefangen genommene und
...auf fünfzehn Jahre zurückgehaltene
...Gruppe ist nach einer
...copirt und in dies Bild als Vorder-
...den vielen Häuptlingen sind zur Zeit
...Xoxo (unter den Stehenden der den
...nach rechts), Makomo und Seyolo. Jen-
...sich die drei Berge der Tafelbai; in der
...der Teufelsspitz und rechts der Löwen-
...letztgenannten zieht sich als ein hügel-
...noch über 1000 Fuß hoher) ...

# Zur Nachricht.

Wer von den Lesern dieses Tagebuches die weitere Entwickelung unseres Missionswerkes in Afrika, und insonderheit der in diesem Tagebuche beschriebenen Missionsstationen kennen zu lernen und mit seiner Fürbitte und Mitarbeit an diesem gesegneten Werke mitzuhelfen begehrt, der findet eingehende Spezialberichte, Correspondenzen und Tagebücher der Missionare und was sonst hiehergehört, in den von dem Verfasser dieses Tagebuches herausgegebenen „Berliner Missionsberichten", welche in jährlich 24 Bogen Text mit 12 Abbildungen von der „Expedition des Berliner Missionshauses in Berlin, Sebastianstraße 25" für jährlich 10 Sgr. bezogen werden können. Ebendaselbst wird das „Hosiannah", eine Missionsschrift für Kinder, in jährlich 12 Heftchen, für 6 Sgr., und der „Missionsfreund", ein Missionsblatt, welches Lieser in die Kenntniß des Missionswesens einzuführen bestimmt ist, jährlich für 10 Sgr. ausgegeben. Alle Bestellungen und Zusendungen, sowie alle Correspondenzen in Angelegenheiten der Berliner Missionsgesellschaft gehen portofrei unter dem Rubrum: „Angelegenheiten der Berliner Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden."

# Erläuterungen zu den Bildern.

1. Löwenkopf bei der Kapstadt. (Zu pag. 5.)

Die Stadt am Meer ist die Kapstadt, der steile Felskegel der „Löwenkopf", einer von den drei Bergriesen, die sich über die Kapstadt erheben und zwar ihr zur Rechten. Links neben dem Schiffe tauchen eben Delphine ins Meer, ihre schwarzen Schwänze hochhebend; Möven, Kaptauben und Albatros fliegen um das Dampfschiff, welches, nachdem es seine europäischen Passagiere abgesetzt hat, eben nach Port Elisabeth weiter fährt. Fischerboote ziehen aus auf den Fang. — Von den Kirchthürmen gehört der graue zur Linken, der sich über einer Säulenvorhalle erhebt, der englisch-bischöflichen, der freundliche weiße zu seiner Rechten der deutsch-lutherischen Kirche unseres Parisius, die übrigen der reformirten Kirche an.

2. Robben-Island (zu pag. 11)

ist eine kleine flache, von brandenden Felsriffen umgebene Insel, etwa 1½ Meilen von der Kapstadt. Die Kirche in der Mitte des Bildes ist eine englisch-bischöfliche. Zur Rechten ist die Wohnung des Missionar Köster, noch weiter nach rechts die des Arzt-Gouverneurs; zwischen beiden ragt im Hintergrunde das Dach eines der großen Siechenhäuser hervor. Ganz zur Rechten erhebt sich auf einem Hügel der Leuchtthurm nebst dem Häuschen des Wächters. Links von der Kirche sind Häuser von Subalternbeamten. Ganz links im Vordergrunde ist eine Kafferhütte, vor welcher sich in dem letzten Kafferkriege gefangen genommene und auf Robben-Island zur Strafe auf fünfzehn Jahre zurückgehaltene Kafferhäuptlinge gruppirt haben. Diese Gruppe ist nach einer photographischen Aufnahme copirt und in dies Bild als Vordergrund eingezeichnet. Von den vielen Häuptlingen sind zur Zeit nur noch drei auf der Insel: Xoxo (unter den Stehenden der den Arm einstämmende dritte nach rechts), Makomo und Seyolo. Jenseits des Meeres erheben sich die drei Berge der Tafelbai; in der Mitte der Tafelberg, links der Teufelsspitz und rechts der Löwenkopf. Die Abdachung des letztgenannten zieht sich als ein hügelartiger (obgleich immerhin noch über 1000 Fuß hoher) Berg

rechts nach links hin. Auf der Spitze dieses Vorberges erhebt sich ein Häuschen mit einer Signalstange, welche den Bewohnern der Kapstadt Nachricht giebt über die einlaufenden Schiffe. Dieser Berg ist schön grün bewachsen und führt den Namen green point (Grüne Spitze). An seinem Fuße sind zahlreiche Landhäuser, der Sommeraufenthalt für die wohlhabenden Bewohner der Kapstadt. Doch gehören nur einzelne der am Fuße des green point auf unserem Bilde gezeichneten Häuser dem green point an; der größere Theil derselben sind die äußersten Häuser der Kapstadt selbst, welche hinter dem green point am Fuße des Tafelberges sich amphitheatralisch erhebt. Hinter dem green point also und zwischen ihm und dem Tafelberg ist eine große Bai, die Tafelbai, deren Ausgang nach dem Meere zu in der Mitte der auf dem Bilde zu sehenden Häusergruppe des green point sich aufthut, auf dem Bilde aber nicht erkennbar hervortritt. Die Kapstadt selbst ist durch die Höhe des green point bedeckt und darum nicht sichtbar.

### 3. Amalienstein. (Zu pag. 61.)

Die hell gehaltene hohe Gebirgskette im Hintergrunde sind die Zwarteberge (Schwarzberge), deren höchste Spitze der Zewenweekpoortsberg (auf der Mitte unseres Bildes), die Höhe von 7000 Fuß erreicht. Vor dieser Kette her zieht sich eine, bis zu 1500 Fuß aus der Ebene sich erhebende Vorgebirgskette, welche etwas zur Linken eine Oeffnung läßt, in welche auf dem Bilde eine hohe Gruppe von Bäumen hineinragt. Aus dieser Oeffnung fließt ein kleiner Bach, dessen Lauf folgend man quer durch das hohe Gebirge dringen kann in einer Steigung von ca. 2000 Fuß. Durch diese Kloof, welche die Zewenweekspoort heißt, ist eine Kunststraße gelegt, welche einen Weg aus der Capkolonie in den Oranjefreistaat bilden soll. Die Kette der Vorgebirge giebt auf ihren höchsten Gebirgslinien ungefähr die Grenzen unseres zu Amalienstein gehörenden Landes an. Diese Vorgebirge sind felsig, aber zumeist grün mit Futter bewachsen; wo kleine Bäche von ihr in die Ebene hinabfallen, ist der Fels nackt und kahl und bildet ungemein romantische Partien. Zum Beispiel gerade oberhalb der Kirche (im Bilde) ist eine durch schwarze Schatten angedeutete Kloof, durch welche ein schöner Wasserfall hinabbraust. Neben derselben sind einige Häuser, die ebenfalls den Namen Waterfall führen und eine Art Vorwerk bilden; dasselbe hat ein Farbiger, ein Glied der Gemeinde, gepachtet. Links von der Zewenweeks-poort zieht sich die Kette der Vorberge etwa eine Viertelstund-lang hin und wird vorn durch einen mit Buschwerk bestandenene kegelförmig spitzen Hügel begrenzt, an dessen linker Seite der Weg von Amalienstein nach Zoar hinüberführt. Die etwas dunk-

leren Bäume am Fuße des Bergkegels bezeichnen den Weg von Amalienstein nach Zoar, dessen ganze Länge etwas mehr als eine Viertelmeile beträgt.

Am Eingange der Zewenweekspoort, nicht weit von den Vorbergen, liegt unser Vorwerk Ylandfontein, woselbst Bruder Meyer wohnt. Zwischen dem Standpunkt des Zeichners und dem Fuße der Vorberge erstreckt sich eine große weite Ebene, wohl eine kleine halbe Meile breit. In dieser liegt im Mittelpunkt des Bildes unsere Station Amalienstein, zur Linken die von den Missionaren bewohnte Häusergruppe, zur Rechten die Kirche, von Bäumen umgeben. Rechts neben der Kirche liegen zerstreute Häuser der farbigen Stationsbewohner. Die Hauptmasse dieser Häuser aber ist durch die von den Stationsgebäuden bis zu der Kirche sich lang hinziehenden Baumgruppen bedeckt. Hinter dieser Baumgruppe sind mehrere Straßen von Hottentottenhäusern, die übrigens nicht aneinanderhängend gebaut sind, sondern ein jedes steht auf seinem kleinen Gartengrundstück.

Die höhere Baumgruppe vor der Zewenweekspoort liegt von dem Eingang der Poort und dem Vorwerk Ylandfontein, welches durch die Baumgruppe bedeckt ist, etwa eine kleine halbe Stunde entfernt. Von den Stationsgebäuden ist dasjenige, welches am meisten nach vorn hervortritt, das Stall- und Hintergebäude von Bruder August Schmidt. Ueber das Dach desselben und etwas rechts an dem rechten Giebel desselben ragt das Wohngebäude des Bruder Schmidt hervor, und über dieses wieder die Dachfirst des von Bruder Elfert bewohnten Kaufmannshauses. Vor den Hofgebäuden Schmidt's und von da aus nach links bis zum Ende des Bildes erstrecken sich die durch ein kleines, von der Zewenweekspoort her durch die sogenannte Vlee hinfließendes Bächlein, die „Amalia", begränzten Gärten der Brüder, in denen sie in guten Jahren reichlich Gemüse und Obst erndten. Die Mauern, die das Schmidt'sche Grundstück umsäumen, begrenzen die Gärten desselben und rechts den Hof. Das Ende dieser Hofmauern führt auf den rechten Giebel eines aus den Bäumen hervorragenden Hauses hin. Dies Haus ist das Erziehungs-Institut, in welchem früher die Söhne der Missionare erzogen wurden. In demselben wohnt Bruder Heese, der Schullehrer. Rechts davon, außerhalb der Bäume, steht die Schule, und noch mehr rechts davon das Haus des früheren Hülfslehrers Kallenberg, welches jetzt von dem Missionshandwerker Briest bewohnt wird.

Das ist der Mittelgrund.

Im Vordergrunde stehen eine Anzahl Häuser, wie sie die Hottentotten sich zu bauen pflegen. Sie sind alle nach der Natur gezeichnet, aber der Häuserreihe entnommen, die hinter der Kirche sich hinzieht. Hierher sind sie nur darum gestellt auf die

damit man sich doch eine Vorstellung davon machen könne, wie die Farbigen wohnen. Solch Häuschen hat zumeist außer der Thür nur ein Fenster, dazu einen Schornstein, der nach innen der von dem Wohnzimmer durch eine Lehmwand geschiedenen Küche dient. Vorn sind zwei Hottentotten, die soeben auf die Arbeit ausgehen.

Von der großen Fläche des zu Amalienstein gehörenden Feldes ist übrigens nur ein kleiner Theil wirklich zum Landbau zu gebrauchen; so viel nämlich, als sich künstlich durch kleine Kanäle (Schloten genannt) bewässern läßt. Das Wasser für Amalienstein nun kommt zumeist alles aus der Zewenweekspoort heraus. Von da aus führen die künstlichen Wasserkanäle durch die ganze Ebene bis nach Amalienstein. Dort haben die Schwarzen für ihre Gärten kleine Nebenschloten gemacht, mittelst deren sie dieselben bewässern. So lange sie genug Wasser haben, wächst alles prächtig. Dann läuft die Wasserschlot von der Kirche nach der Schule und nach den Gärten der Missionare zu, die das Wasser also zuletzt bekommen, bis es in die „Amalia" abläuft.

Ist nun das Jahr sehr heiß und wird der Regen sparsam, dann wird der Wasserstrahl oft sehr dünn, und die heiße Sonne verzehrt ihn fast, ehe er noch das Dorf erreicht, — und namentlich die Missionare, bis zu deren Gärten er den längsten Weg zu machen hat, müssen dann Noth leiden. Denn in dem dürren Staube wächst nicht nur nichts, sondern mancher von den mit vieler Mühe gepflanzten und gezogenen Bäumen vertrocknet.

Und das übrige große Feld? Darauf wachsen kleine Sträucher und Kräuter, und zwischendurch prächtige Blumen. Aber auch nur, wenn es Regen genug giebt. Diese werden von dem Vieh abgeweidet. Denn das meiste Land ist Waideland.

## 4. Zoar. (Zu pag. 64.)

Das thurmartige Gebäude ist der etwas höher als die Kirche stehende Glockenstuhl, rechts von ihm die lang ausgestreckte Kirche, links von ihm die Schule. Unterhalb des Giebels der Kirche ist das Missionarshaus mit seiner Futterungsmauer, rechts davon die Hofgebäude des Missionars, noch weiter rechts das Haus mit dem steileren Giebel der alte Kaufladen, der den Einsturz droht. Die vielen Bäume vor Pfarrei und Schulhaus sind Pfirsichbäume, welche prächtige Früchte tragen und den Missionarsgarten nebst den Gärten der Hottentotten zu einer ergiebigen Einnahmsquelle machen. Vor diesem Gartencomplex zieht sich von rechts oben nach links unten ein weißer Streifen. Das ist der Kobusfluß, welcher die Grenze bildet zwischen der Zoarschen und der *Amaliensteiner* Feldmark. Das zur Rechten von dem Fluß

liegende Land gehört nach Amalienstein. Ein rundes Häuschen inmitten des Feldes zur Rechten ist ein Grenzzeichen; von da ab geht die Amaliensteiner Grenze direkt auf den Fluß hin. Die Berge im Hintergrunde sind Vorberge des zur Rechten sich anschließenden Zwarteberg-Gebirges. Von Zoar bis zu dieser im Hintergrunde sich hinziehenden Vorgebirgskette erstreckt sich ein fruchtbares, schönes Thal, in welchem mehrere Bauerhöfe liegen. Einige derselben sind durch Häuser angedeutet. Der Weg, der zur Linken den Berg hinansteigt, führt zum Gottesacker.

## 5. Ladysmith in der Cap-Colonie. (Zu pag. 73.)

Der an 6—7000 Fuß hohe Gebirgszug sind die Zwarteberge (Schwarzberge); der steile Felskegel zur Linken ist der toverkop (Zauberkopf), dessen höchster Gipfel durch eine an 300 Fuß tiefe senkrechte Kluft gespalten ist. Gerade unter derselben, an der äußersten Linken des Dorfes steht die holländisch-reformirte Kirche. Die pappelähnlichen hohen Bäume, welche die Häuser des Dorfes überragen, sind sechszig Fuß hohe Blaugummibäume (bluegum); rechts von dem aus dem Dorfe herausführenden Wege ist die reformirte Pfarrei, Wohnung des Predigers van Velden. In der Mitte des Dorfes, etwas zur Rechten, erhebt sich ein höheres, zweifenstriges Gebäude; das ist unsere Missionskirche. Die Häuser hart links von den hohen Gummibäumen sind vom Dorfe etwa 10 Minuten entfernt und gehören zu dem Bauerhofe des Herrn Klopper, der zu dem neu angelegten Dorfe den Grund und Boden, aber nicht genug Wasser hergegeben hat. Im Vordergrunde hütet ein junger Bassuto seine Schafe.

## 6. Zewenweekspoort (spr. Sewenweekspoort) bei Amalienstein. (Zu pag. 81.)

Dies ist der Durchbruch durch das Zwarteberg-Gebirge, durch ein rieselndes Bächlein bezeichnet, dessen Laufe folgend man eine Kunststraße mitten durch das Gebirge gelegt hat. Die Tigergruppe im Vordergrunde stellt Bauern der Nachbarschaft vor, die einen Tiger erlegt haben; sie ist nach einem photographischen Bilde eingetragen. Der Baum links aber neben der Gruppe ist der „Wageboom", unter welchem die Geburtstagsgesellschaft sich gelagert hatte (s. pag. 84), und von welchem der kleine Sauberzweig Schmidt herabstürzte. Die palmenartigen Bäume ganz im Vordergrunde rechts vom Bache sind die hochstämmige Aloe, von deren Saft die in unseren Apotheken vielfach gebrauchte Aloe ausgekocht wird.

eine gerade Linie bis in die Vlee hinab, und auf der anderen von der Mühle über die Schule hinaus gerade den Felsberg hinauf, so bezeichnet diese die Grenze unseres Grundstückes Anhalt-Schmidt. Diesseits dieser Linie in den Vordergrund hinein ist das Dorf Harlem mit seinen Erben, und jenseits unsere Station Anhalt Schmidt, deren vormaliches Landgebiet jedoch, wie bereits oben vermerkt, jenseits des Felsrückens in einem Seitenthal nach links hin gelegen ist, das den Namen die Kleine Longkloof führt. — Die hohen Berge im Hintergrund mögen bis zu 5000 Fuß hoch sein.

## 11. Stade's Revier. (Zu pag. 159.)

Ein stilles schattiges Ruheplätzchen für den müden Wanderer, wie es seines Gleichen in Afrika sehr wenige giebt. Die Berge sind mit dichtem Laubwald bestanden, welches durch Schlingpflanzen aller Art zu einem undurchdringlichen Dickicht geworden ist. Das Wasser von dem Stade's Revier ist klares reines Gebirgswasser. Die Euphorbien, deren man etliche über den Felsen zur Rechten emporragen sieht, sowie das von den Bäumen lang herabhangende Moos und Affentau und andere südländische Vegetation erinnern daran, daß man nicht, wie man sonst glauben möchte, in einem der kleinen lieblichen Gebirgsthäler Mitteldeutschlands, sondern in Afrika sich befindet. Der afrikanische Bauer rechts im Vordergrunde hat aber für all diese Schönheit jetzt kein Auge; sein Sinn ist allein darauf gerichtet, wie er den Jakal erlegen will, der indeß schon seinen Feind bemerkt hat und schnell sein Heil in der Flucht sucht.

## 12. Bethel. (Zu pag. 187.)

Der Gebirgszug im Hintergrunde ist das Amatole-Gebirge (Kilbergebirge), bis an die etwa 3—400 Fuß hohen Gipfel hin mit üppigem Gras und prachtvollen Laubwäldern bestanden. In dem letzteren ist das Unterholz nebst dem Dorn- und Strauch-Gestrüpp so üppig dicht, daß es fast unmöglich ist, dasselbe zu durchdringen, wo nicht ein Pfad zuvor künstlich zugerichtet ist. An den Bächlein, die reichlich diesen Bergen entspringen, ist eine wunderbar schöne Vegetation, besonders eine große Mannigfaltigkeit der schönsten Farnkräuter. Ab und zu durchbrechen steile Felswände die Waldgründer. Am Fuß des Gebirges, freilich von demselben noch geschieden durch ein auf dem Bilde nicht erkennbares breites Thal, in welchem die deutschen Ansiedler ihre Wohnungen erbaut haben, erstreckt sich eine Häuserreihe. Zur [illegible] gehört sie dem Dorfe Stutterheim an, zur Rechten der Station Bethel, deren neue Kirche aus den Bäumen sich [illegible] Neben der Kirche zur Rechten ist die kleine runde Hütte jetzt zur Schule dient, und daneben das [illegible]

des Schulmeisters, zur Linken der Kirche das kleine viereckige Haus hat einst Bunge angehört. Außerdem sieht man eine Anzahl zur Station gehörender runder Kafferhütten; die eigentlichen Stationsgebäude sieht man nicht, weil sie von den hohen Bäumen hinter der Kirche, (einer Allee von Trauerweiden) bedeckt sind. Gerade die Mitte des Bildes nimmt ein von einer hohen Baumgruppe überragtes jetzt zerfallenes Gasthaus ein. Nimmt man von da aus fast die halbe Entfernung bis zum Ende des Bildes, so trifft man auf einen kaum erkennbar hervortretenden Erd- und Schutthaufen, die Ueberreste des noch vor 6 Jahren so stolzen Schlosses Stutterheim. Im Thal fließt tief unten die Kumakale, ein Flüßchen, welches das Stationsland von Bethel in langer Krümmung umgrenzt.

## 13. Wartburg in Kafferland. (Zu pag. 199.)

Das Bild stellt die Lage unserer Station Wartburg in Britisch Kafferland dar. Das Stationsland ist zunächst eine ovale Halbinsel, welche von dem Flüßchen Qolonce umflossen ist; sie füllt den größeren Theil dieses Bildes aus, und erhebt sich auf ihrem höchsten Punkte etwa 100 Fuß über den Wasserspiegel. Das Bild ist von der Höhe eines diese Halbinsel an 300 Fuß hoch überragenden Felsens, also fast aus der Vogelperspektive genommen. Von diesem Felsen sind im Vordergrunde einige Theile gezeichnet. Die medicinische Aloe wächst dort reichlich; rechts ist eine spielende Affengruppe. Aus der Mitte der Halbinsel erhebt sich die Kirche von Wartburg, durch das Kreuz gekennzeichnet; links davon die Missionarsgebäude aus einer Gruppe von Gummibäumen hervorschauend. Noch weiter nach vorn und links hinter der Kirche steigen die Kafferkrale mit ihren Viehhürden hervor. Eine über die Mitte des Hügels sich hinziehende Reihe von Pfirsichbäumen schneidet die Saatländereien ab, die sich rechts bis zum Flüßchen hin erstrecken. Links zieht sich von der Kirche hinab der Garten der Missionare bis zum Flüßchen, bei dessen Ueberschreiten man zu einem reizenden Laubwäldchen gelangt. Ein zweites solches Laubwäldchen, und kleinere mit schroffen, 60 bis 80 Fuß hohen Felsabhängen durchbrochene Baumgruppen begrenzen mehr zur Rechten und im Mittelgrund den Lauf des Flusses.

Jenseits des Flusses erhebt sich zunächst eine Hügelreihe von etwa 3—400 Fuß Höhe. Sie ist mit üppigem Graswuchs bedeckt. Zwischen dieser vorderen und der den Horizont zeichnenden schön bewaldeten Bergreihe erstreckt sich das Thal, welches Eluxolweni von dem Director genannt worden ist, d. h. Friedensthal. In diesem haben sich eine Anzahl Fingu angesiedelt und bilden, um eine kleine selbsterbaute Capelle gesammelt, eine christliche Filialgemeinde [illegible]g, der auf der linken Seite des Bil[illegible]he führt, bringt, wo

eine gerade Linie bis in die Vlee hinab, und auf der anderen von der Mühle über die Schule hinaus gerade den Felsberg hinauf, so bezeichnet diese die Grenze unseres Grundstückes Anhalt-Schmidt. Diesseits dieser Linie in den Vordergrund hinein ist das Dorf Harlem mit seinen Erben, und jenseits unsere Station Anhalt Schmidt, deren vornämliches Landgebiet jedoch, wie bereits oben vermerkt, jenseits des Felsrückens in einem Seitenthal nach links hin gelegen ist, das den Namen die Kleine Longkloof führt. — Die hohen Berge im Hintergrund mögen bis zu 5000 Fuß hoch sein.

## 11. Stade's Revier. (Zu pag. 159.)

Ein stilles schattiges Ruheplätzchen für den müden Wanderer, wie es seines Gleichen in Afrika sehr wenige giebt. Die Berge sind mit dichtem Laubwald bestanden, welches durch Schlingpflanzen aller Art zu einem undurchdringlichen Dickicht geworden ist. Das Wasser von dem Stade's Revier ist klares reines Gebirgswasser. Die Euphorbien, deren man etliche über den Felsen zur Rechten emporragen sieht, sowie das von den Bäumen lang herabhangende Moos und Affentau und andere südländische Vegetation erinnern daran, daß man nicht, wie man sonst glauben möchte, in einem der kleinen lieblichen Gebirgsthäler Mitteldeutschlands, sondern in Afrika sich befindet. Der afrikanische Bauer rechts im Vordergrunde hat aber für all diese Schönheit jetzt kein Auge; sein Sinn ist allein darauf gerichtet, wie er den Jakal erlegen will, der indeß schon seinen Feind bemerkt hat und schnell sein Heil in der Flucht sucht.

## 12. Bethel. (Zu pag. 187.)

Der Gebirgszug im Hintergrunde ist das Amatole-Gebirge (Kälbergebirge), bis an die etwa 3—400 Fuß hohen Gipfel hin mit üppigem Gras und prachtvollen Laubwäldern bestanden. In dem letzteren ist das Unterholz nebst dem Dorn- und Strauch-Gestrüpp so üppig dicht, daß es fast unmöglich ist, dasselbe zu durchdringen, wo nicht ein Pfad zuvor künstlich zugerichtet ist. An den Bächlein, die reichlich diesen Bergen entspringen, ist eine wunderbar schöne Vegetation, besonders eine große Mannigfaltigkeit der schönsten Farnkräuter. Ab und zu durchbrechen steile Felswände die Waldränder. Am Fuß des Gebirges, freilich von demselben noch geschieden durch ein auf dem Bilde nicht erkennbares breites Thal, in welchem die deutschen Ansiedler ihre [illegible] nungen erbaut haben, erstreckt sich eine Häuserreihe. Zur gehört sie dem Dorfe Stutterheim an, zur Rechten der Mi station Bethel, deren neue Kirche aus den Bäumen sich Neben der Kirche zur Rechten ist die kleine runde Kaf jetzt zur Schule dient, und daneben das Haus des P

des Schulmeisters, zur Linken der Kirche das kleine viereckige Haus hat einst Bunge angehört. Außerdem sieht man eine Anzahl zur Station gehörender runder Kafferhütten; die eigentlichen Stationsgebäude sieht man nicht, weil sie von den hohen Bäumen hinter der Kirche, (einer Allee von Trauerweiden) bedeckt sind. Gerade die Mitte des Bildes nimmt ein von einer hohen Baumgruppe überragtes jetzt zerfallenes Gasthaus ein. Nimmt man von da aus fast die halbe Entfernung bis zum Ende des Bildes, so trifft man auf einen kaum erkennbar hervortretenden Erd- und Schutthaufen, die Ueberreste des noch vor 6 Jahren so stolzen Schlosses Stutterheim. Im Thal fließt tief unten die Kumakale, ein Flüßchen, welches das Stationsland von Bethel in langer Krümmung umgrenzt.

## 13. Wartburg in Kafferland. (Zu pag. 199.)

Das Bild stellt die Lage unserer Station Wartburg in Britisch Kafferland dar. Das Stationsland ist zunächst eine ovale Halbinsel, welche von dem Flüßchen Oolonce umflossen ist; sie füllt den größeren Theil dieses Bildes aus, und erhebt sich auf ihrem höchsten Punkte etwa 100 Fuß über den Wasserspiegel. Das Bild ist von der Höhe eines diese Halbinsel an 300 Fuß hoch überragenden Felsens, also fast aus der Vogelperspektive genommen. Von diesem Felsen sind im Vordergrunde einige Theile gezeichnet. Die medicinische Aloe wächst dort reichlich; rechts ist eine spielende Affengruppe. Aus der Mitte der Halbinsel erhebt sich die Kirche von Wartburg, durch das Kreuz gekennzeichnet; links davon die Missionarsgebäude aus einer Gruppe von Gummibäumen hervorschauend. Noch weiter nach vorn und links hinter der Kirche steigen die Kafferkrale mit ihren Viehhürden hervor. Eine über die Mitte des Hügels sich hinziehende Reihe von Pfirsichbäumen schneidet die Saatländereien ab, die sich rechts bis zum Flüßchen hin erstrecken. Links zieht sich von der Kirche hinab der Garten der Missionare bis zum Flüßchen, bei dessen Ueberschreiten man zu einem reizenden Laubwäldchen gelangt. Ein zweites solches Laubwäldchen, und kleinere mit schroffen, 60 bis 80 Fuß hohen Felsabhängen durchbrochene Baumgruppen begrenzen mehr zur Rechten und im Mittelgrund den Lauf des Flusses.

Jenseits des Flusses erhebt sich zunächst eine Hügelreihe von etwa 3—400 Fuß Höhe. Sie ist mit üppigem Graswuchs bedeckt. Zwischen dieser vorderen und der den Horizont zeichnenden schön bewaldeten Bergreihe erstreckt sich das Thal, welches Eluxolweni von dem Director genannt worden ist, d. h. Friedensthal. In diesem haben sich eine Anzahl Fingu angesiedelt und bilden, um eine kleine selbsterbaute Capelle gesammelt, eine christliche Filialgemeinde [illegible] g, der auf der linken Seite des Bil[illegible]he führt, bringt, nachdem er

eine gerade Linie bis in die Vlee hinab, und auf der anderen von der Mühle über die Schule hinaus gerade den Felsberg hinauf, so bezeichnet diese die Grenze unseres Grundstückes Anhalt-Schmidt. Diesseits dieser Linie in den Vordergrund hinein ist das Dorf Harlem mit seinen Erben, und jenseits unsere Station Anhalt Schmidt, deren vornämliches Landgebiet jedoch, wie bereits oben vermerkt, jenseits des Felsrückens in einem Seitenthal nach links hin gelegen ist, das den Namen die Kleine Longkloof führt. — Die hohen Berge im Hintergrund mögen bis zu 5000 Fuß hoch sein.

## 11. Stade's Revier. (Zu pag. 159.)

Ein stilles schattiges Ruheplätzchen für den müden Wanderer, wie es seines Gleichen in Afrika sehr wenige giebt. Die Berge sind mit dichtem Laubwald bestanden, welches durch Schlingpflanzen aller Art zu einem undurchdringlichen Dickicht geworden ist. Das Wasser von dem Stade's Revier ist klares reines Gebirgswasser. Die Euphorbien, deren man etliche über den Felsen zur Rechten emporragen sieht, sowie das von den Bäumen lang herabhangende Moos und Affentau und andere südländische Vegetation erinnern daran, daß man nicht, wie man sonst glauben möchte, in einem der kleinen lieblichen Gebirgsthäler Mitteldeutschlands, sondern in Afrika sich befindet. Der afrikanische Bauer rechts im Vordergrunde hat aber für all diese Schönheit jetzt kein Auge; sein Sinn ist allein darauf gerichtet, wie er den Jakal erlegen will, der indeß schon seinen Feind bemerkt hat und schnell sein Heil in der Flucht sucht.

## 12. Bethel. (Zu pag. 187.)

Der Gebirgszug im Hintergrunde ist das Amatole-Gebirge (Kälbergebirge), bis an die etwa 3—400 Fuß hohen Gipfel hin mit üppigem Gras und prachtvollen Laubwäldern bestanden. In dem letzteren ist das Unterholz nebst dem Dorn- und Strauch-Gestrüpp so üppig dicht, daß es fast unmöglich ist, dasselbe zu durchdringen, wo nicht ein Pfad zuvor künstlich zugerichtet ist. An den Bächlein, die reichlich diesen Bergen entspringen, ist eine wunderbar schöne Vegetation, besonders eine große Mannigfaltigkeit der schönsten Farnkräuter. Ab und zu durchbrechen steile Felswände die Waldränder. Am Fuß des Gebirges, freilich von demselben noch geschieden durch ein auf dem Bilde nicht erkennbares breites Thal, in welchem die deutschen Ansiedler ihre Wohnungen erbaut haben, erstreckt sich eine Häuserreihe. Zur Linken gehört sie dem Dorfe Stutterheim an, zur Rechten der Missionsstation Bethel, deren neue Kirche aus den Bäumen sich abhebt. Neben der Kirche zur Rechten ist die kleine runde Kafferkirche, die jetzt zur Schule dient, und daneben das Haus [illegible] us Mazik,

des Schulmeisters, zur Linken der Kirche das kleine viereckige Haus hat einst Bunge angehört. Außerdem sieht man eine Anzahl zur Station gehörender runder Kafferhütten; die eigentlichen Stationsgebäude sieht man nicht, weil sie von den hohen Bäumen hinter der Kirche, (einer Allee von Trauerweiden) bedeckt sind. Gerade die Mitte des Bildes nimmt ein von einer hohen Baumgruppe überragtes jetzt zerfallenes Gasthaus ein. Nimmt man von da aus fast die halbe Entfernung bis zum Ende des Bildes, so trifft man auf einen kaum erkennbar hervortretenden Erd- und Schutthaufen, die Ueberreste des noch vor 6 Jahren so stolzen Schlosses Stutterheim. Im Thal fließt tief unten die Kumakale, ein Flüßchen, welches das Stationsland von Bethel in langer Krümmung umgrenzt.

## 13. Wartburg in Kafferland. (Zu pag. 199.)

Das Bild stellt die Lage unserer Station Wartburg in Britisch Kafferland dar. Das Stationsland ist zunächst eine ovale Halbinsel, welche von dem Flüßchen Oolonce umflossen ist; sie füllt den größeren Theil dieses Bildes aus, und erhebt sich auf ihrem höchsten Punkte etwa 100 Fuß über den Wasserspiegel. Das Bild ist von der Höhe eines diese Halbinsel an 300 Fuß hoch überragenden Felsens, also fast aus der Vogelperspektive genommen. Von diesem Felsen sind im Vordergrunde einige Theile gezeichnet. Die medicinische Aloe wächst dort reichlich; rechts ist eine spielende Affengruppe. Aus der Mitte der Halbinsel erhebt sich die Kirche von Wartburg, durch das Kreuz gekennzeichnet; links davon die Missionarsgebäude aus einer Gruppe von Gummibäumen hervorschauend. Noch weiter nach vorn und links hinter der Kirche steigen die Kafferkrale mit ihren Viehhürden hervor. Eine über die Mitte des Hügels sich hinziehende Reihe von Pfirsichbäumen schneidet die Saatländereien ab, die sich rechts bis zum Flüßchen hin erstrecken. Links zieht sich von der Kirche hinab der Garten der Missionare bis zum Flüßchen, bei dessen Ueberschreiten man zu einem reizenden Laubwäldchen gelangt. Ein zweites solches Laubwäldchen, und kleinere mit schroffen, 60 bis 80 Fuß hohen Felsabhängen durchbrochene Baumgruppen begrenzen mehr zur Rechten und im Mittelgrund den Lauf des Flusses.

Jenseits des Flusses erhebt sich zunächst eine Hügelreihe von etwa 3—400 Fuß Höhe. Sie ist mit üppigem Graswuchs bedeckt. Zwischen dieser vorderen und der den Horizont zeichnenden schön bewaldeten Bergreihe erstreckt sich das Thal, welches Eluxolweni von dem Director genannt worden ist, d. h. Friedensthal. In diesem haben sich eine Anzahl Fingu angesiedelt und bilden, um eine kleine selbsterbaute Capelle gesammelt, eine christliche Filialgemeinde von Wartburg. Der Weg, der auf der linken Seite des Bildes über die andere Hügelreihe führt, bringt, nachdem er

eine gerade Linie bis in die Vlee hinab, und auf der anderen von der Mühle über die Schule hinaus gerade den Felsberg hinauf, so bezeichnet diese die Grenze unseres Grundstückes Anhalt-Schmidt. Diesseits dieser Linie in den Vordergrund hinein ist das Dorf Harlem mit seinen Erben, und jenseits unsere Station Anhalt Schmidt, deren vornämliches Landgebiet jedoch, wie bereits oben vermerkt, jenseits des Felsrückens in einem Seitenthal nach links hin gelegen ist, das den Namen die Kleine Longkloof führt. — Die hohen Berge im Hintergrund mögen bis zu 5000 Fuß hoch sein.

## 11. Stade's Revier. (Zu pag. 159.)

Ein stilles schattiges Ruheplätzchen für den müden Wanderer, wie es seines Gleichen in Afrika sehr wenige giebt. Die Berge sind mit dichtem Laubwald bestanden, welches durch Schlingpflanzen aller Art zu einem undurchdringlichen Dickicht geworden ist. Das Wasser von dem Stade's Revier ist klares reines Gebirgswasser. Die Euphorbien, deren man etliche über den Felsen zur Rechten emporragen sieht, sowie das von den Bäumen lang herabhangende Moos und Affentau und andere südländische Vegetation erinnern daran, daß man nicht, wie man sonst glauben möchte, in einem der kleinen lieblichen Gebirgsthäler Mitteldeutschlands, sondern in Afrika sich befindet. Der afrikanische Bauer rechts im Vordergrunde hat aber für all diese Schönheit jetzt kein Auge; sein Sinn ist allein darauf gerichtet, wie er den Jakal erlegen will, der indeß schon seinen Feind bemerkt hat und schnell sein Heil in der Flucht sucht.

## 12. Bethel. (Zu pag. 187.)

Der Gebirgszug im Hintergrunde ist das Amatole-Gebirge (Kälbergebirge), bis an die etwa 3—400 Fuß hohen Gipfel hin mit üppigem Gras und prachtvollen Laubwäldern bestanden. In dem letzteren ist das Unterholz nebst dem Dorn- und Strauch-Gestrüpp so üppig dicht, daß es fast unmöglich ist, dasselbe zu durchdringen, wo nicht ein Pfad zuvor künstlich zugerichtet ist. An den Bächlein, die reichlich diesen Bergen entspringen, ist eine wunderbar schöne Vegetation, besonders eine große Mannigfaltigkeit der schönsten Farnkräuter. Ab und zu durchbrechen steile Felswände die Waldränder. Am Fuß des Gebirges, freilich von demselben noch geschieden durch ein auf dem Bilde nicht erkennbares breites Thal, in welchem die deutschen Ansiedler ihre Wohnungen erbaut haben, erstreckt sich eine Häuserreihe. Zur Linken gehört sie dem Dorfe Stutterheim an, zur Rechten der Missionsstation Bethel, deren neue Kirche aus den Bäumen sich abhebt. Neben der Kirche zur Rechten ist die kleine runde Kafferkirche, die *jetzt zur* Schule dient, und daneben das Haus des Petrus Mazikо,

des Schulmeisters, zur Linken der Kirche das kleine viereckige Haus hat einst Bunge angehört. Außerdem sieht man eine Anzahl zur Station gehörender runder Kafferhütten; die eigentlichen Stationsgebäude sieht man nicht, weil sie von den hohen Bäumen hinter der Kirche, (einer Allee von Trauerweiden) bedeckt sind. Gerade die Mitte des Bildes nimmt ein von einer hohen Baumgruppe überragtes jetzt zerfallenes Gasthaus ein. Nimmt man von da aus fast die halbe Entfernung bis zum Ende des Bildes, so trifft man auf einen kaum erkennbar hervortretenden Erd- und Schutthaufen, die Ueberreste des noch vor 6 Jahren so stolzen Schlosses Stutterheim. Im Thal fließt tief unten die Kumakale, ein Flüßchen, welches das Stationsland von Bethel in langer Krümmung umgrenzt.

## 13. Wartburg in Kafferland. (Zu pag. 199.)

Das Bild stellt die Lage unserer Station Wartburg in Britisch Kafferland dar. Das Stationsland ist zunächst eine ovale Halbinsel, welche von dem Flüßchen Dolonce umflossen ist; sie füllt den größeren Theil dieses Bildes aus, und erhebt sich auf ihrem höchsten Punkte etwa 100 Fuß über den Wasserspiegel. Das Bild ist von der Höhe eines diese Halbinsel an 300 Fuß hoch überragenden Felsens, also fast aus der Vogelperspektive genommen. Von diesem Felsen sind im Vordergrunde einige Theile gezeichnet. Die medicinische Aloe wächst dort reichlich; rechts ist eine spielende Affengruppe. Aus der Mitte der Halbinsel erhebt sich die Kirche von Wartburg, durch das Kreuz gekennzeichnet; links davon die Missionarsgebäude aus einer Gruppe von Gummibäumen hervorschauend. Noch weiter nach vorn und links hinter der Kirche steigen die Kafferkrale mit ihren Viehhürden hervor. Eine über die Mitte des Hügels sich hinziehende Reihe von Pfirsichbäumen schneidet die Saatländereien ab, die sich rechts bis zum Flüßchen hin erstrecken. Links zieht sich von der Kirche hinab der Garten der Missionare bis zum Flüßchen, bei dessen Ueberschreiten man zu einem reizenden Laubwäldchen gelangt. Ein zweites solches Laubwäldchen, und kleinere mit schroffen, 60 bis 80 Fuß hohen Felsabhängen durchbrochene Baumgruppen begrenzen mehr zur Rechten und im Mittelgrund den Lauf des Flusses.

Jenseits des Flusses erhebt sich zunächst eine Hügelreihe von etwa 3—400 Fuß Höhe. Sie ist mit üppigem Graswuchs bedeckt. Zwischen dieser vorderen und der den Horizont zeichnenden schön bewaldeten Bergreihe erstreckt sich das Thal, welches Eluxolweni von dem Director genannt worden ist, d. h. Friedensthal. In diesem haben sich eine Anzahl Fingu angesiedelt und bilden, um eine kleine selbsterbaute Capelle gesammelt, eine christliche Filialgemeinde von Wartburg. Der Weg, der auf der linken Seite des Bildes über die andere Hügelreihe führt, bringt, nachdem er

sich oben eine Zeit lang auf der Höhe hinbewegt hat, in einer halben Stunde von Wartburg nach Elujolweni und seiner kleinen ykerike yoxolo d. h. „Friedenskirche".

14. Sandile. (Zu pag. 203.)

Nach einer Photographie in Holz geschnitten.

15. Petersberg. (Zu pag. 226.)

Das weite Hügelland, welches die Station umgiebt, war noch vor sechs Jahren vielfach mit Dornen bestanden. Diese sind aber seither bis auf wenige Ueberreste abgehauen, so daß jetzt nur noch die kahlen Berge übrig sind, auf deren Abhängen man hier und dort zerstreut Kafferkrale bemerkt. Das kleine Kirchlein der Station ist an dem Kreuz seines Giebels erkennbar. Zu seiner Rechten steht der das Dach der Kirche überragende Glockenstuhl, links das schöne große, geräumige Haus des Missionar ; links von diesem eins der beiden Hofgebäude der Station. Das zweite wird durch das Wohnhaus bedeckt. Um diese Stationsgebäude her sind einige wenige runde Kafferhütten, in denen die Stationsbewohner ihre Heimath haben. Die Baumreihe, die sich links von der Station thalabwärts zieht, ist eine Pfirsichallee im Garten des Missionars. Der Bergrücken ganz im Hintergrunde, etwas rechts von der Kirche, trägt auf seiner höchsten Spitze den etwa ¾ Meilen entfernten Kraal von Tois. Zwischen diesem und der Kirche auf halbem Wege im Thal wohnt Umdidschwa. Die Felder im Vordergrunde sind große Gärten, mit Mills und Kafferkorn bestanden. Der Weg, der von der Kirche nach rechts schräg abwärts geht, führt zu einem kleinen, mit Rohr umgrenzten Wassertümpel. Dieser, sowie ein zweiter ähnlicher zur Linken im Vordergrunde, sind die elenden Ueberreste eines nur nach schweren Regengüssen mit fließendem Wasser angefüllten Flüßchens, und dies ist, obschon es stehend und dadurch brack und faul ist, das einzige Wasser, auf welches die Stationsbewohner zum Kochen und Trinken angewiesen sind.

16. Emdizeni. (Zu pag. 241.)

Das Kirchlein der Station ist an dem Kreuz kenntlich. Es hat eine Thüre, aber kein Fenster. Das Licht fällt von oben durch den laternenartigen Ueberbau in das Innere. Links neben der Kirche steht ein etwas größeres Kafferhaus; es ist nicht ganz rund, ist auch durch eine Zwischenwand in zwei Abtheilungen getheilt, deren jede eine Thür und ein kleines Fenster hat. Das ist außer der kleinen Küche das erste Wohnhaus des Missionars gewesen, als die Station vor zwei Jahren eröffnet wurde. Jetzt wohnt er in dem viereckigen kleinen Häuschen weiterhin zur Linken, dessen Vorder-

front die Vignette auf pag. 238 giebt. Links von dem Hause steht die runde Küche, durch einen Gang mit dem Hause verbunden, und ganz zur Linken das runde Hühnerhaus. Rechts von der Kirche zieht sich das Kafferdorf hinab, welches erst seit Anlegung der Station entstanden ist und in welchem der größte Theil der Getauften wohnt. Im Vordergrunde steht unmittelbar vor der Kirche der obere Theil eines Wagens, mit dem Gerippe eines Wagentents, über welches die Leinewand des Tents gezogen wird. Links davon noch weiter nach vorn sind zwei Wasserfässer auf einer Schleufe; vor derselben eine eiserne Kette mit drei Jochhölzern, in deren jedes zwei Ochsen also eingespannt werden, daß ihnen die beiden durchgestoßenen Hölzer über den Nacken gesteckt, und durch einen unter dem Hals des Ochsen hingezogenen Riemen miteinander verbunden werden. Sechs Ochsen bringen in diesen Fässern das zum Haushalt nöthige Wasser eine Entfernung von einer halben Stunde heran. Der neue Zaun links neben diesen Fässern ist eine Vorrichtung zum Ausdreschen des Getraides. Dieses wird nämlich auf den Boden der umzäunten Dreschtenne ausgebreitet, und dann eine Menge Ochsen oder Pferde in schnellem Laufe stundenlang drüber hingejagt, die das Korn mit den Hufen ausdreschen. Das Gebirge im Hintergrnnd ist das grüne Amatole-Gebirge, der Felskopf zur Linken über dem Wohnhause ist der Gaikakopf, die fernen Höhenzüge rechts von der Kirche sind der Gebirgsstock des 7000 Fuß hohen großen Winterberges. Am Fuß des von der Vorhügelkette durch ein auf dem Bilde nicht sichtbares Thal geschiedenen bewaldeten Höhenzuges rechts von dem Winterberge liegen die schottischen Stationen Burnshill (links, etwa gerade in der Mitte des Bildes) und Pirie (mehr rechts unterhalb der fast senkrecht abfallenden steilen Felswand). Der Weg von Pirie nach Keiskammahoek führt über diese Höhen gerade unterhalb dieser steilen Felswände hindurch. Auf jener Seite des Gebirges liegt unten im Thal Keiskammahoek und die anglikanische Station St. Mathews. Dieser Theil des Gebirges ist von sehr hoher Naturschönheit. Bewaldete Schluchten wechseln mit schroffen Felswänden, und frische Bächlein bespülen fruchtbare Ufer, an denen Kaffern in einer Höhe von 50—100 Fuß oberhalb des Wassers ihre Gärten angelegt haben.

### 17. Betschuanenhütte. (Zu pag. 258.)

Links ist ein Motschuan beschäftigt, auf die einfachste Weise Feuer anzuzünden. Er hat ein weiches Stück Holz auf den Boden gelegt, in welches er zuvor einen Kerb geschnitten hatte. In diesen Kerb setzt er die Spitze eines Stabes von härterem Holz, und quirlt diesen, nach unten drückend, so lange, bis die Spitze unten zuerst raucht, und dann die von ihr aus dem unteren

Stück Holz abgeriebenen Späne in Gluth versetzt. Diese glimmenden Späne schüttet er dann in ganz feines Heu und bläst aus demselben Feuer an. Rechts ist ein Mädchen beschäftigt, Musik zu machen. Ihr Instrument ist ein Bogen, an welchem ein hohler Kürbiß als Resonanzboden befestigt ist, und dessen Saite aus Därmen gedreht ist. Gegen diese schlägt sie mit einem starken Strohhalm und summt eine einfache Melodie dazu. Wer das Instrument etwas vervollkommnen will, zieht mit einer anderen Darmsaite die zwischen den Enden des Bogens aufgespannte gegen den Bogen zu straff an, und gewinnt auf diese Weise drei verschiedene Töne, die beiden Enden der Hauptsaite und die kurze Saite, die von dieser aus nach dem Holz des Bogens führt.

Vor dem Weibe sind allerlei Geräthschaften aufgestellt; die zur Rechten: ein großer Topf, eine Schüssel und eine Schöpfkelle, alles aus Holz geschnitzt. Links davon sind fünf Geräthschaften aus Flaschenkürbiß, drei kleinere, theils buntbemalte, theils mit Perlen überzogene Schnupftabackscalabassen, und eine größere Kürbißflasche, an welche sich links ein aus Holz geschnitzter Löffel und eine hölzerne Fleischschüssel lehnt. An dem Ständer in der Mitte, der das Dach der Hütte trägt, hängt das Pulverhorn; unten ist eine aus Holz geschnitzte Fleischschüssel angelehnt. Links davon ist eine Gruppe von allerlei Waffen, Assagaien (Spießen), einem aus Ochsenhaut geschnittenen Schilde, über welches hin ein Kirri (Knopfkeule) und ein Beil, und ein Kriegshorn von Pallafalla hängt. Im Hintergrunde steht ein ungeheurer aus Stroh geflochtener Getraidekorb.

18. Kaffern- und Betschuanengeräthschaften. (Zu pag. 281.)

Das thierähnliche Geräth links unten ist eine Schnupftabacksdose, aus Fell künstlich bereitet. In der Mitte unten liegt ein langer Spazierstock, den ein getaufter Kaffer in Peelton geschnitzt, und den der Missionar Birt dem Herausgeber verehrt hat. Quer über ihn hin liegt ein Tanzstock mit drei Knöpfen, die mit schwarzen und weißen Perlen künstlich garnirt ist. Derselbe stammt von einem Fingu aus Keiskammahoek und wurde dem Herausgeber in Petersberg geschenkt. Die Fingu bedienen sich solches Stockes zu ihren Nationaltänzen, bei welchen sie diesen Stock in allerlei Körperstellungen schwingen. Der Bogen mit einer Saite, welcher über beide Stäbe hin gelegt ist, ist ein musikalisches Instrument. Man faßt den stärkeren Theil des Bogens in die Hand und schlägt mit einem Stäbchen gegen die Saite. Rechts ist ein Kranz von Zauberknöchelchen, der zu Zauberkünsten gedient hat. In der Mitte ist ein Betschuanenweib damit beschäftigt, mittelst eines Steins auf einem andern glatten Stein *Korn zu zermahlen*, während der Mann mittelst zweier Blasebälge

das Feuer in Gluth bringt, in welchem er Eisen zum Schmieden glühend machen will. Die Blasebälge sind große Lederschläuche. Zur Linken des Weibes sind einige Kalabassen, d. h. Nutzkürbisse von ungeheurem Umfange, wie man sie bisweilen in Afrika findet; unterhalb derselben geflochtene Kornkörbe; und die kleine Fußbank daneben ist das Kopfkissen eines Kaffern, auf welchen er schlafend den Hals stützt. Oberhalb der Kalabassen ist ein künstlich aus Holz geschnitzter Löffel, an dessen Stiel eine Giraffe angebracht ist. Das dreizackige Instrument oberhalb der Feuereisse ist eine Gabel, die man zum Ordnen des Haares gebraucht. Darunter Gefäße aus Holz geschnitzt, eine kleine birnenförmige Kalabasse, und darunter zwei durch einen Faden verbundene buntbemalte Büchschen aus starkem Rohr, welche als Schnupftabacksdosen dienen. Die Waffengruppe oben auf dem Bilde enthält zunächst zwei Köcher in der Mitte, dann eine Assagai, d. h. eine lange spitzige Lanze, die beiden großen Kugelstöcke sind Kirri's (Knopf-Kirri's), eine furchtbare Waffe, mittelst deren die Leute einander die Schädel zerbrechen. Der lange schön gewunden geschnitzte Knopfstab ist ebenfalls von dem oben erwähnten getauften Kaffer in Peelton geschnitzt und dem Herausgeber als Probe von kafferischer Kunst geschenkt worden. Nach unten zu ragt auf der rechten Seite ein Beil, auf der linken eine Picke, wie sie zum Bearbeiten des Landes benutzt wird, hervor. —

## 19. Bethanien. (Zu pag. 297.)

Die Ansicht ist vom Wolvekop aus genommen. Die Häuser der Station zerfallen in zwei Gruppen, rechts ist die Kirche und die Schule. Die Schule ist dasjenige Gebäude, welches auf dem Bilde am meisten zur Rechten steht; sie hat ein flaches Dach; das schräge Dach über ihr gehört einem Hottentottenhause an, welches gerade dahinter steht; rechts neben der Schule, etwas mehr nach vorn hängt die Glocke zwischen zweien Holzständern. Das große Gebäude links von der Schule ist die Kirche; hinter und zwischen beiden sind einige Hottentottenhäuser. Zwischen Kirche und Schule und dem langgestreckten Häusercomplex zur Linken führt die große Landstraße hindurch. Von jener zweiten Häuserreihe ist das Gebäude, welches nur ein Fenster links neben der Hausthüre hat, das Haus des Bruder Wuras. Es hat eine große Tiefe und damit eine große Anzahl Zimmer. Ueber dasselbe hinweg ragt eine Felsgruppe, wie deren viele durch das ganze Bild zerstreut vorkommen, die der gesammten Landschaft ein wildes Gepräge geben. Der ganz schmale weiße Streifen rechts neben dieser gedachten Felsgruppe, der sich am Fuß einer zweiten dunkler gehaltenen hinzieht, ist der durch einen Damm aufgefangene Wasservorrath, welcher die hinter der Häuserreihe liegenden mit hohen

Bäumen besonderen Mannigfaltigkeiten bewirken. Links vom Hause des Bruder Barnes zieht sich ein hohes langes Gebäude hin, mit drei Hausthüren, das Dach zum Theil mit Bäumen bedeckt, während andere Bäume, wie dem Garten des Bruder Megnath angehören, ihre Wipfel über das Dach hinaus erheben. Dies große Haus wurde ursprünglich zu dem Zweck erbaut, daß es eine Erziehungsanstalt für die Kinder der Missionare sei; deshalb hat es große hohe Zimmer. Als dies Projekt der Erziehungsanstalt wegen Mangel an Kindern, und wegen der Entfernung der übrigen Missionsstationen aufgegeben werden mußte, wurde das Haus zu Missionarwohnungen eingerichtet. So wohnt denn zur Rechten Bruder Megnath, zur Linken Bruder Mönnig der Klempner, die mittlere Hausthür führt in ein Zimmer, welches als Postcomptoir vermiethet ist. Das hohe Haus links von dem Institut ist Werkstätte und Verkaufsladen des Bruder Mönnig. Die dann nach links folgenden Häuser gehören zu dem Kaufgeschäft des Herrn Kaufmann Fichard, der diese Gebäude zum Theil selbst im Interesse seiner Handlung erbaut hat. Er hat das Kaufmannsgeschäft von uns für 60 Pfd. Sterl. gepachtet. Das Haus mit schrägem Dach, welches vor den übrigen auf dieser Seite der Straße erbaut ist, war früher Rathhaus und Gefängniß. Links von den Häusern zieht sich ein großes von einer Mauer umschlossenes viereckiges Stück Land hin. Dies liegt ebenfalls unterhalb des oben bezeichneten Wasservorraths, von welchem es bewässert werden kann; es ist in Parzellen eingetheilt, welche an einzelne getaufte Farbige ausgegeben werden, damit sie sich dort anbauen können. Einzelne Häuschen sind darauf bereits erbaut. Vor der Häuserreihe zieht sich, durch helle Abhänge erkenntlich, ein Wasserlauf hinaus bis an den Rietfluß. Dieser Wasserlauf ist gewöhnlich trocken, wird aber nach starkem Gewitterregen in dem Maße angefüllt, daß dadurch die Stationsgebäude der Ueberschwemmung ausgesetzt sind. Zum Schutz hiergegen hat man etwas höher hinauf eine Mauer zu ziehen begonnen, vom Glockenstuhl ab nach links. Weiter nach vorn haben sich die Betschuanen und Koranna unter dem Schutze von Felshügeln ihre Hütten erbaut. Noch weiter im Vordergrunde bezeichnen die im Viereck zusammenlaufenden mangelhaften Steinmauern einen alten Viehkral. Ganz, im Vordergrunde sind spielende Betschuanenkinder.

## 20. Portjesdamm. (Zu pag. 330.)

Die beiden Tafelberge, die der Landschaft das charakteristische Gepräge geben, mögen an 5—600 Fuß hoch sein. Am Fuße des links gelegenen ist das mit zwei Thüren und drei Fenstern *versehene* Wohnhaus von Adam Oppermann, links davon die *Viehkrale*, d. h. viereckige Plätze, mit Steinmauern eingefaßt, in

welchen das Vieh nach seinen verschiedenen Gattungen, Schafe, Ziegen, Pferde, Kühe, Kälber seinen Nachtschutz unter freiem Himmel findet. Der Hügel rechts von Oppermanns Wohnhaus mag 100 Fuß hoch sein. Von ihm aus zieht sich nach vorn zu ein etwa 750 Schritt langer Damm, welcher zu seiner Rechten einen seeartigen Teich abdammt, dessen Wasser durch Schloten auf das unterhalb gelegene Land abgeleitet werden kann. Unterhalb der linken Spitze der Oppermann'schen Viehkraale zieht sich am Fuße des linken Tafelberges eine dunkeler gehaltene Hügelreihe hin. Aus dieser ist die pag. 332 als Vignette abgedruckte Felsenquelle ausgesprengt, deren Wasser nach dem links vom Tafelberg in der Ferne erkennbaren Hause hinläuft und auch dort zu einem Teich aufgefangen wird. Oberhalb dieses Hauses erhebt sich am fernen Horizont ein pyramidaler Spitzkopf nebst zwei Tafelbergen zu seiner Rechten und zu seiner Linken, dergleichen man in Afrika viele findet. Das Haus mit dem flachen Dache im Vordergrunde zur Linken ist die von Adam Oppermann erbaute Kirche, die gegenwärtig unser Eigenthum geworden ist. Zur Rechten im Vordergrunde das Haus, vor dem die Karre steht, wird von Philipp Lämmetje, einem Verwandten Adam's bewohnt. Der thurmartige Anbau an seinem linken Giebel ist der Schornstein, der schräge Abfall des Giebels ein Strebepfeiler zur Unterstützung von Giebel und Schornstein. Rechts von diesem Hause stehen die Umfassungsmauern eines neuen Hauses, welches Philipp Lämmetje für seinen alten Oheim Arndt soeben erbaut. Links vom Hause sind zwei Ochsenwagen; der eine wird eben ausgespannt; die vorderen Ochsen sind bereits frei vom Joch, und sehen sich um, wohin sie gehen sollen, die Achterochsen werden so eben vom Joch befreit; die übrigen sechs oder acht Ochsen haben bereits einen Futterplatz gefunden, der sie dem Auge des Beschauers verbirgt. Zwischen beiden Ochsenwagen erhebt sich mehr im Vordergrunde ein Pfahl, von dem ein altes eisernes Wagenband herabhängt. Dies dient einstweilen als Glocke. Wenn Philipp mit einem Hammer dagegen schlägt, sammeln sich die Leute zum Gottesdienst. Ganz im Vordergrunde ist eine Anzahl Viehkraale, kleinere für die Lämmer und Kälber, größere für die Schafe und Rinder, rechts davon die Hundehütte.

21. Adam Oppermann. (Zu pag. 336.)

Nach einer Photographie in Holz geschnitten.

22. Pniel. (Zu pag. 344.)

Das große Gebäude zur Rechten ist die Kirche; sie ist mit einem Zaune von Strauchwerk umgeben. Hinter derselben steht, hier nicht erkennbar der massiv aus Steinen erbaute Glockenstuhl. Links sind die beiden Wohnhäuser des Missionar Zerwick; der

rechte Giebel des rechts gelegenen Hauses ist die Wohnung des unverheiratheten Bruder Kallenberg. Der weiße Streifen hinter den Stationshäusern ist der mit hohen Bäumen eingesäumte breite Vaalfluß, etwa so breit, wie die Elbe bei Dresden, mit eben so gelbem Wasser, was ihm wohl den Namen gegeben hat. Ueber die 40—50 Fuß hohen Gipfel der den Fluß besäumenden Bäume hinweg sieht man anderes Buschfeld. Dies ist gegenwärtig das Wohn- und Weidefeld derjenigen Koranna, die über den Fluß hinweggegangen sind, und von jenseits her Kirche und Schule besuchen. Die Hügelreihe rechts hinter der Kirche sammelt eine Fülle von Wasser, welches zur Zeit in ungeheuren Regenschloten abläuft, aber leicht durch einen Damm oberhalb großer Ackerflächen gesammelt werden könnte. Im Vordergrunde sind einige Betschuanenhütten, die fast wie Bienenkörbe aussehen. Es muß auch irgendwo in der Nähe ein Stück Vieh gefallen sein, denn von rechts her kommen drei Geier angeflogen, während ein vierter im Begriff ist, sich niederzulassen, und ein fünfter sich bereits niedergelassen hat.

### 23. Pretoria. (Zu pag. 381.)

Der mit dem Lattenzaun umgebene Platz im Vordergrunde sind die vier Erben, die wir als Stationseigenthum angekauft haben. Das Häuschen rechts im Vordergrunde ist das erste Wohnhaus des Bruder Knothe, dessen zwei Fenster und Hausthür nach der andern Seite hin gelegen sind. Links daneben das runde Kochhäuschen; dann die beiden Stationswagen des Bruder Knothe und des Bruder Sachse, und noch weiter links die ganz roh aus Baumstämmen aufgeführt mit Gras bedeckte Interimskirche, welche indeß seitdem bereits unbenutzbar geworden ist. Bruder Knothe hat inzwischen im rechten Winkel gegen das hier gezeichnete Häuschen ein größeres Haus sich erbaut, und das auf dem Bilde zu sehende zur Kirche eingerichtet, bis er sich eine neue größere Kirche erbaut haben wird. Jenseits unseres Stationszauns erstrecken sich einzelne Häuser des Dorfes Pretoria. Links von dem runden Kochhäuschen die beiden Giebel mit gezackten Rändern gehören der in Kreuzform gebauten reformirten Kirche an. Im Hintergrunde ziehen sich die beiden, ein breites Thal einschließenden etwa 1600 Fuß aus der Ebene sich erhebenden Reihen des Machalisberges entlang. Im Vordergrunde fünf Bauern, welche kriegsmäßig ausgerüstet so eben zum Kommando reiten.

### 24. Botschabelo (größeres Bild, zu pag. 385.)

]Vergl. das kleinere Bild Nr. 38 zu pag. 482.]

Die schwarzweiße Fahne flattert über dem Thurme der Schanze, *welche Merensky* mit seinen Bassuto zur Abwehr der feindlichen

Stämme auf einem Hügel oberhalb der Station erbaut und „Fort Wilhelm" nach unserm Könige genannt hat. Der Fuß dieser mit Schießscharten und einem Thurm versehenen Schanze ist umgeben von Dorngebüsch und Bassutokraalen, in welchen die „Schanzwache" liegt; 25 der besten Schützen unter der Anführung des Jacob Makuetle. Auf diesem Kraal wohnt auch Willem und Modikischeng. Das größere Gebäude unterhalb der spitzen Kafferhütten des Kraals, auf halber Höhe des Hügels ist die alte, massiv aus Feldsteinen erbaute, mit schwarzem Strohdach gedeckte Kirche, die gegenwärtig als Schule dient. An dem linken Gibel der Kirche zieht sich ein viereckiges Gebäude den Hügel hinab mit flachem Dach; dies ist das neue Wohnhaus des Missionars Merensky. Links dagegen steht unter Strohdach sein altes Häuschen, und links davon die Kafferhütten der Hoflage. Von Merensky's Hause aus zieht sich eine doppelte Steinmauer nach dem Vordergrunde, die in der Mitte sich zu einem Knick zusammenengt. Dieser Knick ist eine steinerne Brücke über ein Bächlein, welches von links nach rechts thalabwärts dem Mochlozifluſſe zufließt. Das Viereck vor Merensky's Hoflage, links von den beiden parallelen Steinmauern, ist Merensky's Garten; rechts von den beiden Mauern jenseits des Baches ist Merensky's Ackerfeld. Herwärts von dem Bache ist bis zur vorderen Steinmauer das Ackerfeld, und links von den Parallelmauern die Gärten der Brüder Lademann, Richter und Sachtleben. Jene Parallelmauern schließen einen Weg ein, welcher über das Bächlein hin zu der mehr im Vordergrund gelegenen Werkstätte Lademanns führt. In diesem viereckigen Gebäude mit flachem Dach gehört das eine Fenster der Stellmacherei, das andere Schmiede an; links an dasselbe schließt sich ein anderes Gebäude mit schrägem Dach, dessen beide Stuben, als das Bild gezeichnet wurde, die Wohnung von Lademann und Koboldt ausmachten. Weiter rechts unterhalb des Schanzenberges ist die ebenfalls mit flachem Dach versehene Tischlerei, vor derselben das von Sachtleben bewohnte kleine massive Steinhäuschen und eine runde Kafferhütte. Das kleine Häuschen rechts von der Tischlerei ist das erste Hartebeesthäuschen, in welchem Merensky bei seinem Anzuge Wohnung zu finden hoffte. Der große Baum im Vordergrunde, welcher die ganze Landschaft in zwei Theile theilt, ist eine Mimose, unserer Gleditschie ähnlich. Zwischen diesem Baum und dem Schanzberge zieht sich ein anderes kleines, von einem Bächlein durchrieseltes Thal hinab, in welchem vornehmlich die Ackerfelder der Bassuto liegen; in seinem oberen Theil ist ein anderer Bassutokraal sichtbar. Rechts von dem Baum sind zwei zackige Kreise am Bergabhang. Der zur Linken ist der Kraal der Bapedi unter Dinkoangan, der zur Rechten der Kraal der Bakopa unter

Ramopudu. Zur Rechten von diesem, etwas oberhalb, hat ein Schwarzer das erste viereckige Haus sich erbaut. Oberhalb beider Kraale, links von den drei Bäumen, ist ein von einer Mauer eingefaßtes Viereck der Gottesacker. Rechts im Thal fließt der Mochlotsifluß herab. Er kommt aus einem Felsenthal hervor, von welchem die Parthie über den Berg hinweg jenseits des Gottesackers als besonderes Bild zu pag. 394 beigelegt ist.

25. *Felsenkluft bei Botshabelo.* (Zu pag. 394.)

Der Mochlotsi-Fluß fließt zwischen Felsen auf Botshabelo zu, welches rechts über den hohen Berg hin gelegen ist, etwa eine halbe Meile weit entfernt von dem Ort, wo das Bild aufgenommen wurde. Links im Vordergrunde duckt sich so eben ein Tieger, um einen Trupp Paviane zu beschleichen. Diese sind indeß bereits seiner ansichtig geworden und rüsten sich zur Flucht. Sicherlich haben sie bereits in der nächsten Minute eine jener schroffen Felswände erklettert, auf welche der Tieger ihnen zu folgen außer Stande ist.

26. *Herlachshoop.* (Zu pag. 400.)

Das Hauptgebäude in der Mitte ist die alte, bereits zerfallende Kirche, deren hinterer Theil ein Anbau ist, in welchem Kupfernagel seine Wohnung aufgeschlagen hatte. Links von der Kirche stehen noch zwei Häuser, das eine mit Dach, das andere ohne Dach. Das mit Dach war die alte Küche, das ohne Dach das Wohnhaus von Merensky und Grützner. Die Bäume links vom Hause sind die Quitten- und Pfirsichbäume des früheren Missionarsgartens. Das Haus rechts von der Kirche war das erste Haus Merensky's, in welchem später Sachtleben wohnte. Um den Berg herum, dessen Abhang von der rechten Seite des Bildes nach Links zu abfällt, führte der Weg nach Maleo's Felsenkopf und Kraal. Im Vordergrunde ist hohes Gras, welches hier so hoch wird, daß es den Kopf des Reiters zu Pferde überragt; zwischen demselben einige verkrüppelte Dornbüsche. Zur Linken zwischen dem Grase weidende und ruhende Gazellen.

27. *Maleo's Felsenkopf.* (Zu pag. 402.)

Die drei hervorragenden schroffen Spitzberge bildeten Maleos festen Platz. Den mittleren höchsten (etwa 800 Fuß hohen) hatte er in seiner Felsspitze mit Schanzmauern, Hecken von Feigenkaktus fast unzugänglich gemacht. Dieser Kopf ist es, welcher noch heute angefüllt ist mit Hunderten von Gerippen. Die schwarzen Punkte, die in einiger Regelmäßigkeit die untere Hälfte des mittleren und den Fuß des linken Felskopfs bedecken, sind die Ueberreste der ausgebrannten Kraale. Einzelne Abtheilungen derselben

sind mit Hecken von Feigenkaktus umgeben. An dem mittleren Felskopf findet man unterhalb eines dunkel von links nach rechts sich aufwärts ziehenden Wäldchens hart oberhalb der übrigen Hütten einen Baum markirt. Dieser bezeichnet den Ort, wo Maleo's Hütte gestanden hat, wo die Brüder gepredigt haben, und wo späterhin Maleo's Leichnam gefunden worden ist. Im Vordergrunde sind Kahlkaffern mit den Bassuto's im Handgemenge. Eine Abtheilung derselben dringt von rechts in die unteren Hütten, von denen zwei bereits in Brand gesteckt sind.

## 28. Im Löwenfelde. (Zu pag. 418.)

Neben einer Mimosengruppe ist ausgespannt worden. An den Aesten der Bäume sind Stücke Fleisch von dem erlegten Kudu zum Trocknen aufgehängt; an den Stamm sind die Gewehre mit den Pulverhörnern, und die Assagaien angelehnt; auch eine Kalabasse (Kürbisflasche) hängt an einem Stamm. Unter den Mimosen ist der Kochplatz bereitet. Aaron kocht eben das Wasser zum Milisbrei, während Jacob Makuetle zwischen den Bäumen herantritt. Rechts von den Mimosen ist der mehr als mannshohe Dornenkraal, innerhalb dessen die Leute schlafen, um sich vor den Löwen zu sichern. Links von den Mimosen steht der Reisewagen des Directors, an das Trittbrett das Gewehr gelehnt. Auf dem Schilde vorn zur Linken am Wagen war den bestehenden Gesetzen gemäß, der Name des Eigenthümers verzeichnet. Im Vordergrunde erzählt Merensky einzelnen Schwarzen aus Gottes Wort. Der zur Rechten Sitzende ist Ntotoloane, der Gesandte Mampuru's, der zur Linken Stehende ist Sinyeku (Agabus), dessen Wunsch, daß sein Name übergeschrieben werden möchte, hiemit erfüllt sei.

## 29. Bei Papo. (Zu pag. 424.)

Die Gruppe hoher Bäume sind die heiligen Bäume, mit dem Papo zum Vorwande dienen mußten, um Bruder Knothe die Ansiedelung zu verbieten. Links, auf dem vorderen Hügel unterhalb des hohen Spitzkopfs ist einer von Papo's Kraalen, und der dunkle Fleck zwischen diesem und den heiligen Bäumen ist die Ruine von Knothe's angefangenem und unvollendet gebliebenen runden Häuschen. Links von jenem hohen Spitzkopf wird das hohe Felsgebirge durch eine fast bis auf die Thalsohle das Gebirge durchschneidende breite Kluft, die Streitpoort, durchbrochen. Im Vordergrunde steigen so eben zwei Nilpferde aus dem Strom empor, während auf der anderen Seite Reiger nach Schlangen suchen.

30. Matlale thabeng (Ga Matlale). (Zu pag. 434.)

Etwa in der Mitte des Bildes zwischen den beiden schönen Felsbergen steht die neuerbaute Kirche; hinten und neben ihr Kaffernkraale. Noch weiter zur Linken der kleinere Berg mit der Felskrone ist des Königs heiliger Dachsberg, welcher von Dachsen wimmelt, weil dieselben auf diesem Berge niemand schießen darf, als der König Mangoati allein. Der erste Baum rechts von diesem Dachsberg ist der große Morula-Baum, unter dessen Schatten Grützner zuerst gepredigt hatte. Links von diesem Baum ist ein anderer Kafferkraal am Fuß des Spitzkopfs. Zur Rechten im Bilde ist das Wohnhaus des Bruder Grützner nebst den zugehörenden runden Kafferhütten. Die besenartigen Bäume im Vordergrunde sind Euphorbien, deren Aeste fast die Gestalt von vierkantigem Kaktus haben, und die, wo man sie ritzt, einen weißen ätzenden Saft ausbluten. Bassutokinder spielen im Vordergrunde.

31. Makchabeng (Blauberg). (Zu pag. 439).

Von der Missionsstation Ga Matlale nach Norden öffnen sich die Felsberge, und gestatten einen Ausblick in eine weite Ebene. Die den fernen Horizont begrenzenden Berge sind die Blauberge, die äußerste Grenze, bis zu welcher bisher der Fuß unserer Missionare gedrungen ist, um eine Missionsunternehmung zu versuchen. Sie mögen von Ga Matlale noch 10 Meilen entfernt sein. Der näher liegende Höhenzug wird von Thibane's Leuten bewohnt. Im Vordergrunde wieder Euphorbien (s. sub 30); und da der Ochsenwagen so eben eine schwierige Passage zu bestehen hat, so ist der Director abgestiegen und schaut aus nach seinen etwas zurückgebliebenen Gefährten.

32. Tutloane. (Zu pag. 442.)

Das Viereck unterhalb des großen Baums in der Mitte ist das neugelegte Fundament zu Bruder Kühls Wohnhaus, an welches die Kirche angebaut werden sollte. Die ganze Gegend heißt Tutloane (Giraffe), von der Form des Hauptberges, der einige Aehnlichkeit mit einer liegenden Giraffe hat. Diesen Berg sieht man aber auf dem Bilde nicht. Im Vordergrunde ist ein Löwenpaar, welches auf den rechts unter einem Baum vorbeireitenden Bruder Prozesky ausschaut. Derselbe hat die Löwen sehr wohl gesehen, wie sie ihn; er hütet sich aber, schnell zu reiten, weil dies die Löwen zur Verfolgung reizen würde. So sehen sie sich beiderseitig an und scheiden im Frieden von einander. Eine Linie von der Löwin aus senkrecht bis zum Horizont gezogen, trifft *den*, eine kleine halbe Meile von dem Bauplatz entlegenen Felskopf *Mankopanes*. Da, wo Bruder Prozesky reitet, ist die Quelle,

aus welcher der ganze Kral Mankopane's sein Wasser schöpft. Die Berge rechts im Hintergrunde begrenzen die mit Dornen bedeckte Ebene des Nil, welche noch heute der Tummelplatz von Elephanten, Büffeln und Giraffen, und darum ein gesuchtes Jagdfeld ist. Das neue Stationsgebäude wird etwa 300 Fuß hoch über dieser Nilfläche zu liegen kommen, und seine Bewohner werden darum dem Fieber weniger ausgesetzt sein. Die Umgebung ist mit wilden Felsparthien, Steingeröll und Dornen besät; doch dem Hause zunächst ist eine gute Gelegenheit zur Anlegung eines Gartens geboten.

### 33. Mankopane's Kopf. (Zu pag. 445.)

Der hohe Felskopf, welcher zur Linken steil abfällt, ist der Sitz des Häuptlings Mankopane. Sein Abhang, sein Fuß und sein Rücken ist mit Hütten besät, zwischen welchen Euphorbien und andere Bäume und Felsklippen zerstreut sind. Das Viereck rechts oben ist die Kirche, welche dieser Häuptling zu bauen begonnen hatte. Hinter derselben, etwas zur Rechten, residirt er selbst. Weiter im Vordergrunde ist das Hartebeesthäuschen nebst Hoflage, in welchem zuerst Jesaias Seele, und später Bruder Kühl gewohnt hat. Ganz im Vordergrunde ist Lady, unser Stationspferd, welches von einem Löwen gepackt und am Hinterschenkel verwundet worden ist. Es hat sich losreißen und retten können, hat aber sein lahmes Bein behalten. Es war so zahm, daß es auf dem Hofe des Bruder Kühl, frei umherlaufend, den Kopf immer durch dessen Thür in die Hütte steckte, um Korn zu betteln.

### 34. Ga Nottuane. (Zu pag. 446.)

Etwa drei Meilen nordöstlich von Mankopane's Felskopf (s. sub Nr. 33) wohnt der Häuptling Nottuane. Rechts am Fuß des höchsten Felskopfs sieht man seine Hütten. Die prachtvollen Felsen begrenzen die Ebene des Nil, welcher hier ein aus den Bergschluchten hervorkommendes Nebenflüßchen aufnimmt. Da in diesen Bergen viele Bassuto wohnen, werden wir dort vielleicht später eine Station errichten. Dies ist von allen Punkten, die unsere Mission bisher ins Auge gefaßt hat, der nördlichste. Er liegt bereits einige Meilen in die südliche heiße Zone hinein. Im Vordergrunde ist ein Bauer so eben bemüht, einen Strauß zu erjagen, um ihn mit einem starken Knittel zu erlegen.

### 35. Malokung. (Zu pag. 451.)

Das einsame runde Häuschen ist das Rondabel von Bruder Endemann, hinter demselben der hohe Höhenzug, auf welchem Modipane mit seinem Volke wohnt; zwischen ihm und dem Häuschen eine weite Ebene mit fruchtbarem Boden, aber ohne

Wasserlauf. Im Vordergrunde schöpfen Weiber aus der Quelle, die von hier aus zu Bruder Endemanns Häuschen hinfließt. Links aus der Ebene erheben sich kaum bemerkbar zwei ganz niedrige Hügel. Diese sind für die Bewohner dieser Gegend ein heiliger Ort, weil zwischen ihnen die Begräbnißstätte alter Fürsten liegt. Etwas weiter nach links, als das Bild reicht, liegt der heilige Berg des Mangoati, in dessen Thälern Bruder Grützner wohnt.

### 36. Ga Lõso. (Zu pag. 452.)

Die Wohnplätze des Bassutohäuptlings Lõso liegen zwischen Malokung (Nr. 35) und Makapanspoort (Nr. 37), etwas näher an Malokung. In dem Felsberg-Complex, den Lõso, ein Unterhäuptling des Mankopane, eingenommen hat, sitzen noch drei andere Unterhäuptlinge, von denen der eine Makao heißt; sie haben miteinander an 6 — 8000 Menschen. Es ist also Arbeit genug. Der Baum zur Rechten wurde von dem Director als der Punkt bezeichnet, wo Bruder Beyer, der die Station von Lõso eröffnen sollte, zu bauen hätte. Links von dem in der Mitte hervorragenden Felsberge ist ein sonderbar gestalteter Berg, der in seiner Form einem regelmäßigen Bergcrystall gleicht; er mag zwischen 1000—2000 Fuß hoch aus der Ebene sich abheben. Ein zweiter ganz ähnlicher ist in der Nähe, und weiterhin der Hangklip, ein fast überhängender Felsenberg von etwa 7—8000 Fuß über der Meeresfläche, d. h. 2—3000 Fuß über der Ebene. — Im Vordergrunde ist ein Büffel auf der Flucht. Er war zu dem Wasser des kleinen Flüßchens gekommen, um seinen Durst zu löschen. Ein Löwe hatte daselbst im Schilf auf Beute gewartet, der Büffel aber ist desselben noch rechtzeitig gewahr geworden, so daß er für diesmal dem sich eben zum Sprunge niederduckenden Löwen wohl noch entgehen wird.

### 37. Makapanspoort (Ga Lekalekale). Zu pag. 460.

Das niedliche Haus ist die Kirche und die Wohnung des Bruder Moschütz. Die Thür zur Rechten führt in die Kirche, welche durch die drei Fenster Licht erhält. Die Thür zur Linken führt in die aus zwei kleinen, durch die beiden Giebelfenster erleuchteten Kämmerchen bestehende kleine Wohnung des Bruder Moschütz. Indeß sieht man links neben der Kirche bereits den Ziegelofen, dessen Steine Bruder Moschütz zur Erbauung eines größeren Wohnhauses verwenden will. Ist dies erst fertig, so kann die Kirche durch Hinwegnehmen der Zwischenwand nach Bedarf vergrößert werden. Links neben dem Ziegelofen steht das kleine mit Stroh gedeckte Häuschen, in welchem Bruder Beyer einstweilen gewohnt hat. Noch weiter nach links sind Rondabels, die

zu Kafferwohnungen und zu anderem Gelaß verwandt werden. Der hohe Berg zur Linken der Kirche, der mit Gebüsch und Felsblöcken besäet ist, dient dem Häuptling Lekalekale und seinem Volk zum Wohnsitz. Unterhalb des Spitzkopfes zur Rechten, noch etwas mehr nach rechts, liegt, etwa eine starke Meile von der Station entfernt das Dorf Makapanspoort, welches Bruder Beyer im Vordergrunde, auf Endemanns Schimmel reitend, dem einen Reitsambok von Elefantenhaut in der Hand haltenden Director zeigt. Links von diesem Spitzkopf führt der Weg zu den Bergen im Hintergrunde, in welchen die mit Menschengebeinen gefüllten Höhlen sind. Von der Kirche nach vorn hin ist Bruder Moschütz's neu angelegter Garten, in welchem die neugepflanzten Bananen schon recht hoch aufgeschossen sind.

38. **Botshabelo** (kleineres Bild, zu pag. 482).

[Vgl. das Bild Nr. 24 zu pag. 385.]

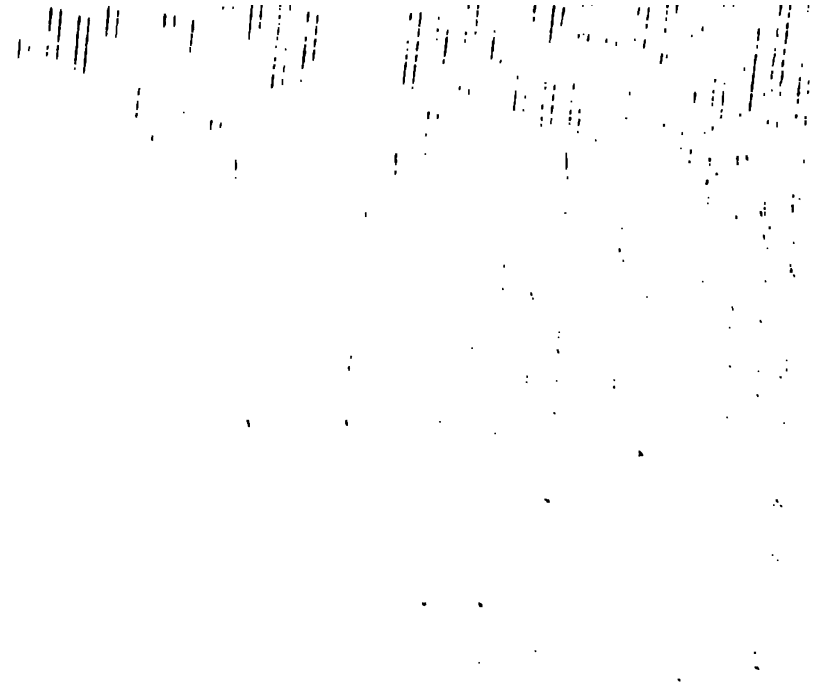
Dies Blatt stellt die Hoflage des Bruder Merensky dar, mit den beiden Kirchen, der neuen (zur Rechten), von welcher an dem Tage der Aufnahme allerdings erst die Grundmauern standen, und der im Winkel links dagegen stehenden alten, die jetzt Schulhaus geworden ist. Unterhalb des Giebels der neuen Kirche liegt das Wohnhaus von Bruder Merensky, dessen Vorderfront auf der Vignette pag. 387 zu sehen ist. Es hängt durch ein kleines Verandastübchen links mit dem im Winkel sich anschließenden alten Wohnhause zusammen, in welchem jetzt Küche, Speisekammer, und in dem kleinen einfenstrigen Anbau links das Fremdenstübchen ist, das in Afrika für jeden reisenden Weißen bereit gehalten werden muß. Das viereckige Häuschen nebenan ist die frühere Kirche; weiter links zwei Bassutohütten, von denen die etwas größere, krinolinenartig gestaltete in der ersten Zeit die Wohnung des Missionars gewesen war. Noch weiter links wieder ein Kafferhäuschen, und dann das große Thor zu dem Schuppen, unter dem der Stationswagen gegen Sonne und Regen geborgen wird; ganz links jenseits des Baumes das Backhäuschen. Auf dem Berge ist die Schanze „Fort Wilhelm" mit dem von Jacob Makuetle commandirten Schanzkral, unterhalb desselben in einer Baumgruppe hangend die vom Ruppiner Missionsvereine geschenkte große Glocke. Vor den Stationsgebäuden zieht sich eine Mauer hin, die Merensky's Garten umschließt. Die Lücke in derselben bezeichnet den Eingang. Im Vordergrunde ist wieder eine Mauer, die den Viehkral einschließt, in welchem der Bull (pag. 390) getödtet wurde. Zur Rechten im Bilde sieht man neben dem Baum die Hütten der Bapedi (vgl. das Bild Nr. 24).

## 42. Taba Mossägu. (Zu pag. 503.)

Der die Mitte des Bildes einnehmende dunklere Berg ist Sekukuni's Felskopf; seine Abhänge sind mit Hütten bedeckt, welche auch den ganzen Fuß des Berges wie ein Kranz umgeben. Vor diesem letzteren Hüttenkranz erstreckt sich eine Ebene, von welcher man einzelne Stücke durch die Baumwipfel hindurch sieht. Das Stück zur Linken ist der Ort, wo die Christengemeinde ihr blutiges Märtyrerthum erduldet hat. Im Hintergrunde ziehen sich die Höhen des Lolugebirges hin. Im Vordergrunde geht ein einsamer Elephant auf Nahrung aus. Rechts hängt an einem Baum, unter welchen hin der Fußpfad führt, eine Futterschwinge herab, welche Sekukuni mit Zaubermitteln bestrichen hatte, um die Ankunft des Direktors unschädlich zu machen. Der Ort auf Sekukunis Felsberge, wo etwa auf dem dritten Theil der Höhe die Hütten etwas enger an einander stehen, bezeichnet den Platz, wo Sekukuni wohnt, und zu welchem die Felstreppe der Märtyrer hinaufführt.

## 43. Khalatlolu. (Zu pag. 509.)

Das Haus zur Rechten, dessen Eingang auf zwei Baumstämme sich stützt, ist die alte Kirche, späterhin Arbeitshaus der Station, welche auch bei der Anwesenheit des Directors noch einmal als Kirche benutzt wurde. Links davon ein Wohnhaus von Kupfernagel; noch weiter links ein Haus, welches später als Kirche benutzt worden war, von dessen Dach aber die rechte Hälfte bereits eingestürzt ist, dann kommt das Haus des Bruders Nachtigal, worin auch Knothe gewohnt hat, und weiterhin Merensky's erstes Wohnhaus. Etwas tiefer und entfernter liegt die neue Kirche, deren Dachstuhl aber noch nicht aufgerichtet war, als die Verfolgung hereinbrach und die Station zerstört wurde. Auf dem Berge oberhalb dieser Kirche sind die Steinklippen markirt, hinter welchen Tlakale mit ihren Begleiterinnen auf der Flucht sich verbarg. Die Steinmauern vor der Häuserreihe schließen die großen Stationsgüter ein, in welchen links die Bananen noch wachsen, und in welchen die Milisstauden standen, die den flüchtigen Weibern das Asyl darboten, von welchem aus sie sich dann in den darüber liegenden, durch ein Thal geschiedenen Berg retteten. Links von den Bananen im Garten ist der große wilde Feigenbaum, unter welchem in den ersten Anfängen der Gottesdienst gehalten worden ist. Auf dem Berge, der oberhalb desselben bis an den Horizont reicht, wohnt Petrus. Im Vordergrunde sind Bassutokrieger, die nach den Flüchtigen suchen, und den Missionar (Knothe oder Nachtigal) so eben fragen, wo sie versteckt seien.



## 42. Taba Mossägu. (Zu pag. 503.)

Der die Mitte des Bildes einnehmende dunklere Berg ist Sekukuni's Felskopf; seine Abhänge sind mit Hütten bedeckt, welche auch den ganzen Fuß des Berges wie ein Kranz umgeben. Vor diesem letzteren Hüttenkranz erstreckt sich eine Ebene, von welcher man einzelne Stücke durch die Baumwipfel hindurch sieht. Das Stück zur Linken ist der Ort, wo die Christengemeinde ihr blutiges Märtyrerthum erduldet hat. Im Hintergrunde ziehen sich die Höhen des Lolugebirges hin. Im Vordergrunde geht ein einsamer Elephant auf Nahrung aus. Rechts hängt an einem Baum, unter welchen hin der Fußpfad führt, eine Futterschwinge herab, welche Sekukuni mit Zaubermitteln bestrichen hatte, um die Ankunft des Direktors unschädlich zu machen. Der Ort auf Sekukunis Felsberge, wo etwa auf dem dritten Theil der Höhe die Hütten etwas enger an einander stehen, bezeichnet den Platz, wo Sekukuni wohnt, und zu welchem die Felstreppe der Märtyrer hinaufführt.

## 43. Khalatlolu. (Zu pag. 509.)

Das Haus zur Rechten, dessen Eingang auf zwei Baumstämme sich stützt, ist die alte Kirche, späterhin Arbeitshaus der Station, welche auch bei der Anwesenheit des Directors noch einmal als Kirche benutzt wurde. Links davon ein Wohnhaus von Kupfernagel; noch weiter links ein Haus, welches später als Kirche benutzt worden war, von dessen Dach aber die rechte Hälfte bereits eingestürzt ist, dann kommt das Haus des Bruders Nachtigal, worin auch Knothe gewohnt hat, und weiterhin Merensky's erstes Wohnhaus. Etwas tiefer und entfernter liegt die neue Kirche, deren Dachstuhl aber noch nicht aufgerichtet war, als die Verfolgung hereinbrach und die Station zerstört wurde. Auf dem Berge oberhalb dieser Kirche sind die Steinklippen markirt, hinter welchen Tlakale mit ihren Begleiterinnen auf der Flucht sich verbarg. Die Steinmauern vor der Häuserreihe schließen die großen Stationsgüter ein, in welchen links die Bananen noch wachsen, und in welchen die Milisstauden standen, die den flüchtigen Weibern das Asyl darboten, von welchem aus sie sich dann in den darüber liegenden, durch ein Thal geschiedenen Berg retteten. Links von den Bananen im Garten ist der große wilde Feigenbaum, unter welchem in den ersten Anfängen der Gottesdienst gehalten worden ist. Auf dem Berge, der oberhalb desselben bis an den Horizont reicht, wohnt Petrus. Im Vordergrunde sind Bassutokrieger, die nach den Flüchtigen suchen, und den Missionar (Knothe oder Nachtigal) so eben fragen, wo sie versteckt seien.

39. Lydenburg (spr. Leidenburg). Zu pag. 491.

Dies Dorf, welches eine Zeit lang die Hauptstadt einer kleinen Republik gleiches Namens gewesen ist, liegt lieblich in einer Ebene, welche nach Osten von den Ausläufern des hier niedriger werdenden Drakengebirges begrenzt wird. Das hervorragende Haus in der Mitte des Bildes ist die Kirche, links daneben das Pfarrhaus, woselbst bei dem reformirten Prediger van Heiningen unsere Brüder manche gastliche Liebe erfahren haben. Das große Haus weiter zur Linken mit dem zweifenstrigen Giebel ist das Haus, in welchem Bruder Nachtigal 1866 zur Miethe gewohnt und unsere Station Leydenburg eröffnet hat. Davon weiter links ist das zu diesem Gehöft gehörende, jenseits der Straße gelegene Hofgebäude, in welchem interimistisch Kirche und Schule gehalten wurde. Noch weiter links sind die spitzen Hütten der Bassuto, die sich sofort um die beginnende Station her angebaut haben, um unter der Pflege des Worts sein zu können. Rechts von der Kirche im Hintergrunde ist das Gehöft, welches der Director bei seiner Anwesenheit für unsere Station angekauft hat, und woselbst zur Zeit Bruder Nachtigal wohnt.

40. Cha Ratau. (Zu pag. 499.)

In der Mitte ist die angefangene Kirche, umgeben von Bäumen. Links davon die Wohnung des Bruder Sachse und das Packgebäude, noch weiter links die Küche und ganz zur Linken das Wohnhaus des Bruders Merensky; vor beiden das große, aus Felsblöcken zusammengesetzte Fundament zu Merensky's beabsichtigtem neuen Wohnhause. Im Vordergrunde steht Bruder Grützner, welcher zum Besuch hinübergekommen, einigen Schwarzen das Wort Gottes verkündigt. Das Gebirge im Hintergrunde ist der Lolu, wohl 2000 Fuß aus der Ebene sich erhebend, an dessen Abhängen zur Rechten der Fußpfad sich hinzieht, der bei der Götzenkugel (Nr. 41) und Kabu's Kral vorbei nach Taba Mossägu (Nr. 42) führt. Die Senkung im Gebirge, oberhalb Bruder Sachse's Haus, ist der Ort, wo man über das Gebirge hin nach Khalatlolu gelangt, auf dem steilen Felspfade, den Merensky in der Schreckensnacht, und später Bruder Kobolt auf der Flucht zu passiren hatte.

41. Steingötze bei Cha Ratau. (Zu pag. 500.)

Eine Parthie des Lolugebirges, etwa eine halbe Meile von Cha Ratau, auf dem Wege nach Taba Mossegu. Die ungefähr fünf Fuß im Durchmesser haltende steinerne Kugel ist, wie die etwas entferntere kleinere, von der Natur ohne Menschenhände also gestaltet. Sie wird von den Bassuto göttlich verehrt durch Herumhinken und Anspeien. Aus dem im Vorgrunde rinnenden Bächlein löscht ein Nashorn (Rhinoceros) seinen Durst.

## 42. Taba Mossägu. (Zu pag. 503.)

Der die Mitte des Bildes einnehmende dunklere Berg ist Sekukuni's Felskopf; seine Abhänge sind mit Hütten bedeckt, welche auch den ganzen Fuß des Berges wie ein Kranz umgeben. Vor diesem letzteren Hüttenkranz erstreckt sich eine Ebene, von welcher man einzelne Stücke durch die Baumwipfel hindurch sieht. Das Stück zur Linken ist der Ort, wo die Christengemeinde ihr blutiges Märtyrerthum erduldet hat. Im Hintergrunde ziehen sich die Höhen des Lolugebirges hin. Im Vordergrunde geht ein einsamer Elephant auf Nahrung aus. Rechts hängt an einem Baum, unter welchen hin der Fußpfad führt, eine Futterschwinge herab, welche Sekukuni mit Zaubermitteln bestrichen hatte, um die Ankunft des Direktors unschädlich zu machen. Der Ort auf Sekukunis Felsberge, wo etwa auf dem dritten Theil der Höhe die Hütten etwas enger an einander stehen, bezeichnet den Platz, wo Sekukuni wohnt, und zu welchem die Felstreppe der Märtyrer hinaufführt.

## 43. Khalatlolu. (Zu pag. 509.)

Das Haus zur Rechten, dessen Eingang auf zwei Baumstämme sich stützt, ist die alte Kirche, späterhin Arbeitshaus der Station, welche auch bei der Anwesenheit des Directors noch einmal als Kirche benutzt wurde. Links davon ein Wohnhaus von Kupfernagel; noch weiter links ein Haus, welches später als Kirche benutzt worden war, von dessen Dach aber die rechte Hälfte bereits eingestürzt ist, dann kommt das Haus des Bruders Nachtigal, worin auch Knothe gewohnt hat, und weiterhin Merensky's erstes Wohnhaus. Etwas tiefer und entfernter liegt die neue Kirche, deren Dachstuhl aber noch nicht aufgerichtet war, als die Verfolgung hereinbrach und die Station zerstört wurde. Auf dem Berge oberhalb dieser Kirche sind die Steinklippen markirt, hinter welchen Tlakale mit ihren Begleiterinnen auf der Flucht sich verbarg. Die Steinmauern vor der Häuserreihe schließen die großen Stationsgüter ein, in welchen links die Bananen noch wachsen, und in welchen die Milisstauden standen, die den flüchtigen Weibern das Asyl darboten, von welchem aus sie sich dann in den darüber liegenden, durch ein Thal geschiedenen Berg retteten. Links von den Bananen im Garten ist der große wilde Feigenbaum, unter welchem in den ersten Anfängen der Gottesdienst gehalten worden ist. Auf dem Berge, der oberhalb desselben bis an den Horizont reicht, wohnt Petrus. Im Vordergrunde sind Bassutokrieger, die nach den Flüchtigen suchen, und den Missionar (Knothe oder Nachtigal) so eben fragen, wo sie versteckt seien.

## 44. Pata Metsane. (Zu pag. 519.)

Der große Felsenberg in der Mitte ist der Sitz des Häuptlings Masserumule, welcher zu Sekukuni in einem Unterthänigkeitsverhältniß steht, obschon er andererseits doch auch wieder seine Selbständigkeit wahrt. Der Berg ist bedeckt und sein Fuß umkränzt mit einer großen Menge Bassutokrale, in denen wohl 6—8000 Menschen wohnen mögen. Vor dem linken Abhange des Berges erhebt sich ein mit Buschwerk bewachsener Hügel, dessen Spitze den Ort angiebt, wo Masserumule wohnt; etwas weiter rechts in der Schlucht residirt sein Bruder Lechoelere. Die langen dunklen gewundenen Linien vor den Kralen sind Zäune von großen Feigenkaktusstauden, welche Gärten einfriedigen. Weiter nach vorn steht das einfenstrige Haus des Bruders Endemann, in welchem auch Kirche gehalten wurde. Rechts davon das alte Haus dieses Bruders, sowie die Wohnung und die neue Schmiede des Bruder Lademann. Von dem einen neuen Hause ragt das noch nicht gedeckte Dach mit seinem Sparrwerk in die Luft. Im Vordergrunde ist ein Rudel Kuduhirsche. Dies Thier ist gestaltet wie ein Hirsch, nur bedeutend größer; es trägt statt des Geweihes sehr schöne, leierförmig gewundene Hörner, welche von den Eingebornen so geschätzt werden, daß in Natal das Geweih wohl mit einem Pfund Sterling bezahlt wird. Das Kudu gehört zu dem in Afrika weitverzweigten Geschlecht der Antilopen.

## 45. Ladysmith in der Natal-Colonie. (Zu pag. 552.)

Im Hintergrunde ist das Gebirge der Tugela, und im Thal vor demselben das Dorf Ladysmith, aus schönen Baumgruppen hervorragend. Im Mittelgrunde ist das hohe Haus die Kirche des Bruder Illing, die Häuser ringsumher das native village, die Kaffer-Colonie, die dieser Bruder um sich zu einer christlichen Gemeinde gesammelt hat. Das flachere lange Haus links von der Kirche ist Illing's Wohnhaus; die etwas entfernter von der Kafferkirche nach rechts zu gelegene Kirche, deren Giebel mit dem Kreuze verziert ist, wird von Bruder Posselt bedient; ihr gehören eine Anzahl deutscher und eine Anzahl holländischer Mitglieder an. Der Fluß im Vordergrunde ist der Klip-revier, nach welchem auch der ganze Ort den Namen Klip-revier führt. Im Vordergrunde sitzen zwei Kopfring-Kaffern, die keineswegs, wie man etwa denken sollte, eine Kopfbedeckung tragen, sondern nur ihr Haar also nach aufwärts hin geordnet haben, daß die oberen Spitzen desselben in einen aus Harz, Pech ꝛc. bereiteten Ring zusammenlaufen. In diesen Ring hinein wird jedes einzelne Haar mittelst eines eisernen spitzen Stäbchens *forgsam* befestigt; um die Stirn tragen diese beiden, sowie das

neben ihnen stehende Mädchen ein Stirnband. Letzteres hat sich außerdem mit Arm- und Beinspangen, sowie mit einem Perlhalsband geschmückt. Der Schurz, mit dem es sich bedeckt, ist ihm nur vom Maler geliehen worden. Nach der Landestracht würde derselbe fehlen müssen, und anstatt desselben ein etwa zwei Finger breiter Franzenstreifen, von der Taille aus hinabgehend, nothdürftig das keusche Auge vor Beleidigung bewahren.

### 46. Emmaus. (Zu pag. 560.)

Das mit Stroh gedeckte große Haus im Vordergrunde links von dem großen Baume (eine Trauerweide) ist das Wohnhaus des Bruder Zunckel, der Vorbau die Küche, rechts von dem hohen Baume die Schule. Rings um Zunkels Haus her erstreckt sich ein schöner großer, mit vielen Bäumen bepflanzter Garten; die Baumreihe links vom Hause sind Lemonen (Apfelsinen). Auf dem Hügel links oberhalb des Hauses steht, ebenfalls von Bäumen umgeben, die Kirche. Ihr Hügel ist von Zunkels Wohnhaus durch ein Thal getrennt. Die übrigen Gebäude sind die Wohnungen der Stationskaffern. Oberhalb der Kirche thürmt sich Hügelreihe über Hügelreihe, zuletzt hohe Gebirge, alles dem Drakengebirge angehörend, welches hier seine höchsten Spitzen hat. Der kubische Felsklotz, welcher senkrecht über dem Wohnhause und der Trauerweide den Horizont berührt, heißt das giantscastle (Riesenburg); seine Höhe wird auf mehr als 10,000 Fuß angegeben.

### 47. Emangweni. (Zu pag. 563.)

Die Station, die unterhalb eines etwa 800 Fuß hohen, mit üppigem Grase bewachsenen Bergrückens gelegen ist, wird leicht an der europäischen Bauart der Häuser erkannt. Das Haus zur Rechten ist das Wohnhaus des Bruder Neizel, links daneben das Wagenschauer und der Pferdestall, noch weiter nach links das Häuschen, welches zur Kirche dienen sollte, aber einstweilen von den Brüdern Prozesky, Richter und Arroneet bewohnt gewesen ist, daneben die Küche und ein Hühnerstall, alles sehr in Miniaturverhältnissen. Rechts von der Station liegt in einer Entfernung von kaum fünf Minuten der Kraal des Häuptlings Umbalo, und oberhalb desselben auf dem Hügel ein zweiter, und tiefer in das Thal hinein am Hügelrand ein dritter Zulu-Kraal. Das breite, fruchtbare Thal, welches sich vor der Station ausbreitet, wird von der Kleinen Tugela durchströmt, welche aus dem im Hintergrunde mit seinen Gipfeln hineinblickenden Drakengebirge entspringt. Im Vordergrunde ist das Gehöft des vor wenigen Monaten getauften Stryt, der ein sogenannter orlamscher, d. h. schon civilisirter Kaffer ist. Die größere Steinmauer zur Rechten ist

### 39. Lydenburg (spr. Leidenburg). Zu pag. 491.

Dies Dorf, welches eine Zeit lang die Hauptstadt einer kleinen Republik gleiches Namens gewesen ist, liegt lieblich in einer Ebene, welche nach Osten von den Ausläufern des hier niedriger werdenden Drakengebirges begrenzt wird. Das hervorragende Haus in der Mitte des Bildes ist die Kirche, links daneben das Pfarrhaus, woselbst bei dem reformirten Prediger van Heiningen unsere Brüder manche gastliche Liebe erfahren haben. Das große Haus weiter zur Linken mit dem zweifenstrigen Giebel ist das Haus, in welchem Bruder Nachtigal 1866 zur Miethe gewohnt und unsere Station Leydenburg eröffnet hat. Davon weiter links ist das zu diesem Gehöft gehörende, jenseits der Straße gelegene Hofgebäude, in welchem interimistisch Kirche und Schule gehalten wurde. Noch weiter links sind die spitzen Hütten der Bassuto, die sich sofort um die beginnende Station her angebaut haben, um unter der Pflege des Worts sein zu können. Rechts von der Kirche im Hintergrunde ist das Gehöft, welches der Director bei seiner Anwesenheit für unsere Station angekauft hat, und woselbst zur Zeit Bruder Nachtigal wohnt.

### 40. Cha Ratau. (Zu pag. 499.)

In der Mitte ist die angefangene Kirche, umgeben von Bäumen. Links davon die Wohnung des Bruder Sachse und das Packgebäude, noch weiter links die Küche und ganz zur Linken das Wohnhaus des Bruders Merensky; vor beiden das große, aus Felsblöcken zusammengesetzte Fundament zu Merensky's beabsichtigtem neuen Wohnhause. Im Vordergrunde steht Bruder Grützner, welcher zum Besuch hinübergekommen, einigen Schwarzen das Wort Gottes verkündigt. Das Gebirge im Hintergrunde ist der Lolu, wohl 2000 Fuß aus der Ebene sich erhebend, an dessen Abhängen zur Rechten der Fußpfad sich hinzieht, der bei der Götzenkugel (Nr. 41) und Kabu's Kral vorbei nach Taba Mossägu (Nr. 42) führt. Die Senkung im Gebirge, oberhalb Bruder Sachse's Haus, ist der Ort, wo man über das Gebirge hin nach Khalatlolu gelangt, auf dem steilen Felspfade, den Merensky in der Schreckensnacht, und später Bruder Koboldt auf der Flucht zu passiren hatte.

### 41. Steingötze bei Cha Ratau. (Zu pag. 500.)

Eine Parthie des Lolugebirges, etwa eine halbe Meile von Cha Ratau, auf dem Wege nach Taba Mossegu. Die ungefähr fünf Fuß im Durchmesser haltende steinerne Kugel ist, wie die etwas entferntere kleinere, von der Natur ohne Menschenhände also gestaltet. Sie wird von den Bassuto göttlich verehrt durch Herumhinken und Anspeien. Aus dem im Vorgrunde rinnenden Bächlein löscht ein Nashorn (Rhinoceros) seinen Durst.

## 42. Taba Mossägu. (Zu pag. 503.)

Der die Mitte des Bildes einnehmende dunklere Berg ist Sekukuni's Felskopf; seine Abhänge sind mit Hütten bedeckt, welche auch den ganzen Fuß des Berges wie ein Kranz umgeben. Vor diesem letzteren Hüttenkranz erstreckt sich eine Ebene, von welcher man einzelne Stücke durch die Baumwipfel hindurch sieht. Das Stück zur Linken ist der Ort, wo die Christengemeinde ihr blutiges Märtyrerthum erduldet hat. Im Hintergrunde ziehen sich die Höhen des Lolugebirges hin. Im Vordergrunde geht ein einsamer Elephant auf Nahrung aus. Rechts hängt an einem Baum, unter welchen hin der Fußpfad führt, eine Futterschwinge herab, welche Sekukuni mit Zaubermitteln bestrichen hatte, um die Ankunft des Direktors unschädlich zu machen. Der Ort auf Sekukunis Felsberge, wo etwa auf dem dritten Theil der Höhe die Hütten etwas enger an einander stehen, bezeichnet den Platz, wo Sekukuni wohnt, und zu welchem die Felstreppe der Märtyrer hinaufführt.

## 43. Khalatlolu. (Zu pag. 509.)

Das Haus zur Rechten, dessen Eingang auf zwei Baumstämme sich stützt, ist die alte Kirche, späterhin Arbeitshaus der Station, welche auch bei der Anwesenheit des Directors noch einmal als Kirche benutzt wurde. Links davon ein Wohnhaus von Kupfernagel; noch weiter links ein Haus, welches später als Kirche benutzt worden war, von dessen Dach aber die rechte Hälfte bereits eingestürzt ist, dann kommt das Haus des Bruders Nachtigal, worin auch Knothe gewohnt hat, und weiterhin Merensky's erstes Wohnhaus. Etwas tiefer und entfernter liegt die neue Kirche, deren Dachstuhl aber noch nicht aufgerichtet war, als die Verfolgung hereinbrach und die Station zerstört wurde. Auf dem Berge oberhalb dieser Kirche sind die Steinklippen markirt, hinter welchen Tlakale mit ihren Begleiterinnen auf der Flucht sich verbarg. Die Steinmauern vor der Häuserreihe schließen die großen Stationsgüter ein, in welchen links die Bananen noch wachsen, und in welchen die Milisstauden standen, die den flüchtigen Weibern das Asyl darboten, von welchem aus sie sich dann in den darüber liegenden, durch ein Thal geschiedenen Berg retteten. Links von den Bananen im Garten ist der große wilde Feigenbaum, unter welchem in den ersten Anfängen der Gottesdienst gehalten worden ist. Auf dem Berge, der oberhalb desselben bis an den Horizont reicht, wohnt Petrus. Im Vordergrunde sind Bassutokrieger, die nach den Flüchtigen suchen, und den Missionar (Knothe oder Nachtigal) so eben fragen, wo sie versteckt seien.

## 44. Pata Metsane. (Zu pag. 519.)

Der große Felsenberg in der Mitte ist der Sitz des Häuptlings Masserumule, welcher zu Sekukuni in einem Unterthänigkeitsverhältniß steht, obschon er andererseits doch auch wieder seine Selbständigkeit wahrt. Der Berg ist bedeckt und sein Fuß umkränzt mit einer großen Menge Bassutokrale, in denen wohl 6—8000 Menschen wohnen mögen. Vor dem linken Abhange des Berges erhebt sich ein mit Buschwerk bewachsener Hügel, dessen Spitze den Ort angiebt, wo Masserumule wohnt; etwas weiter rechts in der Schlucht residirt sein Bruder Lechoelere. Die langen dunklen gewundenen Linien vor den Kralen sind Zäune von großen Feigenkaktusstauden, welche Gärten einfriedigen. Weiter nach vorn steht das einfenstrige Haus des Bruders Endemann, in welchem auch Kirche gehalten wurde. Rechts davon das alte Haus dieses Bruders, sowie die Wohnung und die neue Schmiede des Bruder Lademann. Von dem einen neuen Hause ragt das noch nicht gedeckte Dach mit seinem Sparrwerk in die Luft. Im Vordergrunde ist ein Rudel Kuduhirsche. Dies Thier ist gestaltet wie ein Hirsch, nur bedeutend größer; es trägt statt des Geweihes sehr schöne, leierförmig gewundene Hörner, welche von den Eingebornen so geschätzt werden, daß in Natal das Geweih wohl mit einem Pfund Sterling bezahlt wird. Das Kudu gehört zu dem in Afrika weitverzweigten Geschlecht der Antilopen.

## 45. Ladysmith in der Natal-Colonie. (Zu pag. 552.)

Im Hintergrunde ist das Gebirge der Tugela, und im Thal vor demselben das Dorf Ladysmith, aus schönen Baumgruppen hervorragend. Im Mittelgrunde ist das hohe Haus die Kirche des Bruder Illing, die Häuser ringsumher das native village, die Kaffer-Colonie, die dieser Bruder um sich zu einer christlichen Gemeinde gesammelt hat. Das flachere lange Haus links von der Kirche ist Illing's Wohnhaus; die etwas entferntere von der Kafferkirche nach rechts zu gelegene Kirche, deren Giebel mit dem Kreuze verziert ist, wird von Bruder Posselt bedient; ihr gehören eine Anzahl deutscher und eine Anzahl holländischer Mitglieder an. Der Fluß im Vordergrunde ist der Klip-revier, nach welchem auch der ganze Ort den Namen Klip-revier führt. Im Vordergrunde sitzen zwei Kopfring-Kaffern, die keineswegs, wie man etwa denken sollte, eine Kopfbedeckung tragen, sondern nur ihr Haar also nach aufwärts hin geordnet haben, daß die oberen Spitzen desselben in einen aus Harz, Pech ꝛc. bereiteten Ring zusammenlaufen. In diesen Ring hinein wird jedes einzelne Haar mittelst eines eisernen spitzen Stäbchens sorgsam befestigt; um die Stirn tragen diese beiden, sowie das

neben ihnen stehende Mädchen ein Stirnband. Letzteres hat sich außerdem mit Arm- und Beinspangen, sowie mit einem Perlhalsband geschmückt. Der Schurz, mit dem es sich bedeckt, ist ihm nur vom Maler geliehen worden. Nach der Landestracht würde derselbe fehlen müssen, und anstatt desselben ein etwa zwei Finger breiter Franzenstreifen, von der Taille aus hinabgehend, nothdürftig das keusche Auge vor Beleidigung bewahren.

### 46. Emmaus. (Zu pag. 560.)

Das mit Stroh gedeckte große Haus im Vordergrunde links von dem großen Baume (eine Trauerweide) ist das Wohnhaus des Bruder Zunckel, der Vorbau die Küche, rechts von dem hohen Baume die Schule. Rings um Zunkels Haus her erstreckt sich ein schöner großer, mit vielen Bäumen bepflanzter Garten; die Baumreihe links vom Hause sind Lemonen (Apfelsinen). Auf dem Hügel links oberhalb des Hauses steht, ebenfalls von Bäumen umgeben, die Kirche. Ihr Hügel ist von Zunkels Wohnhaus durch ein Thal getrennt. Die übrigen Gebäude sind die Wohnungen der Stationskaffern. Oberhalb der Kirche thürmt sich Hügelreihe über Hügelreihe, zuletzt hohe Gebirge, alles dem Drakengebirge angehörend, welches hier seine höchsten Spitzen hat. Der kubische Felsklotz, welcher senkrecht über dem Wohnhause und der Trauerweide den Horizont berührt, heißt das giantscastle (Riesenburg); seine Höhe wird auf mehr als 10,000 Fuß angegeben.

### 47. Emangweni. (Zu pag. 563.)

Die Station, die unterhalb eines etwa 800 Fuß hohen, mit üppigem Grase bewachsenen Bergrückens gelegen ist, wird leicht an der europäischen Bauart der Häuser erkannt. Das Haus zur Rechten ist das Wohnhaus des Bruder Neizel, links daneben das Wagenschauer und der Pferdestall, noch weiter nach links das Häuschen, welches zur Kirche dienen sollte, aber einstweilen von den Brüdern Prozesky, Richter und Arroneet bewohnt gewesen ist, daneben die Küche und ein Hühnerstall, alles sehr in Miniaturverhältnissen. Rechts von der Station liegt in einer Entfernung von kaum fünf Minuten der Kraal des Häuptlings Umbalo, und oberhalb desselben auf dem Hügel ein zweiter, und tiefer in das Thal hinein am Hügelrand ein dritter Zulu-Kraal. Das breite, fruchtbare Thal, welches sich vor der Station ausbreitet, wird von der Kleinen Tugela durchströmt, welche aus dem im Hintergrunde mit seinen Gipfeln hineinblickenden Drakengebirge entspringt. Im Vordergrunde ist das Gehöft des vor wenigen Monaten getauften Stryt, der ein sogenannter orlamscher, d. h. schon civilisirter Kaffer ist. Die größere Steinmauer zur Rechten ist

sein Viehkral, die kleinere zur Linken sein Lämmerkral, der Schuppen darin sein Wagenhaus. Ganz vorn sind tanzende Kaffern. Den Mädchen hat der Zeichner in Hoffnung künftiger civilisirterer Sitten Kleidungsstücke beigelegt, die sie zur Zeit noch nicht zu tragen pflegen. Sie singen, den Takt durch Stampfen mit dem einen Fuße und Zusammenklatschen der Hände angebend, eine eintönige Melodie, während die Jünglinge vor ihnen in allerlei wunderlichen Körperstellungen nach dem Takte sich bewegen; das ist ein Kaffertanz, jedenfalls harmloser und weniger verfänglich, als die bei uns üblichen Tänze.

### 48. Weenen, (zu pag. 571)

die Hauptstadt eines gleichnamigen Districts der Natal-Colonie, liegt in einer weiten, fruchtbaren, mit vielem Dorngestrüpp bewachsenen Ebene, anderthalb Meilen von unserer Station Stendal. Von ihr führt eine Straße gegen Norden nach Ladysmith. Auf derselben reitet der Missionsdirector seinen von Amalienstein hergebrachten „Lord", indem er erwägt, wie für die vielen Kaffern in und bei diesem Dorfe Missionshülfe geschafft werden könne, während hinter ihm die Brüder Merensky (auf dem braunen „Tois") und Prozesky (auf dem weißen „Lodwig" reitend) im eifrigen Gespräch über die bei Newcastle anzulegende Station begriffen sind.

### 49. Stendal. (Zu pag. 573.)

Das Haus mit der Thür und drei Fenstern ist ein altes Bauerhaus, welches mit dem gesammten Platz für die Mission angekauft ist und zur Zeit von Bruder Schumann bewohnt wird. Rechts davon ist ein Stallgebäude, und noch weiter nach rechts das Häuschen, in welchem Bruder Arroneet gewohnt hatte. Die Berge oberhalb desselben gehören nach rechts hin der Gesellschaft. Vor dem Platz dehnt sich eine Fläche aus, die mit einem Dornenwäldchen bestanden ist, wie denn überhaupt diese Gegend reich ist an Dornen.

### 50. Christianenburg. (Zu pag. 593.)

Das Haus auf dem Hügel ist das Wohnhaus des Missionar Posselt, der Vorbau die Küche mit dem Schornstein, rechts davon das zur Zeit zum Stall eingerichtete frühere Wohnhaus von Strobel und Sachtleben, und noch weiter rechts das früher von Schumann bewohnte Erziehungsinstitut, welches zur Zeit als Kirche und Schule dient. Rings um Posselts Wohnung ist ein ausgedehnter Garten, in welchem Bananen, Bambus und Kaffeebäumchen, so wie viele Ananas wachsen. Von dem Hügel dieses Hauses aus erstrecken sich, zum Thal abfallend verschiedene Hügel-

reihen, auf deren Rücken einzelne Gehöfte stehen. Letztere sind die Wohnungen der kafferschen Stationsbewohner. In den Thälern zwischen den Hügeln sind überall schöne Baumgruppen. Von dem Hügel jenseits Christianenburg, links von Posselts Wohnhause schaut die freundliche Kirche der deutschen Colonie Neudeutschlands hinüber. Die Baumgruppe zur Rechten enthält zum Theil sehr schöne Bäume. Die Häuser von Neudeutschland sind überall auf den Hügeln hinter der Kirche gelegen, aber auf diesem Bilde nicht zu sehen. Hinter Neudeutschland erhebt sich eine neue Hügelreihe, und hinter dieser eine dritte und das ganze Land steigt auf diese Weise nach dem Innern zu empor. Der Kaffer zur Rechten im Vordergrunde trägt ein Stirnband von Perlen und ein Halsband und Knieringe von Messingdraht. Der zur Linken trägt nicht etwa eine Kopfbedeckung, sondern sein eigenes Haar, welches wie ein Hut gestaltet, oben in einen Kopfring zusammenläuft.

## 51. Wartburg-Natal. (Zu pag. 601.)

Der Horizont des Bildes ist das Wasser des indischen Oceans, in welchen von links nach rechts hinein die Landzunge ragt, welche der Bluff (spr. blöff) genannt wird. Sie ist etwa 200 Fuß hoch und trägt auf ihrer vorderen Spitze einen eisernen Leuchtthurm von 90 Fuß Höhe. Unterhalb derselben sieht man die Häuser der durch eine Bucht von einer halben Stunde Breite, vom Bluff getrennten Stadt d'Urban. Die hintere Hügelreihe links von d'Urban, welche vom Meere überragt wird, heißt die Barea. Sie ist mit Landhäusern bedeckt, in welche die reichen Leute von d'Urban, nachdem sie ihre Arbeitsstunden von 9—5 Uhr in der Stadt zugebracht haben, sich zurückziehen, weil die Wohnungen auf diesem 3—400 Fuß hohen Hügel, die eine entzückende Aussicht auf die Stadt und das Meer darbieten, eben so gesund, als die auf Sand und Sumpfuntergrund erbauten Häuser der Stadt d'Urban ungesund sind. Die Barea ist zum großen Theil noch mit undurchdringlichem in tropischer Fülle wuchernden Urwald bestanden. Derselbe ist indeß nach der Landseite vielfach in großen Flecken ausgerodet und hat Kaffeeplantagen Platz gemacht. Wo diese Hügelreihe nach links ausläuft, ist der Ausfluß der Umgeni. Vor dieser entfernteren Hügelreihe zieht sich eine zweite etwas höhere parallel mit der Küste entlang; die dritte erhebt sich wieder höher; und so steigt das Land terrassenförmig auf nach dem Inneren zu. Den Mittelgrund der Landschaft nimmt das Wohnhaus des Missionar Döhne ein, welches ihm seine Verwandten erbaut haben. Folgt man der Hügellinie des Wohnhauses nach links abwärts, so stößt man auf eine Baumgruppe, welche eigentlich ein einziger aus der Wurzel in mehreren vielfach ineinander verschlungenen

Stämmen verwachsener Baum ist, der reichen Schatten gewährt. Diesen Baum zwischen dessen Stämmen eine schöne Bank angebracht ist, kennen eine große Anzahl unserer jungen Missionare sehr genau. Denn in Wartburg haben die jungvermählten Paare vor dem Traualtar gestanden. Charakteristisch in der Landschaft sind die vielen Bäume, die man gerade an dieser Natalküste theils als Gruppen, theils als Wäldchen und Wälder in großer Fülle findet, und die die ganze Landschaft in einen Park verwandeln.

52. Waldkluft bei Christianenburg. (Zu pag. 612.)

Natal zeichnet sich vor den übrigen Gegenden Africas durch seinen Reichthum an Wasser und Wald aus. Namentlich die tiefen Thäler, welche das Land auffallender Weise sofort von der Küste ab durchklüften, sind zum Theil mit den schönsten Wald- und Felsparthien geschmückt, während die Rücken der Hügel zumeist kahl sind. Auf diese Weise wird man bisweilen, meinend man durchreite ganz kahle Flächen, wirklich überrascht durch einen prächtigen Blick in eine zu den Füßen sich öffnende Thalschlucht. Eine solche stellt auch das vorliegende Bild dar. Der Wald links von dem Flüßchen, das in der Tiefe rieselt, gehört zu Christianenburg und ist Eigenthum der Missionsgesellschaft. Im Vordergrunde haben sich zwei mächtige Aasgeier auf ein gefallenes Stück Wild herabgelassen. Andere kommen aus der Nähe und Ferne heran.

53. d'Urban. (Zu pag. 614.)

Von der Barea aus (s. Erläuterung zu Nr. 49) überschaut man die Bai von Natal, welche unterhalb des Bluff, eines kleinen mit einem Leuchtthurm versehenen Vorgebirges (es ragt auf vorliegendem Blatte von links ab bis in die Mitte des Bildes) durch einen engen Ausfluß ihr Wasser von der Fluth empfängt und mit der Ebbe zurücksendet. Sie ist etwa eine deutsche Meile groß und mit kleinen Inseln angefüllt, die zur Zeit der Fluth theilweise unter Wasser gesetzt werden. Sie ist auf unserem Bilde zur Linken sichtbar. Die Schiffe am Ausfluß der Bai bezeichnen die Stelle des Hafens. Auf der die Bai von der linken Seite her begrenzenden Landzunge liegt die Stadt d'Urban, über sie hinaus der indische Ocean. Im Vordergrunde tragen drei Kafferweiber Mills in Körben auf dem Kopf.

# Erläuterungen

zu den

## in den Text eingedruckten kleinen Holzschnitten.

---

a. pag. 48. **Mitschels-Paß.**

Dieser Holzschnitt giebt nur eine ganz schwache Vorstellung von der großartigen Zeichnung der oft ganz senkrecht abfallenden, wild durcheinander geworfenen Felslinien, die der Xylograph durch seine mangelhafte Ausführung des gezeichneten Bildes fast durchweg verwischt hat.

b. pag. 62. **Kirche von Amalienstein.**

Die den Horizont begrenzenden Linien sind ein Theil der Zwartebergs-Kette.

c. pag. 84. **Ylandfontein.**

Die Häuser, die aus den Bäumen hervorschauen, sind das alte Bauergehöft Ylandfontein. Das Haus mit drei Fenstern und zwei Thüren Bruder Meyers Wohnhaus, von welchem im rechten Winkel mit etwas höherem Dach ein Anbau sich abzweigt, an demselben ein viereckiger Viehkraal; rechts Häuser von Schwarzen; das eine bewohnt der Diacon Daniel Lakay. Im Hintergrunde der Zewenweekportsberg, der höchste Punkt der Zwartebergen. Unter demselben der Eingang in die Zewenweekspoort, woselbst unsere neue Mühle erbaut wird.

d. pag. 119. **Vor Montague-Paß.**

Ein schöner, kühner Felskoloß von etwa 4000 Fuß Meereshöhe. Zu seiner Linken ist ein Joch, über welches der Weg führt, und zwar von rechts her der neue im Zickzack, von links her der alte, von dem man jetzt kaum begreift, wie ein Ochsenwagen diese Steilen hat überwinden können. Im Vordergrunde die kleine, leichte Karre, vor welcher, weil die Reise mehrere Tage dauerte, obschon niemand darauf saß, als Prietsch mit dem Director und dem Fuhrmann, ohne alles Gepäck, vier Pferde gelegt waren.

Weiterhin ein sogenannter Bock-Wagen, der ohne Wagentuch nach oben offen ist, aber über 6000 Pfund Ladung erträgt.

e. pag. 138. Zwischen Kuenkua und Avontuur.

Eins der wenigen, mit schönem Walde bestandenen Felsthäler der Kapcolonie. Das Holz ist Laubholz, so hoch wie etwa sechzig- bis achtzigjährige Buchen in Deutschland, Assagaiholz, Stinkholz, Gelbholz.

f. pag. 183. Petersberg.

Links das schöne, große Wohnhaus mit der Veranda, welches Missionar Liefeld für das vom englischen Gouverneur zur Errichtung der Station gezahlte Geld erbaut hat. Hinter demselben das alte Missionarshaus, solide von Feldsteinen erbaut, jetzt zum Stall eingerichtet; rechts daneben die ganz kleine niedrige, bereits baufällige Kirche, neben der der Glockenstuhl steht. Zwischen Kirche und Stall sind zwei hohe Baumpfähle mit einer Querstange aufgerichtet. An dieser werden die Lederriemen „gebreit", d. h. mürbe gemacht. Dies geschieht dadurch, daß man eine Anzahl solcher Riemen an der oberen Querstange befestigt, sie naß macht und mit Gewalt zusammendreht zu einem dicken Tau, dieses mit einem Gewicht beschwert und, nachdem dasselbe einige Tage daran gehangen hat, den Strick in seine einzelnen Riemen wieder auseinander dreht, dann die Riemen wieder befeuchtet, und obiges Verfahren so lange und so oft wiederholt, bis das Leder mürbe geworden ist. Im Vordergrunde zwei Kafferhütten; der Eingang ist etwa 2½ Fuß hoch.

g. pag. 185. Kirche von Emdizeni.

Dies Kirchlein ist wie eine große Kafferhütte erbaut, nur daß inwendig Sparrwerk und Gebälk angebracht ist, um dem Ganzen Festigkeit zu verleihen. Aus dem Dach ragt eine „Laterne" hervor, d. h. ein achteckiges Thürmchen, dessen Balken durch Fenster mit einander verbunden sind, welche das Licht von oben hereinfallen lassen in die Kirche. Rechts eine Kafferhütte, im Hintergrunde das Amatola-Gebirge.

h. pag. 195. Kirche von Bethel.

Diese Kirche, eine der schönsten unserer Missionsstationen, ist durch Superintendent Kropf und die Brüder Beste und Briest erbaut. Ihr Dach ist verzinntes Eisen, ihre innere Einrichtung sehr zierlich. Sie hat über 800 Pfd. Sterl. gekostet. Zu diesen hat die Missionsgesellschaft 100 Pfd. Sterl. beigesteuert; das übrige hat Superintendent Kropf durch Geldbeiträge und Dienste von Deutschen und Schwarzen, durch Collekten ꝛc. zusammengebracht.

Auch hat unser Superintendent, sowie unser Bruder Beste sich nicht gescheut, selbst die Maurerkelle in die Hand zu nehmen und im Schweiße des Angesichtes mitzuarbeiten. Auf diese Weise hat Bruder Kropf es erreicht, daß er von den ihm durch die Gesellschaft bewilligten 100 Pfd. Sterl. noch dreißig und einige Pfund zum Bau einer Schullehrerwohnung erübrigen konnte. Links von der Kirche folgt nächst dem runden Kafferhause ein viereckiges Haus mit zwei Hausthüren und vier Fenstern. Dies war früher Bunge's Haus, und wird gegenwärtig von seiner Mutter und seiner Schwester bewohnt. Rechts neben der Kirche sieht von jenseits der Straße das Haus hindurch, welches früher dem Bruder Briest gehörte, und zur Zeit von Beste bewohnt wird. Daran reiht sich der Glockenstuhl mit der einen Glocke. Ein eben solcher mit der zweiten Glocke steht auf der anderen Seite der Kirche. Neben dem Glockenstuhl folgt die große runde, mit einem Kreuz geschmückte alte Kirche, die gegenwärtig zum Schulehalten und zu den kleineren Wochengottesdiensten benutzt wird.

i. pag. 200. **Kirche in Wartburg.** (Kafferland).

Der Anbau zur Kirche ist nicht eine Apsis, sondern das geräumige, schöne Schullokal. Links davon schaut zwischen Gummibäumen hervor das Haus des Missionars Rein. In der Veranda, von welcher man einen Bogen auf dem Bilde sieht, hatte das Gespräch mit dem König Sandile (pag. 203) statt. Links von dem großen Hause ist ein Nebengebäude, welches eine Wohnung für den unverheiratheten Bruder (früher Anders, jetzt Johl) nebst Stallraum enthält. Die Berglinien hinter der Kirche bezeichnen die Hügelkette, die man überschreiten muß, um nach Eluxolweni zu kommen.

k. pag. 215. **Bunge's Hütten.**

Von drei Hütten ist der Eingang durch einen Dornenkraal verdeckt. Die mittlere derselben wird von Bunge, die übrigen von seinen drei Weibern bewohnt. Der Hintergrund ist dürres Felsgestein, oben stehen etliche Aloe's. Vorn auch nur Dorn und Fels, zwischen welchem Bunge einsam sitzt.

l. pag. 248. **Embizeni** (spr. Embiseni).

Die Front des kleinen Häuschens von Bruder Nauhaus. Das Fenster links gehört seiner Schlafkammer, die Thür mit dem Fenster rechts von ihr dem Wohnzimmer, und das Fenster rechts dem Studirzimmer. Das flache Dach ist von verzinntem Eisenblech. An das Wohnhaus hintenangebaut ist die Küche mit dem Schornstein, eine gewöhnliche Kafferhütte, aus Strauchwerk zusammengeflochten. Links ist noch ein Gebäude, halb Kafferhütte,

halb Viereck, aus Strauchgeflecht. Darin ist die Gaststube und die Packkammer. Vorne steht das Wasserfaß. Der mit einem Zaun eingefriedigte Garten ist erst neu angelegt, und bedarf noch der Cultur.

m. pag. 261. **Eluxolweni.**

Das kleine Friedenskirchlein, in dessen Gibel der Xylograph irrthümlich eine Thür hineingezeichnet hat. Neben demselben hängt die zerborstene Glocke des Blumenstraßenvereins; rings umher liegen einige Kafferhütten. Im Hintergrunde erheben sich die grünen, mit üppigem Graswuchs und schönen Laubwäldern bestandenen Berge des Amatole-Gebirges, welches von dem Kirchlein noch durch ein Thal getrennt ist, in welchem die Bomvana (Rothbach) fließt, etwa 150 Fuß tiefer als die Kirche gelegen. In diesem Thal haben die Bewohner des Kraals ihre Gärten.

n. pag 332. **Felsenquelle bei Portjesdamm.**

Der ganze Graben, den man hier sieht, ist etwa 20 Fuß tief von Adam Oppermann aus Felsgeröll und Gestein ausgesprengt. Das schwarze Thor ist etwa 10 Fuß hoch aus ganz hartem Felsen mittelst Pulvers herausgearbeitet und enthält das Auge der Quelle, die unterhalb der Sohle des ausgegrabenen Canals in bedeckter Rinne abfließt.

o. pag 363. **Mamusa.**

Das große Haus ist die aus Baumstämmen erbaute Kirche; vor derselben eine Glocke im Glockenstuhl; rechts von ihr die Hütten des Königs Moscheo, die sich bis zu dem aus Dorngesträuch zusammengesetzten schwarzen Viehkraal hin erstrecken; in der größten dieser Hütten wohnt der König selbst, in den übrigen seine Verwandten. Rechts steht das massive Haus des Engländers Metcalf. Die spitzen Hütten werden von Koranna, die ovalrunden von Betschuanen bewohnt. Ausgedehnte Steinmauern bilden große Viehkraale und Vertheidigungsmittel.

p. pag. 387. **Botshabelo.**

Rechts im Vordergrunde ist das Fundament zu der projektirten neuen Kirche. Darüber das viereckige, neue, massive Wohnhaus des Superintendenten Merensky, zu welchem er die Ziegel selbst bereitet und gebrannt, und welches er selbst mit Hülfe der übrigen Missionare aufgemauert hat. Die vier Fenster gehören zu vier Stübchen. Durch die Gibelthüre tritt man in das Studirzimmer. Im rechten Winkel schließt sich ein zweites, von Feldsteinen erbautes Häuschen mit Strohdach an. Das enthielt bis *vor kurzem* die gesammte Wohnung Merensky's; links die Thür

mit dem Fenster war die Wohnstube, rechts daneben das Fenster der Schlafstube, und noch weiter rechts der Anbau der Studirstube, und das viereckige Häuschen daneben die Küche. Jetzt ist aus dem alten Hause die Wohnstube zur Küche, die Schlafstube zur Speisekammer, die Studirstube zur Gaststube umgewandelt. Von diesem Hause führt ein von zwei Mauern eingeschlossener Weg hinüber zu der Werkstätte Lademanns. Rechts und links von dem Wege sind die Aecker und Felder der Brüder. Wo die Mauern einen Knick machen, ist eine massive Steinbrücke, die über ein die Gärten durchschneidendes Bächlein führt. Von der Lademannschen Werkstatt, einem ebenfalls massiven, aus Feld- und Ziegelsteinen erbauten Hause mit flachem Dache gehören zwei Fenster der Schmiede und zwei der Stellmacherei an. Rechts daneben ist ein aus Feldsteinen erbautes Häuschen unter Strohdach, in welchem zwei Zimmer sind für die Brüder Lademann und Richter, rechts daneben der Hühnerstall. Den Berg hinan, an dessen Fuß diese Gebäude liegen, sind Steinmauern gezogen, welche die einzelnen Viehkrale bilden. Das zweifenstrige Häuschen am Berge, welches die eine Mauer berührt, gehört dem alten, norwegischen Maurer, der es sich selbst mit der Bedingung erbaut hat, daß es, falls er wegzieht, Stationseigenthum wird. Links von Lademanns Werkstatt ist die Tischlerei, ein ebenfalls massives Gebäude mit Hausthür und drei Fenstern. Die beiden Fenster zur Rechten gehören der Tischlerwerkstatt, das zur Linken mit der Thür der Küche und einem Wohnstübchen Sachtlebens. Rechts von der Werkstatt ist ein kleines Häuschen, in dem Sachtleben, und links ein Rondabel, in dem ein Kaffer wohnt. Vor dem Sachtlebenschen Etablissement liegt ein altes, kleines, verfallendes Hartebeesthäuschen, welches Merensky zu seiner Umsiedelung durch einen Bauer hatte erbauen lassen, welches er aber bei seiner Ankunft durch den Sturm niedergeworfen vorfand. Jetzt wird darin allerlei Geräthe aufbewahrt.

q. pag. 431. **Kirche zu Ga Matlale.**

Dies niedliche massive Kirchlein hat Bruder Grützner, der Vice-Superintendent der Transvaalmission, für den Preis von 70 Pfd. Sterl. hergestellt. Das Brennen der Ziegel und das Mauern hat er selbst mit eigener Hand besorgt. Den Abputz hat der Maurergesell Kamann aus Berlin hergestellt, die gothische Thür und Fensterbögen unser Handwerkerbruder Sachtleben in Botshabelo. Das Dach ist mit Stroh gedeckt, die First aber wegen des Regens mit Kalk überzogen.

r. pag. 437. **Morulabaum bei Mamodisha.**

Unter diesem Baum haben die Brüder dem Volk des Häuptlings Mamodisha, welches in den Hütten am Fuß des „heil-

Bernes der Brüder-Anstalt, welches das Herr Gottes verkündigt. Auch war es dem Herrn zu dem Zweck erbaut Kapelle.

### t. pag. 441. Meisberg.

Das große Steinhäuschen der Brüder Bauer für Bruder Eichhorn errichtet, und es soll dasselbe die Wohnung der Aufseher Hütterfeld: das kleine Häuschen daneben Vorrathskammer. Links davon zwei Waschhäuschen für die Küche unter freiem Himmel, mit vielen Oefen versehen, ein Vorrath trocknen Holzes liegt vor denselben. Der Wagen steht auf drei Beinen, weil das vierte Rad in der Hitze aufgedörrt und defekt geworden ist; es muß in dem kleinen Bächlein rechts im Vordergrunde, von welchem die Quelle abfließt, erst wieder aufquellen, um gebraucht werden zu können. Die Kuh trinkt aus dem Wasser hervor.

### s. pag. 466. Bei Gert Lottering.

Der schöne Berg im Hintergrunde ist der Modimulle. Das Häuschen von Gert Lottering hat sein Fenster nach der anderen Seite hin. Die Bäume im Vordergrunde sind trocken; sie tragen weder Blätter noch Früchte, sondern Maiskolben, die an ihnen zum Trocknen aufgehängt sind.

### u. pag. 497. Hermanns Stein.

Das Häuschen des Hermanns Stein, des treuen Freundes unserer Missionare in Sekukuni's Lande. Die Berge sind die Waterfallsberge; rechts in dieselben hineingehend, gelangt man zu einem schönen Wasserfall. Das Häuschen hat nur zwei Zimmer, von welchen das kleinere durch das Giebelfenster auf unserem Bilde Licht erhält. In diesem Stübchen hat die Frau des Missionars Merensky nach ihrer gräßlichen Flucht aus Sekukuni's Lande zuerst Aufnahme und Pflege gefunden.

### v. pag. 558. Emmaus.

Das Haus von Bruder Zunkel steht auf einem steinernen Unterbau, der zur Veranda benutzt wird; an den Pfählen vor der Front rankt sich Wein empor. Das Fundament ist erweitert, damit eine neue Stube, die bei der Vergrößerung der Familie Bruder Zunkels nothwendig geworden ist, angebaut werden könne. Im Vordergrunde sitzt Adonis, der Leibaffe der Kinder, neben seinem Häuschen auf hoher Stange. Nach hinten zu steht der massive weiße Glockenstuhl mit zwei Kreuzen unter einer schönen Trauerweide. In dem vordern kleinen Hof steht ein starker Syringabaum, neben dem ein junggepflanzter Lemonenbaum durch einen pyramidalen Stabüberbau gegen das Vieh geschützt wird; *auf* der andern Seite sitzt das liebe Federvieh im Käfig.

w. pag. 572. **Stendal.**

Das Wohnhaus von Bruder Schumann mit Weintrauben-Veranda und Nebengebäuden; der Gibel zur Linken gehört zu dem Hause, in dem Bruder Arroneet gewohnt hat. Die kleinen Umzäunungen auf dem Hof sollen frischgepflanzte Bäumchen schützen.

z. pag. 593. **Christianenburg.**

Das große Haus ist das Wohnhaus des Missionar Posselt, umgeben von palmenartigen Bananen und hochüberragenden Bambusstauden. Vor dem Hause stehen schöne Syringabäume; rechts neben dem Hause unter den Bananen ist der kleine Glockenstuhl und das untere Mauerwerk einer angefangenen Kirche. Links an dem breiten Wege ist eine kleine Kaffeeplantage. Das Haus zur Linken ist das frühere Erziehungsinstitut, in dem Bruder Schumann gewohnt hat, und welches nun zu Kirche und Schule verwandt wird. Es hat, wie auch Posselts Haus, eine geräumige Veranda. In dem Häuschen im Hintergrunde haben die Colonistenbrüder Sachtleben und Strobel früher gewohnt, jetzt ist es zum Stall eingerichtet.

Druck des Textes und der Illustrationen von Julius Ruppel.
Berlin, Stralauerstraße 33.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05852 8129

DT
731
.W25

Wangemann

Ein reise-jahr in
Süd-Africa ...

422940

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05852 8129

DT
731
.W25

Wangemann

Ein reise-jahr in Süd-Africa ...

422940